Die Tochter des Diplomaten.

Roman von

Philipp Galen.

1865
Leipzig.
Verlag von Ch. E. Kollmann.

Erster Theil.

Erstes Kapitel. Der Krankenbesuch in Mürren.

Ein undurchdringliches Nebelmeer, den ungemessenen Raum zwischen Himmel und Erde füllend und beide unseren Blicken verschließend, umgiebt uns von allen Seiten. Stehen wir auf dem Gipfel eines Berges oder befinden wir uns in einer tiefen Thalschlucht, in die kein Sonnenstrahl fällt? Wir wissen es nicht, wenigstens verräth es uns nichts, denn auch der Wind, der selten schlummernde Bewohner gewaltiger Höhen, hält seine luftigen Schwingen gefesselt, und seine belebende Stimme schweigt, als wollte er die seltsame unheimliche Stille, die uns einsame Wanderer in diesem Augenblick umfängt, noch drückender und beängstigender machen. Doch halt! Da vernehmen wir einen dumpf krachenden Ton, der aus nicht allzu weiter Ferne zu kommen scheint. Wie düster grollender Donner hallt es zuerst in der uns umgebenden Nebelwüste wieder, aber nicht lange mäßigt sich die gewaltige Naturstimme: brüllend und schmetternd dröhnt sie in unser Ohr, wie tausend Gewitter, und das gespenstische Echo brüllt und schmettert in wenig gemilderten Tönen ihre wilden Cadenzen nach. Und siehe, unser Ohr, einmal geweckt, lauscht dem leiser und leiser verhallenden Gepolter da drüben, und als wären unsere Sinne alle dadurch aus ihrem Schlummer gerüttelt, glauben wir in verschiedenen Richtungen lauter und lauter tönende Stimmen zu vernehmen, als ob gießende Ströme über und unter uns rauschten, als ob

Sturzbäche von himmelhohen Felsen auf harten Steinboden herniederregneten, und wo wir noch eben einsam in einer öden und leeren Wüste standen, beginnt sich das Leben tausendfältig zu regen, wir fühlen, daß wir mitten in Gottes großartiger Schöpfung stehen und daß nur unsern Augen zu sehen verwehrt ist, was unser Ohr schon lange vernommen, unser Geist mit ahnungsvollem Schauer begriffen hat.

Aber auch das sehnsüchtig starrende Auge soll nicht lange mehr vergeblich in die bläulich weißen Nebelmassen dringen, denn plötzlich bewegt sich die träge Dunstschicht, ein mächtiger Windstoß, über unsern Köpfen dahinsausend, wirbelt sie durcheinander, so daß sich die Wolkenberge bilden, die chaotisch hin- und herstürzen, sich gegenseitig verschlingen und zerdrücken, als wären sie in einem erbarmungslosen Vertilgungskampfe begriffen. Und ja, das große Werk scheint ihnen zu gelingen, denn nachdem erst ein Windstoß sich bemerklich gemacht, kommen viele seiner Gefährten herbei, und es wirbelt und kreist in den Lüften, als wollte sich eine neue Welt vor unsern Augen erzeugen, die nichts mit den Dünsten und Wolken gemein hat, welche uns noch eben umgaben. Plötzlich aber beginnt sich das düstere Chaos zu lichten: hoch über uns schimmert ein silberner Ring durch das Gewölk, und als seine siegreiche Kraft erst einmal sich fühlbar gemacht, wächst sie zu einer unwiderstehlichen Allgewalt, und während es zu unsern Füßen

noch wüst und düster ist, erhellt sich über uns die feine Luft – die Nebel weichen wie im Fluge, und langsam entwickelt sich ein bläulicher Streifen durchsichtigen Aethers, der rasch an Ausdehnung gewinnt und bald den halben Horizont vor uns in unbeschreiblicher Klarheit erscheinen läßt.

Aber was ist das? Das Nebelmeer hat sich in ein goldenes Lichtmeer gewandelt und aus diesem Lichtmeer tauchen wie hellleuchtende Inseln silbern strahlende Kuppen und Spitzen auf, die wie erhabene Geister über den Wolken thronen und bis an die blaue Kuppel reichen, die sich nun schon weit und breit über das entzückend schöne Gemälde wölbt. Pfeilschnell aber verbreitet sich das Licht und der Strahl des neugeborenen Tages: es dringt auch schon tiefer an den breiteren Fuß der schneeigen Riesen, und grüne Matten erheben sich aus dem klar gewordenen Grunde, dunkel schimmernde Wälder bauen sich wie hergezauberte Phantasiegebilde auf, die frisch duftende Erde belebt sich mehr und mehr, friedliche Menschenwohnungen treten sichtbar hervor, und nun wird es uns klar, was das Dröhnen und Rauschen vorher bedeutete: wir sehen das stäubende Stürzen donnernder Lawinen von den Eisbergen und gewahren den Fall rauschender Felsbäche, die von den Stirnen der Schneeriesen herniederbrausen und so jene unbeschreibliche und grandiose Scenerie erzeugen, die nur *ein* Land Europa's aufzuweisen hat, und dieses Land ist – die Schweiz, das Land der freigeborenen und frei sich fühlenden Helvetier. –

Der Leser verzeihe den seltsamen Eingang unserer Erzählung, allein das wunderbare Land, in welches wir ihn zu führen beabsichtigen, beherrscht und verlockt unsere Feder, wie es einst unsere Phantasie und unsere Sinne beherrschte und verlockte, und erst allmälig vermag jene unsere traute Gefährtin die stille Bahn wiederzugewinnen, in der sie sonst zu laufen gewohnt ist. So aber wollen wir sie jetzt an diese Bahn zu fesseln versuchen und in ruhiger Stimmung dem Leser den Ort bezeichnen, dessen prachtvolle Scenerie wir so eben im Allgemeinen angedeutet haben.

Wir befinden uns im Berner-Oberland, im Anfang des Juli 1863, und der Tag, der schon vor sechs bis sieben Stunden angebrochen ist, hat sich erst spät von seinen Morgenschleiern befreit, und die Sonne beginnt erst gegen Mittag ihr goldenes Licht über die himmelanstrebenden Berge und die grünenden Thäler auszugießen, die sich allmälig in ihr schönstes Gewand kleiden, um unsern Augen eben so majestätisch und erhaben, wie lieblich und reizvoll zu erscheinen.

Eines der höchstgelegenen Dörfer der Schweiz[1] ist das Dorf Mürren. Auf schroffen Wänden steigt das mächtige Schilthorn vom Lauterbrunnenthale in die Höhe, und noch 1500 Fuß höher, als der fast 1000 Fuß herabstürzende Staubbach seinen Sprung antritt, da, wo die Waldregion aufhört und eine steile, kahle Grasfläche beginnt, hat es der Laune des verwegenen Menschen gefallen, sich

[1] Es liegt 5018 Fuß hoch.

Hütten zu bauen, von denen aus er nun bequem in die Wunder der gewaltigsten aller Berggruppen der Schweiz, in die Finsteraarhorngruppe, hineinblicken kann.

In der That, wenn das die Absicht der Gründer dieser abgelegenen Niederlassung war, so kann man dieselbe als gelungen betrachten, denn eine schönere Lage mag selten ein von Menschen bewohnter Ort aufzuweisen haben.

Wenn die Luft klar ist, wie an dem Morgen, wo wir nach Zertheilung der Nebel uns daselbst einfinden, rollt sich ringsum ein so großartig prächtiges Gemälde auf, wie es sich wohl keines schaffenden Künstlers Phantasie erdenken kann. Amphitheatralisch steigen gewaltige Bergmassen, Thurm auf Thurm und Spitze auf Spitze übereinander gebaut, in nächster Nähe auf; die Finsteraarhorngruppe enthüllt ihre mächtigen Zierden, den Eiger, den Mönch, das Breithorn und, in der Mitte aller, die mächtigste und schönste, die im unvergleichlichen Prachtbau sich erhebende Jungfrau, die, auf breiter grüner Unterlage beginnend, zu einem ungeheuren steinernen Coloß sich aufschwingt und zahllose strahlende Nebengruppen bildend, endlich in jenen wunderbar geformten Schneegipfel zuspitzt, der sein eisig glänzendes Haupt mit Ausnahme des riesigen Montblanc, über alle Gipfel der schweizerischen Eisberge streckt und als weithin strahlende Leuchte über tausend Thäler und Seen seiner Heimat hinblickt.

Von allen Seiten dieser erhabensten aller irdischen Jungfrauen wälzen sich meilenlange, unübersehbare,

breite Eisflüsse herab, die vielbesprochenen Gletscher, die mit ihren steintrümmerreichen Ausläufern mitten in den grünen Matten endigen, auf denen das kostbarste Thier der Alpen, die braune Milchspenderin, die treuherzig blickende Kuh weidet, deren melodisch tönende Glocke weithin über Berg und Thal läutet.

Außer diesen zu Eis erstarrten Gletscherströmen stürzen aber noch hundert flüssige Bäche von den Höhen herab, hier in malerischen thurmhohen Sprüngen, dort in perlender Staubgestalt kopfüber der Tiefe zustrebend, um unten im Thale sich zu sammeln und in immer noch wildem, wenngleich geregelterem Lauf die blaugrünen Alpenseen aufzusuchen, aus denen sich Flüsse bilden, die zu Strömen anwachsen und nach allen Richtungen unser deutsches Vaterland durchziehen, bis sie sich endlich in das unendliche Meer ergießen, um in seinen ungemessenen Tiefen zu verschwinden und so das Schicksal alles Irdischen zu theilen.

Aber nicht allein auf Eisströme und Schneethürme, auf tosende Sturzbäche und stäubende Wasserstrahlen blickt hier das fast geblendete Auge des Wanderers hinab, nein, auch in die düsteren graugrünen Spalten der Bergriesen senkt es sich hinein, und kaum weiß man, was bewundernswerther ist, jene erstarrten Ströme und blitzenden Schneespitzen, oder diese von Steintrümmern, grünen Matten und dunklen Tannen strotzenden Thälern, wie zum Beispiel das Rotthal, das des Schmadrigletschers

und des Stüfisteins, die schwer zu erreichen sind und sogar nur selten von den kundigsten Gemsjägern besucht werden.

Doch wir haben für's Erste genug von diesen Wunderwerken erwähnt – sie zu beschreiben oder nur alle zu nennen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein – kehren wir zu dem Dorfe Mürren zurück, über welchem die von allen Dünsten befreite Sonne jetzt fast im Zenith steht, und sehen wir, was es daselbst so Ungewöhnliches heute zu schauen giebt. In dem kleinen, aus etwa vierzig Wohnungen bestehenden Ort, die ziemlich weit voneinander entfernt liegen, schien sich ein seltsames Ereigniß zugetragen zu haben, denn es herrschte eine auffallende Bewegung unter den wenigen Menschen, die fast alle ihre Häuserchen verlassen hatten und in einer kleinen Gruppe vor denselben hier und da zusammengetreten waren.

Und in der That, schon am Abend vorher war hier etwas Ungewöhnliches geschehen, etwas, was der schweizerische Bergbewohner nicht gern hat, da es nicht nur seine patriarchalische Ruhe stört, sondern auch den allgemeinen Ruf der Sicherheit des fremden Reisenden, von dem so viele Tausend Schweizer ihre Nahrung erhalten, zu gefährden im Stande ist. Mit einem Wort: einer der berühmtesten Führer der Gegend, der bedächtige, kühne Michel aus Grindelwald, war am Tage vorher mit einem Fremden aus Unterseen in Mürren eingetroffen, um von hier aus die untere Schneeregion der Jungfrau in der Gegend des Silberhorns zu besuchen. Drei Männer aus

Mürren hatten sich ihnen angeschlossen, und bei günstiger Tageszeit und gutem Wetter war man frohen Muthes jodelnd und jauchzend ausgezogen. Allein an demselben Abend schon war die kühne Gesellschaft zurückgekehrt, schweigend und verstimmt, denn den Fremden, der ein reicher und angesehener Mann sein sollte, hatte trotz aller Sorgfalt seiner Begleiter das Unglück ereilt, daß er, nachdem man den ersten Gletscherstrom kaum erstiegen, ausgeglitten und in eine tiefe Eisspalte gefallen war, aus der man ihn nur mit vieler Mühe und nach stundenlanger Arbeit blutend und fast leblos hervorgezogen hatte. So waren die vier Männer mit ihrer hülflosen und unbeweglichen Last Abends in Mürren wieder eingezogen, wo sie sich im Schulhause, welches die meiste Bequemlichkeit bot, um den Kranken bemüht hatten und ihm die geringe Hülfe angedeihen ließen, die so arme und einfache Leute in ihrer Abgeschiedenheit von allem Verkehr zu bieten vermögen. Der Führer Michel aus Grindelwald aber war gleich in der Nacht nach Interlaken geeilt und hatte einen in der Wundarzneikunst berühmten Mann geholt, der dieser Aufforderung auch willig gefolgt und schon am frühen Morgen zu Pferde in Mürren eingetroffen war.

Mit kundigem Auge und sicherer Hand hatte der Mann der Wissenschaft den Fremden untersucht und dem geängstigten Schulmeister wie dem niedergeschlagenen Führer Michel seine Meinung dahin verkündet: daß keine Lebensgefahr drohe, ja sogar die völlige Gesundheit

des Verwundeten in einigen Wochen wiederkehren werde, daß man denselben jedoch, nachdem er sorgfältig verbunden, vorsichtig nach seinem Gasthof in Unterseen transportiren müsse, und daß er selbst dafür sorgen wolle, daß Alles geschehe, was unter den obwaltenden Umständen nothwendig und ersprießlich sei.

Dieser mit männlicher Ruhe und Sicherheit ausgesprochene Trost hatte die Aufregung aller Betheiligten wundersam besänftigt, und unter verschiedenen Vorkehrungen hatte man sehnsüchtig den Mittag des gegenwärtigen Tages erwartet, um die dicken Nebel, die den schwierigen Transport des Schwerverwundeten bisher unmöglich gemacht, sich erst senken zu lassen, und nun standen acht kräftige Männer bereit, sobald es der Arzt befehlen würde, ihre Last auf einer sorgsam zugerichteten Tragbahre die steile Bergstraße hinunterzutragen und nicht eher von ihrem Pflegebefohlenen zu weichen, als bis er sicher und sanft in seinem Bett geborgen wäre.

Kurz vor dem Aufbruch des Zuges sah man aus dem kleinen Hause des Schulmeisters drei Männer treten, die bei dem gegenwärtigen Vorfall zumeist betheiligt schienen. Es waren drei schon in ihrer äußeren Erscheinung merklich voneinander abweichende Persönlichkeiten, und während sie auf den grünen Vorplatz des Hauses treten, um bedächtig nach dem Wetter auszuschauen und vielleicht auch eine ungestörte Unterhaltung abseits des Kranken zu pflegen, wollen wir sie uns aus der Nähe

betrachten und je nach ihrer Bedeutung für unsere Erzählung mehr oder minder einer sorgfältigen Musterung unterziehen.

In dem kleinen, noch ziemlich jugendlichen Manne mit dem langen grauen Rocke, dem schlichten weißen Zipfelhalstuche und der bequemen Hauskappe erkennen wir mit leichter Mühe den stillen Schulmeister des abgelegenen Ortes, der, seinem mühseligen Berufe getreu und blindlings den Befehlen seiner Vorgesetzten gehorchend, sich mit einem Amte begnügt, das ihm kaum mehr einträgt, als zum nothdürftigsten Lebensunterhalte hinreicht. Sein schmales blasses Gesicht trägt unverkennbar den Stempel der Entsagung in allen Zügen, und dennoch ist er mit seiner Lebenslage zufrieden, denn er ist ein Freund der erhabenen Natur seiner Heimat und fühlt sich wohl im Bewußtsein, ein regensicheres Dach über seinem Haupte, ein reinliches Strohlager mit einem warmen Bettstück und hinreichend Kartoffeln, Käse und Milch für seinen Appetit zu haben, welche Nahrungsmittel täglich ohne Abwechslung seinen Tisch bedecken, wie den der übrigen Bewohner seines winzigen Dorfes. Gegenwärtig ist er noch halb betäubt von dem Unfall, der sich im Bereiche seiner Wirksamkeit zugetragen, und doch auch wieder beglückt, denn die beiden Goldstücke, die ihm Michel auf Befehl des verwundeten Herrn als Belohnung für seine Mühwaltung und Gefälligkeit gereicht, machen eine Summe aus, die fast den vierten Theil seiner amtlichen Besoldung für das ganze Jahr beträgt.

Einen ganz anderen Eindruck bringt schon der berühmte Gemsjäger Michel aus Grindelwald hervor, denn solcher stämmigen, breitschultrigen Männer, an denen jede Bewegung die stählerne Kraft und Biegsamkeit ihrer Muskeln verräth, dürfte es selbst in der so starke Söhne erzeugenden Schweiz nur wenige geben. Seine braune, jetzt an verschiedenen Stellen zerrissene Jacke bedeckt eine breite, mächtige Brust, die schon manchen schweren Athemzug in grober Gefahr in der feinen Luft der höchsten Bergspitzen und auf den kalten Eisfeldern seiner heimatlichen Gletscher gethan hat. Seine schwarzen manchesternen Hosen reichen nur bis zum Knie, das in seiner braunen Nacktheit eine Muskulatur aufweist, deren sich kein Gladiator des Alterthums zu schämen gehabt hätte. Seine colossalen Waden stecken in blauwollenen Zwickelstrümpfen, und seine großen Füße, die so schwerfällig aussehen und doch so behende sind, um wie eine Gemse über Eisspalten von entsetzlicher Breite zu springen, in Schuhen, deren mit starken Spitznägeln beschlagene Sohlen für die Dauer eines Menschenalters bestimmt zu sein scheinen.

Das Characteristische seiner Erscheinung prägt sich jedoch in seinem intelligenten, ziemlich bärtigen Gesicht aus, das, in Folge der zahllosen Strapazen seines Lebens, einem schon alternden Manne anzugehören scheint, obwohl unser Freund, der uns künftig noch häufiger begleiten wird, erst sechsunddreißig Jahre zählt. Allein die Söhne der Berge altern schnell, die Mühseligkeiten ihres Berufs verzehren ihre Lebenskräfte rasch, und ein Mann

von fünfzig Jahren gleicht bei ihnen in der Regel einem Siebenziger in der Ebene, welch hohes Alter sie selten erreichen, da sie nur zu häufig die Opfer ihrer Kühnheit und ihrer wagehalsigen Unternehmungen werden.

Einen fast angenehmen Eindruck machte Michel, wenn er sein großes braunes Auge lächelnd auf Jemanden richtete und dabei von heiteren Dingen sprach, während der starklippige Mund mit den milchweißen Zähnen in seinen herabgezogenen Winkeln ein ihm zur zweiten Natur gewordenes ironisches Lächeln blicken ließ. In der Haltung des beweglichen Körpers dagegen sprach sich seine ganze Kühnheit und Unerschrockenheit aus, als ob er stets auf dem Sprunge zu irgend einem Wagniß stände, wenn er, wie zur Prüfung ihrer Biegsamkeit und Elasticität, die Hüften unaufhörlich hin- und herwiegte. Die Art endlich, wie er den halbzerdrückten braunen Filz mit dem Gemsbart auf einer Seite des Kopfes trug, erweckte den Glauben, daß Freund Michel bei aller seiner natürlichen Einfachheit ein etwas trotziger, auf seine Körperkraft und Gewandtheit sicher bauender und keine persönliche Gefahr scheuender Mensch sei, für den es kein größeres Vergnügen auf der Welt gäbe, als, selbst in der Voraussicht, den Hals zu brechen, einer flüchtigen Gemse von Eisfeld zu Eisfeld nachzuklimmen oder den hinterlistigen Geier zu jagen, der mit Menschen und Vieh so oft sein verrätherisches Spiel treibt.

Am heutigen Tage jedoch sprach sich in dem Wesen des kühnen Jägers eine gewisse Gedrücktheit, fast Niedergeschlagenheit aus. Sein mit so großen persönlichen

Aufopferungen bis heute bewahrter Ruhm, ein stets zuverlässiger und in allen Nöthen erprobter Führer zu sein, war durch den so unglücklichen Fall jenes Herrn in seinen eigenen Augen stark erschüttert worden, und er wagte kaum, das Gesicht zu den Männern zu erheben, die ihm schon wiederholt Trost zugesprochen und seinen wankenden Muth wieder aufzurichten versucht hatten. Wenn aber überhaupt Jemand in dieser Beziehung im Stande war, belebend und erfrischend auf ihn zu wirken, so war es der dritte Mann, zu dessen Beschreibung wir sogleich gelangen werden, denn zu ihm hatte er nicht allein ein ungewöhnliches Vertrauen, sondern seine Achtung für ihn und seine Leistungen war fast unbegränzt, da er schon seit Jahren sein steter Begleiter auf vielen beschwerlichen Ausflügen in den Gebirgen gewesen war und die ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens dieses Mannes schätzen gelernt hatte.

So betrachten wir uns denn auch diesen Mann, den aus Interlaken herbeigeholten Arzt, mit einiger Aufmerksamkeit. Und da müssen wir gestehen, daß uns nur selten ein menschliches Wesen von so ansprechender Erscheinung und ein Gesicht mit so männlichen und wohlthuenden Zügen vorgekommen ist wie dieses. Hoch gewachsen und demgemäß in allen Gliedern kräftig entwickelt, konnte dieser Mann einen Herkules der Jetztzeit vorstellen, der,

sich seiner Kraft wohl bewußt, doch keinen übermäßigen Werth darauf zu legen schien, und diesem mächtigen Wuchse entsprach das edle, von der Luft dunkel gefärbte, fast bartlose Gesicht, in dessen reinen blauen Augen ein Ausdruck von Güte, Menschenfreundlichkeit und Vertrauen erweckender Ruhe strahlte, der Jedermann auf den ersten Blick nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu beeinflussen und zu beherrschen geeignet war.

Kaum sah man diesem Mann, der eine einfache gleichfarbig dunkle Sommerkleidung und einen breitrandigen Strohhut trug, sein Alter an, denn die Raschheit und Entschiedenheit seiner Bewegungen verjüngten ihn augenscheinlich; er schritt mit seinen sechsundfünfzig Jahren so leicht und sicher einher, als wären sie um die Last von zehn Wintern geringer gewesen, und nur in der Ruhe und Bedächtigkeit, mit der er sprach, prägte sich ebensoviel Selbstbeherrschung wie reiche Erfahrung und Menschenkenntniß aus, die stets die untrüglichsten Zeichen reiferer Jahre sind und die sich dieser Mann in der That an verschiedenen Orten und in den seltsamsten Lebenslagen in reichlicher Fülle gesammelt hatte.

Wenn indessen die Gemüthsruhe, welche aus seinen Zügen und Blicken sprach, noch eine andere Beimischung hatte, die freilich nur ein geübtes Auge in Momenten ernsten Nachdenkens an ihm zu entdecken im Stande war, so war es ein Anflug stiller sanfter Traurigkeit, der um seinen festgeschlossenen Mund lagerte, wenn er schwieg, und der erst verschwand, wenn seine Lippen sich öffneten und Worte hören ließen, die trotz

des mächtigen Klanges der Stimme freundlich und wohlthuend wirkten, aber stark von dem Dialect abwichen, der in diesen Landen gesprochen wurde. Jedenfalls war das Leben dieses geistig so begabten Mannes nicht immer glatt und eben verlaufen, er hatte ohne Zweifel manchen Kummer, manche Sorge kennen gelernt; aber wie man es am Morgen der Eiche nicht anmerkt, daß ein nächtlicher Sturm ihren Wipfel erschüttert und einige ihrer Aeste auf Augenblicke gebeugt hat, so ließ auch dieser Mann nicht merken, daß es Ereignisse in seinem Leben gegeben, die manches anderen Menschen Geist zu beugen, ja sein Herz zu brechen stark genug gewesen wären. –

Als die drei Männer von dem Häuschen fort bis an den Abhang getreten waren, an welchem der in's Thal führende Weg beginnt, blieben sie stehen und schauten schweigend nach verschiedenen Himmelsgegenden aus. Während aber Michel und der Schulmeister das Aussehen des Himmels, den Zug der Luftströmung und die in der Tiefe immer mehr verschwindenden Nebelstreifen prüften, haftete des Arztes Auge mit wahrem inneren Wonneschauer auf der sich ihm darbietenden Aussicht und sein strahlendes Auge flog von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, als sende es Grüße über Grüße aus, und dabei war er so tief in Gedanken versunken, daß er die schon zweimal an ihn gerichtete Rede des Führers überhört hatte.

Endlich aber legte Michel, der vielleicht ungeduldig war, mit dem Kranken von dem Orte wegzukommen, seine schwere Hand nachdrücklich auf des Arztes Arm,

drückte ihn fühlbar und wiederholte dabei: »Ja, ja, Herr Doctor, hören Sie doch; es wird Zeit, daß wir aufbrechen. Das Wetter hat sich vollständig aufgeklärt, unser Weg liegt ohne Hinderniß vor uns, und da die Männer zur Hand sind, die den kranken Herrn nach Hause tragen wollen, so sehe ich keinen Grund, warum wir noch länger hier oben zögern sollten.«

»Gemach, Michel, gemach!« erwiderte der Arzt nach einer Weile, wie aus einem Traume erwachend und den ungeduldigen Mann mit seinem ruhigen Auge betrachtend, »wir haben uns auf keine Weise zu übereilen. Ich komme nur selten hier herauf und sättige mein Auge gern an Gottes großer Schöpfung. Ach ja, es ist schön, sehr schön hier – doch Ihr wollt fort, ich sehe es. Nun denn, ja, vorwärts, sage auch ich. Ruft die Männer herbei, daß sie den Kranken herausbringen, die frische Luft wird ihm wohl thun. Dann mache Gott ihre Arme und Füße stark und dauerhaft, denn sie werden eine tüchtige Last auf schlechtem Wege sechs Stunden lang zu tragen haben.«

Michel ließ sich diese Aufforderung nicht zweimal sagen. Flugs eilte er nach dem nächsten Hause, in welches sich, einer Herzstärkung wegen, die acht Träger so eben zurückgezogen hatten, und rief sie herbei.

Die Männer folgten seinem Rufe bereitwillig und bald waren sie unter Vorantritt des Arztes in den Flur des

Schulmeisterhauses getreten, in welchem der Kranke bereits auf einer mit Heu und Decken gepolsterten Tragbahre so bequem lag, wie man es unter den obwaltenden Verhältnissen nur hatte möglich machen können.

Es war ein Mann von feinem Aussehen, dessen Gesichtsausdruck allein schon einen hohen Grad von Bildung und Intelligenz verrieth. Gegenwärtig war dieses von dunklem Haar und Bart eingerahmte Gesicht allerdings überaus bleich, allein der Schreck über seinen Unfall und die ersten Schmerzen der verletzten Gliedmaßen waren bereits gewichen, und da der sorgsame Arzt den verwundeten Fuß und Arm der linken Seite wohl verwahrt und für den schwierigen Transport zweckmäßig gelagert hatte, so ertrug er sein Geschick mit Ergebung, mit deren Ausdruck auf seinen wohlgebildeten Zügen sich sogar ein freundliches Lächeln verband, als er den Arzt mit vier Männern wieder bei sich eintreten sah.

»Nun, mein Herr,« wandte sich der Arzt an ihn, »soll Ihr Wunsch, von hier fortzukommen, bald befriedigt werden. Alle Nebel, die unsern Weg verdunkelten und unsicher machten, sind verschwunden, es wird den ganzen Tag gut Wetter bleiben und wir wollen getrost unsere Reise beginnen. Haben Sie noch einen Wunsch oder ein Bedürfniß?«

Der Kranke schüttelte leise den Kopf, dessen Stirn auch noch einige blutige Striemen von seinem Falle zeigte, und sagte dann mit leiser Stimme: »Nein, mein Herr, ich danke Ihnen; ich habe keinen Wunsch mehr als den, zu Hause, das heißt bei meiner Frau in Unterseen zu sein.«

»Gut, der Wunsch soll mit Gottes Hülfe erfüllt werden. Sie wohnen also bei Ruchti?«

»Ja, in Beausite.«

»Ich will es mir merken. So. Und nun, Kinder, faßt an, wir sind fertig. Geht vorsichtig und langsam, wie Ihr es sonst thut, wenn Ihr Jemanden die Berge hinab tragt, und wenn einer von Euch sich schwach werden fühlt, sagt er es bei Zeiten, damit ein anderer ihn ablöst.«

Mehr brauchte den sachkundigen Landeskindern nicht gesagt zu werden; sie wußten, um was es sich handelte, und so hoben sie mit gewohnter Umsicht und Kraft den Tragsessel auf und sogleich setzte sich der Zug in Bewegung, indem die vier Reserveträger voranschritten, die Bahre folgte und der Arzt achtsam hinterherging, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn sein Beistand irgend einmal verlangt werden sollte. Ihm zunächst hatte sich der Führer Michel angeschlossen, der nach Grindelwald zurückkehren wollte, und hinter diesem ging der Schulmeister von Mürren mit einem gewichtigen Alpstock, da er ein Geschäft in Lauterbrunnen zu verrichten hatte und den Weg lieber in Gesellschaft als allein machte. Unmittelbar hinter dem letzten Mann her aber schritt vorsichtig und gewandt eine kräftige Rappstute, welche dem Arzt gehörte und ihn in der Nacht auf die Höhe getragen hatte. Sie war Eins jener klugen und unbezahlbaren Thiere, wie man sie nur in der gebirgigen Schweiz findet, die von der Natur den Instinct empfangen haben, stets zu wissen, was der Mensch von ihnen will, und die bis zum letzten Athemzuge bereit sind, ihm mit allen ihren Kräften zu

dienen und ihre mühselige Arbeit mit einer Vorsicht und Sicherheit vollbringen, die den achtsamen Reisenden oft genug mit Staunen und Bewunderung erfüllen.

So bewegte sich denn der Zug, noch lange von den jüngeren Bewohnern des Dorfes Mürren begleitet, langsam den beschwerlichen Weg nach dem Lauterbrunnenthale hinab; wir beabsichtigten jedoch nicht, dem Leser denselben Schritt für Schritt zu beschreiben, sondern bemerken nur, daß alle Schwierigkeiten glücklich überwunden wurden, daß die Träger ihre Aufgabe geschickt wie immer lösten, und daß man endlich nach fast drei Stunden mühevollen Bergabsteigens das schöne Thal erreichte, das von den zahllosen Quellen, die aus allen Felsspalten hervorsprudeln oder von den Bergfirsten gießend und stäubend herniederrieseln, seinen Namen erhalten hat.

Auf diesem langen und beschwerlichen Wege wurden zwischen dem Arzt und seinen Begleitern nur wenige Worte gewechselt, erst als das Gasthaus zum Steinbock in Lauterbrunnen erreicht war, wo man eine kurze Rast zu nehmen gedachte, sammelte man sich um den Verwundeten, der die Reise leidlich ertragen hatte, und richtete theilnehmende Fragen an ihn, die er freundlich und dankbar beantwortete und sich über sein Befinden befriedigend äußerte. Hier war es auch, wo Michel von ihm vor der Hand Abschied nahm, wiederholt versprach, ihn recht bald in Unterseen zu besuchen, und dann dem Arzt einen Wink gab, ihm vor die Thür zu folgen, da er noch einige Worte insgeheim an ihn zu richten hatte.

Während die Träger mit Bier und Kirschwasser gelabt wurden, trat der Arzt vor die Thür des Wirthshauses und schritt mit Michel und dem Schulmeister, der sich von ersterem noch nicht trennen zu können schien, unter einen dichtbelaubten Nußbaum. Hier blieb der Gemsjäger stehen, reichte dem Arzte die Hand und sagte:

»Nun also, Herr Doctor, will ich Ihnen den armen Herrn allein überlassen, dessen Unfall mich vier Wochen lang unglücklich machen wird. Mag es Ihrer Kunst gelingen, ihn bald wieder herzustellen und mich von der Sorge zu befreien, die auf meinem Herzen lastet. Aber wie, kann ich mich versichert halten, daß Sie, wenn Jemand in Interlaken mich tadeln sollte, auf meine Seite treten, damit mein guter Leumund keinen Schaden erfährt?«

Der Arzt lächelte freundlich, drückte dem biederen Gemsjäger die Hand und versetzte: »Darum seid außer Sorge, Michel. Auf Euch und Eure bekannte Sorgfalt im Führeramt kann nicht die Spur eines Schattens fallen. Ihr habt Eure Pflicht wie immer erfüllt und der Reisende, der Eure wiederholte Warnung nicht beachtete, hat sich allein die Schuld seines Unfalls beizumessen. Das will ich Jedermann verkünden, der es hören will. Nun aber geht mit Gott und grüßt Eure Frau von mir. Nächstens komme ich nach Grindelwald und dann wollen wir wieder einen unserer alten Berggänge ausführen. Gehabt Euch wohl, wackrer Freund, es wird Zeit, daß wir aufbrechen, denn ich möchte noch vor Sonnenuntergang in meiner Behausung sein.«

Die beiden Männer schüttelten sich noch einmal die Hände, dann verließ der Arzt den Führer, und nachdem er sich auch von dem Schulmeister verabschiedet, begab er sich zu seinem Kranken zurück, mit dem er einige Worte wechselte und dann den Trägern befahl, die Reise weiter fortzusetzen, was auch sogleich mit frisch gesammelten Kräften geschah.

Während aber der Arzt seine Rappstute, die geduldig den Aufbruch erwartete, nach einigen Liebkosungen bestieg und langsam dem vorangehenden Zuge nachritt, blieben Michel und der Schulmeister noch unter dem Nußbaum stehen und schauten den abziehenden Männern nach, so lange sie mit den Augen zu erreichen waren; als aber zuletzt der ruhig schreitende Rappe hinter einer Felsecke verschwunden war, wandte sich der junge Schulmeister, der so lange seine Neugier bezwungen, mit einer gewissen Hast an seinen Begleiter und sagte halb flüsternden Tones:

»Das ist ein netter Mann, Michel, und Euer Patient scheint mir in guten Händen zu sein. Ja. Aber sagt mir, wer ist und wie heißt er und wie habt Ihr ihn so schnell nach Mürren hinaufgebracht? Soviel ich mich erinnere, habe ich ihn noch nie gesehen, was freilich kein Wunder ist, denn während der drei Jahre, die ich in Mürren wohne, ist erst einmal ein Arzt oben gewesen, um einen Kranken zu besuchen. Wie ich aber aus seiner Sprache entnehme, ist er kein Schweizer oder höchstens aus einem der nördlichen Cantone, deren Sprachweise ich noch nicht aus Erfahrung kenne, wie?«

Michel schaute eine Weile sinnend vor sich nieder und lächelte still in sich hinein, ehe er antwortete. »Hm! Ja freilich,« fuhr er dann auf und schnippte mit den Fingern der rechten Hand in die Luft, »ein *geborener* Schweizer ist er nicht, aber ein sehr geschickter Arzt und ein vortrefflicher Mann obendrein gewiß. Wenn Sie noch länger in dieser Gegend wohnen, Herr Schulmeister, werden Sie ihn schon besser kennen lernen, denn den Doctor Marssen im Bödeli weiß jeder Junge ringsherum bei Namen zu nennen. Ja, hm! Freilich, ein Arzt, so wie die andern vornehmen Herren da unten im Thale sind, ist er nicht, er reitet nicht um Geld in die Berge, wohl aber aus Menschenfreundlichkeit, und wenn Jemand einmal in rechter Noth ist, wie ich es gestern war, dann ist er gerade der Mann, der immer zuerst bei der Hand ist.«

»So. Also Marssen heißt er und im Bödeli wohnt er?«

»Ja, schon seit sechs Jahren, und er hat sich da ein ganz hübsches Nest zugelegt und sich redlich bei uns eingebürgert, das muß man sagen.«

»Aber wo ist er denn hergekommen? Und was für ein Landsmann ist er?«

Michel sann wieder einige Augenblicke nach, dann wiederholte er, wie es schien, halb unwillig: »Was für ein Landsmann? Na, das müssen Sie doch gleich weghaben, daß er ein Deutscher ist?«

»Nun ja, das habe ich wohl gehört.«

»Ein Deutscher!« sprach Michel wie zu sich selbst und fuhr mit der Hand durch sein krauses Haar, von dessen vor der Zeit ergrauten Spitzen dicke Schweißtropfen

niederrieselten. »Ein Deutscher, weiß es der liebe Gott, und ein kreuzbraver Mann, das ist gewiß. Aber das ist es eben, was ich noch immer nicht begreifen kann –«

»Was könnt Ihr denn nicht begreifen?«

»Daß er als Deutscher hierhergekommen ist oder vielmehr, daß er als solcher hierherkommen mußte, denn er hat sicher nicht sein Vaterland aus freien Stücken verlassen –«

»Ah!« unterbrach ihn der Schulmeister, der endlich zu begreifen anfing, was seinen Gefährten so wurmte. »So ist er wohl einer der auswärtigen Verbannten, die leider Gottes unsere Schweiz so reichlich bevölkern helfen?«

»Verbannter!« fuhr Michel trotzig auf. »Was weiß ich es, und was geht es uns eigentlich an! Aber ärgern thut es mich dennoch, wenn ich so etwas sehe. Bei meiner verstorbenen Mutter Sarg – Gott habe sie selig! – das große Deutschland muß einen ungeheuren Ueberfluß an bedeutenden und guten Männern haben, wenn es Leuten, wie diesem da, den Stuhl vor die Thür setzt, ihnen das Haus vor der Nase zuschließt und den Abschiedsgruß zuruft: Hol' Dich der Henker! Tausendsapperlot, so dumm ist in keinem andern Lande ein Mensch, als diese deutschen – Stuhlsetzer und Hausverschließer sind. Bei meiner Ehre! Das thun nicht einmal die tollköpfigen Engländer, die ich, wie jede Krähe weiß, nicht leiden kann, wenn sie uns auch für zehn Schritte immer einen Franken zahlen. Nein, das thun die verrückten, starrköpfigen, nur sich selbst sehenden Engländer nicht, die wissen ihre klugen Leute besser im Inlande zu gebrauchen, und

nur die überfrachtigen Narren schicken sie auswärts. Haha! Und auch die Franzosen, die so gern unsere Freunde sein möchten und doch blos gierig nach unsern Bergen und Seen sind, auch sie behalten ihre Kinder im Hause, und nur ihre liederlichen Frauenzimmer schicken sie nach Genf und anderen Orten, weil sie sie nicht allein bezahlen wollen, haha! Und wer schickt uns noch seine klugen Leute her, etwa die Russen und Italiener? O nein, die sind auch klug genug und behalten für sich, was sie gebrauchen können. Freilich schwatzende Polen drängen sich genug bei uns ein, aber was gehen uns die Polen an, die fliehen vor den Russen und nicht vor den eigenen Potentaten. Zum Teufel! ich werde warm, wenn ich daran denke, daß gerade die Deutschen, die mit uns eine Sprache reden, verdammt sind, wie wilde Bestien von Haus und Hof vertrieben werden, und wer glaubt es den deutschen Regierungsherren, wenn sie behaupten, daß gerade sie einen so großen Ueberfluß von Unkraut haben? Nein, nein, das kann und werde ich nie begreifen, wenn ich die Vertriebenen und Verbannten, die sie in unsere Berge jagen, in der Nähe betrachte. Es sind lauter gescheite, kluge und überaus ruhige Leute, deren Herz nur nicht gerade so viel Pulsschläge zählt, wie es nach der höheren Polizeiverordnung bei ihnen zu Hause zählen soll. Na, laß sie nur verjagen, wir wissen die Spreu schon vom Weizen zu sondern, und in unsern Bergen ist Raum genug, ein ganzes Heer solcher, wie da eben einer von uns ging, zu ernähren. Ja, bei Gott! jeder Prinz, meine ich, an denen die Deutschen so reich sind, müßte sich freuen,

solche Männer vor seinen Karren zu spannen. Ein Land voll solcher Männer muß ein glückliches Land sein, weil ein Land nur durch wahre Männer groß werden kann. Nun ja, Herr Schulmeister, das ist so meine dumme Politik, und jener Mann, der Doctor Marssen, das ist ein wahrer Mann. Hm – lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken – ja, es sind in diesem September nun gerade sechs Jahre, daß er mit seiner Schwester, außer der er nur noch einen Sohn hat, hier ankam. Ich führte just eine mondsüchtige englische Familie mit tausend Schachteln und Taschen durch das Land und sah ihn in Neuhaus aus dem Thuner Dampfer steigen. Er hatte nur zwei winzige Koffer bei sich, an Geld aber schien er keinen Mangel zu leiden, schon nach wenigen Monaten kaufte er sich im Bödeli ein Haus, richtete es sich hübsch ein und wohnt nun als naturalisirter Schweizer unter uns, indem er unsere Gesetze befolgt und jedem hilft, wo er kann. Das ist die rechte Art, Herr Schulmeister, und loben muß man den Mann, der also handelt. Weiter aber weiß ich nichts von dem Herrn, und nun habe ich genug mit Ihnen über ihn geschwätzt. – Wohin gehen Sie jetzt?«

»Ich will auf die Pfarre. Gehet mit Gott, sage auch ich, und mag Euch nicht oft ein Unheil begegnen, wie gestern. Lebt wohl, Michel!«

Der kleine schmächtige Schulmeister reichte dem treuherzigen Gemsjäger die Hand, die dieser leise schüttelte, worauf er sich, ohne ein Wort zu erwidern, von ihm

abwandte und den nächsten Weg nach Grindelwald einschlug. Die letzten Worte des Mürrener Gelehrten hatten ihn wieder an sein kaum vergessenes letztes Unglück erinnert, und er verfolgte langsam seinen Weg, ohne sich nach irgend etwas umzuschauen, nicht jodelnd und jauchzend wie sonst, wenn er nach einem glücklichen Ausflug, in den Taschen die klingenden Goldstücke tragend, aus den Bergen kam und in sein stilles, heimatliches Haus zurückkehrte, denn daß neben ihm, dem gesuchtesten und erfahrensten Führer, ein Reisender beinahe das Leben verloren, wurmte ihn schwer, und tief bedrückt schlich er auf stillen Fußpfaden dahin, absichtlich jedem Begegnenden ausweichend, der durch Zufall ja schon sein unerhörtes Mißgeschick erfahren haben konnte.

Unterdessen waren die Träger mit dem Kranken schon ziemlich auf der Landstraße vorgerückt; leichten, elastischen Schrittes bewegten sie sich auf dem ebenen Boden fort, und dabei suchten sie achtsamerweise jede Erschütterung des Verwundeten zu vermeiden, so daß dieser sanft wie in einem stillstehenden Bette lag. – Unmittelbar hinter dem Tragsessel hielt sich der Doctor Marssen. Die Zügel hatte er auf den Hals seines wackeren Pferdes gelegt, das seinen Weg kannte und keiner Führung bedurfte, und zwischen den Lippen hielt er eine angenehm duftende Cigarre, deren bläuliche Rauchwirbel, wie sie

einem Wölkchen gleich gegen die riesigen Felswände aufstiegen, er mit heiterem Blicke verfolgte. Den Weg, den er jetzt machte, hatte er schon oft zu Fuß und zu Pferde zurückgelegt, aber immer wieder zog das romantische Thal mit der rauschenden Lütschine, den hochgethürmten, vielgestaltigen Felsmauern und den düsteren Schluchten mit ihren tausend und abertausend quellenden Wassern sein Auge an, und er genoß diese Schönheiten alle wie ein Mensch, der sich bewußt ist, daß der Schöpfer der Welt sie hierhergesetzt hat, damit sein edelstes Geschöpf, der Mensch selber, seine Freude daran habe.

Doch lange bevor man Zweilütschinen, den Vereinigungspunct der schwarzen und weißen Lütschine, erreicht hatte, sollte seine stille Bewunderung der großartigen Natur durch den Kranken unterbrochen werden, den er im Schlafe und also nicht stören zu dürfen glaubte. Denn als die Träger eben die Bahre niedersetzten, ihre Gefährten sie in der Arbeit ablösten und der Arzt sich dem Lager des Kranken näherte, erhob dieser den Kopf, nickte seinem Beistand freundlich zu und sagte auf dessen Frage nach seinem Befinden:

»Ich danke Ihnen, es geht mir gut, und ich bin mit meiner Lage zufrieden.«

»Dann werden Sie auch bis Unterseen in diesem Zustande verharren, denn der Weg bleibt so glatt und eben, wie er hier ist, bis vor Ihrer Thür in Beausite. Bewahren Sie nur Ihren Muth und Ihr Vertrauen, das Uebrige wird sich finden. Allerdings haben Sie ein bedauernswerthes

Unglück gehabt, allein das Leben ist Ihnen erhalten, und Sie hätten leicht noch ärger können beschädigt werden. Schmerzt der Fuß noch so sehr wie vorher?«

»Nein,« erwiderte der Kranke nach einigem Besinnen und dabei freudig aufblickend, »die Schmerzen sind erträglich, und nur einige Mal hat es auf dem Berggang fürchterlich in Arm und Bein gezuckt. Daß mir altem Bergsteiger so etwas begegnen mußte! Viermal bin ich schon in der Schweiz gewesen, ein Dutzend Gletscher habe ich erstiegen, und diesmal bin ich kaum drei Tage im Angesicht der Jungfrau, so faßt sie mich und fügt mir das große Leid zu.«

Doctor Marssen schwieg auf diese halb scherzhafte Klage, während die neuen Träger den Sessel wieder aufhoben und damit ruhig weiter schritten. Jedoch hielt er sich jetzt dicht neben dem Kranken und schien Lust zu haben, das begonnene Gespräch noch eine Weile fortzusetzen.

»Strengt Sie das Sprechen auch nicht an?« fragte er nach einer kurzen Pause.

»O nein, ganz und gar nicht, und ich unterhalte mich gern mit Ihnen. Vor allen Dingen aber würde es mir angenehm sein, zu wissen, wen ich in Ihnen vor mir zu sehen die Ehre habe. Ich selbst, um Ihnen ein gutes Beispiel zu geben, bin von Hause aus ein Jurist, habe aber, als mein Vater starb, in Frankfurt am Main sein Bankgeschäft übernehmen müssen und bin jetzt nebenbei ein Stück Regierungsmaschine der alten freien Reichsstadt, was man bei uns Senator nennt. Mein Name ist von Dannecker.

Ich bin direct in einem Zuge von Frankfurt nach Unterseen gefahren, um rasch an Ort und Stelle bei dem guten Ruchti zu sein, den meine Frau alle Jahre sehen muß, und sie würde mich vorgestern Morgen begleitet haben, wenn sie nicht einen starken Schnupfen gehabt hätte. O wie preise ich jetzt diesen Schnupfen, den ich vorgestern so unausstehlich fand! Denn welche Angst würde das arme Weib ausgestanden haben, hätte es mich da unten in der Eisspalte liegen sehen, während man oben noch nicht wußte, ob ich todt oder lebendig sei! Doch nun genug der Klage – darf ich vielmehr um Ihren Namen bitten?«

»Mein Name ist Marssen, und ich wohne in Interlaken, nicht weit vom Jungfraublick, wo ich mich seit einigen Jahren angesiedelt habe.«

»Ah, das ist prächtig, da haben Sie es nicht weit bis Ruchti, um mir Ihre Besuche abzustatten. Ich setze nämlich voraus, daß Sie so gütig sein werden, die ärztliche Behandlung meiner geringen Person bis zu meiner vollständigen Genesung zu Ende zu führen.«

Dem begierig eine zusagende Antwort erwartenden Frankfurter Senator, auf den der fremde Arzt schon seit seinem ersten Worte einen entschieden günstigen Eindruck hervorgebracht hatte, schien diese Antwort etwas lange auszubleiben, und die auffallende Pause, welche seiner Rede folgte, war nicht dazu angethan, seine Hoffnung auf augenblickliche Erfüllung seiner Bitte zu steigern. Schon sah er zweifelhaft forschend nach dem ernsten Gesicht des neben ihm reitenden Mannes hinüber, als dieser freundlich, aber fest sagte:

»Eigentlich, mein Herr Senator, sollte ich Ihr mich ehrendes Gesuch ablehnen, allein da Sie mich für unhöflich und vielleicht sogar für gewissenlos halten können, will ich dasselbe erfüllen und, wenn Sie es wünschen, Ihre Behandlung auch in Unterseen übernehmen.«

Der Kranke sah den so ernst Redenden groß an; augenscheinlich begriff er den Arzt nicht, der keine besondere Neigung verrieth, einen bemittelten Patienten mehr in seine Hände zu bekommen. »Wie soll ich mir Ihre dunklen Worte erklären?« fragte er dann freimüthig.

»Einfach so: ich habe mich nicht als practischer Arzt, sondern nur als Privatmann in Interlaken niedergelassen, und da es mehrere Aerzte daselbst giebt und ich keinem von ihnen sein Brod schmälern möchte, so nehme ich in der Regel, namentlich bei wohlhabenden Leuten, Abstand, Aufforderungen Folge zu leisten, wie Sie sie eben an mich gerichtet haben.«

»Ah, nun verstehe ich. Aber Sie lassen doch Ausnahmen gelten?«

»Gewiß, und als eine solche betrachte ich die Uebernahme der ferneren Behandlung Ihrer Person.«

»So bin ich Ihnen doppelt dankbar – doch, da sind wir in Zweilütschinen!« –

Das Gespräch brach hier ab, da viele Wagen auf der schmalen Straße daherrollten und der Reiter deshalb von der Seite seines Patienten weichen mußte. Auch wurde der ganze Weg fernerhin schweigend fortgesetzt, der Kranke fing an zu schlummern und wurde erst wieder vollkommen munter, als man sich Interlaken näherte und

das brausende Leben, welches diesen paradiesischen Ort gegen abend erfüllt, allmälig zu seinen Ohren drang. Allein es lag nicht in der Absicht des Doctor Marssen, seinen Patienten mitten durch das lebhafte Gewoge des Badeortes zu führen, er ließ vielmehr die Träger einen Seitenweg einschlagen, und so gelangte man, nur von wenigen Menschen bemerkt, von der Neuhauser Seite nach Unterseen, nachdem der Arzt schon längere Zeit vorausgeritten war, um den Wirth und die Frau des Verwundeten auf die Ankunft desselben vorzubereiten.

Wie gewöhnlich an jedem Abend, wenn die Schneekuppen und Felsstirnen der Riesenberge sich mit ihren schönsten Farben zu schmücken pflegen, war die ganze Pensionsgesellschaft von Beausite auch heute vor den Thüren unter der Halle des gastlichen Hauses gemüthlich versammelt. In verschiedene Gruppen gesondert, hier ein Kranz älterer und jüngerer Damen, plaudernd oder mit einer Handarbeit beschäftigt, dort Herren, rauchend und dabei politisirend oder die neuesten Tagesvorfälle in der kleinen Sommercolonie besprechend, saßen sie wie die befreundeten Glieder einer großen Familie beisammen, und wenn sie auch verschiedenen Nationen Europa's angehörten, obwohl die Deutschen in Beausite an Zahl überwiegend zu sein pflegen, so herrschte doch unter ihnen jederzeit die herzlichste Eintracht, die geselligste Ungezwungenheit, wozu vielleicht der liebenswürdige Wirth und die natürliche Harmlosigkeit des dienstbaren Personals des Gasthauses einen beachtenswerthen Theil beiträgt, und nicht selten werden in dieser oder

einer ähnlichen Pension unter Personen verschiedenster Nationalität Freundschaften geschlossen, die das ganze Leben hindurch andauern und ohne eine Schweizerreise gewiß niemals zu Stande gekommen wären.

Die harmlose Unterhaltung am heutigen Abend wurde jedoch durch die plötzliche Ankunft des Doctor Marssen nicht gerade sehr angenehm unterbrochen. Nachdem er nämlich dem sogleich herbeispringenden Wirthe mit kurzen Worten das traurige Ereigniß mitgetheilt, bat er denselben, ihn ohne Verzug der Gattin des Verwundeten vorzustellen, was Herr Ruchti auch alsbald mit zitternden Lippen vollbrachte, während sein gewöhnlich bleiches Gesicht noch eine leblosere Farbe annahm. Die noch jugendliche Frau trat verwundert dem ihr fremden Manne entgegen, der sich schnell und mit überlegter Vorsicht seiner traurigen Pflicht entledigte, aber trotzdem auch in dem größeren Kreise eine Aufregung erregte, die anfangs einer fast kopflosen Bestürzung glich. Am gefaßtesten von allen zeigte sich im ersten Augenblick die Frau des Senators, und erst als die erschöpften Träger denselben unter die Halle trugen und sie sich an seine Brust warf, brach sie in einen Strom von Thränen und in ein lautes Jammergeschrei aus.

Zwanzig Arme und Hände waren sogleich bereit, dem Verwundeten alle möglichen Bequemlichkeiten zu bereiten, und in wenigen Minuten lag Herr von Dannecker in seinem guten Bett, war von Neuem verbunden und fühlte sich so behaglich und zufrieden, wie es sein Zustand nur gestattete. Nachdem nun Doctor Marssen seine letzten

Verordnungen gemacht, der immer noch schluchzenden Frau den herzlichsten Trost zugesprochen und seinen Besuch am frühen Morgen des nächsten Tages verheißen hatte, überließ er den ermüdeten Patienten der Fürsorge seiner Gattin und deren Freunde. Fünf Minuten später hatte er sein Pferd bestiegen und ritt, in ernste Gedanken versunken, von Beausite fort, um auf dem Nebenwege, den er vorher eingeschlagen, nach seinem Hause zu gelangen, welches, seitwärts vom Höhewege, der gewaltigen Bergkette näher lag, welche sich im Süden von Interlaken erhebt und allmälig zur Jungfrau aufsteigt, die in ihrer ganzen Majestät und Pracht wie eine Königin der Berge über alle übrigen fortragt und mit ihrem leuchtenden Auge das ganze Bödeli und meilenweit hinaus einen großen Theil der alpenreichen Schweiz überblickt.

Wenn er auch als Arzt, der früher eine ausgedehnte Praxis betrieben, an die Ausbrüche des Schmerzes, des Kummers und der Verzweiflung an Krankenbetten gewöhnt war, so hatte sich sein weiches Gemüth doch keineswegs gegen die Leiden seiner Mitmenschen abgestumpft, vielmehr fühlte er tief und innig die fremden Schmerzen mit, die vor seinen Augen und Ohren laut wurden. Der jammervolle Aufschrei, den die junge Frau vorher hatte hören lassen, als sie das bleiche, mit blutigen Striemen bedeckte Gesicht ihres Mannes sah, den sie vor wenigen Tagen vollkommen gesund, frisch und lebensfroh verlassen, klang ihm noch immer peinlich im

Herzen wieder, und es bedurfte einer nicht geringen Anstrengung seines Geistes, sich von den Eindrücken dieser bittern Stunde loszureißen. Da aber, bei einer Wendung des Weges, trat der schneeweiße Mosel der Jungfrau, von den Strahlen der allmälig sinkenden Sonne rosig angehaucht, in seinen Sehkreis, und fast augenblicklich ließ die Spannung seiner Seele nach, sein umflortes Auge blickte freudiger auf, und er fühlte sich wieder in den behaglichen Kreis seines alltäglichen Lebens zurückversetzt.

Fast noch mehr beruhigend auf ihn aber wirkte gleich darauf der Anblick des breiten Daches seines von schönen Nußbäumen beschatteten Hauses, das alsbald seine grünen Fensterläden durch die Zwischenräume der mit Früchten beladenen Zweige schimmern ließ; und als er zuletzt einer lieben und treuen Frauengestalt vor der Thür des stattlichen Gebäudes ansichtig wurde, die ihm mit erwartungsvollem Herzen entgegenschaute, da drückte er seinem müden Rappen die Schenkel fester an, und rasch flog er vor das stille Haus, in dessen Innern der ganze unbeschreibliche Frieden lag, den er sich endlich nach so langen Kämpfen und Widerwärtigkeiten eines bewegten Lebens errungen hatte.

Zweites Kapitel. Im Bödeli.

Für den Leser, der noch nicht in der Schweiz gewesen ist und das Bödeli aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, glauben wir einige wenige Worte zur Schilderung dieses viel besuchten Ländchens voranschicken zu müssen.

Wenn je ein Stückchen Land es durch seine reizende Lage, seine Fruchtbarkeit und seine Bedeutung für die jetzige Reisewelt verdient hat, daß ihm seine ursprünglichen Bewohner einen wohlklingenden Schmeichelnamen verliehen, so ist es jener, etwa eine kleine Meile lange und breite, ebene Thal*boden* (davon *Bödeli*), der sich etwa im Mittelpunct der Schweiz, im Berner Oberlande, zwischen den schönen Seen von Thun und Brienz befindet, und von der, beide Seen verbindenden grünschimmernden Aare durchströmt wird. Wie jene Wasserbecken aber im Westen und Osten das Bödeli begrenzen, so schließen es im Norden und Süden himmelhohe Bergketten ein, die mit ihren gewaltigen Steinwänden und noch höher hinaufragenden Gipfelspitzen, ewig weiß und glänzend vom frischgefallenen Schnee, über das liebliche Thal fortschauen und ihm seinen eigenthümlichen Character, seine unübertreffliche Schönheit und seinen unvergänglichen Reiz verleihen.

Vor allen ist es die majestätische Jungfrau, die höchste und schönste Pyramide der Finsteraarhorngruppe, deren schimmernder Pracht dieser Erdenfleck seinen größten Glanz verdankt. Wie ein sich allmälig zuspitzender

Thurmbau, von zahllosen Nebenthürmen gestützt und zusammengehalten, steigt sie von ihrer ungeheuren breiten Basis in den edelsten und reinsten Verhältnissen zu dem im Sonnenschein diamantartig blitzenden Gipfel empor, und damit ihre colossale Gestalt nicht den staunenden Blick des Wanderers bedrücke und beklemme, hat die Natur vor ihrer eisgepanzerten Brust kleine grüne Bollwerke aufgepflanzt, die das Auge allmälig auf ihre Größe vorbereiten, indem sie ihre starren Felsenrippen hinter üppig grünen Waldungen verstecken und nur in gewissen malerischen Lücken die einzelnen Schneespitzen der Nebenberge der Jungfrau hervorblitzen lassen. So erhebt sie sich von der Südseite des Bödeli langsam von der Thalsohle bis zu einem an 14000 Fuß hohen Felskegel in einer, im ersten Augenblick unfaßbaren, weil wunderbar reichen und mannigfaltigen Gruppe, die immer und ewig, bei sonnenklarem Tage und sternenfunkelnder Nacht das nimmersatte Auge des Reisenden anzieht und seine Brust vor Entzücken und Staunen hoch und voll schlagen läßt.

Blicken wir uns aber in der Ebene des Bödeli selber um, so werden wir durch die mitten zwischen Felsenmauern und wogenden Gewässern ausgebreitete Fruchtbarkeit des kleinen Landes angenehm überrascht. Weitgedehnte Obstgärten, Wiesengründe, Ackerfluren und stattliche Gruppen gewaltiger Wallnußbäume bedecken es ganz und gar, und dazwischen haben sich Menschen in einem Städtchen und mehreren großen Dörfern wohlweislich angebaut, ohne im Anfang ihrer Niederlassung

eine Ahnung zu haben, daß dieselbe einst der Mittel- und Zielpunct Tausender von Reisenden aus allen Nationen und Weltgegenden werden würde.

Das Städtchen ist das schon oft genannte Unterseen, zunächst dem Thuner See gelegen, und von seinem östlichen Ende führt ein breiter Weg, mit uralten, reichbelaubten Kastanienbäumen eingefaßt, nach dem Hauptorte des Bödeli, dem reizenden Interlaken, einem paradiesischen Dorfe und allmälig aus einem Kloster entstanden, das seinen Ursprung längst verschollenen Mönchen verdankt, die zu allen Zeiten und an allen Orten die Schönheiten der Welt zu schätzen und den Vortheil, den sie daraus ziehen konnten, zu nutzen wußten.

Aber auch die späteren Generationen haben es sich nicht entgehen lassen, die reizende Lage des Ortes nach Kräften auszubeuten. Speculation, im Bunde mit Kunst- und Geschmackssinn, haben es verstanden, aus dem ehemaligen schlichten Dorfe eine Colonie zu schaffen, die mit ihren strahlenden Palästen und comfortablen Wohnhäusern weithin ihresgleichen sucht und kaum noch eine Spur von ihrer einstigen Einfachheit und Genügsamkeit auffinden läßt. Hierher pilgern denn von allen Seiten die Müden und Schwachen, aber auch die Gesunden und Lebenslustigen aller Völker Europa's. Aus den kalten Steppen Rußland's, von Norwegen's Fjorden, aus dem romantischen Hochlande der Schotten, aus Londons überfüllten Straßen wie aus dem rauschenden Paris, ja selbst aus Spanien's und Italien's schönen Fluren wandern Menschen jeden Alters und Geschlechts hierher, und Reiche

wie weniger Bemittelte finden Unterkommen und Pflege, je nachdem ihr Beutel es ihnen gestattet oder ihre mehr oder minder raffinirte Genußsucht es verlangt. An luxuriöse, strahlende Gasthöfe reihen sich stille, bescheidene Pensionen, hier und da taucht noch an abgelegenen Stellen ein kleiner Privatsitz auf, und wo noch ein unbenutztes Fleckchen frei ist, nistet sich ein speculativer Kopf ein, der fast niemals seine Rechnung umsonst gemacht hat, denn alle Jahre mehren sich die vergnügungssüchtigen Pilger, und fast alle Tage rauschen die stattlichen Dampfer beider Seen mit gefüllteren Decken heran.

An diesen reizenden Ort – wie und woher? werden wir später erfahren – war auch vor etwa sechs Jahren Doctor Marssen gelangt. Das Glück war ihm günstig gewesen, er hatte eine Niederlassung ausfindig gemacht, die seinen Mitteln und seinem Geschmack entsprach, und so lernen wir ihn jetzt als beständigen Bewohner des Bödeli kennen, das er sich als seine zweite Heimat erwählt, und worin er endlich die lange ersehnte Ruhe gefunden, die ihm seine erste so grausam versagt hatte.

Nicht weit von dem bekannten Hôtel zum Jungfraublick entfernt, den Bergen näher als dem Höhewege, lag, wie wir schon gehört haben, sein gemächliches, nach Schweizer Art gebautes Haus, mit weit vorspringendem flachen Dache, die Giebel und Dachfirsten verziert mit geschnitztem Holzwerk, die äußeren Wände mit herzförmigen kleinen Schindeln bekleidet und diese mit einem goldfarbigen Firniß überzogen. So lag es zierlich und einladend mitten in einem prangenden Obstgarten,

rings von Wallnußbäumen beschattet und durch eine drei Fuß hohe Weißdornhecke von seinem nächsten Nachbar getrennt, einer stillen Pension, deren Obstgarten so dicht mit dem des Arztes zusammenstieß, daß die Apfelbäume beider sich berührten und ihre Früchte sich gesellig untereinander mischten.

Der Eingang des nur ein Stockwerk hohen Hauses lag auf der schmaleren Giebelseite, an einem Nebenwege, der auf die Straße mündet, welche nach Lauterbrunnen führt. Diese, wie auch die entgegengesetzte Giebelseite, die beide ein langer, schmaler Corridor verband, auf welchen die Thüren der Zimmer gingen, faßte eine breite, geräumige, mit Weinlaubreich bedeckte Veranda ein: die acht Fenster beider Längenseiten aber, nur Nachts durch grüne Jalousieen geschlossen, ließen durch die Lücken der Bäume nach Süden wie nach Norden ungehindert die Herrlichkeiten schauen, die sich, zu jeder Tages- und Jahreszeit, in wunderbarer Fülle und Abwechslung hier den naturliebenden Bewohnern darboten.

Eine unbeschreiblich wohlthuende Stille umgab dieses in seinen äußeren Verhältnissen schon, wenn nicht elegante, doch gewiß sehr stattliche Haus. Fern vom Gewühl des rastlosen Treibens in Interlaken selbst, störte seine Ruhe kein Mißlaut, kein Lärm, denn die gewaltigen Donnerstimmen der Natur, die sich von den Eisfeldern der Jungfrau her bei Tage und zumeist des Nachts vernehmbar machten, störten die friedlichen Bewohner nicht; ihnen lautete das Fallen und Brechen der Schneelawinen und der Wiederklang ihres Getöses an den Felswänden

wie eine trauliche Musik, die sie nicht oft genug hören konnten, und selbst wenn Doctor Marssen's Ohr in der Nacht das krachende Gepolter vernahm, fühlte er sich heimisch und wohl in seinem Bett, denn er sagte sich, daß der nur schwache Mensch der Ruhe und des Schlafes bedürfe, daß der große Weltgeist da draußen aber ewig wachen und thätig sein müsse, um fort und fort zu schaffen und zu wirken an der urewigen Arbeit seiner Schöpfung und die Gesetze buchstäblich sich erfüllen zu lassen, die er den erzeugenden und zerstörenden Kräften der Natur vom unabsehbaren Anfang an bis zum unabsehbaren Ende unwiderruflich vorgeschrieben hat.

Dieses stille und abgelegene Haus nun, das fast unter der Fülle der es umgebenden Blätter verschwand, war dennoch nicht der Aufmerksamkeit der ständigen Bewohner des Ortes entgangen. Früher freilich war es als schmuckloses Privathaus ziemlich unbeachtet geblieben, seitdem es aber Doctor Marssen bewohnte, hatte es für die nähere und fernere Umgebung einen bei Weitem höheren Werth erhalten. Obgleich nämlich Doctor Marssen, wie wir bereits aus seinem eigenen Munde wissen, nicht als Arzt und um dem Berufe eines solchen zu leben, nach Interlaken gekommen war, so hatte sich doch sehr bald von dem kleinen Kreise seiner Hausgenossen und Diener aus die Kunde verbreitet, daß er geschickt in der Heilkunst und sehr erfahren in der Anwendung heilsamer Kräuter sei. Verschiedene Unglücksfälle in der nächsten Umgebung und einige plötzliche schwere Erkrankungen, denen er zufällig seine Beachtung schenkte

oder zu denen er freiwillig ging, weil er vernommen, daß augenblicklich kein anderer Arzt gegenwärtig sei, hatten seine Kunst und sein Vertrauen erweckendes Verfahren am Krankenbett bald in den Mund der Leute gebracht, und so kam es, daß er schon im Laufe des zweiten Jahres seines Aufenthaltes im Bödeli häufig von Kranken verlangt wurde, die gerade von seinem Rath eine besondere Hülfe erwarteten. Willig und gern unterzog er sich diesen Anforderungen, seine ihm angeborene Menschenfreundlichkeit wie das Interesse für seine Wissenschaft nöthigten ihn in gleicher Weise dazu, und da er, wie bekannt, nicht des Verdienstes oder Gewinnstes wegen seine Besuche machte, blieb er mit den in Interlaken ansässigen Aerzten stets auf gutem Fuße, und Niemand lebte in der Nähe, der mit neidischen oder vorwurfsvollen Augen auf den still wirkenden Mann geblickt hätte.

Allein noch ein anderer Umstand oder vielmehr eine andere Person trug dazu bei, das Haus des Doctor Marssen in einen gewissen Ruf zu bringen, so daß ihm viele schon im Stillen den Namen »das Hospiz« beilegten, und das war die unverheirathete Schwester des Arztes, die ihm das Hauswesen führte, in jeder Beziehung in Uebereinstimmung mit ihm lebte und alle seine Neigungen theilte, mochten sie die Wissenschaft oder die Natur in ihrem großen und kleinen Walten betreffen. Sehr bald hatte sich die Kunde von der Milde, dem Wohlthätigkeitssinn und dem ächt weiblichen Herzen dieser Dame in der Umgebung verbreitet, und da sie zu jeder Stunde arme Kranke mit einem Heilmittel zu versehen, Hungrige zu

speisen oder überhaupt Hülfsbedürftige zu unterstützen bereit gefunden wurde, so hatten groß und klein, alt und jung sie aus ähnlichen Gründen wie ihren Bruder liebgewonnen, und die beiden einsam lebenden Menschen sahen sich ohne ihr Zuthun in eine Thätigkeit versetzt, die eben so ihr eigenes Gemüth befriedigte, wie sie andern eine nicht zu verkennende, aber auch nirgends geläugnete Wohlthat war.

Die Schwester hatte den Bruder in der letzten Hälfte des verflossenen Tages mit wachsender Unruhe erwartet. Er war lange vor Tagesanbruch bei ungünstigem Nebelwetter fortgeritten und konnte, wenn keine ungewöhnlichen Verhältnisse vorlagen, mit Beginn des Nachmittags längst von Mürren zurück sein. Wenn sie auch daran gewöhnt war, ihn Tage lang zu entbehren, falls er, wie oft geschah, mit einem zuverlässigen Begleiter einen kühnen Berggang unternahm, so war sie dann doch stets auf eine längere Abwesenheit vorbereitet worden; ein einfacher Krankenbesuch in Mürren aber, und weiter lag ja nach ihrer Meinung nichts vor, der am Nachmittag des Tages noch nicht beendet war, schien ihr bei dem gewöhnlichen schnellen Reiten des Bruders doch zu lange zu dauern, als daß sie nicht irgend eine Befürchtung wegen des bösen Weges den Schiltberg hinauf und hinab hätte hegen sollen. Daß der Bruder, da er einmal unterwegs war, den

Aufenthalt in Mürren zu einem weiteren Ausfluge benutzen könnte, das anzunehmen, lag ihr fern, denn das that er niemals, ohne es vorher zu sagen, um sie bei ihrer bekannten Reizbarkeit nicht in unnöthige Unruhe zu versetzen.

Den trüben Morgen des Tages, denn die Nebel der Berge waren auch bis in's Bödeli hinabgestiegen, hatte sie dazu benutzt, das ganze Haus und namentlich die beiden Zimmer, die der Hausherr bewohnte, mit ihrer gewohnten Ordnungsliebe in den Zustand höchster Sauberkeit zu versetzen, da sie ja wußte, wie lieb ihm selbst Ordnung und Reinlichkeit in allen Dingen war. So sah denn Alles blank und glänzend in dem freundlichen Wohnzimmer aus, das mit dem Schlafcabinet nach dem südlichen Gebirge hin lag; die Gläser der schönen Kupferstiche und Aquarellen, sämmtlich ausgezeichnete Schweizerlandschaften darstellend, blitzten, eben so die modernen Möbel von dauerhaftem Nußbaumholz. Jeder Sessel, jeder Stuhl behauptete seinen Platz, jedes aufgeschlagene Buch auf dem großen Schreibtisch hatte seine richtige Stelle wieder eingenommen, wie es der im Hause stets studirende Mann hingelegt, und was sonst noch zu seiner Bequemlichkeit vorhanden war, stand und lag bereit, seinem Auge wohlgefällig und seiner Hand erreichbar zu sein.

Von Mittag an aber, wo sie längst mit ihren häuslichen Verrichtungen zu Stande gekommen und das einfache Mahl für den Rückkehrenden vergebens bereitet war, begann ihre Unruhe, und da er immer noch nicht kam, ging

dieselbe in den späteren Nachmittagsstunden in Besorgniß über, so daß sie es nicht mehr im Hause, kaum noch in dem kleinen Blumengarten aushielt, der sich dicht um das Haus zog. Gegen sechs Uhr endlich, gerade als Doctor Marssen mit seinem Patienten in Beausite angekommen war und ihn zu Bett brachte, ging sie eilfertig die Straße nach Lauterbrunnen hinab, als sie aber den so sehnlich Erwarteten auch da nicht wahrnahm, kehrte sie mit höher schlagendem Herzen in das Haus zurück und befahl der Magd, das Abendessen jeden Augenblick bereit zu halten und den Tisch vor der Hausthür unter der Veranda zu decken, wo man gewöhnlich an stillen warmen Abenden das Nachtessen einzunehmen pflegte.

Als die junge Magd, in der Oberländer Tracht einhergehend, die einer wohlgewachsenen Person immer so vortheilhaft steht, in das Zimmer von Fräulein Caroline trat und meldete, daß der Tisch gedeckt und alles Erforderliche bereit sei, begab sich Letztere selbst nach der Veranda, um die letzte ordnende Hand anzulegen, und hier, während sie mit ihren feinen Fingern bald dieses, bald jenes Geräth zurechtrückt, haben wir die günstigste Gelegenheit, einen Blick auf ihre Gestalt und ihr Gesicht zu werfen, um die angenehme Persönlichkeit der fürsorgenden Hausfrau dem Leser auch von dieser Seite näher zu führen.

Caroline Marssen zählte fast fünfzig Jahre, sah aber, wie ihr Bruder, um zehn Jahre jünger aus. Sie war schlank gewachsen und eher groß als klein zu nennen. Gekleidet war sie in ein dunkelbraunes, leichtwollenes

Gewand, das ihr bis an den Hals hinaufging, die Taille eng umschloß und eine Büste zeigte, deren noch immer schöne Formen eine bedeutendere Jugendlichkeit verriethen, als die Inhaberin sie wirklich besaß. In ihren Bewegungen war sie zwar rasch und entschieden, wie der Doctor, aber sie führte sie mit ungleich größerer Anmuth aus, wie sie dem weiblichen Geschlecht leider nicht immer von der Natur vergönnt ist.

Einen eben so vortheilhaften Eindruck, wie ihre Gestalt, machte auf den Beschauer der feine Kopf und das kluge, wenngleich bleiche Gesicht, das offenbar das Gepräge eines tiefen stillen Leidens trug, welches mehr geistiger als leiblicher Natur zu sein schien. Die blonden Haare trug sie ganz einfach in kaum die äußeren Augenwinkel berührenden glatten Scheiteln, und da sie noch üppig und reich wie in ihrer Jugend waren, bedurfte sie keiner sonstigen verschönernden Kopfverzierung, wenn wir nicht einen kleinen netzartigen Schleier dazu rechnen, den sie über die hinteren Flechten zu schlagen pflegte und bis in den wohlgerundeten Nacken herabhängen ließ.

Mit jener mattbleichen Hautfärbung stimmte der sanfte Ausdruck des ganzen Gesichts überein, und namentlich aus den hellblauen, verständigen Augen schimmerte ein tiefes, inniges Gefühl, aber von einem festen Willen, den besonders die häufig zusammengepreßten Lippen verriethen, gleichsam im Hintergrund gehalten, als

bemühe sich Caroline, dasselbe zu verhüllen, oder als gebe es eine dunkle geheime Gewalt in ihrer Seele, die es nie zum Durchbruch habe kommen lassen wollen.

Außerdem hatte sie den Ausdruck der Güte und Menschenfreundlichkeit, den wir schon an ihrem Bruder gerühmt, mit diesem gemein, und hierin bestand wohl die größte Aehnlichkeit zwischen beiden, da die männlichen und entschlossenen Züge des Arztes bei Weitem characteristischer entwickelt waren und sein gewichtiges Studium, seine von jeher ernsten Beschäftigungen, und vor allem eine viel höhere Intelligenz denselben ein bedeutenderes Gepräge verliehen hatten, als das ruhige Nachdenken es einer Frau, die eben im Nachdenken ihre süßeste Beschäftigung findet, jemals zu geben im Stande ist.

Im Ganzen also besaß Tante Caroline, wie sie von den Hausgenossen gewöhnlich genannt wurde, eine angenehme und Vertrauen erweckende Persönlichkeit, und wenn der bisweilen etwas stark hervortretende leidende Zug um den Mund und um die sanften, fast melancholisch blickenden Augen nicht gewesen wäre, der einen Kenner weiblicher Physiognomie hier sehr bald auf ein verfehltes Jugendleben schließen ließ, so würde der Eindruck, den sie auf den Beschauer machte, ein entschieden wohlthätiger und zufriedenstellender gewesen sein. –

Als an dem zierlich besorgten Abendtische nichts mehr zu ordnen und zu regeln war, trat Tante Caroline von

dem zwei Stufen hohen Balcon unter der Veranda herab und schritt seufzend und kaum noch ihrer Besorgniß Herr in den dicht belaubten Garten, und nachdem sie auch hier keine Beruhigung gefunden, ging sie langsam und fest unwillkürlich auf die Straße hinaus, die nach Unterseen führte.

Die Sonne war in diesem Augenblick schon so tief gesunken, daß sie von dem Garten aus nicht mehr sichtbar war, nur füllten ihre schrägen Strahlen noch die ganze Gegend mit einem allmälig ermattenden Lichte an, und auf den höchsten Kuppen der Schneeberge begann sich eine sanfte Rosenfarbe zu zeigen, die wie ein lieblicher hauchartiger Schatten erschien, der immer länger, breiter und dunkler wurde und zuletzt alle sichtbaren Gipfel wie mit glühender Lohe bemalte.

Von dem prachtvollen, nicht gar zu häufig sich zeigenden Naturbilde lebhaft angezogen, wollte die einsame Dame eben ihre Blicke tiefer in die unermeßlichen Schneefelder der Jungfrau senken, als sie plötzlich zu ihrer freudigen Ueberraschung das wohlbekannte Schnauben des wackeren Rappen vernahm. Doch gleich darauf blieb sie erstaunt stehen, denn sie bemerkte, daß ihr Bruder von Unterseen und nicht von Lauterbrunnen her kam: bevor sie sich aber noch selbst darüber eine Meinung abgelegt, trabte der Rappe stolz an sie heran, und gelenkig wie er war, schwang sich der Bruder sogleich aus dem Sattel, den lauten Zuruf der Schwester mit herzlichem Gegengruß erwidernd.

»Leo!« rief sie, des Bruders dargereichte Hand hastig und warm drückend, worauf beide ohne Zögern der nahen Veranda zuschritten und es dem Rappen überließen, sich in Abwesenheit des Knechtes seinen Stall selbst zu suchen, »Leo, ich habe mich recht geängstigt. Du bleibst so lange aus, wie nie; hat Dein Krankenbesuch den ganzen Tag fortgenommen?«

»Den ganzen Tag, Caroline, ja!« erwiderte der Bruder und ließ seinen gewichtigen Körper auf einen Stuhl nieder, der am Tische unter der Veranda stand. »Ja, den ganzen Tag hat er mir genommen, und er hätte leicht noch mehr Zeit in Anspruch nehmen können. Aber ich bin zufrieden, daß ich hier bin, und eben so froh, daß ich Dich wiedersehe.« Und dabei nahm er seinen Strohhut vom heißen Kopf und trocknete sich die Stirn mit einem seidenen Tuche ab.

»War es denn ein so schwerer Fall?« fragte Caroline weiter, »und wer ist der neue Patient?«

Doctor Marssen berichtete Namen und Stand desselben, erzählte die Art und Weise seines Unfalls und fügte schließlich die jüngst in Beausite erlebte Scene hinzu, die ihm hierbei wieder lebhaft in Erinnerung kam.

»Das muß ja schrecklich für die arme Frau gewesen sein!« fuhr die Schwester fort, der das Mitgefühl schon Thränen zu erpressen begann. »Ach, nun kann ich mir Dein langes Ausbleiben sehr gut erklären. Aber hat sich der Herr denn schwer verletzt?«

»Nun, wenn nicht gerade schwer, doch ernstlich genug. Der ganze Körper ist ihm fast zerschunden, Kopf und

Gesicht haben tüchtige Schrammen davongetragen, das Schlimmste aber hat er an den Extremitäten erlitten. Der linke Fuß ist im Gelenk arg gequetscht und der linke Arm über dem Ellbogen gebrochen. Das ist Alles, Caroline.«

»Mein Gott, das ist genug, denke ich. Aber Du wirst ihn doch wieder herstellen?«

»Mit Gottes Hülfe ohne Zweifel; ich habe schwerer Verletzte vortrefflich genesen sehen. Nur den Arm wird er auf seiner Vergnügungsreise dieses Jahr nicht gebrauchen können.«

»Der arme Mann! – Aber nun, da ich ihm doch nicht helfen kann, laß mich an Dich denken. Du bist müde?«

»Ja, herzlich!«

»Und hungrig?«

»Tüchtig, laß mich bald essen und füge meiner gewöhnlichen Portion Milch und Brod auch noch etwas Fleisch hinzu.«

»Gern, gern, das Abendessen ist auf der Stelle bereit. Soll ich Dir auch eine Flasche Burgunder heraufholen lassen?«

»Allerdings, meine Liebe, und Du wirst hoffentlich ein Glas mit mir auf die baldige Genesung des armen Senators trinken.«

Caroline hatte die Veranda schon verlassen, und wenige Minuten später trug die flinke Magd das begehrte Essen herbei, und zugleich brachte die Tante selbst eine bestäubte Flasche alten Burgunders, die sie mit eilfertiger Hand entkorkte, worauf sie ein schönes Kelchglas mit dem blutrothen Weine füllte.

Doctor Marssen sprach zuerst mit langem Zuge dem feurigen Getränk zu, dann griff er rasch nach der Fleischspeise, ohne in den ersten Minuten ein Wort zu sprechen, vielmehr überließ er sich ganz seinem gesunden Appetit, wobei seine langsam mitessende Schwester ihn liebevoll ansah, ihm eine Schüssel nach der andern zureichte und das bald geleerte Glas von Neuem füllte.

Da machte der mit sichtbarem Behagen Essende endlich eine kurze Pause, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, und während die Magd eine Lampe auf den von Weinlaub dunkel beschatteten Tisch stellte, sagte er: »Ah, es schmeckt mir trefflich, Caroline.«

»Ich glaube es, Du hast auch Dein Abendbrod wohl verdient.«

»Ja, freilich; aber nun sprich' Du und erzähle mir, wie Du den Tag zugebracht hast.«

»Wie immer, mein Lieber. Doch nein, nicht ganz wie immer. Ich habe Deine Abwesenheit benutzt, um das Oberste zu unterst zu kehren –«

»Will aber hoffen, daß Alles wieder auf seinem Platze steht –«

Caroline lächelte dem ebenfalls lächelnden Bruder freundlich zu, der den Reinigungseifer der Schwester schon aus Erfahrung kannte. Darauf begab er sich zuletzt an seine Lieblingsspeise, einen Teller mit duftenden Waldbeeren, und unterdessen erzählte sie ihm, wie sie den Tag verbracht und zuletzt ihn sehnlich erwartet habe.

Als sie mit ihrer kurzen Erzählung fertig, war auch der Essende mit der Speise zu Ende gekommen. Er lehnte sich gemächlich im Stuhl zurück und, bereits nach der Cigarrentasche greifend, fragte er wie zufällig:

»Briefe sind wohl nicht angekommen?«

Es entstand eine Pause, die, so kurz sie war, dem aufmerksamen Hausherrn nicht entging, der auch sogleich den Kopf erhob, die schon ergriffene Cigarre bei Seite legte und seine Schwester fragend anblickte.

»O doch!« sagte sie endlich mit merklicher Befangenheit und, wie es schien, innerer Selbstüberwindung. »Aber es ist nur ein Brief gekommen.«

»So. Nun, *ein* Brief ist oft besser als zehn. Woher und von wem ist er?«

Caroline wandte das bleiche Gesicht etwas vom Bruder ab und dem Schatten zu, als suche sie irgend etwas; dann sagte sie leise, vielleicht um das Erbeben ihrer Stimme weniger hörbar werden zu lassen: »Er ist aus Hamburg, Leo, und, wie mir scheint, von Deinem guten Freunde, dem Bankier Eversen. Ich will ihn holen, er liegt schon auf Deinem Schreibtisch.«

Sie verließ den gedankenvoll vor sich hinblickenden Bruder leise wie ein Schatten, und eben so leise und den Brief schweigend auf den Tisch legend, kam sie nach kurzer Zeit wieder.

Doctor Marssen nahm den Brief auf, betrachtete Adresse und Siegel und nickte stumm mit dem Kopfe. Dann brach er das Siegel und zog den aus zwei Bogen bestehenden Inhalt heraus. In diesem Augenblick hatte sich

Caroline wieder entfernt, um die Magd zum Abtragen des Tisches zu veranlassen, und das war zu rechter Zeit geschehen. Denn kaum hatte Doctor Marssen den ersten Bogen aufgeschlagen, so las er:

»Diese Zeilen sind für Dich *allein* geschrieben, guter Leo!«

Und sich rasch umblickend, ob auch die Schwester sein Thun nicht bemerkte, faltete er das engbeschriebene Blatt zusammen und steckte es hastig in seine Brusttasche. Als Caroline gleich darauf wieder zu ihm trat, fand sie ihn unbefangen den Brief des Freundes lesend, der wider ihr Erwarten sehr kurz war.

Bald hatte sich auch der Leser mit dem Inhalt vertraut und legte nun das Blatt vor sich auf den Tisch, ohne daß seine Schwester das geringste Verlangen hätte blicken lassen, zu erfahren, was in den Zeilen enthalten sei. Sie saß dem Bruder gegenüber, strickte an einem Strumpf und warf erst nach geraumer Zeit, da Leo schwieg, einen Blick nach dem offenen Schreiben, wobei sie sich versicherte, daß die Zeilen wirklich nur eine Seite bedeckten.

»Nun,« begann sie zu reden, »Du bist ja so still? Und Herr Eversen hat sich ja diesmal sehr kurz gefaßt?«

»Er wird mir nichts Langes und Breites zu sagen haben, und der Mangel an Raum ist unter Umständen ganz erwünscht, denn das Neue ist selten gut. Willst Du aber nicht wissen, was er in diesen Zeilen schreibt? Sie betreffen am meisten Dich selber.«

»Ich kann es mir denken, es wird die alte, halbjährlich sich wiederholende Geschichte sein.«

»Die Geschichte!« wiederholte der Bruder sinnend. »Ja, die alte Geschichte, hm! Du hast es errathen,« fuhr er lebhafter fort. »Eversen theilt mit, daß er die Zinsen Deines Capitals am ersten dieses Monats erhoben und wieder wie sonst zum Capital geschlagen. Uebrigens könntest Du jede beliebige Summe zu jeder beliebigen Zeit von ihm oder irgend einem Bankier in Bern durch Wechsel auf ihn beziehen. Brauchst Du Geld?«

Die Schwester sah ihn verwundert, ja, halb erschrocken an, dann wurde sie, eine bei ihr sehr ungewöhnliche Erscheinung, dunkelroth. »Wozu sollte ich Geld gebrauchen?« fragte sie mit fast heiser gewordener Stimme. »Heute so wenig wie früher, und künftig so wenig wie heute –«

»Das kann man nicht wissen!« versetzte der Doctor sehr ernst. »Und wie lange soll das viele Geld denn unbenutzt – von Niemanden benutzt – todt daliegen, wie? Mach' ein Ende, Caroline, und entschließe Dich zu irgend etwas. Dein langes Zögern, einen vernünftigen Entschluß zu fassen, wird peinlich, Dir selbst am meisten, ich sehe es –«

»Leo!« bat Caroline mit zärtlich ihn anblickendem Auge und streckte dem Bruder die Hand bittend über den Tisch entgegen.

Er legte seine Rechte in die ihre und drückte die Linke mit einem bedeutsamen Blick gegen seine Lippen, worauf er sagte: »Still, ich schweige schon. Doch – ich mag nicht von allen Dingen und Personen schweigen – so will

ich denn von anderen reden, was Du gewiß lieber hören wirst. Ja, Caroline, ich habe heute auf dem ganzen Wege, als ich die schönen Felsen und Wasserbäche sah, recht lebhaft an *Franz* gedacht, und wenn nur solches begegnet, dann folgt in der Regel die Erfüllung meiner bescheidenen Wünsche. Ich entbehre den Jungen gerade jetzt ganz außerordentlich und wünschte, er wäre erst von seinem Kunstausfluge nach den Eisfeldern des Montblanc wieder zurück.«

Caroline blickte rasch und freudig empor, so daß man sah, wie wohl ihr die Wandlung des Gesprächs that. »Ja wohl,« sagte sie lebhafter als zuvor, »je eher er kommt, um so lieber soll er auch mir sein. Sein Zimmer steht zu seinem Empfange bereit, und sein kleines Atelier läßt in seiner Anordnung nichts mehr zu wünschen übrig.«

»Das glaube ich, dafür wirst Du schon gesorgt haben – er ist ja Dein Liebling. Und doch weiß ich eigentlich nicht, wer den braven Jungen, meinen einzigen Sohn, lieber hat, Du oder ich. Und das verräth sich am meisten in meiner Sorge um ihn.«

»In Deiner Sorge? Wie soll ich das verstehen?«

»Ja, in meiner Sorge. Ich denke an seine Gesundheit und an die Rastlosigkeit in seinen künstlerischen Bestrebungen. Kein Wesen in der Welt, selbst das begabteste nicht, darf seine Fähigkeiten zu rasch entwickeln, ohne Schaden an irgend einem leiblichen oder geistigen Organ zu nehmen. Und Franz hat sich von Kindheit an in Allem und Jedem zu rasch entwickelt. Zuerst in seinen

leiblichen Verhältnissen, dann in seinen geistigen Studien, zuletzt in seiner schönen, von ihm über alles geliebten Kunst. Ich habe in den letzten Jahren, je höher man seine Leistungen zu schätzen begann, eine wahre Angst um ihn ausgestanden. Er ist mit sechsundzwanzig Jahren zu jung, um schon den Ruhmesgipfel zu erreichen, nach dem er, ohne sich je genug zu thun, ohne Halt und Rast jagt, wie von einer inneren Furie getrieben.«

»Oho! So arg ist es doch wohl nicht!« schaltete Caroline besänftigend ein.

»Vielleicht nicht ganz so arg, mag sein. Aber zu hastig strebt er mir doch vorwärts. Wenn ich ihn erst hier habe, soll er einmal ruhen, denn auch die wichtigste Arbeit muß durch ein zweckdienliches System der Ruhe geregelt werden. Je größer sein Talent ist – und darin stimmen ja alle Kenner überein – um so weniger darf er es abnutzen, ohne den Verbrauch von außen her zu ersetzen. Er soll mir also nicht Tage lang und den ganzen Tag ohne Unterlaß an der Staffelei sitzen, wie sonst, hinaus in die Berge soll er, in die frische, kalte, belebende Luft, *mit* mir, *ohne* mich, mit wem er will, mir ist es einerlei, aber er soll, – wahrhaftig, er soll es nicht – seine ganze Jugend versitzen, wie er bisher gethan.«

»Er kommt ja eben erst aus den Bergen und aus einer hübsch kalten Luft, denke ich!« entgegnete die Schwester lächelnd.

»Ja, freilich, aber glaubst Du denn, daß er da die Augen zu seinem Vergnügen aufgemacht und mit allen Poren den stärkenden Aether eingesogen hat? Nur um seine Skizzenblätter zu füllen, hat er sie aufgemacht, und von der eigentlichen Welt, außer der, die *sein* Auge wahrnimmt, hat er nichts, gar nichts gesehen.«

»Nun, mit diesen *seinen* Augen die Dinge zu sehen, wie sie sind, das ist ja gerade sein höchstes Vergnügen, lieber Leo, darin findet er ja nur allein seinen irdischen Genuß.«

»Ja doch, ich weiß es, aber man muß in allen Dingen Maaß und Ziel halten. Er soll Friedrich Lessing's Worten glauben, der ihm voriges Jahr geschrieben: »Ruhe, Franz, keine Ueberstürzung! Wenn Sie sich noch etwas Ruhe aneignen können, haben Sie Alles, was ein großer Maler und Künstler der Jetztzeit besitzen muß, denn alles Uebrige, wenigstens die Anlagen dazu, hat Ihnen in reichlichem Maaße die Natur verliehen.«

Die Schwester lächelte überglücklich. »Ich weiß wohl,« sagte sie, »daß sein Lehrer und sein Freund Lessing, der große Lessing, ihm das geschrieben hat, aber der, scheint mir, ist auch seine eigenen Wege gegangen, ist seinem Naturell gefolgt, und daran hat er gewiß gut gethan, er sollte also auch Andere die ihrigen gehen lassen.«

»O gewiß, gewiß, Caroline, versteh' mich nur recht. Aber einen guten Rath muß er von einem Meister immer annehmen, ich stelle mich in diesem Puncte ganz auf dessen Seite. Mir ist es wahrhaftig nicht gleichgültig,

daß mein Sohn sich frühzeitig zu einem geachteten Manne macht: aber auf Kosten seiner Gesundheit soll er es nicht, nein, gewiß nicht. – Was giebt es, Resi?«

Diese Worte richtete er an die Magd, die so eben vom Garten her unter die Veranda trat.

»Herr Doctor,« sagte sie, »es ist so eben ein Bote aus den Bergen gekommen, der des jungen Herrn große Mappe und einen Brief bringt und Sie gleich sprechen möchte.«

Doctor Marssen wie seine Schwester sprangen von ihren Sitzen wie electrisirt in die Höhe. Ersterer aber rief frohlockend: »Der Wolf in der Fabel! Wahrhaftig, das alte Lied! Laß den Mann heraufkommen, sogleich, Resi!«

Der Bote war so schnell bei der Hand, daß die Geschwister kein Wort mehr über das freudige Ereigniß wechseln konnten. Es war ein fremder, noch junger Mann, in der gewöhnlichen Tracht der Bergbewohner, der unter dem linken Arm eine große, vorsichtig in Wachsleinwand geschlagene Mappe und in der andern Hand einen Brief hielt, den er dem Doctor Marssen hinreichte und dann den Hut abnahm, nachdem die Magd zu ihm gesagt: »Hier, Mann, ist der Herr Doctor!«

»Woher kommt Ihr?« fragte der Hausherr eilig, aber freundlich, indem er ihm den Brief, wie Tante Caroline die Mappe abnahm.

»Ich komme vom Rhonegletscher, und zwar aus dem neuen Gasthof am Fuß desselben, wo ich der zweite Hausknecht bin. Der Herr, der diesen Brief geschrieben,

hat mich gedungen, ihn hier abzugeben, und mich beauftragt, mit den Pferden und deren Führer, die sie ihm schicken werden, morgen wieder dahin zurückkehren.«

»Mit den Pferden, die ich ihm schicken werde?« fragte Doctor Marssen verwundert.

»So lies doch nur erst den Brief,« ermahnte Caroline, »der wird Dir ja besseren Aufschluß geben, als dieser Mann es kann.«

»Ja, Du hast Recht. Resi, nimm den Boten mit Dir und laß ihn essen und trinken. Nachher will ich weiter mit ihm reden.«

Resi hatte sich mit dem Boten entfernt, und die beiden Geschwister saßen jetzt eng beieinander vor der Lampe, um den noch immer unerbrochenen Brief zu lesen. Carolinens Hände, mit denen sie nach ihm griff, zitterten, und so sagte Doctor Marssen gelassen, indem er den Brief mit seiner breiten Hand bedeckte:

»Ruhe, Caroline! Man soll jede neue Nachricht, die angenehme wie die befremdliche, ja auch die traurige, mit Ruhe lesen. So setze Dich geduldig auf Deinen Stuhl da und höre mir zu, ich will Dir vorlesen.«

Die Schwester gehorchte sogleich, Doctor Marssen aber, nachdem er noch einen Blick auf die mit kräftiger, wiewohl flüchtiger Hand geschriebene Adresse geworfen, öffnete den Brief und las zu seiner Verwunderung, die Caroline womöglich noch in höherem Grade theilte, folgende Worte:

»Mein lieber guter Vater! Zuerst grüße ich Dich und Tante Caroline herzlich und melde Euch, daß ich ganz gesund und in fröhlicher Stimmung bin. Meine kleine Kunstreise in diesem Frühjahr ist zu Ende, und ich kehre zu Euch zurück, um hoffentlich bald eine große – Ihr wißt, wohin? – anzutreten. Es lag ursprünglich in meiner Absicht, von Chamouny direct über Martigny, Lausanne und Bern zu Euch heimzukehren, allein ich ließ mich von dem guten Wetter und einer Anwandlung von Laune verführen, den ergiebigen Umweg über den Monte-Rosa, an den Lago-maggiore einzuschlagen und von da über den Gotthardt durch das malerische Reußtal in's Oberland einzutreten.«

»Das ist recht, das ist recht!« unterbrach sich der Vater im Lesen, und Caroline nickte beistimmend mit dem Kopfe zu. Dann aber las er weiter:

»Ganz wider Erwarten aber bin ich hier an den Rhonegletscher gefesselt worden, wo mir ein kleines Abenteuer begegnet ist, das zu hören, wenn ich zurück bin, Euch Vergnügen machen wird.«

»Ein Abenteuer?« unterbrach jetzt Caroline den Leser. »Er wird doch kein Unheil erlebt haben?«

»Bewahre! Das geht ja ganz und gar nicht aus der Einleitung hervor. Höre nur weiter, und unterbrich mich nicht!«

»Ich befinde mich augenblicklich in einer größeren Gesellschaft im neuen Gasthaus am Rhonegletscher,

und das Wetter ist so bös, daß wir nicht fortkönnen und förmlich eingeschneit sind. Wir haben uns also geduldig vor Anker gelegt, wie wir vor Zeiten sagten, und warten eine Wendung zum Besseren ab. Nun aber habe ich eine Bitte, um deren Erfüllung ich, wenn es irgend in Deiner Macht steht, Dich herzlich ersuche. Sende mir Jürgen und die drei Pferde, wenn Du sie entbehren kannst (mein Schimmel wenigstens hat jetzt nichts zu thun und Tante Caroline wird ihre sanfte Fuchsstute gern auf einige Tage leihen); der Bote, der Dir diesen Brief bringt, kann ja dann mit Jürgen zugleich auf dem kürzesten Wege hierher zurückkehren.«

Doctor Marssen hielt im Lesen inne und sah seine Schwester groß an. »Was will er denn mit den drei Pferden zugleich?« fragte er.

»So lies doch nun weiter, Leo, Du wirst es gewiß gleich hören.«

»Gut,« sagte der Doctor und las:

»Aber nun kommt die Hauptsache, die Euch gewiß auffallend erscheinen wird, aber sie muß ausgesprochen werden. Alle drei Pferde müssen mit guten Damensätteln versehen sein, und da nur Tante Caroline einen besitzt, so wirst Du die anderen wohl bei einem Bekannten in Interlaken leihen müssen.«

Caroline schlug die Hände zusammen und Doctor Marssen lachte laut. »*Drei* Damensättel!« rief sie. Der

Doctor aber gebot durch einen Wink mit der Hand Stillschweigen und fuhr fort zu lesen:

»Ich zweifle keinen Augenblick, daß Du meine Bitte erfüllen wirst, wenn es Dir möglich ist, da Du immer so gütig gegen mich warst, aber wisse, ich will, sobald die Pferde auf der Grimsel eingetroffen sind, bis wohin sie nur zu gehen brauchen, mit der Gesellschaft, die ich hier gefunden, durch das Haslithal nach den Reichenbachfällen gehen und von da über Brienz nach dem Bödeli zurückkehren. In der Hoffnung, daß meine Wünsche erhört werden, verheiße ich Euch eine recht umfassende Schilderung meiner Erlebnisse und freue mich schon jetzt unendlich, Euch gesund und froh wieder zu sehen.

Euer dankbarer und treuer Sohn und Neffe

Franz Marssen.«

Der Brief war zu Ende gelesen und den Gesichtern der beiden Geschwister, die sie jetzt längere Zeit schweigend auf einander richteten, sah man die innere Verwunderung, aber auch zugleich die Liebe zu dem Schreiber des räthselhaften Briefes an.

»Nun, das muß ich sagen,« rief der Doctor, der sich zuerst von seiner Verwunderung erholt hatte, »das scheint ein hübsches Abenteuer zu sein. Drei Pferde und noch dazu mit Damensätteln –«

»Ja, und gleich mit dreien!« unterbrach ihn Tante Caroline, die sich gar nicht fassen zu können schien.

»Nun, das ist weniger gefährlich, als wenn er nur einen verlangte, wie mir däucht,« entgegnete ihr Bruder. »Aber es müssen in der That interessante Damen sein, die unsern ernsten Jungen fesseln und zu solcher Galanterie bewegen können. Haha! Allein ein Vergnügen gönnen wir ihm gewiß und wollten ihn ja noch so eben wider seinen Willen dazu zwingen. Sieh, wie die Vorsehung, der wir selbst in ihr Handwerk pfuschen wollten, unserer guten Absicht zu Hülfe gekommen ist!«

»Das thut sie immer, mein Lieber, wir haben täglich Beweise davon, wenn wir die Ereignisse unseres Lebens mit aufmerksamem Geiste verfolgen. – Du wirst ihm also unsere und sein Pferd schicken, nicht wahr?«

»Natürlich, und mit den Damensätteln sogar. Jürgen soll sogleich nach Interlaken gehen. Ich weiß, wo sie zu haben sind.«

»Soll ich ihn rufen?« fragte die Tante, schon von dem Stuhle sich erhebend.

»Ja, sei so gut.«

Wenige Minuten später erschien, von dem fremden Boten begleitet, Jürgen, das Factotum des Hauses, denn er war Pferdeknecht, Gärtner und Laufbursche in einer Person, ein kleiner, gedrungener Bursch, mit schwarzem Krauskopf und gelber Haut, aber einem intelligenten Gesicht, dessen wohlgenährte Fülle bewies, wie gut er gepflegt ward, wofür er dem Hausherrn und den übrigen Familiengliedern von ganzer Seele ergeben war.

»Jürgen,« redete ihn Doctor Marssen an, »mach' Dich fertig, mit diesem Manne morgen früh aufzubrechen. Auch unsere drei Pferde werden Dich begleiten, und Du magst sie in guten Stand zu der Reise setzen. Um morgen Abend noch auf der Grimsel einzutreffen und ihre Kräfte für die Bergtour zu schonen, kannst Du das erste Dampfboot nach Brienz benutzen. Bescheid weißt Du, und da dieser Mann bei Dir ist, wird Dir die Arbeit nicht zu schwer werden. Auf der Grimsel wirst Du meinen Sohn treffen und mit ihm und seiner Gesellschaft den Rückweg antreten. Zehrung für die Reise und einige Batzen für einen frischen Trunk wird Dir meine Schwester geben. Das Gleiche sollt auch Ihr für Eure pünctliche Bestellung erhalten, mein Freund. Nun aber geh' zum Sattler Silberstein nach Interlaken, Jürgen, und borge auf meinen Namen zwei gute Damensättel nebst Zubehör, denn alle drei Pferde sollen Damen hierher tragen. Hast Du mich verstanden?«

Der junge Krauskopf lächelte verschmitzt und nickte bejahend. »Das soll mir genug gesagt sein, Herr,« erwiderte er, »den jungen Herrn werde ich auf der Grimsel treffen und ihn und seine Gesellschaft gesund nach dem Bödeli zurückbringen. Es wird eine ganz hübsche Partie werden und ich freue mich darauf.«

»So geht in Gottes Namen und setzt Alles in den besten Stand. Ich komme nachher noch nach dem Stall, um mich zu überzeugen, ob Alles in Ordnung ist. Wenn Du die Sättel hast, Jürgen, benachrichtige mich davon.«

Die beiden jungen Männer verließen die Veranda und Doctor Marssen blieb mit seiner Schwester allein. Aber sie nahmen ihren Platz am Tische nicht wieder ein, sondern spazierten nach dem Garten, über den sich bereits abendliche Dunkelheit gesenkt hatte. Hier schritten sie noch lange im traulichen Gespräch über den abwesenden Sohn und Neffen auf und nieder und tauschten ihre Hoffnungen und Erwartungen über seine Zukunft mit einander aus. Gegen zehn Uhr endlich, so lange waren sie im Garten gewandelt, kam Jürgen wieder und berichtete seinem Herrn, daß die Sättel zur Hand und alles Uebrige zur bevorstehenden Reise geordnet sei. –

Jetzt wünschte Doctor Marssen seiner Schwester eine gute Nacht, um sich mit Jürgen nach dem Stalle zu begeben, wo er in einem benachbarten Verschlag den Boten vom Rhonegletscher schon im tiefen Schlafe fand, der von seiner weiten und anstrengenden Fußreise herzlich müde war. Nachdem er dann die Pferde besichtigt und Jürgen einige Verhaltungsregeln gegeben, trat er noch auf kurze Zeit in den Garten zurück, betrachtete den funkelnden Sternenhimmel, warf einen bewundernden Blick auf die bei Nacht in bleichem Licht strahlenden Schneeriesen und suchte dann sein Zimmer auf, nachdem er sich überzeugt, daß seine Schwester bereits zur Ruhe gegangen sei.

Doctor Marssen war in seinem Zimmer allein, einem geräumigen, mit soliden Nußbaummöbeln verzierten Gemach. Auf dem offenen Schreibpult brannte die Lampe hell und freundlich, und ringsum herrschte die tiefste

Stille, die dem heute so viel beschäftigten Manne außerordentlich wohl that. Er ließ sich auf einen vor den Schreibtisch gerückten Sessel nieder, nicht, weil die vorher geäußerte Müdigkeit ihn dazu nöthigte, denn die verschiedenen aufeinander folgenden Gemüthserregungen hatten ihn wieder ziemlich munter gemacht, sondern um sich seinem Nachdenken hinzugeben, welches dem geistig begabten und für das Wohl anderer sorgenden Menschen so süß und unentbehrlich ist.

»So,« sagte er nach längerem stillen Sinnen zu sich, »da wäre denn wieder ein Tag den übrigen angereiht, und ich kann mit meinem Werke zufrieden sein. Nun steht mir noch eine Unterhaltung bevor, und ich fürchte fast, sie wird von keinem so angenehmen Resultat begleitet sein, wie die eben beendete. Doch, was könnte Eversen mir aus Hamburg schreiben, was mich zu beunruhigen im Stande wäre, wie? Aber daß er an mich allein einen ganzen Bogen voll schreibt, muß doch etwas zu bedeuten haben. Still, Herz, die unruhigen Zeiten sind vorüber, und Du brauchst nicht mehr ungestüm und bang zu schlagen. Heraus also mit dem geheimnißvollen Boten, und was er auch bringen mag, er soll mir keine fünf Minuten meines guten Schlafes rauben.«

Und er griff rasch in die Brusttasche seines Rockes, nahm den zusammengefalteten Briefbogen heraus, schlug ihn aus einander und las ruhig folgende Zeilen, die mit einer kleinen Handschrift und vielen Abkürzungen geschrieben waren, deren Entzifferung oft einige Mühe verursachte:

»Mein lieber Leo! Ich habe schon lange keine Gelegenheit gehabt, Dir über die Vorgänge in unserm Vaterlande und die Verhältnisse einiger Personen Mittheilung zu machen, deren Handlungsweise Dir, wie mir sowohl bekannt, früher das Herz oft warm und bisweilen sogar sehr heiß gemacht hat. Wie es in den Herzogthümern aussieht, wirst Du im Allgemeinen aus den öffentlichen Blättern erfahren haben, die Du ja auch, wie Du mir schreibst, in Deinem Schweizer Asyl zu lesen fortfährst. Ich kann Dir daher nur all' das Trübsal aus eigener Anschauung bestätigen, welches die Vorsehung über die armen deutschen, unter dänischer Fuchtel stehenden Lande auszugießen für gut befunden hat.

Auf den Beistand des großen Deutschlands, das, wenn Einigkeit unter den thörichten Menschen herrschte, unüberwindlich und fast allmächtig in Europa wäre, hoffen wir wenig mehr, *der* schöne Traum ist ausgeträumt, wir sind einst zu bitter getäuscht worden. Auf die übrigen Großmächte aber hoffen wir noch viel weniger, denn Dänemark hat seine Karten zu schlau gemischt, um ihre Augen nicht blind und ihre Ohren nicht taub für unser Herzeleid gemacht zu haben. Sie, die Großmächte, betrachten uns noch immer als unruhige Köpfe, und doch sind wir nur gemißhandelte Menschen, und täglich werden wir ärger gemißhandelt, so daß das Maaß menschlicher Duldsamkeit einmal überlaufen muß.

Nur Eins auf der Welt kann uns retten, und dies eine steht allein in Gottes Hand. Auf zwei Augen beruht Dänemark's jetziger scheinbarer Triumph und unsere Niederlage. Schließen sich einmal diese Augen, dann thun sich vielleicht andere und gerechtere auf, und Hände erheben sich aus dem Dunkel räthselvollen Welttreibens, die jetzt noch ruhen oder sich nicht zu regen wagen. Doch bis dahin ist der Weg noch weit, und wir Elenden wandeln im Dunkeln und Trüben.

Für's Erste aber scheint der Berg des Unheils, der sich auf unsere Brust gewälzt, dem Geschicke noch nicht hoch und schwer genug zu sein. Ich habe sichere und völlig glaubhafte Nachrichten aus Kopenhagen erhalten, daß man daselbst das Maaß der Schmach und des bittersten Unrechts, welches man auf uns gehäuft, noch lange nicht für hinreichend gefüllt hält, daß man – höre es ruhig an – damit umgeht, die Kette noch fester um unsere Hände und Füße zu legen, die schon mehr als schmerzlich drückt. Es bereiten sich, sagt man mir, ganz in der Stille wunderbare und fast unglaubliche Dinge vor. Man hat uns, nach gewisser Danebrogmänner Meinung, bisher nur sanft auf die Wange geklopft, jetzt erst will man uns heftig in's Gesicht schlagen, so daß uns Hören und Sehen vergehe, weil man hofft, uns damit auch mitten in's Herz zu treffen. Mit einem Wort, das himmlische kluge Ministerium hat den tollen Gedanken ausgeheckt, das Herzogthum Schleswig mit

einem Schlag in Dänemark zu incorporiren, und das scheint mir den beginnenden Wahnsinn anzudeuten, der sich schon lange in den von Dünkel und Uebermuth strotzenden Köpfen der Gewalthaber Kopenhagen's bemerkbar gemacht hat. Denn daß dies wirklich und auf die Dauer gelingt, bezweifle ich stark. Es giebt doch wohl noch in irgend einem Winkel der Welt ein Stück Rechtsgefühl und männliche, ehrenhafte Thatkraft, und dieses wird gewiß einmal zur rechten Zeit wie eine leuchtende Flamme ausbrechen, wenn es auch jetzt nur wie ein kleines Fünkchen kaum sichtbar glimmt.

Wann der große Schlag gegen uns geführt werden soll, weiß kein Mensch, aber er soll bevorstehen; die Vorbereitungen sind getroffen, die Fanale stehen überall zum Anbrennen bereit, und die kleinen Bedenklichkeiten, die vielleicht der letzte Rest des großstaatlichen Gewissens hegt, kann ein kleiner Luftzug auslöschen, der irgendwoher anregend und aufstachelnd bläst. Du glaubst nicht, welcher Mittel und Triebfeder sich das edle Dänemark bedient, um zum Beispiel auf die Presse und die Meinung gläubiger Menschen zu wirken und so zu seinem eingebildeten Rechte zu gelangen, und wie es denkende Männer gleich Maschinen benutzt, um durch die kleinen Räder monomanischer Günstlinge das große Rad nationaler Monomanie in Bewegung setzen zu lassen.

Von unsern Verhältnissen zu den außerdeutschen Großmächten will ich nicht reden, Du kennst sie: aber daß England, das große, stolze, kluge, der menschlichen Aufklärung immer vorangehen wollende England sich selbst blendet, um das so klare Licht der Wahrheit und des gesunden Menschenverstandes nicht zu sehen – das, das macht mich schamroth über meine eigene Verblendung, denn ich habe dies für so edel gehaltene England einst geliebt.

So viel von Dänemark. Jetzt will ich von einem Menschen sprechen, der Dir Dein liebes Vaterland einst zur Folterbank gemacht hat.«

Der Lesende hielt einen Augenblick inne, hob den Kopf in die Höhe, seufzte laut und wandte sich dann wieder zu dem Blatt.

»Ich will von Deinem Pflegebruder, dem Baron Rolf Juell Wind sprechen,« las er weiter. »Du weißt, wie und auf welche Weise dies dänische Glückskind Carrière gemacht hat und daß er noch vor kurzer Zeit ein hellleuchtendes Licht unter den Rathgebern der Krone war. Allein die Nemesis, die oft lange wie eine düstere Wolke über den Häuptern der Menschen schwebt, ist endlich wie ein Blitzstrahl auch auf ihn niedergefahren und – der Stern hat sich in eine kleine Funkenschnuppe aufgelöst, die mit einem lauten Krach und Knall ohnmächtig zu Boden gestürzt ist.«

»Wie,« unterbrach sich der Lesende, höchlichst erstaunt – »ist das möglich!?«

»Höre, wie das zugegangen ist,« las er wieder, »und schließe daraus auf die Stimmung in den dänischen Regierungskreisen. Der früher so radikale Deutschenfresser, der Urdäne, Rolf Juell Wind, hat aus dem Ministerium scheiden müssen, weil er dem jetzt herrschenden Winde nicht Sturm genug war, mit einem Wort – und nun lache einmal – weil er, wie man sich in die Ohren tuschelt – im Grunde genommen ein zu großer Freund der Deutschen ist, das heißt, weil er die Henkermaschinerie, die man in Arbeit setzen will, zu leiten sich geweigert hat. Damit will ich nicht behaupten, daß er seine Ansichten gewandelt und die glatte dänische Aalhaut abgeworfen hat, o nein, er ist dem herrschenden Regime vielmehr zu ehrlich, zu milde, zu gerecht, das heißt, zu wenig fanatisch, nicht dänisch genug, und will die Deutschen nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten, wie seine Herren Collegen es möchten.

Kurz und gut, nach langen Verdächtigungen, geheimen und offenen Angriffen von allen Seiten, hat er endlich das Feld räumen müssen, ist seines einträglichen Amtes entsetzt und hat sich, laut Befehl, nach Schleswig begeben, wo ihm irgend ein verlorener Posten noch aus purer gottköniglicher Gnade anvertraut werden soll. Wie ich aber höre, setzt der hochmüthige, im Grunde aber immer geschmeidige Herr alle Segel bei, wieder in den richtigen Wind zu kommen, um vielleicht, zu halben Gnaden angenommen, durch eine diplomatische Sendung nach

außerhalb seine gesamtstaatliche Abtrünnigkeit wenigstens in Kopenhagen vergessen zu machen. Wie tief gedemüthigt der liebe Rolf durch alle diese Vorgänge ist, kannst Du Dir denken, um so mehr, als seine Vermögensverhältnisse nicht die besten sein sollen und das bisherige reiche Einkommen seiner Frau durch Familienmachinationen, die man nicht so genau kennt, bedeutend geschmälert sind.

Ich habe diese Mittheilungen auf einen besonderen Bogen geschrieben, weil ich Deiner guten Schwester den alten Stachel nicht noch tiefer in das Herz drücken wollte. Mag ihre wolkenlose Gegenwart ihr die stürmische Vergangenheit aus der Erinnerung gelöscht haben! Dies wünscht, Dir herzlich die Hand schüttelnd, die sich ehrliche Männer ja über das Weltmeer reichen können,

Dein Freund

R. Eversen.«

Der Lesende faltete den Brief mechanisch zusammen und legte ihn langsam auf den Tisch. Seine immer ruhige Miene zeigte auch jetzt keine Veränderung, kein Muskel regte sich in dem ausdrucksvollen Gesicht, nur sein helles Auge schien etwas umflort zu sein, als er gerade vor sich hinblickend im leisen Selbstgespräch sagte:

»Ja, daran hat er Recht gethan, daß er diese Mittheilung an mich allein richtete, um den alten Stachel nicht noch tiefer in ihr Herz zu drücken; er ist so schon tief genug eingedrungen und der Schmerz wühlt im Stillen

giftig fort und fort. – Und Rolf? Ist die Nemesis also wirklich endlich aus dem Schlummer erwacht und hat mit ihrem rächenden Finger in das goldene Leben dieses zehnfach gepanzerten Mannes gegriffen? Nun, ich freue mich darüber nicht, aber ich bekümmere mich auch nicht darum. Ich hasse ihn nicht, wie ich ihn eigentlich nie gehaßt habe, nur gleichgültig ist er mir im Laufe der Zeit geworden. Gut. Aber ich will nicht hoffen, daß er wirklich unglücklich und bedürftig ist. So wehe er mir und *uns* gethan, ich wünsche ihm das nicht, nein, wahrhaftig nicht. Er versteht nicht zu leiden, zu entbehren, zu entsagen, wie wir es verstanden. Das bräche ihm das stolze Herz, und keinem Menschen auf der Welt, mag er sein, wer und wie er will, mag ich ein solches Unheil aufgebürdet sehen.

Aber was soll ich zu Dänemark's neuem Fortschritt in der Kunst, die Weltgeschichte zu illustriren, sagen? Ist der Schemel Schleswig von dem Fuße Dänemark's noch nicht tief genug in den Koth getreten? Will es ihn hineinstoßen in die Erde, ihn gleichsam begraben, wie man einen Todten begräbt? Dänemark sehe sich vor, was es thut, es ist auch sterblicher und vergänglicher Natur, und die große unsichtbare Hand da in den Wolken: Vorsehung, Schicksal, Gott, wie man will, hat nicht allein *ihm* das Leben und die Herrschaft der Welt gegeben. O nein, und endlich kann kommen ein Tag – o Priamus, Priamus, ich will Dich nicht citiren, aber es liegt mir etwas im Blut, was mir sagt: so oder ähnlich, wie es einst dem stolzen

Troja erging, wird oder kann es auch dem stolzen Dänemark gehen. So, und nun sause zu, Rad des Verhängnisses, vollende schnell Deinen zerstörenden Umschwung, denn je schneller Du sausest und damit mein armes Vaterland erdrückst, um so schneller wirst Du an das Ende Deines Zieles laufen, denn auch Dir ist ein letztes Ziel gesteckt und es wird die Zeit kommen, wo irgendwer spricht: Bis hierher und nicht weiter, Dan's unsterblicher Sohn!«

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und senkte das Haupt auf die Brust. Dann aber erhob er sich plötzlich wieder und sagte ruhig gefaßt, ja fast freudig: »Es sind trübe Zeiten jetzt da oben, ja, aber *den* Trost haben wir, daß es nicht immer so bleiben kann. Einmal kommt doch die Sonne wieder und – und bringt den Völkerfrühling mit. Doch still, laß das Phantasiren, Leo, denke nicht an etwas, was geschehen *kann*, sondern an etwas, was geschehen *wird*. Und was wird mir zunächst geschehen? Etwas Angenehmes! Mein Sohn, mein Franz, mein einziges Kind kehrt in mein Haus zurück und – ich werde wieder mit ihm glücklich sein. Aber wie dann? Ja, so ist es und so muß es sein. Er kommt mir diesmal doppelt zu rechter Zeit. Ich will endlich ausführen, was ich so lange im Herzen getragen, aus Furcht, mir und ihm zugleich wehe zu thun; ich will die Spanne Zeit, die mir noch gehört, benutzen, denn auch ich bin sterblich und kann meine Augen schließen, ehe mein Mund gesprochen hat, was er hören soll. Caroline würde ihn an meiner Statt, wenn ich

nicht mehr wäre, nicht so ruhig über unsere Verhältnisse Aufschluß geben, und sein Urtheil könnte durch ihre Auffassung und Darstellung getrübt, ja verdunkelt werden. Nein, er soll endlich von mir allein erfahren, warum ich in diesem Lande, in diesem Hause wohne. Vermuthen mag er es längst, aber vom Wissen ist er weit entfernt. Er hat von seiner Kindheit an fern vom väterlichen Hause gelebt, leben müssen, jetzt soll er den Grund davon kennen lernen, damit er nicht denke, ich sei unväterlich gegen ihn gewesen. So ist es denn beschlossen. Am ersten stillen Abend, wenn er hier bei mir sitzt, will ich ihm den Vorhang meines Lebens lüften und er soll ein Stück Menschenschicksal lebendig vor sich sehen. Dazu hat Eversen's Brief mich gebracht und ich bin ihm dankbar dafür.«

Er stand vom Stuhle auf, ging einige Male mit leicht gebeugtem Kopfe im Zimmer hin und her und öffnete dann ein Fenster, durch welches die balsamische Nachtluft sogleich erfrischend hereinströmte. Wie geblendet blieb er hier stehen und blickte mit einer Art andachtsvoller Bewunderung in die Ferne hinaus, wo sich die unter dem Sternenglanz strahlende Schneemasse der Jungfrau und ihrer Nebenberge deutlich erkennen ließ. Eine Weile schaute er nach den funkelnden Lichtaugen des blauen Firmaments empor, dann sagte er still in sich, sein Nachtgebet sprechend:

»Ihr Sterne, ihr flackert und leuchtet so friedlich da oben in euren reinen Höhen! Und ihr, urewige Berge, ihr stehet so fest auf euren Granitmauern und wanket vor

keinem Sturme, mag er kommen, woher er will. O gebet, was ihr so reichlich, fast in Ueberfülle habt, auch dem schwachen Menschenherzen – gebet ihm Frieden und gebet ihm Festigkeit und Standhaftigkeit, daß auch er seine Bahn ruhig walle und daß auch er dem Sturme trotze, von wannen er kommen mag! Vater, da oben, Allgütiger, rufe meine Seele, wann Du willst, aber in meinem Hause laß immerdar, wie jetzt in meinem Herzen, den Frieden herrschen, und alle, die meinen Namen führen, laß in diese Gnade mit eingeschlossen sein. Amen!«

Drittes Kapitel. Auf der Furca.

Während die in den beiden ersten Kapiteln berichteten Vorgänge sich im Bödeli und dessen nächster Umgebung zutrugen, entwickelten sich in weiterer Ferne davon gewiß nicht weniger interessante Ereignisse, und um denselben von Anfang an beizuwohnen, müssen wir einige Tage in der Zeit zurückgehen, um namentlich das Abenteuer kennen zu lernen, welches im Hause des Doctor Marssen eben so große Verwunderung wie Freude hervorgerufen hatte.

An dem Tage, der dem bekannten Unfall des Senators aus Frankfurt am Main in den Eisfeldern der Jungfrau vorherging, hatten sich theils in dem reizend gelegenen

Andermatt im Ursener Thal, theils in dem unfernen Hospenthal, wo die nach dem Reußtal führende Gotthardtstraße sich von dem Saumpfad[1] abzweigt, der über den Furcapaß in das Berner Oberland führt, in verschiedenen Gasthäusern mehrere Familien und einzelne Fußreisende, ohne sich noch zu kennen oder je gesehen zu haben, eingefunden und für den folgenden Tag Pferde bestellt, um dem nächsten gemeinsamen Ziele, der Furca, zuzusteuern und von hier aus über den Rhonegletscher, die Grimsel und das Haslithal die schönen Seen zu gewinnen, die das Endziel, Interlaken im Bödeli, einschließen.

Die Witterung war in den jüngst vergangenen Tagen verlockend schön gewesen, alle Wetterkundigen prophezeiten auch für die nächste Zeit das herrlichste Reisewetter, allein in der Schweiz und namentlich in den hohen Berggegenden derselben darf man auch den Kundigsten hierin nicht trauen. In abgelegenen Thälern, deren atmosphärische Zustände die vorgelagerten Bergreihen verdecken, brauen sich oft im Fluge entsetzliche Ungewitter zusammen, und diese stürzen dann plötzlich, wie die wilde Jagd, unerwartet, unbemerkt über die armen Reisenden her.

Aehnlich sollte es auch an diesem Tage geschehen. Schon in frühester Morgenstunde, etwa um fünf Uhr, sah man viele gesattelte Pferde vor dem Mayerhof in Hospenthal stehen, und bald ritten die ersten Reisenden ab,

[1] Die jetzt vollendete bequeme Fahrstraße war zu der Zeit, in der unsere Erzählung sich abwickelt, nicht nicht einmal begonnen.

denen in kurzer Zeit andere, und endlich um halb sieben Uhr die letzten folgten, um die Wunder der Natur zu schauen, die ihnen für diesen Tag verheißen waren. –

Gleich von Anfang an schien das im Voraus zu viel gepriesene Wetter nicht sonderlich günstig angethan. Der in der vergangenen Nacht so tiefblaue und mit goldenen Sternen besäete Himmel zeigte sich am frühen Morgen von blaugrauen Dünsten verhüllt; Wirth und Führer im Hospenthal verhießen jedoch, wie immer, einen *guten* Tag, und so zögerte Niemand, den allgemein als schwierig bekannten Weg anzutreten. Allein je weiter man auf dem mühseligen, von scharfen Steinen und morastigen Löchern unwegsam gemachten Pfade fortschritt, der, nachdem er sich durch das letzte Dorf Realp hindurchgewunden, allmälig zu steigen beginnt und von herabstürzenden Bergwässern und Quellen oft fast ungangbar und ewig schlüpfrig gemacht wird, um so drohender zeigte sich das düstere Himmelsgewölbe, denn der ganze Horizont hüllte sich in aschgraue Wolken ein, ein empfindlich kalter Wind blies vom Matterhorn herüber, das seine riesige Kuppe nur auf einige Augenblicke erkennen ließ, und sogar die Pferdetreiber vermochten nun nicht länger mehr zu verhehlen, daß ein recht *böser* Tag im Anzuge sei.

Wenn die öde Gegend, durch welche wir jetzt ziehen, schon an sonnig klaren Tagen das Gepräge einer trostlosen und melancholischen Trauer trägt, da nichts als kahle, formlose Steinberge sich zu beiden Seiten des steil ansteigenden Weges erheben, auf dem keine menschliche

Wohnung, höchstens die schmutzige Erdhütte eines verwitterten und zerlumpten Ziegenhirten angetroffen wird, wie mußte erst ein trüber, kalter Tag dieselbe verdüstern und niederdrückend auf die Stimmung der Reisenden wirken, die ihr Tagewerk so fröhlich und hoffnungsvoll begonnen hatten! Und in der That, diese Wirkung wurde immer merklicher, denn die Aussichten trübten sich um so mehr, je weiter man kam, und noch lange nicht hatte man die gabelförmige Bergspalte des Furcapasses erreicht, so senkten sich die drohenden Wolken tiefer und tiefer, und ein eiskalter Regen rieselte, erst in kleinen Tropfen, dann in gewaltigem Gusse hernieder, der sich um so inniger mit nadelscharfen Schneeflocken vermischte, je näher man der 7419 Fuß hoch gelegenen Furca kam.

Allein, was blieb anders zu thun übrig, als den einmal begonnenen Weg mit stoischem Gleichmuth fortzusetzen, und so trieb man denn die keuchenden Pferde, die auch heute ihre Schuldigkeit, wie immer, mit der größten Gelassenheit thaten, lebhafter an, bis man die Furca wie ein ungeheures, oben weit und unten eng ausgeschnittenes Thor vor sich liegen sah, von wo aus man sich über die höher gelegenen Schneegruben wandte, um das auf kahler, den Winden preisgegebener Höhe erbaute und sehnlichst erwartete Gasthaus zur Furca zu erreichen.

In dem kleinen, aus grauen Steinen erbauten und von niedrigen Pferdeställen umgebenen Hause sah es am Morgen dieses Tages, etwa um zehn Uhr, nicht gerade

sehr einladend aus. Zwar war der große Ofen in dem nicht allzu geräumigen Gastzimmer warm, der schwarzhaarige, finster blickende Wirth hatte seine Speise- und Weinkarte hoffnungsvoll ausgelegt, aber da draußen heulten die eisigen Winde wie toll um das einsame Gemäuer, und der Regen schlug prasselnd mit seinen Eisperlen gegen die kleinen Fensterscheiben, so daß man von ihnen aus kaum einige Schritte weit in die Ferne sehen konnte. Rechnet man nun noch hinzu, daß keine übergroße Sauberkeit in dem verwitterten Gemache herrschte, daß man in dieser von Menschenwohnungen so entlegenen Niederlassung auf keine allzu feine Bewirthung, dagegen auf eine um so bessere Rechnung zu hoffen hatte, so war der halberzwungene Aufenthalt hierselbst gewiß kein angenehmer: allein der durchnäßte und durchfrorene Reisende, der aus dem draußen tobenden Unwetter kam, fühlte sich schon durch den bloßen Anblick des grauen Bauwerks erlabt und gestärkt, und so arbeiteten sich auch die klugen Pferde schneller und mit angestrengteren Kräften zu der luftigen, wolkenumlagerten Höhe empor.

Die ersten Reisenden, die gleich nach zehn Uhr Morgens so glücklich waren, dies Asyl zu erreichen, waren zwei Engländer, ein Herr und eine Dame, die außer ihrem Pferdeknecht noch einen berittenen, etwas vornehm blickenden Führer zur Begleitung hatten, also Leute, die es sich etwas kosten lassen konnten, und die von ihrem insularischem Instinct angestachelt, es sich zum Grundsatz gemacht zu haben schienen, stets an einem fremden

Orte zuerst anzukommen, um die Hauptgenüsse und Bequemlichkeiten desselben vorweg in Beschlag zu nehmen und so dem großen nachfolgenden Haufen nur den schalen Rest zu überlassen.

Wer überhaupt glaubt, in der Schweiz, die so häufig von ihnen besucht wird, liebenswürdige Engländer kennen zu lernen und sich von ihnen nachahmenswerthe Sitten anzueignen oder sich vielleicht an den so viel gerühmten patriarchalischen Gewohnheiten ihres Familienlebens zu erbauen, der wird sich sehr oft bitter getäuscht finden. Einem solchen Wiß- und Lernbegierigen rathen wir, nach England selbst zu gehen, denn auf Reisen, namentlich im Auslande, lernt er sie wahrhaftig nicht kennen, noch weniger lieben und achten.

Es ist seltsam, aber wahr, die großbritannischen Inseln scheinen nur ihren Ueberfluß an Unliebenswürdigkeit, Arroganz, Dünkel und Albernheit von Zeit zu Zeit, wie etwa ein Vulkan periodisch seine Asche und seine verbrannten Schlacken ausspeit, nach dem Festlande auszuwerfen, denn alle Subjecte, die nur einigermaßen einen Ueberfluß an Geld haben oder vielleicht auch auf einige Zeit weniger luxuriös als zu Hause wirthschaften wollen, strömen in heuschreckenähnlicher Fülle nach Deutschland und der Schweiz, um daselbst in einer Weise den insularischen Uebermuth an den Tag zu legen, wie ihn sonst keine Nation der gebildeten Welt zu zeigen wagt. Wir sind erstaunt gewesen, diese oft flegelhaften Burschen, wie zum Beispiel in dem feinen Hôtel Saussüre

in Chamouny, im Lesezimmer, wo deutsche Damen lasen, mit ausgezogenen Schuhen, mit offenen, die bloße Brust zeigenden Hemden und dabei so laut gähnend, daß sogar die Fliegen erschraken, sich auf dem samtnen Sopha's lang ausgestreckt, rekeln zu sehen. Ueberall, wohin wir kamen, sahen wir die blasirten, häßlichen und langweiligen Ladies, die stets auf eine ganz eigenthümliche, vielleicht auch patriarchalische, man möchte aber lieber sagen, schamlose Weise coquettiren, das, was aller Welt für sein Geld gehört, als ihr unantastbares Eigenthum benutzen; sie nahmen nicht nur aller Orten die besten Plätze in Beschlag, sondern sie musterten uns mit dummdreisten Blicken, als wollten sie uns ihre Verwunderung und Verachtung ausdrücken, wenn wir es wagten, in die Nähe ihrer Roben zu treten; und die jungen Herren, die schlimmsten von allen, hätten uns auf den Dampfern am liebsten über Bord geworfen, wenn wir auf eine ihrer unverschämten englischen Fragen ein unverstandenes deutsches Wort erwiderten.

Als Mr. Raphael Flail, so schrieb er sich später in das ausgelegte Fremdenbuch ein, mit seiner Lady in's Zimmer trat, erschienen beide nur wie eine düstere triefende Wolke, denn sie waren vom Kopf bis auf die Zehen in schwarze wasserdichte Ueberwürfe gehüllt, die bei jedem ihrer Schritte Spuren von dem nassen Element hinterließen, dem sie so eben entronnen waren. Hinter ihnen her trat der berittene Führer, der für gutes Geld auch die Rolle eines Bedienten spielte und jetzt erst der Lady, dann Mr. Raphael Flail, die beide starr und steif, wie aus

Holz geschnitzt, bei diesem Geschäft standen, die nassen Ueberwürfe abnahm und auf einen stummen Wink des Briten sie über drei oder vier Stühle um den Ofen ausbreitete, auf den fünften und sechsten ihre Hüte, und auf den siebenten ihre durchweichten Handschuhe legte, so daß kein Mensch weiter sich der wärmenden Strahlen des wohlgeheizten Ungethüms erfreuen konnte.

In Mr. Raphael Flail machen wir die vorübergehende Bekanntschaft eines sechs Fuß langen und stark im Leibe und in der Brust entwickelten Mannes, der ein aufgedunsenes, nichtssagendes Gesicht mit starkem braunrothen Backenbart und eine Nase besitzt, die sich auf Grund ihrer Länge, Dicke und Färbung als ausländisches Phänomen erster Klasse sehen lassen konnte. Sein Anzug bestand aus einem gleichfarbigen chocoladenbraunen Sommeranzug, der außer dick goldenen Knöpfen an der Weste und noch dickerer Uhrkette darüber nichts Auffallendes bot. Letzteres hatte dagegen seine noch leidlich jugendliche Ehehälfte übernommen, denn sie präsentirte mit sichtbarem Wohlgefallen einen zerbrechlichen Körper ohne Fleisch, der aus einem unscheinbaren Kinderkopf, einem unendlich langen und mageren Halse und aus einem Leibe mit Gliedmaßen bestand, der einer fadendünnen Hermensäule von Sandstein auf ein Haar glich. Auch die Farbe ihres Seidenkleides war ganz genau die des verwitterten Sandsteins, und die Formen ihres Körpers stellten sich so gleichmäßig eben und glatt wie die einer Hermensäule dar. Ohne Taille, ohne einen

merkbaren Umfang des Rocks, hing das ganze Kleid anmuthlos, hoch am Halse beginnend, nur an der Stelle des Gürtels durch eine schwarze Corallenschnur lose zusammengehalten, bis auf die Knöchel herab, aller Rundung und Steife baar, einer vom Regen aufgeweichten und regungslos hängenden Flagge gleich. Um diesen allzu sichtbaren Mangel auf eine glänzende Weise abzuhelfen, trug Mrs. Flail ungeheure zahllose Armspangen, Broschen, Ringe und fingerdicke Uhrketten von massivem Gold und einer so sichtbaren Schwere, daß man verwundert fragen konnte, wie dieser aus Haut und Knochen bestehende schmale Körper im Stande sei, die Last eines solchen Metallüberflusses zu tragen. Im Uebrigen zeigte die Dame ein gelblich blasses Gesicht mit dunklen Augen, die unter einer übermäßig gewölbten Stirn keck hervorschauten, an deren Seite sich hinter dem Ohr zwei einsame Löckchen niederringelten, die sichtbar von der feuchten Luft gelitten hatten und beinahe bis auf den Corallengürtel reichten.

Sobald diese beiden Personen aus ihrer äußersten nassen Hülle, nicht geschlüpft, sondern gewickelt waren, war es ihr Erstes, sich rings im Kreise umzuschauen, ob dieses winzige Haus ein comfortables und für sie passendes Gemach enthalte. Aber da zeigten sich gleich saure Gesichter, denen die grobe Enttäuschung keinen verschönernden Glanz verlieh, denn nichts, was sie sahen, entsprach der Idee, die sie über das Meer herüber, durch das ganze feste Land der barbarischen Deutschen und über

die Berge bis auf die schreckliche Furca mit heraufgebracht hatten, ohne sie jemals auch nur in so vollkommenem Maaße erfüllt zu finden, wie sie das göttliche Albion selbst in dem erbärmlichsten Squirehause verwirklicht.

Allein es blieb ihnen in Anbetracht ihrer traurigen Lage an diesem Unglücksmorgen nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und so pflanzten sich beide gemächlich, ohne nur ein Wort mit einander zu wechseln, an dem der Thür entgegengesetzten Ende der Tafel auf, wo ein kleines hartes Sopha stand, das sie einträchtig mit einander theilten. Nur hatte die Lady durch einige stumme Winke dafür gesorgt, daß der Führer, bevor er das Zimmer verließ, um den Wirth hereinzusenden, noch ihre Plaids, die sie unter dem Regenmantel getragen, zwei wollene Decken, zwei Regenschirme und noch einige andere Reiseutensilien über ein halbes Dutzend Stühle im Zimmer ausbreitete, so daß diese beiden Personen mit ihrem Besitz fast den ganzen Raum in Beschlag nahmen, der wenigstens für ein Dutzend Menschen berechnet war.

Als endlich der Wirth, der hoffnungsvoll, also rasch seiner Köchin einige Anweisungen gegeben, mit ehrerbietigen Verbeugungen vor das fremde Paar trat, das er zum Mindesten für die Abkömmlinge einer Lordsfamilie hielt, fand er dasselbe einerseits den Kopf über die Weinkarte, und anderseits über die Speisekarte gebeugt und nicht im Geringsten geneigt, seiner Höflichkeit mit irgend einer Bewegung oder einem Worte entgegenzukommen. Dies schien ihm auch ziemlich gleichgültig zu sein, der

Herr Wirth kannte schon, wie alle ehrlichen Schweizer, seine Leute, und erst auf seine englisch gesprochene Frage, was die Herrschaft zu speisen beliebe, deutete Mr. Raphael Flail, ohne ein Wort zu sprechen, mit seinem rechten kleinen Finger, der von einem großen Brillanten funkelte, aber nichtsdestoweniger wegen des furchtbaren, zugespitzten Nagels daran schreckenerregend aussah, auf die Namen einiger Speisen und Weine, und es dauerte nicht lange, so stand eine Flasche feurig sein sollenden, aber in Wirklichkeit sehr sauren Yvorners mit zwei trüben Gläsern vor ihm, und der »mögliche« Lord war so unartig und ungentlemanisch, daß er erst zwei Gläser davon in seinen eigenen erkälteten Magen stürzte, ehe er an den seiner geduldigen Gefährtin dachte.

Fünf Minuten später schon, während die beiden zärtlichen Gatten noch immer im Schweigen verharrten, erschien der Wirth wieder mit zwei Tellern voll halbgebratenen Fleisches, das einen zweideutigen, seiner Jugend höchlichst widersprechenden Geruch ausströmte. Der Engländer aber, nur von Zeit zu Zeit einen grunzenden Ton ausstoßend, machte sich ohne Bedenken über das ihm gehörende Beefsteak her, während die vorsichtige Lady erst mit ihren langen Zähnen ein kleines Stückchen versuchte und langsam und halb widerstrebend dann das Uebrige nachfolgen ließ.

Auch dieses frugale Frühstücksmahl wurde bis an's Ende schweigend eingenommen; erst als Beide fertig waren, erhob sich die Dame mit einem seufzerartigen Laut, trat an's Fenster und blickte in den trüben Nebeldampf

hinaus, während Mr. Raphael Flail consequent wieder die Speisekarte vornahm, wie der fleißigste Student darin eifrigst studirte und beim Mangel anderweitiger Beschäftigung und in Anbetracht der Langeweile, die er damit tödtete, sie auswendig zu lernen schien.

Da fiel sein Auge plötzlich auf die unterste Reihe der Karte, und er stieß einen heiterklingenden Ruf aus, der die eben so gelangweilte Gemahlin sofort vom Fenster herbeizog. Ihren stumm auf den Gatten gerichteten Blick verstand dieser sehr gut, denn er zeigte sogleich auf die ihn beglückende Stelle, und Mrs. Flail senkte die beiden Löckchen mit dem daran befestigten kleinen Kopf und las, nachdem sie sich eine massiv goldene Lorgnette vor die Augen gehalten: »Das Diner wird Punct zwölf Uhr eingenommen.«

Ueber Mr. Raphael Flail's Gesicht flog ein rosiger Freudenschimmer, wie über das seiner Gemahlin, und diese wollte eben an's Fenster zurücktreten, als ihr das Fremdenbuch in's Auge fiel, welches in der Nähe lag. Nachdem sie es aufgenommen und eine Weile darin geblättert, brachte sie es Mr. Flail mit einer tintengefüllten Feder und dieser, ihrem Wunsche willfahrend, trug sogleich seinen klangreichen Namen mit einem Schlußschnörkel ein, wie sie auf dem Festlande nur die jungen Prinzen zu machen verstehen. Nach diesem anstrengenden Geschäft setzten sich beide wieder in die Sophaecken, der Herr stocherte sich die Zähne mit einem goldenen Zahnstocher und schnalzte, im Vorgefühl des pünctlichen Diners,

vor Vergnügen wiederholt mit der Zunge dazu; die Lady dagegen spielte mit ihrer goldenen Uhrkette, gähnte dann und wann laut auf und streckte endlich ihre wohlbeschuhten Beine über einen vor ihr stehenden Stuhl aus, dem Beispiel des Gatten nur halb folgend, welcher sich schon längst für jedes seiner unteren Extremitäten eine ähnliche Unterstützung beschafft hatte.

In dieser bequemen Lage mochten ihnen etwa zehn Minuten vergangen sein, als sie auf eine sehr unliebsame Weise in ihrem einsiedlerischen Stillleben gestört wurden. Einem lauten, fröhlichen Stimmenwechsel auf dem engen Flur folgte ein rasches Hereintreten dreier junger Männer, deren beschmutztes Schuhwerk sattsam erkennen ließ, daß sie den Weg vom St.-Gotthardt her zu Fuß in mühsamer Weise zurückgelegt hatten, was auf ihre gute Laune aber nicht den geringsten Einfluß zu üben im Stande gewesen war. Alles an ihrer äußeren Erscheinung, da sie weder Mäntel noch Schirme bei sich führten, triefte vom Regen, und nur ihren fest umschlungenen Plaids war es zu danken, daß ihre leichte Sommerkleidung und ihr kleines Ränzchen nicht bis auf den Grund vom Wasser durchweicht waren.

Gleich bei ihrem Eintritte in das Gastzimmer nehmen wir an ihrem harmlos ungezwungenen Betragen und an ihren Ausdrücken wahr, daß es süddeutsche Studenten sind, die das liebliche Heidelberg oder das fidele Würzburg mit der noch schöneren Schweiz auf einige Wochen vertauscht haben. Fröhlich klang ihr »Guten Morgen!« zu den Engländern herüber, diese aber hatten keine hörbare

Antwort darauf; die Lady nickte höchst unmerklich mit dem Kopf, was eigentlich nur die beiden Lockenstränge durch eine zitternde Bewegung verriethen, und Mr. Raphael Flail zog nur auf einen flüchtigen Augenblick den rechten Mundwinkel herab, wobei sein herrliches Gebiß nicht eben allzu freundlich auf eine Secunde sichtbar ward.

Das war der ganze stumme Gegengruß, der den jungen Musensöhnen zu Theil wurde, allein auch damit waren sie zufrieden, und nachdem sie ihre Mützen, Plaids und Tornister abgelegt, entfernten sie ohne Umstände einige wollene Decken der Briten von ihren Plätzen und nahmen auf den dadurch freigewordenen Stühlen am untersten Ende des Tisches Platz, als verschmähten sie es, mit den hochmüthigen und in ihrer ruhenden Lage verharrenden Insulanern in nähere Berührung zu treten.

Gleich darauf trugen sie dem freudig herbeieilenden Wirth auf, ihnen zu allererst eine Flasche Schweizer »Krätzer« zu bringen, und als derselbe mit ehrlicher Miene versicherte, daß er diese Sorte weder kenne noch besitze, lachten sie hell auf und forderten eine Flasche Wein, möge er einen Namen haben, welchen er wolle, da ihrer Meinung nach die Namen in der Welt durchaus nichts zu bedeuten hätten, vielmehr stets und überall die Güte einer Sache für sich allein spräche.

Jetzt verstand sie der Wirth, und flugs holte er eine große Flasche herbei, der in wenigen Minuten die zweite folgen mußte, und nachdem die jungen Leute auch das vor der Hand verlangte Brod erhalten, blieb er eine Weile

bei ihnen sitzen und unterhielt sich lebhaft mit ihnen, da die Musensöhne eine unendliche Reihe von Fragen über das Wetter, die Weite des Weges nach dem Rhonegletscher und dergleichen mehr zu stellen hatten.

Zu den jetzt im Gastzimmer versammelten fünf Gästen, die ohne Zweifel alle gleich froh waren, dem Unwetter entronnen und unter Dach und Fach zu sein, sollten sich aber in kurzer Zeit noch andere gesellen und die Miene der Engländer noch mehr verdüstern, da ihnen die Aussicht allmälig zu schwinden begann, daß ihre Mäntel, Plaids, Hüte, Handschuhe und Reisetaschen eben so gute und bequeme Plätze auf der Furca behalten würden wie sie selber.

Ein abermaliges Geräusch auf dem Flur rief den Wirth, nachdem er sich eben versichert, daß die drei jungen Herren auch am Diner Punct zwölf Uhr theilnehmen würden, von der fröhlichen Unterhaltung ab. Bald darauf öffnete er die Thür wieder, und ein geschmeidig im Tänzerschritt heranwogender Franzose führte eine Dame ein, die sich sogleich beide nach allen Seiten freundlich lächelnd verneigten und, von den heiteren Gesichtern der Studenten angezogen, sich nach Ablegung ihrer durchweichten Tücher, wobei abermals zwei Stühle den Engländern entrissen wurden, in unmittelbarer Nähe derselben niederließen.

Die Dame war zierlich und in ein modernes Sommerkleid gehüllt, das sie in etwas zerknitterten Festons hoch aufgeschürzt trug; ihr mit Blumen geschmückter coquetter Strohhut aber hatte dem Anstürmen des Regens noch

weniger Widerstand zu leisten vermocht und ließ seine Blüthen und Blätter schlaff niederhängen, als ob sie vor der Zeit verwelkt wären. Ein homerisches Gelächter aber erregte es unter den Studenten, als gleich nach dem Eintritt des glücklichen jungen Ehepaares ihr Pferdeführer erschien, in einer Hand zwei Reisetaschen und in der andern hoch erhobenen eine Crinoline tragend, die bis diesen Augenblick vorsichtig auf der Croupe des Damenpferdes befestigt gewesen war. Das arme Pariser Drahtungethüm war ebenfalls etwas stark mitgenommen; aus seiner eleganten runden Form gebracht, sah es, völlig durchnäßt und entfärbt, eher einem bemalten und zerbrochenen Hühnerkorb als einem unentbehrlichen Kleidungsstück einer zarten Dame ähnlich. Dafür aber wurde es auch sogleich zum Trocknen an den warmen Ofen gehängt, wobei wiederum ein Regenmantel Mr. Raphael Flail's sich mit der Hälfte seines bisherigen Raumes begnügen mußte.

Gleich nachdem die zuletzt Angekommenen Platz genommen, entspann sich zwischen ihnen und den Musensöhnen eine lebhafte Unterhaltung, die ihre komische Seite in der Mischsprache hatte, womit sich beide Theile einander verständlich zu machen suchten. Allein wer nur den guten Willen dazu hatte, der macht sich überall leicht verständlich, und so hatten die fünf Personen bald gegenseitig ihre Herzen ausgeschüttet, ihre heutigen Leiden gestanden und zugleich unter Lachen und Scherzen die Hoffnung ausgesprochen, daß es noch nicht aller Tage Abend sei und daß das Wetter sich möglicherweise

noch aufklären *könne*, an welcher Hoffnung allerdings der bedenklichste Wetterprophet nichts auszusetzen haben konnte.

Als auch das französische junge Paar eine Flasche Wein zur einstweiligen Stärkung erhalten und ein paar Gläser mit abgestandenem Wasser zu einem höllischen Gebräu gemischt, getrunken hatte, erscholl abermals auf dem Flur ein ungewöhnlich lautes Gelärm, gerade während ein überaus freigebiger Regenguß die Fenster des Gastzimmers erklirren ließ. Alsbald ging die Thür auf, und zwei herkulische Männer mit ungeheuren Vollbärten, vermummt wie die Buschklepper, mit zerknitterten Hüten und vom langen Reiten ziemlich steif, traten mit geräuschvollem Wesen herein. Erst als sie die warm ihnen entgegenströmende Luft fühlten und die reichliche Zahl ihrer Leidensgefährten raschen Blickes überflogen, entschlüpfte ihnen ein Erleichterungsseufzer, und sie begannen sich aus ihren Hüllen zu schälen und dieselben ohne Bedenken über die der Engländer zu breiten, was diesen ein überaus schwermüthiges Grunzen und Aechzen entlockte.

Sobald die beiden Herren sich aber ihrer Tücher und Paletots entledigt, begrüßten sie mit einem halb brummigen, halb lächelnden Gesicht die Gesellschaft und nahmen unverweilt einander gegenüber an der Seite der Franzosen Platz, die sich mit graziösen Verneigungen und verbindlichen Lächeln nach ihrem Befinden erkundigten.

Beide, ansehnlich gestaltete, gut gekleidete und mit männlich ausdrucksvollen Gesichtern begabte Personen, blickten sich etwas befangen an, als sie die hier unerwarteten französischen Laute vernahmen, aber sie fanden sich so gut in ihr Schicksal wie die Franzosen, die sie eben so wenig, wie jene sie verstanden, und der eine Herr fuhr sogleich mit einer polternden Heftigkeit, die gleichwohl durch die sauersüße Miene des Redenden einen komischen Anstrich erhielt, mit dem deutschen Ausruf hervor:

»Guten Morgen, meine Damen und Herren! Na ja, das soll ein Vergnügen sein? Ich bedanke mich dafür. Daß Dich das Wetter! das war ein sauer Stück Arbeit, für einen vierzigjährigen Menschen sowohl, wie für meinen armen Braunen. Solch einen Berg habe ich in meinem Leben noch nicht erklettert – und Schnee mitten im Juli, wo bei uns die Hundstage anfangen, das ist unerhört. O mein Gott, ich wünschte, wir wären zu Hause geblieben, Vetter. In dem gesegneten Mecklenburg auf unsern Gütern giebt es im Winter auch Regen und Schnee, aber so kalt und naß wie hier wird man wahrhaftig nicht dabei. Bah!«

Während er sich schüttelte und fröstelnd die Hände rieb, die Studenten aber in eine Art jauchzender Beistimmung ausbrachen, wiegte der mecklenburgische Vetter mit einer olympischen Miene das bärtige Haupt und sagte phlegmatisch:

»Was hilft's, Vetter, wir sind einmal so dumm gewesen, nach der republikanischen Schweiz zu reisen, wo Alles

drunter und drüber geht, und in Anbetracht, daß dies unsere erste Reise ist, meine Herren – unsere Eisenbahnen waren nämlich nicht eher fertig – können wir noch mit unserem Schicksal zufrieden sein, vorausgesetzt, daß wir schließlich mit heiler Haut davonkommen und uns auf diesen Schandwegen nicht die Hälse brechen. Aber munter, Vetter, heda – was trinken wir?«

Während ein abermaliges Gelächter, Kopfnicken und Augenblinzeln den andern Theil der Gesellschaft beschäftigte, hatte der brummende Vetter die Weinkarte ergriffen: nachdem er aber nur einen Blick darauf geworfen, schleuderte er sie wieder fort, rief den Wirth herbei und hieß ihn eine Flasche vom besten Champagner bringen, die nicht kühl gestellt zu werden brauche, da man ja hier mitten im Winter sei.

Bald stand auch die verlangte *beste* Flasche mit zwei Gläsern vor ihm und nun begann ein wahrer Wettkampf zwischen den beiden Vettern, dem die am unteren Tischende Sitzenden mit einem ausdrucksvollen Ergötzen zuschauten. Einer der Herren, die in der That reiche mecklenburgische Gutsbesitzer waren, trank immer auf die Gesundheit des andern, und dabei sprachen sie sich wiederholt Trost und Muth zu, so daß in einigen Minuten die Flasche leer war, die sofort mit der zweiten vertauscht wurde, welcher nachher bei Tische noch zwei oder drei *allerbeste* folgten.

Die Unterhaltung war jetzt im besten Gange und die Hoffnung, den allseitigen Appetit bald stillen zu können, wuchs mehr und mehr, da bereits nicht zu verkennende

Anzeichen verriethen, daß das Diner zu der festgesetzten Zeit wirklich eine Wahrheit werde. Daher verursachten die herbeigebrachten Teller, die sich klappernd auf das einmal weiß gewesene Tischtuch niederließen, eine so angenehme Musik, daß selbst die bisher trübsten Gesichter der Anwesenden sich allmälig aufhellten und sogar die regungslos dasitzenden Engländer einige zufrieden lautende Flüsterworte austauschten.

Eben als die Messer und Gabeln neben die Teller gelegt und frische Gläser davor aufgepflanzt wurden, schien, nach einer fremdartig klingenden Stimme draußen zu urtheilen, wieder ein Gast gekommen zu sein. In der That ließ derselbe die gespannt nach der Thür gewandten Blicke der bereits Versammelten nicht lange warten, und herein trat, in einen langen hellgrauen Reisemantel gehüllt, ein kleiner Mann von etwa dreißig Jahren, der auf den ersten Blick den ehemaligen Militair, und die Weitgereisten auch die Nation erkennen ließ, der er entsprossen war. Letzteres bestätigte denn auch bald seine Kleidung, denn sobald er den langen, schweren Mantel über die nächste beste, sorgsam gebettete Hülle der Engländer gehängt, zeigte sich ein feiner Mann in der so einfachen und doch imponirenden ungarischen Nationaltracht.

Sein schwarzer, mit Schnüren besetzter kurzer Rock war bis an das Kinn zugeknöpft; seine enganliegenden ebenfalls schwarzen Beinkleider steckten in, für diese

Reise viel zu eleganten, langen Stiefeln mit Quasten unter dem Knie, und auf dem starken Kopf trug er die kleidsame ungarische Hutmütze, die er erst zuletzt abnahm und damit höflich nach allen Seiten grüßte, ohne jedoch ein einziges Wort laut werden zu lassen.

Der kleine, stolz und sicher einherschreitende Mann hatte ein von der Sonne überaus verbranntes Gesicht und rabenschwarzes, kurzgeschorenes Haar. Sein breiter dichter Schnurrbart, blauschwarz und glänzend wie geschliffene Steinkohle, lief in steife, langgezogene Spitzen aus und sein schöner Kinnbart begann unmittelbar unter und in der ganzen Breite der Unterlippe und reichte mit seiner nadelscharfen Spitze bis auf die halbe Brust herab.

Offenbar wurde ihm die Mittheilung in irgend einer hier verständlichen Sprache schwer, obgleich man ihm ansah, daß er sich gern unterhalten hätte; wenigstens bemühte er sich bald, dem einen Mecklenburger Gutsherrn, neben dem er Platz genommen, mit gebrochenem Deutsch, das er mühsam, aber verständlich genug sprach, das Vergnügen auszudrücken, dem Unwetter entronnen und in so gute Gesellschaft gerathen zu sein. Nach diesen wenigen Worten aber verhielt er sich während der ganzen Tafel still, nur sein glühendes, pechschwarzes Auge flog unaufhörlich von dem einen zum andern Gaste, und erst späterhin blieb es wie festgebannt auf einer einzigen Person haften, ohne daß dadurch sein bescheidenes Wesen beeinträchtigt worden wäre, was sogar der englischen Dame zu imponiren schien, denn sie zog erst

nach seinem Eintritt ihre Beine von dem Stuhl und setzte sich wie jedes andere Menschenkind auf ihrem Sopha zurecht.

Jetzt waren im ganzen Zimmerraum, der mit der Zeit weniger einem Speisesaal als einer Garderobenkammer, in der sich zwanzig Menschen entkleidet haben, ähnlich geworden war, nur noch fünf Plätze an dem Tische frei, und zwar die in unmittelbarer Nähe der Engländer, in deren Nähe sich kein neu hinzukommender Reisender bisher gewagt hatte. Auch hatten dieselben bis jetzt in keiner Weise an der allgemeiner gewordenen Unterhaltung theilgenommen und nur von Zeit zu Zeit sich mit einem gegenseitigen pagodenmäßigen Zunicken und Zugrinsen die Zeit vertrieben. Mr. Raphael Flail ließ auch jetzt noch seine colossalen Beine auf den beiden Stühlen liegen; gleichgültig und mit fast studirtem Phlegma schaute er gelangweilt über die Tafelreihe hin, und erst die Ankunft des Wirthes mit einer Suppenterrine von altersgrauem Zinn scheuchte ihn aus seiner liegenden Stellung auf. Eben fing er an, ein Stück Brod nach dem andern zu zerbrechen und zu verschlucken, als ein abermaliger Zuwachs von Gästen auch die Stühle neben ihm und seiner Gemahlin in Anspruch zu nehmen drohte.

Mit der Suppe zugleich, die von allen Anwesenden auf eine fabelhaft eilige Weise vertilgt wurde, obgleich sie ihnen wenig Kraft und Stärkung gab, verkündete sich durch harten Schlag gegen die Fenster der letzte strömende Regenguß, und eben als alle Köpfe sich nach den

Fenstern wandten und alle Blicke ein gleiches Bedauern über das unfreundliche Wetter aussprachen, ging die Thür auf und herein trat eine Gesellschaft, die fast auf der Stelle die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden auf sich zog.

Wer zum ersten Mal die Schweiz besucht, wird anfangs oft überrascht, unter den tausenden, allen Nationen angehörenden Reisenden so viele unangenehme Physiognomieen und so seltsame und meist geschmacklose Costüme zu finden, wie sie selten an einem Orte der Welt sich zusammenhäufen. In den ersten Tagen achtet das Auge voller Verwunderung darauf, bald aber schwindet der Reiz des Neuen und die häßlichsten Menschen wie die abenteuerlichsten Toiletten gehen spurlos an ihm vorüber. Anders jedoch ist es, wenn einmal, was leider Gottes dem Reisenden jetzt so selten begegnet, eine schöne Persönlichkeit auf den Schauplatz tritt oder wenn eine Damentoilette auftaucht, die eben so einem feinen Geschmack zusagt, wie sie dem Zweck, den sie erfüllen sollte, entspricht. Und merkwürdig ist es, daß sich derartige Erscheinungen oft Jahre lang dem Gedächtniß des mit Bedacht Reisenden einprägen, und daß er immer wieder gern in seiner Erinnerung zu dem Orte zurückkehrt, wo seinem Auge ein so seltener Genuß geboten wurde.

Eine der Erscheinungen, die sich in der Gesellschaft befand, welche wir jetzt bei ihrem Eintritt in das Furca-Gasthaus zu schildern haben, war eine solche vorzugsweise begabte Persönlichkeit, und es war also nicht zu verwundern, daß sie zumeist die Aufmerksamkeit der

jüngeren Leute erregte, in deren Gegenwart sie, dem Drange der Umstände folgend, die Ordnung ihrer Toilette vornehmen mußte, was eine Dame sonst immer gern unbeobachtet vollbringt.

Die neue Gesellschaft bestand aus einem Herrn, der etwa sechszig Jahre zählen mochte, und drei Damen verschiedenen Alters, denen ein Diener folgte, der allen der Reihe nach seine hülfreiche Hand lieh, indem er der älteren Dame zuerst, dann dem Herrn, dann der jüngsten Dame und endlich der, welche im Alter zwischen ihren beiden Gefährtinnen stand, seine ungetheilte Aufmerksamkeit widmete.

Bei ihrem Eintritt trugen alle vier Personen völlig wasserdichte Plaids, der Herr einen grau, schwarz und weiß gewürfelten, die zwei zuerst bedienten Damen vielfach buntfarbige, in denen das Roth vorherrschend war, und die dritte Dame einen kleineren von grüner und blauer Farbe. Allen vier Personen waren diese großen Tücher auf eine erstaunlich kunstfertige Weise dermaßen umgeschlagen, daß sie fast ihre ganzen Figuren bedeckten und eigentlich nur die Hände und das Gesicht freiließen. Der Schutz, den diese allerdings schweren, aber überaus großen Tücher ihnen gewährt, war ein so sicherer gewesen, daß sie sämmtlich fast keine Spur von Nässe zeigten und selbst in der kalten Temperatur der schneebedeckten Berge sich in einem behaglichen Wärmezustand befunden haben mußten.

Als nun aber diese vier Personen aus den Tüchern gewickelt waren und in einer gefälligeren Erscheinung vor

die Augen der Anwesenden traten, entstand ein allgemeines Stillschweigen, das, sichtbar mit Bewunderung gemischt, noch eine geraume Zeit fortdauerte, ja, während der ganzen Speisestunde sich behauptete und bei den verschiedenen Zuschauern ganz verschiedene Wirkungen hervorrief, indem die vorher schweigsamen und wenig an den Vorgängen Theilnehmenden lebhaft, dagegen die gesprächigen still wurden und fast verzagt auf die zuletzt gekommenen Gäste blickten. Nur der Ungar, der immer still gewesen war, änderte seine Schweigsamkeit nicht, dieselbe nahm sogar, wenigstens was seine Augen betraf, eine Art Starrheit an, denn wie dieselben vorher unstät und blitzend von einer Person zur andern geschweift waren, so wurzelten sie jetzt mit einem an Begeisterung streifenden Interesse auf der jüngsten Dame.

Jedoch, wir wollen dem Leser die vier Personen der Reihe nach zu schildern versuchen, damit auch er Gelegenheit habe, je nach seinem Naturell entweder an der schweigsamen Bewunderung der einen oder dem starren Erstaunen der andern Theil zu nehmen.

Der alte Herr mit dem graubraunen Haar erschien, nachdem er sein Plaid abgelegt, welches der Diener wie die Uebrigen sogleich mit aus dem Zimmer nahm, in einem einfachen braunen Reiseanzuge ohne alle hervorstechende Abzeichen, die etwa auf eine bevorzugte Stellung im Leben deuten konnten, nur trug er eine kurze goldene Uhrkette und auf dem linken Zeigefinger einen

Siegelring mit lebhaft blitzendem Stein. Er war ein hochgewachsener und dabei wohlbeleibter Mann von unläugbar aristokratischem Wesen, das aber leider durch ein sofort zu Tage tretendes Uebermaß von fast beleidigendem Stolz und herausfordernder Kälte litt. Seine Gesichtszüge, von einem starken, ebenfalls ergrauten Vollbart eingefaßt, waren im Allgemeinen wie aus Stein gemeißelt, fast an Erstarrung grenzend, obwohl sie im Einzelnen eines gewissen Adels nicht entbehrten, der freilich mehr in dem Bewußtsein seiner persönlichen Stellung, als in seiner Seele begründet zu sein schien.

Wenn man dies gelblich-blasse, versteinerte Gesicht einer genaueren Prüfung unterwarf, so mußte man sich gestehen, daß es verschiedene, und zum Theil ganz entgegengesetzte Empfindungen hervorrief. Der erste Eindruck, den man empfing, war der einer unwillkürlichen Scheu und Unbehaglichkeit, denn man ist nicht gern mit einem Menschen zusammen, dessen Züge von einer Festigkeit und Steifheit erscheinen, daß sie sich nie zum Lächeln, viel weniger zum fröhlichen Lachen hinreißen lassen. Unter Umständen mochten die Muskeln dieses Gesichts sich wohl zu einer lebhafteren Bewegung entschließen können, immer blieb es aber, trotz dieser kaum sichtbaren Bewegung, starr, kalt, finster und fast bitter, als nage ein innerer, von Stolz unterdrückter Schmerz oder ein mit persönlicher Selbstüberschätzung verbundener, tief verborgener Haß gegen die ihn umgebende Welt an der Seele dieses Mannes.

Hatte man diesen ersten unheimlichen Eindruck überwunden und schaute man bei heller Beleuchtung in sein Gesicht, so war der zweite ebenfalls kein günstiger, vielleicht sogar ein noch trüberer. Denn es lag unläugbar auf diesen marmorkalten Zügen, in diesen durchbohrend blickenden Augen ein fast greifbarer Egoismus, und namentlich um die zusammengekniffenen Lippen lauerte ein mit Mühe verbissener Ingrimm, mit dem das katzenartige Flimmern des graubraunen Auges, wie der geheime Durst nach Rache oder nach Blut, auf traurige Weise zu harmoniren schien.

Und doch, wenn diese starren Lippen sich öffneten, dieses scharfe Auge geradeaus blickte und beim Sprechen Bewegung in die verkrampften Muskeln kam, konnte man das Gesicht im Ganzen nicht unschön nennen; es barg immerhin eine achtungswerthe männliche Festigkeit, eine kühne Entschlußfähigkeit, mochte sie auch mit Halsstarrigkeit verwandt sein, aber angenehm war es gewiß bei alledem nicht, und kein Mensch auf der Welt konnte sich in der Nähe dieses Mannes behaglich, viel weniger noch gemüthlich angeregt finden.

Alle diese Eindrücke zusammengehalten würden nun ein wenig anziehendes, ja bei Weitem mehr abstoßendes Gesammtbild gegeben haben, wenn nicht noch ein anderer, der letzte Eindruck hinzugekommen wäre, der das Urtheil über diesen Mann außerordentlich gemildert hätte. Ueber das ganze Antlitz nämlich war, wenn es so still und gleichsam mit verödetem Blick vor sich hinstarrte, ein Schimmer düsterer Traurigkeit gebreitet, die immer

das Mitgefühl eines beobachtenden Menschen erregen wird. In der Seele dieses Mannes nistete also ein nie ganz zum Durchbruch kommender Seelenschmerz, ein tief inneres, mehr geistiges als leibliches Leiden nagte wie ein Wurm an seinem Herzen und, mochte man von ihm denken, was man wollte, glücklich, nein ganz gewiß, glücklich war dieser Mann nicht; und weil dies Gefühl zuletzt die Oberhand über die andern Eindrücke behielt, milderte man sein Urtheil über ihn und sah zum Theil die düstere Wolke schwinden, die auf den ersten Blick sein ganzes Wesen umnachtet hielt.

Die ältere Dame, welcher der Diener zuerst überaus ehrerbietig seine Dienste widmete, mochte eine Frau von einigen vierzig Jahren sein, sie sah aber ungleich älter aus, da sie offenbar körperlich leidend, schwächlich, mager und jetzt von gelblicher Hautfarbe war, obwohl dieselbe einst gewiß frisch und rosig gewesen sein mochte. Sie war in ein kostbares, dunkelbraunes Seidenkleid gehüllt, aber selbst diese leichte Last schien sie zu drücken, und wenn sie mit ihren zarten, wachsbleichen Händen, was sie oft unwillkürlich that, nach dem edelgeformten schmerzenden Kopfe fühlte, glaubte man die Hand einer Frau zu sehen, die nur noch wenig Blut in ihren Adern fließen und eben so wenig Lust und Freude am irdischen Dasein hat.

»Aber, mein Gott,« dachte vielleicht mancher der auf der Furca Anwesenden, als er diese schlanke, bleiche Frau leise wie ein Schatten durch das Zimmer schreiten sah, »diese Frau macht den Eindruck, als ob sie schon

halb im Jenseits wäre, wie kann sie noch eine so beschwerliche Reise unternehmen? Und wie sieht sie dabei so gelangweilt, so übermäßig abgespannt und gleichgültig gegen Alles aus, was sie umgiebt!«

Dieser Ausdruck lag allerdings auf dem bleichen Gesicht der hinfälligen Dame. Darum erhob sie auch kaum ihr großes, schönes braunes Auge, um zu sehen, was um sie her vorging, und wenn sie es einmal erhob, lag ein kummervoller, heimwehartiger Blick darin, der nichts sagte, als: »O, warum quäle ich mich noch, wozu nützt es mir? Es ist ja doch Alles, Alles vergeblich, was man mir zeigt, was man mir sagt; ich sehe und höre nur immer das eine, was in meinem Herzen wehmüthig pocht und spricht, und das pocht und spricht: die Welt hat keine Reize mehr für mich, und wäre sie ein himmlisches Paradies; sie ist todt für mich, wie auch ich bald für sie sein werde, und wenn es noch ein Glück und einen Trost für mich giebt, so ist es der Gedanke, die Hoffnung: bald, recht bald von diesem Wandern ohne Ende, dieser Quälerei ohne Ruhe und Rast, befreit zu sein.«

Die etwa um zehn Jahre jüngere Dame, die sich stets in der Nähe der kränklichen Frau hielt, war ohne Zweifel eine Art Gesellschafterin, deren Sorgfalt man die Leidende anvertraut hatte, weil man wußte, daß sie für sie sehen, hören, lesen und überhaupt thun würde, was gesunde und fröhliche Leute am liebsten für sich allein zu thun pflegen. Diese Gesellschaftsdame trug ohne Widerspruch

in ihrer äußeren Erscheinung alle Züge, die eine wohlerzogene Dame von englischer Abstammung auszeichnen; sie ging höchst einfach in einem wenig gesteiften schwarzseidenen Kleide einher, ihre blonden Haare waren ohne Kunst, fast ohne Sorgfalt gescheitelt, und auch bei ihr fehlten die Löckchen hinter dem Ohre nicht, obgleich sie nicht so lang und bindfadenartig herabhingen, wie bei der Lady des Mr. Raphael Flail. In ihrem sanften, freundlichen Gesicht lag vor allem ein stiller, theilnehmender Zug, ihr blaues, schwimmendes Auge blickte bescheiden, fast demüthig, vor allen Dingen aber erwies sie sich achtsam auf jeden Wink, jeden Blick ihrer Gebieterin, und damit glauben wir sie dem Leser genügend geschildert zu haben.

So kommen wir denn endlich zu dem vierten Mitgliede dieser Familie, der jüngsten, etwa neunzehnjährigen Dame, eben der, von welcher wir vorher andeuteten, daß sie schon durch ihre auffallende Schönheit die Bewunderung der Anwesenden und in Folge derselben ein allgemeines Stillschweigen hervorgerufen habe.

Was zunächst ihre Kleidung betrifft, so war dieselbe allerdings, selbst in der Schweiz, eine ungewöhnliche und wich weit von allen denen ab, die man junge schöne Damen in Europa tragen sieht, wenn wir davon ein einziges Land ausnehmen, in welchem sie als alte Nationaltracht noch für heilig gehalten wird.

Ihre vollkommen schöne Büste, die bei der nicht großen Figur reich entwickelte Formen zeigte, umschloß eine enge, durch schwarze Knöpfe zusammengehaltene

Weste von schneeweißem Piqué, über die eine schwarzsammetne Jacke mit reichlichen Schmelzverzierungen gezogen war, welche man bei uns jetzt Zuavenjacken zu nennen beliebt und die einem schönen, elastischen Körper immer ein vortheilhaftes Aussehen verleiht. Nur die Aermel wichen von den an diesen Jacken gebräuchlichen ab, denn sie schlossen sich eng um den vollen Arm und reichten bis zum Handgelenk herab, von welchem schmale Manschetten von gesteiftem Battist oberwärts zurückgeschlagen waren, die jedoch, als die Dame eintrat, von hellbraunen, mit Seide gesteppten Stulphandschuhen bedeckt wurden. Unter der Weste quoll in unzähligen Falten ein kurzer, roth, blau und grüngewürfelter Rock von einem aus Seide und Wolle bestehenden Stoff hervor, der sich eng um die Hüften schmiegte und bei jedem Schritt der Inhaberin in eine Art rollender Bewegung gerieth, die eine breite Schärpe, aus blauer Seide gewebt, zu beschränken suchte, deren mit goldenen Franzen besetzte Enden fußlang auf der linken Seite herabhingen. Auf den Füßen saßen von gelbem genarbten Leder vorzüglich gearbeitete, feste und wasserdichte Stiefelchen, deren nicht mehr sichtbare Stulpen bis über die Knie hinaufgingen. Im Ganzen war dies also eine Tracht, wie sie für eine Reise, welche meist zu Pferde vollbracht werden muß, nicht passender erdacht werden konnte und die daher, trotz ihrer Fremdartigkeit, allen Anforderungen entsprach, die man an eine kleidsame und zierliche Damentoilette machen kann.

Ohne allen Widerspruch zierte den schönen Körper dieser Dame ein nicht weniger schöner und im Farbenschmelz des Gesichts eben so jugendlich blühender wie in seinem geistigen Ausdruck bewundernswerther Kopf. Das Gesicht war nämlich von einer auffallenden Weiße, die wenig von den Strahlen der Sonne zu leiden schien, und nur über die sanft gerundeten Wangen und die feingestalteten Lippen ergoß sich eine so lebhafte rosige Frische, daß nur wenige Blüthen in der Natur damit zu vergleichen gewesen wären. Unter einer überaus edel geformten Stirn schimmerte, von dunklen, schön geschwungenen Brauen beschattet, ein Augenpaar hervor, dessen Farbe eben so schwer wie seine Ausdrucksfähigkeit mit einem Worte zu schildern sein dürfte. Ursprünglich von tiefbrauner Färbung und in einem großen See milchweißer Perlmutter schwimmend, nahmen sie bei matter Beleuchtung die unergründliche Schattierung schwarzen Sammets an, fiel jedoch das Tageslicht voll hinein, noch mehr aber, regte irgend eine Leidenschaft das Gemüth des jungen Mädchens auf, so schien es in Feuer aufzuglühen, und ein fast dunkelrother Strahl ergoß sich wie ein Meer von Licht gegen den, auf welchen es die ernst forschenden, und oft sogar schneidend scharfen Blicke richtete.

Noch ein Wort aber müssen wir schließlich über das Haar dieser jungen Dame und den dazu gehörigen Kopfputz sagen, denn gerade die Art, wie sie dieses Haar trug, gab ihr den eigenthümlichen Ausdruck kühnen Muthes, siegreichen Eigenwillens und bisweilen sogar fast

männlichen Trotzes, der bei aller sonstigen Weichheit ihrer Züge in dem feinen, jugendlich strahlenden Antlitz zu schlummern schien. Dies tiefbraune, reiche und eher schlichte als lockige Haar war nämlich an der linken Kopfseite, etwa über dem linken Auge, gescheitelt, wie es wohl junge Männer in ähnlicher Weise zu tragen pflegen, und dabei hinten im Nacken ringsherum kurz abgeschnitten, obgleich die Enden nicht sichtbar waren, vielmehr nach innen umgeschlagen, bis zu den kleinen Ohren hin einen wulstartigen Halbkranz bildeten, eine Haartracht, die dem Friseur keine schwere Arbeit aufbürdete und nebenbei den vollen weißen Hals in seiner ganzen reinen und schönen Form wahrnehmen ließ.

Auf diesem schief gescheitelten Haar aber trug sie ein kleines niedriges Barett von Sammet, dessen Farben mit denen des Rocks übereinstimmten und in dessen Form sich vorzugsweise die nationale Liebhaberei eines nördlich wohnenden Volkes ausspricht. Von der linken Seite dieses Baretts, über welches im Zimmer ein dichter blauer Schleier rückwärts geschlagen war, stieg nur wenige Zoll hoch die rothe und weiße Feder eines Seevogels auf, die, dank dem großen Plaid, so wenig von dem Regen gelitten, daß sie ihren vollen Glanz und ihre elastisch anmuthige Form auch an diesem Morgen bewahrt hatten. –

Sobald die vier Fremden sich ihrer großen Tücher entledigt und ihre Toiletten einigermaßen in Ordnung gebracht hatten, bot der Herr der leidenden Dame den Arm und schaute sich nun mit einem blitzartigen Leuchten

seines scharfen Auges um, wo in dem gefüllten Raume wohl noch Platz für ihn und die Seinigen zu finden sei, wobei er ganz übersah, daß der sehr aufmerksam gewordene Wirth schon hinter den, von des Engländers Sachen völlig befreiten Stühlen stand, die er rasch an den Tisch gerückt hatte. Die einladenden Bücklinge des Wirths gar nicht gewahrend, eilte das funkelnde Auge des Fremden über die Anwesenden fort, sie gleichsam mit feiner Unterscheidung prüfend: kaum aber hatte es den Engländer wahrgenommen und sogleich als solchen erkannt, so schritt er auf ihn zu und nahm mit seiner Gemahlin neben ihm Platz, richtete es jedoch so ein, daß er selbst unmittelbar an Mr. Raphael Flail's Seite zu sitzen kam. Ehe er sich aber noch auf den Stuhl niedergelassen, hatte Mrs. Flail ihrem Gatten das Wort »Scotchmen!«[1] in's Ohr geflüstert, was dieser mit wegwerfendem Kopfschütteln erwiderte und sich dann mit sehr steifer Hauptbewegung, die kaum eine Verneigung zu nennen war, gegen den Fremden wandte, der seinen stolzen Kopf zu einer achtungsvollen Verbeugung gegen die beiden Insulaner zwang.

Dem älteren Paare gegenüber nahmen nun die beiden jüngeren Damen Platz, und zwar so, daß die als Gesellschafterin bezeichnete Aeltere Mrs. Flail zunächst saß.

[1] Schotten.

Kaum hatten sie ihre Stühle eingenommen, so näherte sich der Wirth dem Herrn und fragte ihn, ob absichtlich, ob zufällig, bleibt dahingestellt, in deutscher Sprache, was für eine Sorte Wein die Herrschaft befehle.

»Bringen Sie, was es ist, mir ist es einerlei!« lautete die in gleicher Sprache und mit sonorer Stimme gegebene Antwort, die auf die nebenansitzenden Gäste die Wirkung einer merklichen Enttäuschung übte, da man in der That keine deutsche Rede aus dem Munde dieses Mannes erwartet haben mochte.

»German!«[1] brummte der Engländer, verächtlich die Achseln zuckend, in den Bart, warf seiner Frau einen hochmüthigen Correctionsblick zu und schickte sich dann an, von der Fleischspeise zu nehmen, die ihm eben von einem Aufwärter geboten wurde.

Als auch der Fremde seinen Antheil genommen, mochte er es für schicklich halten, an seinen Nachbar einige begrüßende Worte zu richten, und diese sprach er in fließendem Englisch, obwohl das Ohr des Briten heraushören konnte, daß der seine Muttersprache Redende kein wirklicher Landsmann von ihm sei.

So ließ er sich denn auch nur so weit herab, die Worte des Fremden mit einigen Sylben zu erwidern, aber mit einer so kühlen und seinen stolzen Nachbar demüthigenden Miene, daß dieser auf der Stelle das Gespräch abbrach, finster vor sich niederschaute und später nur noch

[1] Ein Deutscher!

leise einige englische Worte mit seiner Nachbarin wechselte, die fast gar nichts aß und nur ein Glas stärkenden Weines genoß.

Ebenso still blieben die beiden Damen ihnen gegenüber, und da auch der Engländer mit seiner Frau kein Wort austauschte, verlief die Tafel an diesem Tischende sehr still, während sich am anderen bald wieder eine lebhaftere Bewegung kundgab. Allmälig fielen die Studenten in ihre frühere Heiterkeit zurück, die Mecklenburger, ihrer Weinlaune sich momentan überlassend, lachten aus vollem Herzen, und die Franzosen schwatzten so überaus ungezwungen und vergnügt, daß der Wirth selbst seine Freude daran hatte, zumal dabei eine ganz ansehnliche Reihe von Flaschen edlen Weines geleert wurde. Nur der Ungar verhielt sich unbeweglich und still; seine Augen allein funkelten über den Tisch und blieben gleichsam bezaubert an den Zügen der jungen schönen Dame hängen, die ihr Gesicht fast nicht vom Teller erhob und sich ganz und gar der Befriedigung ihres Appetites hingab.

Gerade als die Munterkeit am unteren Tischende im besten Gange war, öffnete sich leise die Thür, und noch ein Gast, der letzte an diesem Tage auf der Furca, trat in das Speisezimmer ein, und zwar so bescheiden und still, daß fast keiner der Anwesenden seiner ansichtig wurde, bis er plötzlich an die Tafel trat, sich nach einem Platze umschaute und von dem herbeieilenden Wirth auf den einzig leeren Stuhl aufmerksam gemacht wurde, der zufällig neben dem Ungar und der jungen Dame im schottischen Costüm schräg gegenüber stand.

Als dieser letzte Gast in's Zimmer trat, hielt er einen wuchtigen Alpstock und seinen durchnäßten grauen Filzhut in der Hand. Gegen den Regen war er durch einen langen spanischen Kragen von leichtem, wasserdichtem Stoff geschützt, und eben so wenig hatten seine Füße von der Nässe gelitten, denn sie steckten in langen, festen und starkbesohlten Stiefeln, die über die grauen Beinkleider bis zum Knie heraufgezogen waren. Außerdem trug er einen hechtgrauen Reiserock mit gleichfarbiger Weste, und um den kräftigen Hals hatte er ein helles Seidentuch geschlungen, über welches ein bunter Hemdkragen zurückgeschlagen war. Das kleine, sorgsam mit Wachsleinwand überzogene Ränzchen, welches seinen Rücken eben so wenig beschwerte, wie eine viel größere gut verwahrte Malermappe, legte er neben seinen Alpstock, den er mit daran aufgehängtem Mantel, kurz nach seinem Eintritt in die nächste Ecke lehnte.

Wie gesagt, Niemand hatte auf den späten Ankömmling, der offenbar ein geschulter Fußreisender war, bis er sich seiner Umhüllung entledigt, geachtet; erst als er am Tische saß und seine nächsten Nachbarn ungezwungen und leicht grüßte, ohne jedoch mit irgend Jemanden ein Wort zu reden, richteten sich die Blicke der Speisenden auf ihn, und man nahm allgemein wahr, daß der letzte Gast dieses Tages keine unangenehme Erscheinung darbot, obwohl er sich sehr einfach geberdete und nicht den geringsten Anspruch auf persönliche Beachtung erhob.

Auch bediente ihn der Wirth rasch und nickte ihm verschiedene Male vertraulich zu, als erinnere er sich seiner von einem früheren Besuche der Furca her.

Der junge Mann, denn jung war er noch, da er sein siebenundzwanzigstes Jahr gewiß nicht überschritten hatte, war von schlankem und nicht übermäßig hohem Wuchse, jedoch kräftig, wohlgebaut, und zeichnete sich durch ruhige und ungekünstelte Bewegungen aus, die, ohne daß sie es bezweckten, und eben weil sie so natürlich waren, einen gefälligen Eindruck machten. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht, in dem nur die hohe, feste Stirn auffallend weiß geblieben, war von dunkelbraunem Haar und reichlichem Bart eingefaßt und trug offene, edle Züge, auf denen ein sinniger Ernst ausgeprägt lag, der dem jugendlichen Antlitz den Ausdruck einer kühnen Entschlossenheit verlieh, die bei einem Manne immer das Zeichen eines männlichen Characters ist und ihm leicht das Vertrauen und die gute Meinung anderer erwirbt. Aber noch ein anderer Zug schmückte und verschönte oder vielmehr verfeinerte es, den wir nicht so leicht zu entziffern im Stande sind. Das, was man gemeinhin genial nennt, und was vielleicht oft nur in der Einbildung der Menschen beruht oder auch bisweilen nur aus dem Rufe entspringt, welchen ein sogenannter genialer Mensch in der Welt genießt, war es wohl eigentlich nicht, obwohl der Fremde auf den Besitztitel dieser magischen Geistesfähigkeit wohl Anspruch erheben durfte. Aber das wirkliche Genie eines Menschen nimmt man nicht immer, ja

nicht einmal sehr häufig in seinem Aeußeren, seinen Gesichtszügen wahr; oft brennt es nur wie eine kleine geheimnißvolle Flamme in seinem Auge oder zuckt wie ein blitzender Wetterstrahl von Zeit zu Zeit um seine Lippen, was nur ein eingeweihtes und erfahrenes Auge zu entdecken vermag. Und diese kleine Flamme spielte oder züngelte gewiß bisweilen in dem reinen blauen Auge des jungen Mannes, allein es war Niemand in der ganzen Gesellschaft, der dieselbe an diesem Tage schon, auch wenn er eine besondere Neigung oder Fähigkeit dazu gehabt, wahrgenommen hätte.

Das frühe Mittagsmahl in der einsamen Hütte auf dem von Schnee- und Regenwolken umlagerten Furcaberge nahm nun seinen durch keine äußere Störung mehr unterbrochenen gewöhnlichen Fortgang, und je länger es dauerte, um so heiterer wurde die Gesellschaft am unteren Tischende, die sich, ohne auf die anderen Rücksicht zu nehmen, dem Genusse des Augenblicks ganz und gar überließ, wogegen die am oberen Ende der Tafel Sitzenden in dem bisherigen Schweigen verharrten, und es also hier jedem Einzelnen überlassen blieb, sich so gut wie möglich zu unterhalten.

Diese Unterhaltung jedoch bestand hauptsächlich, wenn wir den mäßigen materiellen Genuß an den dargebotenen Speisen nicht in Anschlag bringen, in dem von einigen Seiten her eifrig betriebenen Studium der

vorhandenen Persönlichkeiten und ihres seltsamen Verhaltens untereinander, ein Studium, welches, in Ermangelung eines anderen Genusses, manchem Menschen ein großes Interesse gewährt und ihm die Unterhaltung reichlich ersetzt, die ihm von gleichgültigen Nachbarn oder langweiligen Gefährten geboten werden könnte.

Die reichste Ausbeute in dieser Beziehung machte der zuletzt angekommene Gast, der sich so unverhofft mitten in eine überaus schweigsame Gesellschaft versetzt sah. Denn, was ihm auf der einen Seite durch die mangelnde Unterhaltung entzogen wurde, gab ihm die andere in so reichem Maaße wieder, daß er sich selbst das stille Geständniß ablegte, lange nicht oder vielleicht nie eine so schöne Gelegenheit gehabt zu haben, um Menschen zu studiren und Gestalten und Physiognomieen zu betrachten, die einen ungewöhnlichen Anreiz zu solchen Beobachtungen boten.

Aber nicht etwa die characteristisch ausgeprägten Gesichter der Engländer und das leidende, fast Mitleid erregende Wesen der neben ihm sitzenden, völlig in sich selbst versunkenen Dame, obgleich er auch sie einer Musterung unterwarf, zogen ihn auf die Dauer und zumeist an, nein, es war vielmehr die ungewöhnliche Persönlichkeit der jungen Dame, welche seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, was um so natürlicher war und um so leichter geschehen konnte, da sie seinen Augen durch Zufall als nächster Zielpunct hingestellt war.

Wenn man indessen glauben wollte, daß diese schöne Persönlichkeit einen ähnlichen Eindruck auf den jungen

Mann machte, wie sie ihn schon seit ihrem Eintritt auf den von ihr fast bezauberten Ungar gemacht hatte, so würde man sich in einem großen Irrthum befinden. Die bei manchen jungen Leuten so leicht erregbaren Empfindungen des Herzens oder gar ein sinnliches Wohlbehagen an einer so auffallenden weiblichen Erscheinung kamen bei ihm nicht im Entferntesten in Thätigkeit, gegenwärtig vielmehr überließ er sich einzig und allein den höheren Trieben und Anreizen, welche seinen künstlerischen Geist bewegten, denn daß dieser Mann wirklich ein Künstler war, wird der Leser bereits errathen haben, noch bevor wir es ihm ausdrücklich gesagt.

Ohne daß er es selbst wußte, haftete des jungen Malers Auge vom ersten Moment an, da er sie sah, auf den Zügen der jungen Schottin, denn dafür hielt er auch sie von Anfang an; und in der That, er fand gerade für seine Kunst hier viel zu bewundern vor. Eine solche von der Natur vollkommen gebildete Gestalt, ein mit so seltenen Reizen begabtes Gesicht, also mit einem Wort: ein so im Ganzen und Einzelnen vollendetes Modell war ihm noch nie vor Augen gekommen, wohin und unter welche Nation ihn sein Fuß auch schon getragen haben mochte. Es war ihm einige Male zu Muthe, als sei hier keine wirkliche, lebendige Menschengestalt, sondern nur ein für den Augenblick verkörpertes Ideal aus dem Rahmen eines Gemäldes von der Hand eines bedeutenden Meisters der niederländischen Schule, vor seine Künstlerphantasie getreten. Wo in der Welt gab es so herrlich gebildete

Hände, mit solchen anmuthigen und zugleich kühnen Bewegungen? Wo ein Gesicht von so weißer, durchsichtiger Frische, mit einem so feinen, reinen Incarnat übergossen, wie es sich sonst nur in der Einbildung und dann in der Farbenmischung eines erfahrenen Künstlers finden läßt? O, welche vollkommen sichere und nirgends das richtige Maaß harmonischer Schönheit überschreitende Abrundung der Form, in der Büste sowohl, wie in der Bildung der Stirn, der Wangen und Lippen! Und nun, welches Feuer und welcher Glanz in diesem ruhig und fest blickenden Auge, das nicht im Geringsten durch sein bewunderndes Fixiren und das starre Wohlgefallen anderer verletzt zu werden schien! Welche kecke Grazie lag in dem Ausdruck, der Haltung dieses unvergleichlich geformten Kopfes, dem das schiefgescheitelte und kurz abgeschnittene braune Haar, nachdem sie das Barett bei Seite gelegt, gerade einen so markigen, weil selten gefundenen Reiz verlieh!

»Sollte man das Alles, oder wenigstens einen Theil davon nicht auf der Leinwand wiedergeben können?« fragte sich der junge Mann, dem wir nothwendig unsere Theilnahme zuwenden müssen, wiederholt, »sollte man das nicht festhalten können, um es in ruhiger, geweihter Stunde allen künftigen Zeiten als ein Urbild weiblicher, einmal dagewesener Schönheit aufzubewahren?«

Der, wie wir sehen, schon mit weiter greifenden Plänen umgehende Künstler war gerade in diese angenehme Phantasiebeschäftigung vertieft und genoß dabei von den ihm dargebotenen Speisen, ohne zu wissen, was es

war, einige Bissen, als seine Gedankenreihe durch den rasch eintretenden Führer des Engländers unterbrochen wurde, der sich Mr. Raphael Flail näherte und ihm halblaut sagte, daß es die beste Zeit zum Aufbruch sei, wenn er der Erste in der Restauration des Rhonegletschers sein wolle, und daß zu dem Zwecke bereits die Pferde gesattelt vor der Thür ständen. Das Wetter habe sich merklich gebessert, es trieben nur noch wenige Schneeflocken in der Luft, und man könne nicht wissen, ob es später nicht wieder schlimmer werden würde.

Mr. Raphael Flail besann sich nur einen Augenblick. Dann, seiner Gemahlin einen verständlichen Wink gebend, sagte er zu dem Führer: »Ja, machen Sie Alles fertig, wir kommen sogleich.«

»Soll ich wie bisher die Rechnung bezahlen?« fragte der Führer zurück.

Der Engländer lächelte stolz, warf den Kopf in die Höhe und schleuderte dem um solche Kleinigkeit ihn ansprechenden Schweizer einen zustimmenden Blick zu, worauf dieser sich sogleich entfernte, um seine Pflicht zu erfüllen.

Auf den Künstler, der jedes Wort verstanden, übte diese Mittheilung keine andere Wirkung, als daß sie ihn veranlaßte, einen raschen Blick nach dem Fenster zu werfen, worauf er alsbald die Wahrheit der Aussage des Mannes in Bezug auf das Wetter bestätigt fand.

Aus den laut geführten Reden der munteren Tischgäste hatte unterdeß längst jeder der Anwesenden, der Ohren

dafür gehabt, entnehmen können, daß sämmtliche Reisende dasselbe Ziel, nämlich das Grimselhospiz, an diesem Tage erstrebten. Die Studenten hatten sich mit den Franzosen und diese mit den Mecklenburgern geeinigt, die Reise dahin möglichst gemeinschaftlich zu machen, um am Abend die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die man am Mittag dieses gesegneten Unglückstages begonnen. So war es also allen klar geworden, daß Niemand, wer er auch sei, sich heute über Mangel an Gesellschaft zu beklagen haben werde, denn aus einigen Worten, die der neben dem Engländer sitzende Fremde mit seiner kränklichen Frau gewechselt, hatte der Maler entnommen, daß auch die aus vier Personen bestehende Gesellschaft sich auf dem Wege nach dem Berner Oberlande befinde, und daß der Fremde hoffe, seine Gattin werde dort bald durch behagliche Ruhe und Pflege für die leider so anstrengende Reise hinreichend entschädigt werden.

Die Ersten, die jetzt vom Tische aufbrachen und bei Weitem nicht den Schluß des Mahles abwarteten, waren die Engländer, in deren Gemüth durch die Meldung des Führers eine sichtbare Unruhe gefahren war. Ohne ein Wort an ihre Nachbarn zu richten oder sie nur anzublicken, ja, ohne jemandem den geringsten Abschiedsgruß zu spenden, erhoben sie sich von ihren Plätzen und begannen mit Hülfe des wieder eintretenden Führers ihre Sachen zusammenzusuchen, was ein mühselig Stück Arbeit war und einige Zeit fortnahm. Als sie aber Alles

gesammelt und sich in ihre Regenwämser gehüllt, verließen sie das Zimmer, als ob sie allein darin gewesen wären, und diese Art und Weise, sich von einer Gesellschaft zu trennen, mit der man in einem so entlegenen Weltwinkel auf einsamer Felshöhe einige Stunden getheilt, erschien den Studenten so komisch, daß sie in ein homerisches Gelächter ausbrachen und der eine von ihnen ein ironisches: »*Vivat furor britannicus!*« den Abgehenden nachrief.

Fünf Minuten, nachdem die Engländer das Zimmer verlassen und den bergabführenden Weg schon betreten hatten, erhob sich auch der finster blickende Herr am oberen Tischende und begab sich hinaus, um mit seinem Diener zu sprechen. Nach kurzer Zeit kam er mit vor Zorn rothem Gesicht wieder herein und ließ sich auf seinen Stuhl nieder, indem er mit seiner Familie leise einige Worte in deutscher Sprache wechselte. Bald aber erkannte man aus den Vorbereitungen, welche die einzelnen Mitglieder derselben trafen, daß auch sie schon an einen Aufbruch dächten, und in der That führten sie kurze Zeit darauf ihr Vorhaben aus, sobald der Diener hereingekommen war, um ihnen seine Hülfe anzubieten.

Die Anlegung der großen Plaids, die vorher so künstlich und schwierig erschienen, vollbrachte sich unter seinen geschickten Händen außerordentlich leicht, und ehe man bemerkte, wie es eigentlich geschah, waren sämmtliche Personen unter ihren Hüllen verschwunden und, nachdem sie die Zurückbleibenden mit einer stummen Verbeugung gegrüßt, aus dem Zimmer geschritten.

Bei diesem Abgange hatten sich die Letzteren alle ohne Ausnahme von ihren Stühlen erhoben und sich mehr oder minder ehrerbietig verbeugt, indem sie damit der Schönheit und ihrem Gefolge einen Zoll entrichteten, der stets um so lieber gegeben zu werden pflegt, je weniger er gefordert wird. Ein junger hübscher Student war sogar neugierig genug, sie abreiten zu sehen, und begab sich hurtig vor die Hausthür, und erst nach einigen Minuten kam er wieder mit der Meldung zurück, daß die reizende Vision aus dem schottischen Hochlande den Blicken der armen Sterblichen entrückt sei.

Unmittelbar nach diesem jählings erfolgenden Aufbruch bemerkte der Maler eine große Unruhe an seinem Nachbar, dem Ungar, und es dauerte nicht lange, so erhob auch er sich, verbeugte sich ringsherum äußerst höflich und schritt in seinem langen Mantel zur Thür hinaus.

Als auch dieser Mann verschwunden war, befiel die Unruhe die Mecklenburger, und sie zögerten nicht lange, ihren raschen Entschluß zur That werden zu lassen. Einer von ihnen ging hinaus, und bald darauf rief er den Vetter ab, worauf sich beide mit Händedrücken von den Studenten und Franzosen empfahlen, die bald nachzukommen versprachen. Noch waren auch keine fünf Minuten verstrichen, so erklärte sich die Französin zur Reise bereit, und nachdem sie, ihr Mann und die Studenten sich fertig gemacht, grüßten sie höflich den allein zurückbleibenden Maler, und bald lag auch hinter ihnen die Thür.

Der letzte Gast aber blieb unbeweglich auf seinem Platze sitzen, obgleich er schon längst sein Essen beendigt hatte. Vielleicht gönnte er mit Bedacht seinen Füßen noch einige Ruhe, obgleich man nicht bemerken konnte, daß er sich gerade sehr eifrig mit ihnen beschäftigte, denn er starrte vor sich hin wie ein Mensch, der eben zwei zusammengehörende Gedanken gehabt und davon den einen verloren hat, ohne ihn wiederfinden zu können. Vielleicht auch dachte er über die plötzliche Oede und Stille um sich her und über den Zufall nach, der kurz vorher alle diese Menschen hier zusammengeführt hatte und es niemals würde zu Stande bringen können, sie abermals daselbst zusammenzuführen.

Was er aber auch denken und grübeln mochte, bald störte ihn der Wirth auf, der an seinen Schenktisch trat und mit fröhlichem Gesicht die heute so reichlich eingegangenen Geldstücke zählte. Eben wollte er sich nach ihm umwenden und nach seiner Rechnung fragen, als die Thür aufging und zu seinem Erstaunen der Ungar wieder hereintrat, unwillig seinen Mantel ablegte und sich dann seinem früheren Nachbar näherte.

»Wie,« sagte der Maler aufstehend, »Ihnen ist doch nichts Schlimmes begegnet?«

»Nein, Schlimmes nicht, aber Unangenehmes!« lautete die langsam gesprochene Antwort. »Ich wollte eben der vorangegangenen Gesellschaft folgen, als mein Führer bemerkte, daß mein Pferd zwei Eisen verloren habe, und so wollte er unter keinen Umständen eher fort, als bis sie durch andere ersetzt wären, was jetzt geschieht.

So habe ich die Gesellschaft verloren, der ich mich gern angeschlossen hätte und muß am Ende noch den langweiligen Berg im Schneegestöber allein hinabsteigen.«

»Auf der Reise muß man sich von dergleichen kleinen Unfällen nicht trübe stimmen lassen,« erwiderte der Maler. »Fassen Sie sich in Geduld und setzen Sie sich noch ein Weilchen. Wenn ich mich genügend ausgeruht, will ich Ihr Gefährte sein, falls Sie mich dazu haben wollen.«

Der Ungar verbeugte sich ungemein höflich und drückte mehr durch freundliches Lächeln als durch Worte seine Dankbarkeit aus. »Wollen Sie auch nach dem Rhonegletscher?« fragte er.

»Sogar nach der Grimsel, wenn es irgend möglich ist.«

»Meinen Sie, daß wir jene Herrschaften, die da oben saßen, noch im Wirthshaus am Gletscher treffen?«

»Ohne allen Zweifel, und ich glaube kaum, daß sie bei diesem trostlosen Wetter mit der kranken Frau die Maienwand hinaufkommen.«

»Mit der kranken Frau? Ich habe ja keine gesehen!« sagte der Ungar, seine großen schwarzen Augen verwunderungsvoll aufschlagend.

Der Maler lächelte und glaubte den Grund zu ahnen, warum sein neuer Reisegefährte von der kranken Dame nichts gesehen. »Die Gattin des Herrn, der hier oben saß,« erwiderte er, »wahrscheinlich die Mutter der jungen schönen Schottin, erschien mir sehr leidend.«

»So, so. Also haben Sie die Familie auch für Schotten gehalten?«

Der Maler besann sich einen Augenblick, dann sagte er mit noch ernsterem Gesichtsausdruck als gewöhnlich: »So ganz bin ich mit mir noch nicht darüber einig. Anfangs hielt ich sie allerdings für Schotten, als ich sie aber so gut deutsch sprechen hörte, änderte ich meine Meinung, und nun bin ich ganz im Zweifel. Doch das ist mir eigentlich gleichgültig. – Da Sie aber zu Pferde sind,« fuhr er, den Gegenstand plötzlich wechselnd, fort, »werden unsere Wege sich doch bisweilen voneinander trennen müssen. Ich bin nämlich, wie Sie sehen, diesmal nur ein einfacher Fußreisender.«

»O bitte, vom Trennen sprechen Sie nicht; ich werde Sie zu Fuß begleiten, wenn Sie es erlauben.«

Der Maler warf einen forschenden Blick auf die feine Fußbekleidung des Ungarn und sagte: »Ihre Stiefel scheinen mir kaum für eine Bergtour, wie wir sie vor uns haben, am wenigsten bei so schlechtem Wetter, gemacht zu sein, wie?«

»O doch, o doch, für heute und morgen werden sie wohl aushalten, und übermorgen finde ich bei meinem Gepäck in Interlaken andere. Doch, da wir jetzt zusammenreisen, möchte es gerathen sein, uns einander vorzustellen.« Hierbei zog er eine Karte aus seiner Brieftasche und reichte sie mit höflicher Verbeugung dem Maler mit den Worten hin: »Ich bin früher Soldat gewesen und habe für mein Vaterland gefochten, jetzt bin ich Privatmann und lebe in der Nähe von Pesth.«

Der Maler verneigte sich dankend für die Mittheilung und las die Karte. Der Namen lautete: Baron *Stephan Tekeli*. Dann verneigte er sich nochmals und sagte: »Ich danke Ihnen sehr; da ich aber keine Karte bei mir habe, muß ich Ihnen sagen, daß ich Franz Marssen heiße, ein Maler bin und in Interlaken wohne.«

Der Ungar reichte Franz Marssen die Hand, und dieser schüttelte sie freundlich. Beide setzten sich nun wieder an den Tisch, der Wirth brachte auf des Ungarn Geheiß noch eine Flasche Wein, und nun unterhielten sich die beiden Männer eine halbe Stunde, bis der Maler endlich erklärte: jetzt habe er lange genug geruht und fühle sich wieder kräftig, den weitesten und beschwerlichsten Marsch zu unternehmen. Das Pferd, wenn es noch nicht fertig sei, könne man ihnen nachführen, und er schlage vor, einstweilen bis zum Gletscher vorauszugehen, wo sie sich doch wohl eine Weile aufhalten würden.

Der Ungar war sogleich bereit, und in wenigen Minuten hatten die Männer ihre Zeche bezahlt, ihre Reisekleider angelegt und traten nun vor die Thür, um das einsame Haus, in dem sie eine so schöne, aber leider so rasch vorübergegangene Vision gehabt, ferner den Nebeln und Wolken, den Stürmen und allen Unbilden zu überlassen, die auf diesen abgelegenen Höhen toben und jedem Menschen, mag er sein, wer er will, den Wunsch abzwingen, bald, recht bald in bewohntere Tiefen zu gelangen, um mit Seinesgleichen zu verkehren und wieder grüne Bäume und ebene Straßen zu schauen.

Viertes Kapitel. Am Rhonegletscher.

Als die beiden Reisenden auf die Kuppe des Gebirgssaales traten, auf welcher das Wirthshaus der Furca liegt, schauten sie sich zunächst nach dem Aussehen des Himmels um und fanden denselben nicht mehr so drohend und unheilvoll wie am Morgen dieses Tages. Die Wolken, schwarzgrau von Farbe und von runder, zusammengeballter Gestalt, hatten sich zwar tief auf den Gebirgsrücken herabgesenkt, aber sie entsendeten nur von Zeit zu Zeit noch kleine Schneeflocken, deren leichtes Geriesel sich ertragen ließ, nachdem man so lange im strömenden Regen vorwärts geschritten war. Wenn es aber oben auf der Höhe noch trübe und nächtig genug aussah, so leuchtete doch schon unter ihnen eine viel durchsichtigere Helle, und ein gutes Auge konnte ganz unten in der Tiefe einige Reiter langsam ihres Weges ziehen sehen, welche ohne Zweifel zu der Gesellschaft gehörten, die vor kurzer Zeit noch in der Furca lustig geschmaust und gezecht hatte. Dagegen war die Temperatur ungewöhnlich kalt, ein regenloser Wind kam von Nordwesten herüber und blies dann und wann in so mächtigen Stößen, daß die beiden Reisenden ihre Hüte festbinden mußten, um sie auf dem Kopfe zu behalten.

Endlich waren sie mit allen Vorbereitungen fertig, um das Bergabsteigen zu beginnen. Es ging zuerst sehr steil hinab, und das Klettern erwies sich um so mühsamer, je mehr die Oberfläche des Bergrückens in zahllose Blöcke und Stücke verschiedener Größe zerrissen war, zwischen

denen halb Schnee und Eis lag, halb sumpfiges Wasser stand, auf diese Weise Lachen und Löcher bildend, über die man hinwegschreiten oder springen mußte, da es nirgends einen festen oder sichtbaren Weg gab.

Gleich bei den ersten Schritten übrigens überzeugte sich Baron Tekeli, daß er keinen unerfahrenen Bergsteiger zum Gefährten habe, der überdieß mit der Oertlichkeit dieser Gegend sehr genau vertraut schien. So gern der Erstere schnell vorgeschritten wäre, der Maler übereilte sich nicht und hielt den anfangs heftig vorwärts drängenden Ungar mit belehrenden Worten zurück. Seinen biegsamen und gewandten Körper lehnte er beim jähen Bergabsteigen in der Regel auf den als Fühler vorausgesteckten Alpstock, wie auch der Ungar jetzt einen führte, aber wenig zu brauchen verstand; zuweilen schwang er sich mit weitem Sprunge leicht und behend auf einen aufragenden Stein, zuweilen auch schritt er langsam und vorsichtig von Geröll zu Geröll, aber niemals ließ er den Stock eher los, als bis er festen Fuß gefaßt, wo es auch sein mochte.

Eine Viertelstunde dieses beschwerlichen Kletterns schien dem ungeübten Fußwanderer schon eine Ewigkeit zu dauern; seine feinen Stiefel waren bereits durchnäßt, und an einer Stelle sogar aus einandergeborsten. Wiederholt blickte er sich verlangend nach seinem Pferde um, das seitwärts einen bequemeren, aber viel nasseren Pfad mit dem Führer herabkam und ihnen allmälig näherrückte.

Franz Marssen, der die Augen überall hatte, bemerkte diese Blicke sehr wohl und deutete sie ganz richtig; daher gab er dem nicht allzufernen Pferdeführer einen Wink mit der Hand. Dieser verstand ihn, und in wenigen Minuten war man an eine Stelle des Abhangs gekommen, wo das Reiten wieder möglich wurde, und so stieg der Ungar in Folge der Aufforderung seines Gefährten in den Sattel, um nun die Reise unter günstigeren Verhältnissen fortzusetzen.

Langsam schritt nun Franz Marssen voran. Der bisher so schlüpfrige Weg war besser, auch weniger jäh geworden; das leichte Schneegestöber dagegen hatte in der schon geringeren Höhe nachgelassen, dafür aber rieselte wieder ein feiner, kalter Staubregen herab, der das Marschiren nicht behaglicher und die an sich schon nassen Wege nicht trockener machte. Nachdem sie aber noch einige Minuten schweigend abwärts gezogen waren, blieb der Maler stehen und ließ den ungeduldigen Reiter voran, wobei er eine lächelnde Miene zeigte und einen forschenden Blick auf das Gesicht desselben warf, der stolz und sicher auf einem starkknochigen Gaul saß.

In diesem Augenblick wandte sich der eingeschlagene Weg um einen Felsenvorsprung westwärts, und wie es der Maler vermuthet, erfolgte sogleich ein verwunderungsvoller Ausruf seines Gefährten, und zur selben Zeit hielt er sein schnaubendes Pferd an, das willig dem Zügelzug gehorchte, als habe es den Haltepunct vorausgesehen.

»Was ist das?« rief der Fremde erstaunt, mit der Hand vor sich in die Ferne deutend. »Das sieht ja seltsam und fast wie ein gefrorner, vom Himmel herabkommender Fluß aus!«

»Ja,« erwiderte der Maler ernst und trat an seine Seite, »Sie haben Recht, es ist auch ein gefrorener Fluß, der seine Quellen wenigstens in den Wolken des Himmels hat. Hier sehen Sie aber nur seinen unteren, flachen Theil, wenige Minuten später werden Sie seinen oberen vor sich haben und dann erst das Naturwunder in seiner ganzen Ausdehnung überschauen. Sie haben sich ja schon lange auf den Rhonegletscher gefreut, wohlan denn, da liegt er vor Ihnen.«

»Wie?« rief der Ungar freudig erstaunt, »ist das der Rhonegletscher?«

»Ja, mein Herr, und nun kommen Sie rasch weiter, damit Sie bald Gelegenheit haben, das wunderbare Gebilde aus der Nähe zu betrachten.«

Der Maler hatte Recht; in kurzer Zeit standen sie am Fuße des Gletschers, der sein grauweißes Eisgeschiebe bis dicht an die glühenden Alpenrosen senkte, die hier, an die kalte Umgebung gewöhnt, ihre lieblichste Pracht entfalteten. Wie ein gewaltiger, stundenlanger und unabsehbar breiter gefrorener Wasserfall stürzte er sich, nur von den höchsten zerrissenen Felsspitzen des Galenstocks überragt, in terrassenförmigen Abstufungen hernieder, zu beiden Seiten von starren Felspyramiden eingefaßt, welche die ungeheure Wucht des herabstürzenden Riesen aus einander gebrochen zu haben schien.

Wenn aber die höchsten silbernen Spitzen im Nebel des sprühenden Regens fast verschwanden, unten, in der Nähe der Reisenden, öffnete dieser erhabene Eisbau alle seine magischen Geheimnisse und Wunder und wie geblendet schauten die beiden Wanderer in die oft klafterweit aus einandergerissenen Eisspalten hinein, die, je tiefer sie sich in den starren Schooß senkten, eine um so reinere Azurfarbe zeigten, die selbst das sprudelnde Eiswasser, welches sie alle füllte, zu theilen schien.

»Nun,« sagte der Maler mit vor Freude und Bewunderung gedämpftem Stimmlaut, »was sagen Sie nun, Herr Baron? Lohnt dieser Anblick die Mühe des Bergsteigens und kann man sich seinetwegen nicht ein wenig naß regnen lassen?«

Der Ungar schaute mit noch immer halb starrem Blick auf das noch nie gesehene Eisgebilde. »Ich sage nichts,« flüsterte er endlich, »denn ich kann nichts sagen. Hier hören Worte auf, das auszudrücken, was der Mensch in seiner Seele empfindet.«

Der Maler nickte beistimmend und beide sättigten ihre Augen an dem wunderbaren, großartigen Schauspiel, welches der Mensch nie wieder vergißt, wenn er es einmal gesehen.

Plötzlich aber hob der Ungar seinen Arm und deutete auf die hügelartig geschwungene Höhe der untersten Eisterrasse. »Was ist das?« rief er. »Klettern da nicht Menschen herum?«

Das gute Auge des Malers folgte dem deutenden Finger des Fragenden, und in der That schienen auch ihm

die kleinen Puncte, die er da oben auf dem schneeigen Grunde sich hin und herbewegen sah, Menschen zu sein. »Ja,« sagte er kopfschüttelnd, »es sind freilich Menschen, was sollte es anders sein? Aber wer kann so thöricht sein, bei diesem Nebel und Regen, der bei der Kälte oben augenblicklich zu spiegelblankem Eise gerinnt, über die gefährlichen Spalten des Gletschers hinaufzuklettern? Ja, wahrhaftig, jetzt sehe ich sie deutlicher, es sind Menschen und sie scheinen sich den großen Wasserfall zum Ziel genommen zu haben, der da oben über hundert Fuß hoch von Eisklippe zu Eisklippe herabstürzt. Nun, ich wünsche Ihnen Geschick und Ausdauer. Hinauf zu kommen, hat am Ende keine Noth, aber wie sie wieder herabkommen wollen, das sehe ich noch nicht ein. – Nun aber vorwärts, Herr Baron! Da, heben Sie Ihr Auge auf – da unten links kommt die junge Rhone aus dem eisigen Gewölbe hervorgerauscht, brüllend und tobend, um zuerst dort unter der kleinen Holzbrücke fortzusprudeln, die Schweiz und Frankreich flüchtigen Fußes zu durcheilen und endlich in das mittelländische Meer sich zu ergießen, wo ihr leidenschaftlicher Strom, wie alle Leidenschaften, wenn sie kopfüber in die Tiefe stürzen, seinen spurlosen Untergang findet. Und da – sehen Sie es – dicht am Gletscher und am Eisgewölbe der Rhone steht das gastliche Haus des Herrn Seiler, zu dem wir jetzt gehen, um uns an einer Tasse heißen Kaffees zu erwärmen und wahrscheinlich die schottische Vision von der Furca wiederzufinden.«

Die letzten Worte des Redenden schienen den Ungar aus seinem brütenden Hinstarren zu wecken. Er stieß einen vaterländischen Freudenschrei aus, der wild genug über die Eistreppen klang, und trieb sein Pferd zu rascherem Schritte an, zumal der Weg jetzt ebener und leichter zu passiren war.

Sie brauchten nicht mehr weit zu gehen, um ihr nächstes Ziel zu erreichen. Sich vom Gletscher wieder westwärts wendend, gelangten sie bald an eine grüne Wiese und nachdem sie diese überschritten, hatten sie die jungfräuliche Rhone vor sich, die, noch grau und bleich von unaufgelöstem Schnee und fortgerissenen Eisstücken, von einem einfachen Lattenwerk überbrückt wurde, welches unmittelbar vor das an die Felsen sich lehnende neue Gasthaus führte.

Schon das Aeußere dieses zwar nicht stattlichen, doch ansehnlichen Baues kündigte sich gastlich und einladend an, und noch mehr wurden die Gäste durch die innere Einrichtung befriedigt, denn wenn auch nirgends Glanz und Luxus, sogar nicht einmal in dem großen Speisesaal zu bemerken war, so sah doch Alles frisch und blank, bequem und zweckentsprechend aus, wodurch es um ein Bedeutendes von der verräucherten und dumpfen Gaststube auf dem Furcasattel abwich.

Als die beiden Reisenden vor dem Hause anlangten, war nirgends ein Führer der Herrschaften zu sehen, die vor kurzer Zeit erst angekommen sein konnten. Diese

Männer, unwillig, auf so ungebahnten Wegen allen Einflüssen des schlechten Wetters widerstandslos preisgegeben zu sein, hatten sich in ein Hintergemach zurückgezogen, wo sie entweder schliefen oder bei einem Schoppen Wein schwatzten. Mehrere Pferde aber standen mit tiefgebeugten Köpfen zitternd und bebend ohne allen Schutz und Schirm in dem strömenden Regen, und vergeblich war des Malers Versuch, die herzlosen Treiber derselben zu veranlassen, besser für ihre Thiere zu sorgen.

»Sie sind es gewohnt,« lautete die brutale Antwort eines häßlichen Mannes mit einem wahren Banditengesicht, »und haben es kaum schlimmer wie wir, die wir doch Menschen sind.«

Während der mitleidige Künstler sich auf diese Weise im Freien beschäftigte, war der Ungar bereits in das große Gastzimmer getreten und mit raschem Ueberblick hatte er, wie auch bald der nach ihm eintretende Maler, die darin anwesenden Personen erfaßt, die sämmtlich der schon früher geschilderten Gesellschaft angehörten. Jedoch saßen sie hier in nicht so enger Gemeinschaft wie an der übervollen Furcatafel, vielmehr hatten sie sich in einzelne Gruppen aufgelöst, da sie in dem langen und weiten Gemach Raum genug für sich und ihre Reiseeffecten fanden.

Das erste, was dem achtsamen Maler auffiel, war die comfortable Bequemlichkeit, die Mr. Raphael Flail sich und seiner Lady zu verschaffen gewußt und deren Mitgenuß er gleichwohl, kraft seiner privilegirten Selbstsucht als Engländer, den übrigen Anwesenden vorzuenthalten

verstanden hatte. Mr. Raphael Flail hatte sich nämlich das einzige Sopha im Saale vor den Kamin gerückt, in welchem ein helles Holzfeuer brannte, und nun saß er mit der langlockigen Lady gemächlich wie ein Pascha auf weichem Sitz, hatte sein feuchtes Schuhwerk gegen das Kamingitter gestützt, und sog, die Arme lässig weit über die Lehne hinten aus einander gespreizt, mit vollem Behagen die warme Luft ein, die ihm vom knisternden Feuer entgegenströmte. Damit aber auch ja Niemand den occupirten Sitz mit ihm zu theilen suche, hatte er sein und seiner Frau Plaid über die Seitenlehnen desselben ausgebreitet. Neben sich endlich, um Alles zu genießen, was der Augenblick bot, hatte er einen kleinen Tisch mit Theegeschirr gerückt, und so schlürften beide, Mann und Frau, von Zeit zu Zeit den belebenden Trank ein, ohne dessen Genuß ein Engländer nun einmal kein wahrer Engländer ist.

Alle übrigen Gäste, sogar sein Nachbar von der Furca her, der sich ihm dort zuerst genähert, hatten sich jetzt von dem egoistischen Insulaner so weit wie möglich zurückgezogen. Am heißen Ofen in der hinteren Ecke, über den man haufenweise die durchnäßten Tücher gehängt, saßen zunächst die Franzosen in eifrigem Gespräch mit dem finster blickenden Herrn begriffen, der ohne Zweifel der Vater der jungen Schottin war. Diese selbst, eben so wenig wie die drei Studenten, waren im Zimmer zu sehen. Nicht weit vom Ofen aber, auf einem einfachen Stuhl, der ihr nicht die geringste Bequemlichkeit bot, saß mit niedergebeugtem Kopfe die leidende Gattin jenes

Herrn und vergeblich hatte die vor ihr stehende Gesellschafterin sie mit Decken eingehüllt, denn die im Innern der Dame sich fühlbar machende Kälte vermochte sie ihr damit nicht zu vertreiben.

Mitten im Zimmer hin und herschreitend und bisweilen einen Schluck von ihrem auf dem Tische stehenden Kaffee schlürfend, bewegten sich die beiden Mecklenburger, um ihren erstarrten Gliedern wieder einige Geschmeidigkeit zu verschaffen. Die heitere Laune, die sie zuletzt auf der Furca an den Tag gelegt, war augenscheinlich schon lange wieder verdampft. Ihre bärtigen Gesichter zeigten einen grollenden Ausdruck, und mit ungestümer Heftigkeit bliesen sie den Dampf von sich, den sie mit gewaltiger Lungenkraft ihren Cigarren entzogen. Dabei unterhielten sie sich laut über das gränzenlose Mißgeschick, welches sie unablässig bei ihrem ersten Bergritt verfolgte, und konnten nicht begreifen, warum sie so unklug gewesen waren, ihr behagliches Gut und alle Bequemlichkeiten zu verlassen, die ihnen daselbst zu Gebote standen.

»Das soll also wirklich ein Vergnügen sein,« sagte der eine zum andern, »ein Vergnügen? Hast Du schon je solchen Unsinn erlebt, Vetter? Nein, toll und verrückt ist Jeder, der nach der Schweiz reist und nicht gleich umkehrt, wenn der Himmel sich wie eine Rauchkammer färbt. Bei

meiner Seele, ich werde unsern lieben Freunden zu Hause eine gute Beschreibung liefern. Was gilts, Vetter, machen wir kehrt und rühmen uns nachher, daß wir weise gewesen sind und wenigstens unsere Haut salvirt haben?«

Der griesgrämige Vetter blickte aus dem Fenster, gegen das eben wieder der Regen schlug, und schüttelte unwillig den Kopf. »Verteufelt unangenehm ist es und den Tod kann man davon haben, allerdings,« entgegnete er, »aber was hilft es, wenn wir jetzt Chamade schlügen und wie die Krebse rückwärts kröchen. Zum Teufel, wir müßten ja immer durch den Regen und über die verzauberten Berge fort, und wenn wir hinaus sind, scheint die Sonne und lacht uns aus, dann kommt der blaugrüne Aerger hinterher. Nein, Vetter, laß uns bleiben, wo wir sind, und die Leidensschule durchmachen, wie die andern. Sind wir einmal Narren gewesen, daß wir in unserm gesetzten Alter uns zu einer solchen Reise beschwatzen ließen, so wollen wir uns wenigstens zu Hause nicht auslachen lassen, daß wir vor einem republikanischen Regen davongelaufen sind. Nein, nein, lügen wir ihnen lieber vor, daß wir Alles im Sonnenschein gesehen haben –«

»Ja, was denn, wir haben ja noch gar nichts gesehen?« unterbrach ihn der Vetter polternd.

»O doch, die krumme Eisbahn da, die man Gletscher nennt, und die Furca, die wie eine Gabel aussieht. Haha! Komm, ärgere Dich nicht, Vetter, und trinke noch eine Tasse Mokka. Das Zeug ist gut und – da – da brenne Dir

noch eine Cigarre an, bis wir die alten Braunen wieder besteigen müssen!«

Der Vetter befolgte den gutgemeinten Rath und beide setzten ihre Wanderung im Zimmer fort, alle Augenblicke an die Fenster tretend und das Wetter prüfend, das zu eigensinnig war, um sich nur ein klein wenig nach ihren Wünschen zu bequemen.

Der Ungar hatte sich bis jetzt vergeblich nach der noch immer abwesenden Vision umgeschaut und war dabei in die Nähe des Ofens getreten, wo die Franzosen sich mit dem alten Herrn unterhielten. Man sprach davon, ob es nicht gerathen sei, bei dem anhaltenden Unwetter lieber an Ort und Stelle zu bleiben und eine Besserung abzuwarten, und dazu schien sich auch einer der Führer zu neigen, der einmal hereinkam und über den Stand des Wetters berichtete.

Unterdessen hatte Franz Marssen von der Lage der Dinge im Gastzimmer Kenntniß genommen und ihn dauerte eben so innig die arme kranke Frau, die vor Frost fast verging, wie ihn das lieblose Betragen des Engländers verdroß. Als er einmal in der Nähe des Stuhles vorüberging, auf dem die Leidende saß, glaubte er ihr schönes Auge klagend auf sich gerichtet zu sehen, und, von einem raschen Impulse getrieben, trat er an sie heran, begrüßte sie als seine Tischnachbarin auf der Furca und fragte, ob sie sich jetzt wohler befinde, als es vorher den Anschein gehabt.

Anfangs richtete die Dame verwundert ihr großes braunes Auge auf den Fragenden, als könne sie nicht

recht begreifen, daß ein völlig Fremder sie anzureden wage. Als sie aber das wirkliche Mitgefühl in seinem Antlitz las, welches ihn zu den freundlichen Worten bewogen, blickte sie etwas sanfter auf ihn hin und erwiderte mit matter Stimme und in einem schwer verständlichen Deutsch, daß sie sich immer, also auch jetzt, unwohl fühle, daß sie entsetzlich friere und unter allen Umständen ein warmes Bett jedem andern Labemittel vorziehen würde.

Als Franz Marssen diese mit einem Ausdruck tiefen Leidens gesprochenen Worte vernahm, regte sich plötzlich ein seltsames Gefühl in seiner Brust, und schon war in der Stille beschlossen, was sogleich ausgeführt werden sollte. »Würden Sie gern dort auf jenem Sopha am Feuer liegen?« fragte er mit fast vertraulich klingender Herzlichkeit.

Die kranke Dame schlug ihr Auge von Neuem verwundert zu dem theilnehmenden Fremden auf, aber sie sagte kein Wort, obgleich ein leises »O ja!« wie ein Hauch auf ihren Lippen schwebte, nur sah sie dabei mit still anklagendem Blick nach dem lodernden Kaminfeuer hin, vor dem der kräftige Engländer noch immer seine feuchten Stiefel trocknete.

Da war der Entschluß des jungen Mannes zur Reife gediehen. Festen Schrittes und mit stolzer Haltung bewegte er sich dem Kamine zu, stellte sich unmittelbar an die Seite des laut gähnenden Engländers, und da dieser ihn nicht zu bemerken schien, sagte er laut und in verständlichem Englisch: »Mein Herr, ich bin der Meinung, daß Sie

für Ihre Person sich hinlänglich an diesem Feuer gewärmt haben. Dort drüben sitzt eine kranke Lady, die vor Frost zittert und der Wärme mehr bedarf als Sie. Darf ich Sie also bitten, ihr für jetzt Ihren Platz hier abzutreten?«

Der Engländer schaute verdutzt auf und sah den Sprechenden an, als habe er nicht recht gehört. Aber da wirkte das Auge desselben mächtiger als seine Worte, und Mr. Raphael Flail verstand plötzlich, was er gern überhört hätte. Mit dem einfachen stereotypen Ausruf der Briten: »Yes, Sir!« erhob er sich, mit ihm zugleich seine vom Feuer völlig getrocknete Frau, und Franz Marssen ging sogleich zu der Kranken zurück, bot ihr den Arm, und zwei Minuten später war ihr ein behaglicher Platz auf dem warmen Sopha bereitet, den die Sorgfalt ihrer Gesellschafterin mittels einer übergeschlagenen Decke noch angenehmer gestaltete.

Der Gemahl der nun wohlgebetteten Dame hatte von dem Vorgange nichts bemerkt: er stand, den Franzosen am Ofen das Gesicht zugekehrt, mit dem Rücken nach dem Zimmer hin, und als er sich später zufällig umdrehte und den Wechsel des Platzes seiner Gemahlin gewahrte, glaubte er, daß der Engländer aus freien Stücken das so lange behauptete Feld geräumt habe.

Während nun der Ungar am Tische saß und seinen Kaffee trank, den Franz Marssen bereits stehend und gehend eingenommen, trat dieser von Zeit zu Zeit den am Ofen

Plaudernden näher und hörte ihrer Unterhaltung zu, deren Gegenstand das böse Wetter und die Reise hierher war. Der unbekannte Herr, der ziemlich fließend Französisch sprach, ergoß sich in fast heftig vorgebrachten Klagen über seine jämmerlichen und unsicheren Pferde, die erst in der Nacht vor seinem Aufbruch von einer beschwerlichen Reise nach Hospenthal zurückgekehrt wären. Vor allem aber sei er mit dem Führer derselben übel angekommen. Der Mensch sei grob, unhöflich und habe sich schließlich beim Absteigen vor diesem Hause geweigert, noch weiter zu gehen, obgleich er bis zur Grimsel für diesen Tag, und für den nächsten bis Meiringen gedungen sei. Ebenso habe er es in unfreundlichster Weise abgelehnt, seine Tochter, die nun einmal den berühmten Wasserfall auf dem Gletscher habe sehen wollen, dahin zu begleiten, und so sei diese mit seinem Diener, dem sich die Studenten angeschlossen, allein dahin aufgebrochen.

Als Franz Marssen diese Worte vernahm, überlief ihn ein kalter Schauer, und nun war ihm mit einem Male die Erscheinung der Menschen auf dem Gletscher erklärt, die er mit dem Ungar vorher darauf wahrgenommen. Ohne ein Wort zu sagen und Niemanden sein Vorhaben enthüllend, beschloß er zunächst den Führer der Pferde aufzusuchen und mit ihm über sein Widerstreben, die Fremden weiter zu geleiten, zu reden.

Warum er das thun wollte, wußte er eigentlich selbst nicht. Auch war er in diesem Augenblick nicht in der gleichmüthigen Stimmung, sich eine vollkommen klare

Rechenschaft von seiner Handlungsweise abzulegen. Ein dunkles, unbewußtes, instinctives Gefühl trieb ihn vielleicht zumeist dazu an, – das Mitleid oder eine gewisse Theilnahme an der armen Kranken mochte hinzukommen, und wo eine solche Triebfeder im Menschenherzen einmal aufgezogen ist, da schnellt sie sich von selbst zur Handlung und Wirkung ab, wenn nicht ein stärkeres Gegengewicht ihr die Waage hält. Dieses Gegengewicht war allerdings hier vorhanden, allein es wirkte auf den jugendlichen kräftigen Geist des unternehmenden Künstlers nicht mächtig genug ein, um seinen Willen zu lähmen. Es war dies das finstere trotzige Gesicht des Vaters jener jungen Dame selbst, allein es schreckte ihn, so unangenehm es ihm war, nicht von seinem Handeln zurück, ja, je herber, kälter und gemessener sich jener nach allen Richtungen erwies, um so mehr stachelte ihn seine Empfindung an, für die Mitglieder seiner Familie einen Schritt zu thun, der unter den obwaltenden Verhältnissen im Grunde nichts Außerordentliches war.

So ging er rasch in den Hof und in der offenen Stallthür sah er zufällig einen Mann in brauner Jacke mit Calabreserhut sich an den Thürpfosten lehnen, den er sogleich für einen Pferdeknecht hielt. Bei genauerer Betrachtung dieses Mannes jedoch faßte er kein großes Vertrauen zu ihm, da er sein verschmitztes Banditengesicht sehen konnte, denn es war derselbe, mit dem er vorher einige Worte gesprochen hatte und der so mitleidslos gegen die ihm anvertrauten Pferde gewesen war.

»Ihr da, Landsmann,« redete er ihn ernst aber freundlich an, »könnt Ihr mir nicht sagen, wo der Führer der Pferde ist, die den Herrn mit der kranken Dame und seine Familie hierher gebracht haben?«

»Der bin ich selber, Herr!« erwiderte der Mann finster, ohne sich aus seiner bequemen Stellung aufzurichten.

»Wo seid Ihr her und wie heißt Ihr?«

»Ich heiße Jacob und bin vom Meyerhof in Hospenthal.«

»Warum habt Ihr die junge Dame nicht auf den Gletscher begleiten wollen?«

»Fällt mir nicht ein, Herr,« fuhr der Mensch auf und gesticulirte heftig mit den Händen dabei, während sein braunes Gesicht einen Ausdruck höhnischer Widersetzlichkeit annahm, »fällt mir gar nicht ein, und dazu bin ich nicht gedungen. Ich bin müde und kein junger Mann mehr, wie Sie sehen. Ueberdies ist der Herr ein Geizhals, wie alle Deutschen. Er hätte sich einen Führer außer mir annehmen sollen, denn ich gehöre nur zu den Pferden. Uebrigens bin ich ein freier Schweizer und kein Knecht, das heißt, ich kann nach meinem Gefallen thun, was ich will.«

»So. Nun, Ihr drückt Euch verständlich aus. Ich dachte, meine jetzigen Landsleute, die Schweizer, hätten Ursache, freundlicher gegen die Fremden zu sein. Doch wißt Ihr vielleicht, wer der Herr ist, den Ihr begleitet und den Ihr so eben einen Deutschen nanntet?«

»Nein, ist mir auch ganz einerlei, wer er ist. Ich habe von Anfang an nicht aus ihm klug werden können. Er

spricht alle Sprachen, mit Engländern englisch, mit Franzosen französisch, mit Deutschen deutsch, und wenn er mit seiner Tochter oder dem Bedienten allein ist, redet er ein Kauderwelsch, das ich noch nie gehört. Im Ganzen ist mir ein so hochmüthiger Zaunkönig noch nie im Leben vorgekommen, denn er behandelt mich, als ob ich sein Diener wäre.«

»Es ist gut, mich geht Euer Betragen für jetzt nichts an, aber Ihr solltet vorsichtig sein, es giebt auch für die *freien* Schweizer Gesetze in der Schweiz.«

»Wie? Sie wollen mir auch noch den Text lesen, Sie Grünschnabel?« schrie der Mann mit geballter Faust und sprühenden Zornesaugen. »Nu, das fehlte mir noch! Und nun ist es abgemacht, ich gehe keinen Schritt weiter als bis hierher, die Maienwand können meine Pferde bei diesem schlechten Wetter nicht mehr erklettern, und ich auch nicht. Sagen Sie das Ihrem Herrn, und ich werde mich bald einstellen und meinen Lohn fordern.«[1]

[1]Wir nehmen die Gelegenheit wahr, den deutschen Reisenden vor diesem Pferdeführer ernstlich zu warnen. Er heißt in der Tat Jacob und ist Knecht beim Wirth auf dem Meyerhof in Hospenthal. Er ist ein trotziger Mensch, hat ein böses Maul und erzählt dem Reisenden, der ihm in die Hände fällt, mehr von seinen Abenteuern in der französischen Fremdenlegion in Afrika und seinen Wanderzügen in Amerika, als von der Schweiz, was man doch eher von ihm erwartet. Schreiber dieser Zeilen kam schließlich auf eine sehr unangenehme Weise mit ihm auseinander. Auf den vorher eingeholten Rath seines Brodherrn, ihm für seine Begleitung auf zwei Tage (die zwei Pferde kosteten achtzig Francs) vier Francs Trinkgeld zu geben, ging ich deshalb nicht ein, weil ich dem Manne, der beständig seine Noth klagte,

Franz Marssen hatte genug gehört und gesprochen. Er winkte beschwichtigend mit der Hand und entfernte sich, um den Wirth aufzusuchen, den er kannte und dem er das eben Gehörte mittheilte.

»Oho,« sagte der Wirth, »ich kenne den alten Jacob aus Hospenthal sehr gut. Das ist ein infamer Kerl und sein Gesicht schon könnte es einem verleiden, mit ihm eine Nacht in den Bergen zuzubringen. Aber ich darf ihm nicht entgegentreten, um ihn mir nicht zum Feinde zu machen. Allerdings ist er von dem Herrn bis Meiringen gedungen, aber wenn er erklärt, daß seine Pferde nicht weiter können, so ist er im Recht. In diesem Falle mögen die Herrschaften hier bleiben, sie sollen es gut bei mir haben. Ich rathe selbst nicht, die steile Wand bei der jetzigen Glätte hinaufzusteigen. Und Ihnen, Herr Marssen, brauche ich das ja kaum zu sagen.«

---

ein freundliches Gesicht abgewinnen wollte, und gab ihm das doppelte, also acht Francs. Aber damit war er noch nicht zufrieden. Er warf das Geld wüthend auf den Tisch, daß es auf die Erde rollte, und schrie so laut, daß die Menschen auf dem Flure draußen zusammenliefen: daß die Deutschen erbärmliche Knicker wären, und die Schweizer, die sie führten, könnten stets gewiß sein, von ihnen wie die Hunde behandelt zu werden. Ich gab ihm indessen nicht mehr. Den ganzen Nachmittag aber, so lange er unserer noch bei den Reichenbachfällen ansichtig wurde, schimpfte er hinter uns her und um endlich von ihm befreit zu werden, mußten wir uns ins Haus zurückziehen, da man leider nie auf den Beistand eines Wirthes rechnen kann, die auch zum großen Theil weit mehr für die groben Engländer als die bescheidenen Deutschen schwärmen. Für die Wahrheit dieser Mittheilung bürgt mein Name. Der Verfasser

Der Maler nickte beistimmend und ging dann vor die Thür, um – nach dem Gletscher hinaufzublicken. Der Regen hatte wieder etwas nachgelassen, so daß so eben die Mecklenburger ihre Pferde herbeizuführen befahlen. Auf dem Gletscher war nichts zu sehen, die obere Hälfte lag halb im Nebel verborgen, nur die untere glänzte hell und frisch vom eben gefallenen Schnee. Kopfschüttelnd und im Stillen den leichtsinnigen Uebermuth verurtheilend, der die jungen Leute ohne jeden ortskundigen Begleiter bei diesem Wetter hinaufgetrieben, wandte er sich endlich nach dem Gastzimmer zurück, wo er die Kranke eingeschlummert fand, während ihre Gesellschafterin still neben ihr saß, ihr Gemahl aber ununterbrochen mit dem Franzosen, wie es schien, über wichtige Dinge sprach, mitunter aber nach der Uhr sah, als berechne er die Zeit, in welcher seine Tochter wiederzukommen versprochen hatte.

Die Mecklenburger waren abgeritten, ohne an ihr Versprechen zu denken, mit den lustigen Studenten und Franzosen die Reise bis Interlaken gemeinschaftlich zu machen. Die brummigen Herren aber schienen Alles vergessen zu haben, was sie jemals in ihrem Leben versprochen; grollend und mißmuthig bestiegen sie ihre starken Pferde und munter ging ihnen der Führer voran, um sie noch die Maienwand hinauf und dann wieder hinab nach der gastlichen Grimsel zu bringen.

Im Gastzimmer war durch die Abreise der beiden Herren tiefe Ruhe eingetreten. Die Kranke schlief noch immer fest; der Ungar, seinen Grübeleien nachhängend und eine Cigarre rauchend, saß still am Tisch; die Engländer hatten sich gähnend an einem anderen niedergelassen und die Gruppe am Ofen setzte immer noch, wiewohl etwas leiser, ihr ernstes Gespräch fort.

Franz Marssen dagegen stand an einem Fenster und blickte durch ein kleines Fernglas nach dem Gletscher hinauf, so weit er ihn von hier aus bestreichen konnte. Da, als er sein Auge, ohne etwas bemerkt zu haben, nach dem Vorplatze des Hauses zurückwandte, sah er plötzlich, daß einige Leute, wahrscheinlich die Pferdeführer, von der Rhonebrücke her vor dem Hause zusammenliefen und nach derselben Höhe spähten, auf die noch kurz zuvor seine Aufmerksamkeit vergebens gerichtet gewesen war. Er wollte eben hinausgehen und fragen, was es da oben Neues zu schauen gebe, als der Führer des Engländers hastig eintrat und laut meldete, daß ein Mann auf dem Abhang des Gletschers stehe, der mit einem Tuche angstvoll herniederwinke. Die auf dem Gletscher befindliche Gesellschaft, fügte er hinzu, hätte sich wahrscheinlich irgendwo fest gelaufen und könne den Weg herunter nicht wieder finden.

Die Kranke war durch diese allen unerwartet kommende Mittheilung nicht gestört worden, wohl aber hatten sie die Uebrigen im Zimmer Anwesenden vernommen. Alles sprang an die Fenster. Die Engländer mit lächelndem

Gesicht und schadenfroher Miene; die Franzosen weniger erschrocken als aufgeregt; der alte Herr mit an der Wahrheit der Aussage zweifelndem Gesicht, und der Ungar, der die Worte nicht genau verstanden, aus Neugier und weil er die andern dasselbe thun sah.

Nicht so Franz Marssen. Die bloße Andeutung der Wahrheit dessen, was ihm im ahnenden Geiste schon längst als möglich erschienen, hätte genügt, ihn auf der Stelle zu einem diesmal ernstlicheren Handeln zu treiben. Er sah sich nur mit einem raschen, bittenden Blick im Zimmer um und sein Auge fiel sogleich auf die stattliche Gestalt des Führers Mr. Raphael Flail's. Rasch entschlossen, wie er immer war, sagte er zu Letzterem:

»Mein Herr, erlauben Sie, daß Ihr Führer mich nach dem Gletscher begleitet? Er ist ein geübter Bergsteiger, ich weiß es, und hier kann Gefahr im Verzuge sein.«

Der Führer nickte dem jungen Mann schon beifällig zu, aber der Engländer zog phlegmatisch seine Uhr hervor, sah nach der Zeit und sagte dann kalt:

»Yes, Sir, er kann Sie begleiten, wenn er in zehn Minuten wieder hier ist. Um diese Zeit habe ich meine Abreise festgesetzt.«

Franz Marssen blickte dem so gefälligen Mann wider Wissen verächtlich in's Gesicht. »Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, Sir,« erwiderte er ruhig, »aber in zehn Minuten ersteigt man keinen Gletscher wie diesen da und noch weniger wieder herab. Adieu denn, es werden sich draußen schon andere hülfreiche Männer finden.«

Er sollte sich in diesem Glauben auch nicht getäuscht sehen. Kaum war er vor die Hausthür geeilt, so kamen auf seinen Ruf sogleich drei Männer herbei, unter denen sich der Wirth und einer seiner Hausknechte befand, die alle entschlossen waren, mit ihm zugleich den Verirrten Hülfe zu bringen. Mit größter Hast wurde nun alles Nöthige herbeigeholt, vor allen Dingen einige Seile, zwei Handäxte und eine Leiter, und damit beladen liefen die vier Männer hastig dem Gletscher zu, den sie, ohne unter sich ein Wort zu wechseln, zu besteigen begannen. Außer diesen vier Männern aber zeigte sich noch der Ungar überaus eifrig, und mit edlem Anstande bot er dem Maler seine Hülfe an.

Einen Augenblick blieb dieser am Fuße des Gletschers stehen, bis wohin der Ungar ihm gefolgt war, und sprach freundlich die Worte zu ihm: »Ihre Hülfe nutzt hier nichts, Herr Baron, haben Sie Dank. Sie verstehen mit einem solchen Eisberge nicht umzugehen und mit Ihren glatten Stiefeln kommen Sie keine zehn Schritte weit. Fallen Sie aber in eine Spalte, so sind Sie verloren. Wir sind der Helfenden genug, vier mit der Gefahr vertraute Männer reichen aus. Auf Wiedersehen, leben Sie wohl!«

Das war der letzte Aufenthalt, der ihn zurückhielt und seine Worte hatten so viel bewirkt, daß der Ungar in höchster Aufregung am Fuß des Gletschers stehen blieb und den hastig hinaufklimmenden Männern mit glühendem Auge nachsah.

Das Ersteigen des Eisberges geschah nun von den rüstigen Männern in eben so tiefem Schweigen wie mit

großer Gewandtheit und Eilfertigkeit. Alle wußten, was und wohin sie wollten, und so war weiter keine Mittheilung nöthig. Die ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten kannten sie ebenfalls, darauf waren sie vorbereitet, aber, ihr Ziel fest im Auge und im Herzen, bebten sie auch vor den größten nicht zurück.

Indessen zeigte sich vor der Hand noch nichts davon. Auf dem Gletscher lag ein leichter Schnee, der die Glätte des darunter liegenden Eises abstumpfte. Die kleinen Spalten waren davon weder erfüllt noch die großen trügerisch überbrückt, und so schritten sie, mit ihren nägelbeschlagenen Stiefeln immer fest und sicher auftretend und mit Bedacht die Spalten überspringend, allmälig behutsam vor, ohne eine Gefahr zu fürchten, aber auch ohne Bangen zu empfinden. Den mit einem Tuche winkenden Mann behielten sie dabei stets im Auge, obgleich er sich jetzt, da er die Hülfe nahen sah, wahrscheinlich vor Ermüdung auf einen Eisblock niedergelassen hatte.

Endlich aber hatten sie ihn jenseits einer breiten Spalte, die sie mittels ihrer Leiter überkletterten, erreicht, und bei ihm beschlossen sie einige Minuten zu rasten, um, während sie ihre keuchende Brust zu Athem kommen ließen, nähere Erkundigungen über das Verbleiben der übrigen einzuziehen. Der arme Mann war von Kälte, ungewohnter Anstrengung und Todesangst so erschöpft,

daß er anfangs kaum reden und auf die hastig ihm gestellten Fragen keine befriedigende Antwort geben konnte. Allein ein Becher kräftigen Weines, den der in solchen Unfällen erfahrene Wirth in einer Korbflasche mitgenommen, gab ihm bald Kraft und Fähigkeit wieder, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. In gebrochener deutscher Sprache erzählte er ihnen das kühne Unternehmen von Anfang an. Erst sei man ganz munter und guter Dinge auf das Eis gestiegen, und da man fast gar keine Schwierigkeiten gefunden und die kleinen Spalten leicht übersprungen, das Eis auch, dank der leichten Schneedecke, nicht glatt und schlüpfrig gefunden hatte, sei man rasch in die Höhe geklettert, ohne viel auf den Weg und die Richtung zu achten, da man geglaubt, daß der Eisberg an allen Stellen gleichmäßig geschaffen sei. Sein gnädiges Fräulein sei ganz guten Muthes gewesen und habe mit den Herren Studenten stets gleichen Schritt gehalten. Allein endlich sei doch eine Stockung in ihrem Vordringen eingetreten. Eine tiefe und breite Spalte habe sich plötzlich aufgethan, und erst, nachdem man sie weit umgangen, habe man höher hinaufsteigen können.

Nun aber sei der Weg mit jeder Minute bedenklicher geworden. Allein die wunderbare Gestaltung der Eismassen, das köstliche blaue Farbenspiel derselben und das von der Höhe dann und wann sichtbar herabrauschende Wasser habe sie weiter und weiter verlockt, bis sie an den Wasserfall gekommen, der thurmhoch von einem Felsen von Eis herabstürze und sich unten ein tiefes blaues Loch wühle, wie da unten, wo die Rhone aus dem Gewölbe

von Eis hervorbraust. Schon lange vor dieser Stelle habe er selbst eigentlich nicht weitergekonnt, denn die Füße seien ihm ganz starr gewesen, und die Zunge habe ihm am Gaumen geklebt. Auch die Studenten hätten umkehren wollen; da aber sei das gnädige Fräulein lachend vorausgegangen, bis sie den Wasserfall zuerst erreicht, den er, der Erzähler, nur von ferne gesehen. Um diese Zeit etwa habe es hier oben stark zu schneien begonnen, und man habe dadurch eigentlich alle Aussicht in die Ferne und auch den Weg verloren, auf dem man heraufgekommen. Da er zu dieser Zeit schon weit hinter den Uebrigen zurückgeblieben sei, habe man ihm zugerufen, umzukehren und womöglich Hülfe herbeizuholen. Er habe sich auch nach Kräften bemüht, nach dem Hause zu gelangen, allein die Spalte, über die man zu ihm herübergeklettert, habe ihn nicht weiter kommen lassen, und so habe er nun mit dem Tuche aus Leibeskräften gewinkt.

»In welcher Richtung sind die vier Personen zuletzt sichtbar gewesen?« fragte Franz Marssen, der das Ende der Erzählung des langsam Sprechenden nicht schnell genug erwarten konnte.

»In dieser da!« erwiderte der Mann und deutete mit dem Finger nach Nordosten.

»So beeilt Euch, daß Ihr auf der Leiter über die Spalte kommt, und dann geht ruhig nach Hause, immer geradeaus, Ihr werdet auf diesem Wege keine Schwierigkeit finden.«

Während er noch sprach, leitete er fürsorglich den vor Frost zitternden und unsicher schreitenden Mann über

die halsbrecherisch genug den Spalt überbrückende Leiter, dann aber, während dieser, so schnell er konnte, den Gletscher hinabstieg, verlor man keinen Augenblick, um in der angedeuteten Richtung, wo wirklich der Wasserfall lag, weiter vorzudringen.

Ruhig und fest, willig und rüstig, wie bisher, setzten die vier Männer nun das begonnene Werk fort, und nach manchem kühnen Sprung, nach manchem unbehaglichen Klettern, kamen sie an die Stelle, wo man das donnernde und die menschliche Stimme weit übertönende Rauschen des fallenden Eiswassers zuerst aus der Ferne hört.

Franz Marssen, der ein Jahr früher schon einmal am Fuß desselben gewesen, war mit allen Erscheinungen des blinkenden Eismeers vertraut, und da er heute einen ganz anderen Zweck vor Augen hatte, als nur die Schönheiten der Natur zu studiren, so achtete er kaum auf die seltsamen Phänomene, die sich in ganz anderer Gestalt als damals bei jedem Schritt von Neuem seinem Auge darstellten. Allein man sollte diesmal nicht ganz bis zu dem brausenden Falle zu gehen brauchen. Vielleicht nach zehn Minuten schon wurde man auf einer sechszehn Fuß hohen Eiswand, die ihr Herabsteigen gehemmt, der vier kühnen jungen Leute zuerst ansichtig, die ihre Retter schon längst wahrgenommen hatten, deren Rufen aber durch das Getöse des fallenden Wassers in der Nähe verschlungen ward. Auf der Kante der hochaufragenden Wand saß, halb unter ihrem eisgepanzerten Plaid verborgen und wie vor Frost und Angst zusammengekauert, die

junge Dame. Einige Schritte von ihr entfernt hockten die drei Studenten eng beisammen, wie drei Vögel, die sich nur durch Fliegen von der Höhe retten können und denen die Kälte die Kraft der Schwingen gelähmt hat.

Während die vier Männer unten überlegten, wie man am besten und ohne großen Umweg zu ihnen emporgelangen könne, da die Leiter bei Weitem nicht hinaufreichte, fixirte Franz Marssen scharf die bleichen Gesichtszüge der Studenten. Das Gesicht der jungen Dame konnte er nicht sehen, sie hielt den Kopf niedergebeugt, als schlummere sie. In den Zügen jener aber sah er Schaam und Angst um den Vorrang streiten – Schaam, daß sie so thöricht gewesen, ohne Führer, ihrer unzulänglichen Kraft vertrauend, so hoch zu steigen, und Angst, daß es nicht gelingen werde, sie so bald wieder in wirthlichere Regionen des festen Landes zurückzubringen.

Aber da nahte ihnen schon die Erlösung. Mit mächtigen Hieben, daß rings die Funken sprühten, schlug man vermittels der Aexte Löcher in die steile, blauglitzernde Eiswand, und indem man auf diese Weise Stufen bildete, gelangten zwei von den Helfern, Franz Marssen und der Wirth, endlich zu den erschöpften Bergsteigern, die vor unaussprechlicher Rührung kaum im Stande waren, ihren herzlichsten Dank zu stammeln. Während aber der Wirth den Studenten einen Becher Wein reichte, hatte sich Franz Marssen zu der jungen Dame begeben und, da sie noch immer den Kopf gesenkt hielt, sagte er, sie fest am Arme fassend, mit fast athemloser und eigenthümlich bewegter Stimme:

»Mein Fräulein, schlafen Sie, oder können Sie sich nicht erheben?«

Der erste seltsame Blick, der jetzt sein Auge traf, nachdem das kühne Mädchen langsam den Kopf erhoben hatte, sollte ihm lange nicht aus dem Gedächtniß kommen. Ihr brennendes Feuerauge bewahrte zwar noch immer seinen warmen Strahl, aber derselbe war, vielleicht in Folge des erbleichten Gesichts, viel milder geworden. Dennoch lag eine Art Vorwurf darin, als ob es ihr schwer werde, ihre Schwäche einzugestehen oder die Hülfsleistung, die man ihr bot, anzunehmen, und erst allmälig nahm es einen mehr verschämten und forschenden Ausdruck an, als wolle es prüfen, ob auch kein Triumph über ihre Niederlage in dem Antlitz dessen liege, der ihr in diesem peinlichen Augenblick die erste Hülfe brachte. Als sie sich aber vergewissert zu haben schien, daß Franz Marssen's Gesicht keine Spur dieses Triumphes enthalte, beantwortete sie seine Frage mit leiser und vor Frost bebender Stimme, indem sie sagte:

»Ich werde aufstehen, sogleich, aber geben Sie mir auch Wein, denn ich fühle mich im Innern wie erstarrt.«

Nachdem nun auch sie hastig einen vollen Becher Wein geleert, begann man ohne Zeitverlust und ohne weitere Erklärung den Rückweg dadurch einzuleiten, daß man zuerst einen Studenten an ein Seil band und ihn von der Eiswand hinabließ. Halb von oben gehalten und kletternd, halb von den unten stehenden Männern

getragen, gelangte er sicher auf den Boden, auf dem diese selbst standen. Ohne einen Menschen anzusehen, ohne ein einziges Wort zu äußern, ließ nun auch die junge Dame sich auf ähnliche Weise behandeln, und als sie erst sicher geborgen, folgten ihr die beiden andern Studenten und zuletzt die Hülfeleistenden selbst nach.

Jetzt begann das Herabsteigen, das in Anbetracht der halb erfrorenen Gliedmaßen der Verirrten rasch genug ging, und von den kräftigen Armen ihrer Retter geleitet, kamen sie bald tiefer hinab, kletterten, nachdem sie die natürliche Wärme in ihren Gelenken wiederhergestellt, leidlich geschickt über die Eisspalten auf der Leiter fort und gelangten endlich auf festen Boden, wo sie sämmtliche Reisende, die noch in dem Hôtel weilten, außer der Kranken und deren Gesellschafterin, versammelt fanden, welche sie als dem Leben Wiedergegebene mehr oder minder herzlich zu begrüßen herbeigeeilt waren. Ehe aber die von allen Seiten hervorsprudelnden Fragen beantwortet werden konnten, hatte sich Franz Marssen, nur von dem Ungar begleitet, der ihm tausend Dankesworte sagte, als sei er persönlich dabei betheiligt, bei Seite begeben, und Niemand war unter den Geretteten und ihren Verwandten, der sich im ersten Augenblick des jungen Mannes erinnerte, dem man zumeist die schnellen Maßregeln zur Herabholung der in die Irre gerathenen Bergsteiger verdankte.

Während die drei Studenten von ihren glücklich überstandenen Strapazen sich bei einem warmen Glase Punsch bald erholten und dann, um dem Ort ihrer moralischen Niederlage so schnell wie möglich den Rücken zu kehren, sich still entfernten und mühsam die morastige Maienwand hinaufkeuchten, ging unter den im Gastzimmer Zurückbleibenden eine ziemlich lebhafte Scene vor. Im Kreise um die junge Dame her, die sich auf dem Sopha am Feuer neben ihrer Mutter niedergelassen, wo man ihr von allen Seiten wärmende Stärkungsmittel bot, hatten sich sowohl ihr Vater wie die Franzosen, der Ungar und der Wirth gruppirt, und es wurde das eben überstandene Abenteuer von allen Seiten besprochen, obwohl die Hauptperson desselben am wenigsten zu einer zusammenhängenden Mittheilung geneigt schien. Die Mutter, die sonst an Außendingen so wenig Theil nahm, war dadurch ganz aus ihrer Apathie aufgerüttelt und in einen endlosen Thränenstrom ausgebrochen, der sich zuletzt in wehmüthige Klagen über ihre augenblicklich so traurige Lage auflöste. Sie fühle sich so übermäßig angegriffen, sagte sie ihrem Manne, daß sie unmöglich noch an diesem Tage die Reise fortsetzen könne, und wenn man ihr nicht das Leben nehmen wolle, müsse man ihr vor allen Dingen ein warmes Bett und die zum Schlaf nöthige Ruhe gönnen.

Die Tochter verhielt sich während dieser Aeußerungen still und blickte, wie in düstere Träume versunken, in das hell aufflackernde Feuer. Vielleicht war sie angegriffener

und müder, als ihr stolzer Geist eingestehen wollte, vielleicht auch mochte sie der klagenden Mutter nicht widerstreben und überließ sich geduldig dem Ausspruch ihres Vaters, der seine Willensmeinung noch immer nicht kund gethan hatte und überhaupt noch einen festen Entschluß gefaßt zu haben schien. Nach seiner Miene und sichtbaren Theilnahme zu urtheilen, ging ihm das überstandene Leid der blühenden Tochter bei Weitem nicht so nahe, wie das fast leidenschaftliche Gewimmer seiner Frau, und eben wollte er an den Wirth eine Frage über die Weite und Schwierigkeit des Weges nach der Grimsel richten, als die Thür aufging und Jacob, sein bisheriger Führer, hereintrat und in seinem unheimlichen Gesicht die Spuren einer großen Aufregung wahrnehmen ließ, die man zum Theil dem reichlichen Genuß spirituöser Getränke zuschreiben konnte.

Ohne sich mit einer sein Betragen mildernden Einleitung zu befassen, erklärte er dem Fremden kurz und bündig, daß er entschlossen sei, bei dem wieder ausgebrochenen Regen mit seinen Pferden keinen Schritt weiter zu ziehen, und daß er seinen Contract für gelöst betrachte, wenn der Herr ihm nicht eine Nacht Ruhe gönne.

Die ungestüm vorgebrachte Rede war nicht dazu angethan, die von Natur schon heftige Gemüthsart des Fremden zu besänftigen, und ohne in der ersten, schnell auflodernden Zornesgluth zu bedenken, wie er am nächsten Tage seine Reise fortsetzen solle, wandte er sich mit herrischen Worten an den brutalen Pferdetreiber und sagte in strengem Tone:

»Höre, mein Freund, was ich Dir sagen will. Erspare Dir jedes weitere Gewäsch und befreie mich so bald wie möglich von Deiner lästigen Gegenwart. Hier hast Du Deinen Lohn für diesen Tag und damit sind wir abgefunden. Jetzt schnüre Dein Bündel und laß Dich nicht wieder vor mir blicken.«

Jacob nahm die ihm dargebotenen Goldstücke, besah sie mit verächtlichem Blicke und überschlug die Summe, die für seine Person davon abfiel. Obwohl er nicht ganz damit zufrieden war, hielt er es doch für das Beste, den unangenehmen Handel kurz abzubrechen, und mit einer grinsenden Grimasse gegen den Fremden warf er seinen Hut auf den Kopf und verließ, ohne ein Wort des Abschieds zu sprechen, mit dröhnenden Schritten das Zimmer. Gleich nach ihm begaben sich die Damen in ihre Schlafgemächer, die der Wirth, ihnen schnell anwies, und nachdem auch die Franzosen und der Ungar sich reisefertig gemacht, Abschied genommen und dabei die Hoffnung ausgesprochen hatte, sich bald auf der Grimsel oder in Interlaken wiederzusehen, ging der allein zurückgebliebene Fremde hastig im Zimmer auf und nieder, und auf seinen sprechenden Gesichtszügen konnte man deutlich genug den Gedanken lesen, den die Mecklenburger so oft ausgesprochen: daß das Reisen unter Umständen wahrhaftig kein großes Vergnügen sei.

Unterdessen war es in wie außer dem Hause still geworden. Alle Reisenden, die an diesem Tage noch weiter wollten, hatten es verlassen. Im Gastzimmer war der

fremde Herr allein zurückgeblieben und ging noch immer mit zornigem Gesichtsausdruck darin auf und nieder. Endlich jedoch wurde sein heftiger Gang gehemmt, denn abermals trat der Wirth und mit ihm Franz Marssen ein, der das Zimmer vermieden, so lange die Damen und die anderen Fremden sich darin aufgehalten hatten.

Sobald der Fremde des jungen hochherzigen Mannes ansichtig wurde, blieb er stehen; ohne ihm indeß einen Schritt entgegenzuthun, wartete er ruhig das Näherkommen desselben ab. Als der Maler ihm aber so nahe getreten war, daß er ihn nicht länger unbemerkt lassen konnte, richtete er sein funkelndes Auge auf ihn und sagte mit einer Stimme, die unter den obwaltenden Umständen Wohl etwas weicher und freundlicher hätte sein können:

»Mein Herr, es ist mir lieb, daß ich Sie endlich sehe. Wie ich höre, haben Sie meiner Tochter einen Dienst erwiesen, den ich lobend und dankend anerkennen muß. Aber Sie sind an den unrechten Mann gekommen, wenn Sie glauben, daß ich diesen Dank mit hochtrabenden Worten und quellenden Augen aussprechen werde. Nein, das verstehe ich nicht, und wenn ich Ihnen sage, ich danke Ihnen, so ist damit Alles gesagt. – Nun aber geben Sie beide mir einen Rath,« fuhr er fort, indem er sich dabei halb an den in der Nähe stehenden Wirth wandte, »was ich ferner beginnen, und wie ich morgen früh, so lange will und kann ich nur bleiben, von hier fortkommen soll.«

Der Maler war durch diesen, mindestens gesagt, eigenthümlichen Dank, der nicht einmal mit einem Händedruck verbunden, vielmehr mit der Miene eines Königs gesprochen war, der ihm eine Gnade erwies, keineswegs verwundert, noch viel weniger gedemüthigt. Er war zu stolz und hochherzig, um einen wärmeren Dank von dem schroffen Manne zu begehren, der vom ersten Augenblick an keine hohen Erwartungen bezüglich seiner Umgänglichkeit in ihm angeregt hatte. Nur blitzschnell flog ein stilles Lächeln um seine Lippen, als er mit leichter Verbeugung ruhig antwortete:

»Natürlich, mein Herr, müssen Sie Pferde haben, um mit Ihren Damen über die Berge nach Meiringen zu kommen. – Haben Sie keine im Hause, Herr Seiler?« wandte er sich an den still dabeistehenden Wirth.

»O ja, Herr,« erwiderte dieser, »ich habe sie wohl, aber es sind nur zwei, die ich in einem Nothfall, wie der vorliegende ist, verleihen darf. Beide stehen dem Herrn da zu Diensten, und er wird auf der Grimsel leicht Gelegenheit finden, sich mehrere zu verschaffen, um in die Ebene zu gelangen.«

»Zwei Pferde!« sagte der Fremde nachsinnend. »Das ist wenig für uns fünf Personen, allein im Nothfalle könnte eine oder die andere meiner Damen zu Fuße gehen. Ich entschließe mich gern dazu. Die Sache will jedoch überlegt sein.«

»Es giebt hier keine Ueberlegung, mein Herr,« entgegnete der Wirth höflich, »ich glaube vielmehr, Sie werden

in Ihrem Fall diesmal aus der Noth eine Tugend machen müssen.«

Während dieses Gespräch stattfand, hatte Marssen halb bei Seite gestanden und im Stillen einen Gedanken verarbeitet, der ihm plötzlich aufgestiegen war. Wie es ihm selbst vorkam, war er einmal an diesem Tage zu Handlungen und Unternehmungen verurtheilt, die er nicht im Geringsten vorausgesehen, und, sich aus irgend einem ihm unklaren Beweggrunde schnell entschließend, sagte er freundlich, indem er dem Fremden wieder näher trat:

»Mein Herr, vielleicht bin ich in der Lage, Sie aus der Verlegenheit zu ziehen, in der Sie sich in der That befinden. Wenn Sie mein Anerbieten annehmen, sollen Sie außer den beiden Pferden des Wirthes hier drei andere auf der Grimsel finden, die ich Ihnen zu stellen im Stande bin, indessen geht das so rasch nicht, und Sie werden sich mindestens zwei Tage in den Bergen zu gedulden haben.«

»Auf der Grimsel?« fragte der Fremde zurück, der auch für dieses freundliche Anerbieten kein Wort des Dankes zu finden schien. »Zwei Tage? Kann man es zwei Tage dort aushalten?«

»Wenn man muß, ganz gewiß; überdieß glaube ich, daß Ihrer Frau Gemahlin eine so lange Ruhe höchst dienlich sein wird.«

»Ach, ja, Sie haben Recht. Daran habe ich eben nicht gedacht. Gut, ich nehme Ihr Anerbieten an. Verschaffen Sie mir drei Pferde auf der Grimsel, und das Uebrige wird

sich finden. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mir zu dienen, noch einmal.«

Er grüßte etwas gezwungen und entfernte sich, um zu seiner Gemahlin zu gehen und ihr das neue Abkommen mitzutheilen. Als er fort war, sagte der Wirth lächelnd zu dem Maler:

»Das ist ein seltsamer Kauz, Herr Marssen, meinen Sie nicht auch? Wo mag der wohl seine guten Manieren gelernt haben! Na ja, in Petersburg oder Moskau mag das freilich eine feine Sitte sein!«

»In Petersburg oder Moskau? Wie meinen Sie das? Halten Sie ihn für einen Russen?«

»Für nichts Anderes; für einen Russen, der eine Engländerin oder Schottin geheirathet hat, und dergleichen Leute habe ich schon öfters kennen gelernt.«

Franz Marssen stand nachsinnend und mit einer Miene da, als bezweifle er noch des Wirthes Ansicht. Dieser aber unterbrach ihn wieder und fragte: »Aber wo wollen Sie die Pferde auf der Grimsel hernehmen? Es wäre ein reiner Zufall, wenn Sie drei Pferde drüben fänden.«

Franz Marssen lächelte fast heiter. »Das ist meine Sache, lieber Seiler,« sagte er. »Geben Sie mir nur einen Briefbogen, Feder und Tinte, und dann haben Sie vielleicht die Güte, mir einen Boten zu leihen, den ich zu meinem Vater nach Interlaken schicken kann.«

Herrn Seiler ging sozusagen ein Licht auf. »Ah,« rief er, »jetzt begreife ich Sie. Nun, das ist kein kleiner und leichter Dienst, den Sie dem Russen erweisen, aber ich

glaube kaum, daß er Ihnen so danken wird, wie Sie es sich vielleicht vorstellen.«

»Ich begehre seinen Dank nicht, mein lieber Seiler, ach nein. An der freundlichen Miene dieses Mannes ist mir sehr wenig gelegen. Aber wie, kann ich den Boten erhalten?«

»Gern; mein zweiter Hausknecht wird den Gang unternehmen, sobald Ihr Brief geschrieben ist.«

»Ist der Mann sicher, so daß ich ihm auch meine großen Skizzenblätter, die mich bei der Fußwanderung in dem schlechten Wetter geniren, anvertrauen kann?«

»So sicher wie ich selbst.«

»So lassen Sie ihn sich fertig machen – und nun geben Sie mir Papier, Feder und Tinte.«

Der Brief, den Franz Marssen jetzt schrieb, ist uns bekannt. Eine halbe Stunde später war auch der Bote zur Reise gerüstet und versprach, sowohl sich möglichst zu beeilen, um zeitig wieder mit den Pferden auf der Grimsel zu sein, als auch für die ihm wohlverpackt übergebene Skizzenmappe Sorge zu tragen.

Unterdessen war der Abend allmälig herangekommen, und wenn sich auch noch lange nicht nächtliche Dunkelheit niedersenkte, so verdüsterten doch die drohenden Wolken, die noch immer den Himmel bedeckten und einen feinen Regen herabsandten, das scheidende Tageslicht, und in dem Gastzimmer wurde es so dunkel, daß

der Wirth die Läden schließen und Licht hereinbringen ließ.

Franz Marssen saß allein am Tisch und las eine am Morgen angekommene Zeitung. Ab und zu trat der Wirth ein und richtete einige Fragen an den jungen Mann. Sonst herrschte ringsum die tiefste Stille, und nur das ununterbrochene wilde Rauschen der Rhone, die gleichsam froh schien, ihrer engen Haft auf dem kalten Gletscher entronnen zu sein und mit übereiltem Jugendmuth den wärmeren Regionen im Thale zuströmen zu können, ließ sich vernehmen, wenn man sein Ohr nach außen hinwandte.

Doch es wurde später, und die Stunde des Nachtessens war gekommen. Franz Marssen glaubte schon, sein Mahl allein einnehmen zu müssen, als die Thür aufging und der unbekannte Fremde hereintrat. Als er sich dem einsamen Künstler näherte, grüßte er ihn mit gravitätischem Kopfnicken und setzte sich ihm dann schweigend gegenüber, gab aber seine Neigung, nicht zu reden, dadurch zu erkennen, daß er sogleich die Zeitung ergriff, die der Maler so eben hingelegt, und die er kaum so lange aus den Händen ließ, als er dieselben zur Handhabung der Messer und Gabeln beim Essen gebrauchte.

Obwohl unser junger Freund dies Benehmen etwas auffallend fand, so war er doch schon so sehr an das abstoßende Wesen dieses Mannes gewöhnt, daß er sich im Stillen nicht im Mindesten darüber beklagte, vielmehr

benutzte er die Gelegenheit, die eisernen Züge und Linien zu studiren, die sein trotziges, kaltes und stolzes Gesicht in so ungewöhnlicher Fülle aufzuweisen hatte.

»Ja,« sagte endlich der in der Deutung menschlicher Physiognomieen wohlbewanderte Maler, »Herr Seiler kann Recht haben, wenn er diesen Mann für einen Russen hält. Etwas Tartarisches, Asiatisches liegt in dem geheimnißvollen Blitzen seines dunklen Auges, obgleich der Schnitt desselben weit davon abweicht. Jedenfalls prägt sich der Character, ein fester Wille und eine zähe Energie darin aus, und um ihm nicht zu viel zu thun, will ich mir selbst kein Urtheil über ihn ablegen, als bis ich tiefer und klarer in sein Wesen geschaut.«

Der Gedankengang des Malers wurde durch einen lauten Seufzer unterbrochen, den der Fremde, als er endlich die Zeitung weglegte, hören ließ, und da sich zufällig bei dieser Gelegenheit die Augen der beiden Männer begegneten, so konnte ersterer nicht umhin, eine Frage an den düsterblickenden Fremden zu richten, die diesen aus seinem Schweigen wecken mußte. »Wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?« fragte er. »Hat sie Wärme und Behaglichkeit in ihrem Zimmer gefunden?«

Der Fremde verzog seinen Mund zu einem schmerzlichen Lächeln, das jedoch augenblicklich wieder verschwand, seufzte noch einmal und erwiderte mit viel weicherem Tone, als er ihn früher hatte vernehmen lassen: »Sie fühlt sich gut gebettet, ja, und ich bin sehr zufrieden, daß sie wenigstens vor der Hand unter Obdach ist. Zwar fiebert sie ein wenig, doch das thut sie immer,

wenn sie einer Anstrengung unterworfen gewesen ist. Ach, diese Frauen, wie viel Sorgen machen sie den Männern, wenn sie so schwach und gebrechlich sind, wo sie der Kraft und Gesundheit gerade am meisten bedürfen! – Doch nun gute Nacht, mein Herr, hoffentlich werden wir morgen besseres Wetter haben.«

Der Fremde stand auf und verließ das Zimmer, wahrscheinlich vor der Zeit von Herrn Seiler aufgescheucht, der ihm, während er sprach, das Fremdenbuch vorgelegt und mit einer stummen Geberde zum Einschreiben seines Namens Gelegenheit geboten hatte. Allein der Fremde warf nur einen gleichgültigen Blick auf das Buch, wies es mit der Hand abwehrend zurück, als wollte er sagen: »Das liebe ich nicht,« und fuhr ruhig in seiner Rede fort, bis er zuletzt den Nachtgruß ausgesprochen.

Der Wirth folgte dem Abgehenden mit einem Lichte, und Franz Marssen war wieder allein und ungestört seinem Nachdenken überlassen. Eben hatte er die noch nicht ausgelesene Zeitung wieder ergriffen, um darin weiter fortzufahren, als der Wirth wieder hereinkam und lächelnd sagte:

»Der Herr bewahrt mit Ernst und Entschlossenheit sein Incognito. Meinetwegen, das kommt bei uns öfter vor. Daß er aber ein Russe ist, glaube ich um so eher, da eine seiner Reisetaschen, die der Diener vorher auf sein Zimmer trug, stark nach Juchten roch. Der Mensch ist auch gut dressirt und hat auf alle Fragen, die man an ihn richtet, nie die Antwort, die man von ihm hören will. Es giebt doch närrische Leute auf der Welt!«

»Wie ist das Wetter?« warf Franz Marssen hin, der kaum gehört, was der Wirth über den Fremden gesagt.

»Ah, das Wetter, Herr Marssen, ist gut geworden. Wenn es nur so bleibt, bis die Herrschaften in Meiringen sind – aber ich glaube es kaum.«

Franz Marssen hatte sich schon erhoben und war in's Freie getreten. Er war erstaunt, alle Wolken von einem frischen Winde weggeblasen und den blauen Himmel bis in unendliche Fernen mit goldig funkelnden Sternen besäet zu finden. Dieses Schauspiel, immer groß, erhaben und verlockend für den Freund einer schönen Natur, wirkte belebend und erfrischend auf die Seele des jungen Mannes, und wohl eine Stunde lang ging er am Ufer der Rhone auf und nieder, sandte seine Blicke bald nach dem strahlenden Himmelsgewölbe, bald nach den bleichen Schneefeldern des gigantisch sich vor ihm aufthürmenden Gletschers empor und sagte dabei zu sich:

»Großer, allmächtiger Gott! Was für herrliche Schauspiele hast Du uns auf dieser Welt entrollt, und welch unbegreiflicher und unsagbarer Segen liegt in dem wohlorganisirten Auge des Menschen! O, ich empfinde es alle Tage lebhafter und dankbarer, was Du gerade mir durch mein Auge gegeben hast. Aber wie seltsam hast Du meine Schritte nach der Heimat gelenkt! Habe ich wohl gestern geglaubt, daß ich die heutige Nacht in dieser Einsamkeit verbringen und daß die kalte Rhone mir ihr schauriges Nachtlied singen würde! Ach nein, und wie wird der Morgen und der Tag beschaffen sein, die auf diese Nacht folgen? Hinter diesen Vorhang freilich reicht mein

Auge nicht, und es giebt also doch eine Begränzung für den Sinn, den ich schon so oft den göttlichsten des Menschen genannt und so eben noch als einen unbegränzten gepriesen habe!«

Langsam und in tiefe Gedanken versunken wandelte Franz nach diesem Selbstgespräch, das gewissermaßen sein Nachtgebet war, noch eine Weile auf dem steinigen Boden auf und ab, dann aber schien das monotone Gebrause der Rhone und das ferne Wassergeriesel im Innern des Gletschers selbst einschläfernd auf ihn zu wirken, und er ging langsam dem öden Hause jenseit der Brücke zu, um auch für sich ein warmes Bett zu suchen, das ihm um so wünschenswerther erschien, als sich in den letzten Stunden eine fühlbare Kälte vom Eisberge her über das Thal verbreitet hatte.

Fünftes Kapitel. Unterwegs.

Der sternenklaren Nacht war ein sonnenheller, frischer Morgen gefolgt. Aber wie die strahlende Jugend des Menschen in ihrem zu frühen Glanze oft ein heiteres Alter verspricht und ihr Versprechen so wenig hält, so täuscht oft ein zu glühendes Morgenroth die Hoffnung der Betheiligten, und der Tag und Abend hält selten in seiner begonnenen Schönheit aus.

Franz Marssen war durch dieses glühende Morgenroth früh aus festem Schlafe geweckt worden, und rasch kleidete er sich an, um den goldenen Strahl zu benutzen und die frischen Sonnenlichter in den Eisspalten des Rhonegletschers spielen und flimmern zu sehen. So sah man

ihn schon lange vor dem Frühstück, ein kleines Skizzenbuch an einem Riemen um die Schultern gehängt und auf seinen Alpstock gestützt, der glitzernden Höhe zueilen, und fast zwei Stunden lang weidete er sein Auge an den wunderbaren Gestaltungen und Farbentönen der Eismassen oder ließ seinen Bleistift rasch über das glatte Papier fahren, um einige Puncte zu fixiren, von denen er gerne eine sichtbare Erinnerung behalten wollte.

Als er etwa gegen acht Uhr in das Gastzimmer des Wirthshauses zurückkehrte, fand er den fremden Herrn am Tische mit Briefschreiben beschäftigt, und zwar so eifrig, daß er kaum den Eintritt des jungen Mannes bemerkte und, ohne sich stören zu lassen, nur flüchtig und ohne ein Wort zu sprechen, seinen Gruß erwiderte.

Franz Marssen ließ sich in möglichster Entfernung von ihm an einem Seitentische nieder und nahm mit dem besten Appetit sein erstes Frühstück ein. Auch dem fleißigen Briefschreiber wurde ein ähnliches gebracht, aber er rührte sich nicht von der Stelle, und wohl eine Stunde lang arbeitete er ämsig fort, so daß der aufmerksame Wirth ihm unterdeß den Kaffee auf ein heißes Kohlenbecken stellen ließ.

Endlich jedoch war er fertig. Er faltete seinen Brief, siegelte und adressirte ihn, worauf er ihn sorgfältig in einer Brieftasche verwahrte. Dann erst erhob er sich von seinem Platze, grüßte den jungen Mann, den er jetzt erst zu bemerken schien, kühl aus der Ferne und nahm endlich den Stuhl vor dem Frühstück ein, dem er nun langsam und wie ein Mensch zusprach, dem seine Gedanken weit

über den leiblichen Genuß und die Befriedigung seines Appetits gehen.

Er würde wahrscheinlich sobald noch kein Wort mit dem im Zimmer Anwesenden gesprochen haben, wäre nicht während seines Essens und Trinkens der Wirth mit lächelnder Miene hereingetreten, um die angenehme Meldung zu bringen, daß so eben ein Mann von Hospenthal her mit drei Pferden gekommen sei, die schon vor mehreren Tagen bestellt worden, um eine Gesellschaft von der Grimsel nach dem Urseren-Thal zu tragen. »Da haben Sie nun, was Sie wünschen,« sagte er freundlich zu den Fremden. »Es sind gute Pferde, und auch ihr Führer, der mir bekannt ist, ist ein Mann, dem Sie besseres Vertrauen als dem alten Jacob schenken können.«

Der Fremde erhob sich von seinem Stuhle, dehnte seine breite Brust tiefathmend aus, als sei ihm ein Stein von derselben gewälzt, und sagte, indem er jetzt erst dem aus der Ferne ihn beobachtenden Maler zunickte: »Das ist gut. Wird er uns auch mitnehmen wollen?«

»Wenn Ihre Frau Gemahlin in anderthalb Stunden zu der Reise fertig ist, so wird er Sie sehr gern mitnehmen.«

»Das ist noch besser, ja, gewiß. Sagen Sie ihm, daß wir in anderthalb Stunden gerüstet sein werden und daß ich bereit bin, ihm seine Gefälligkeit zu vergüten.« Als der Wirth darauf sogleich hinausging, um die Bestellung auszurichten, wandte sich der Reisende zu Franz Marssen und sagte: »Was meinen Sie, mein Herr, wird uns das Wetter eben so begünstigen, wie dieser Zufall es thut?«

Franz Marssen wandte den Blick nach dem Fenster und schaute über den funkelnden Gletscher hin, über den eben die höher gestiegene Morgensonne ihre goldenen Strahlen überreichlich ausstreute, und versetzte: »Es ist mir nicht angenehm, Ihnen Ihre Frage nicht vollkommen bejahend beantworten zu können; aber wenn die Sonne am frühen Morgen so blitzend hell in die Eisgrotten scheint, ermüdet sie leicht in ihrer Thätigkeit, und nur zu bald tauchen Nebel aus den Gründen auf, die ihr Angesicht verschleiern. Es liegt zu viel Feuchtigkeit auf dem Boden, als daß die Wärme nicht bald verflüchtend darauf wirken sollte.«

»Oho! Aendert sich das Wetter in den Bergen so schnell?«

»Man kann nie mit Sicherheit vorhersagen, wie es eine Stunde später sich gestalten wird.«

»Das ist freilich schlimm. Aber wir haben ja nur, wie ich höre, zwei Stunden von hier bis zur Grimsel?«

»In diesen zwei Stunden aber muß ein für Ihre Damen beschwerlicher Weg zurückgelegt werden, und wir übersteigen einen beinahe siebentausend Fuß hoch gelegenen Paß, der Deutschland und Italien verbindet und von dem man behauptet, daß er, wie er die Wasserscheide des Rheins und der Rhone bildet, auch oft eine Wetterscheide ist, der man nie auf die Länge trauen darf und die sich stets mehr zum Schlimmen als zum Guten neigt.«

»Was Sie da sagen, erfreut mich nicht; aber Sie sehen vielleicht zu schwarz. Ich kann mir nicht denken, daß mich diese Sonne da oben heute betrügen wird.«

»Darin stimme ich Ihnen bei: die Sonne betrügt Sie nicht, aber die Nebel, die sie verdüstern, sind die Störenfriede. Indessen kann ich mich irren, und Ihretwegen will ich wünschen, daß es so ist.«

Der Herr bewegte stolz seinen Kopf, als wünsche er das auch und begab sich hinaus, um seine Familie anzutreiben, daß sie sich zu dem Ritt fertig mache. Als er nach einer Viertelstunde wieder hereinkam, sagte er zu dem seine Skizzen durchsehenden Maler, wobei er that, als bemerke er dessen Beschäftigung gar nicht: »In einer Stunde werden meine Damen fertig sein, und mit dem neuen Pferdeführer habe ich gesprochen. Wir sind einig. Aber wie, treten Sie diesmal Ihre Reise mit uns zugleich an?«

»Wenn Sie es erlauben, ja; wo nicht, so werde ich mich beeilen, Sie auf der Grimsel zur rechten Zeit zu treffen, um Ihnen die Pferde zu überweisen, die ich Ihnen zu stellen versprochen habe.«

»Das können Sie halten, wie Sie wollen, ich lege Niemand einen Zwang auf.«

Nach diesen Worten senkte er seinen Kopf auf die Brust, schlug die Arme davor zusammen und schritt nachdenklich im Zimmer hin und her, ohne sich im Geringsten mehr um die Anwesenheit des jungen Mannes zu kümmern.

Dieser, dem es peinlich wurde, in der Gesellschaft eines so einsylbigen und unheimlichen Mannes länger zu weilen, als durchaus nöthig war, verließ das Zimmer, ging auf den hölzernen Steg, der über die Rhone führt, und

sah hier lang dem Spiele der schäumenden, große Eisstücke treibenden Wellen zu. Erst nach einer Stunde etwa kam er zurück, und als er in das Gastzimmer trat, fand er die Damen am Frühstückstisch, die sämmtlich mit Appetit aßen und sich wohl zu befinden schienen. Franz Marssen verbeugte sich höflich, da aber Niemand seinen Blick mit der Miene zu ihm erhob, als erwarte man eine Frage von ihm, so verhielt er sich still und machte sich reisefertig, indem er seinen wasserdichten Mantelkragen fest zusammenschnürte und auf sein Ränzel band, in das er schon vorher sein Skizzenbuch gesteckt hatte. Nach einiger Zeit aber kam der Wirth mit den Rechnungen herein, empfing seine Zahlung von beiden Parteien und fügte dann mit einer dankenden Verneigung hinzu, daß die Pferde bereit ständen, und daß man die Reise antreten könne.

»Und wie macht sich das Wetter?« fragte der fremde Herr mit einer griesgrämigen Miene.

Der Wirth zuckte die Achseln, und dazu hatte er allerdings Grund, denn die Sonne war bereits nicht mehr sichtbar, die vorher so glänzenden Spitzen des Rhonegletschers hatten sich in eine dichte Nebelkappe gehüllt, und von der grünen Wiese an der Rhone stieg ein weichlicher Dunst in zerrissenen Flocken auf, die offenbar ein drohendes Ansehen boten.

Sobald Franz Marssen auch die Damen sich fertig machen sah, verließ er das Zimmer und setzte sich, vollkommen zum Marsch gerüstet, vor der Thür auf eine Bank, um den Abritt aus nächster Nähe zu beobachten und sich

dann gemächlich dem langsam vorrückenden Zuge anzuschließen.

Dieser setzte sich nun folgendermaßen in Bewegung: Voran ging der so glücklich zur rechten Zeit eingetroffene Führer mit einem stämmigen Pferde, welches die kränkliche Dame sicher trug. Hinter ihr ritt ihr Mann auf dem besten Pferde des Wirths. Ihm folgte die Gesellschafterin seiner Frau, dann die junge Dame, die, ihr großes Plaid über den Sattelknopf gelegt, in ihrem schönen Costüm herrlich zu Pferde saß, und hinter ihr, auf dem zweiten Pferde des Wirths, der Diener der Herrschaft. Der Junge, der die hierher gehörigen Pferde begleiten und zurückführen sollte, wenn sie nicht mehr gebraucht würden, trottete oder sprang lustig bald vor, bald hinter dem Zuge her, wie der schmale Weg es ihm erlaubte, und zwanzig Schritt hinter dem Diener endlich ging Franz Marssen, nachdem er dem lächelnden Herrn Seiler herzlich die Hand geschüttelt hatte.

Vom Hofe des Wirthshauses am Rhonegletscher zieht sich bekanntlich der Weg nach der Grimsel gleich eine steile Höhe hinauf, die allmälig zur Maienwand führt, welche zunächst überwunden werden muß. Es ist immer ein saures Stück Arbeit, diese fünfzehnhundert Fuß hohe Wand auf dem schmalen, ausgetretenen Zickzackpfade zu erklettern, selbst wenn das Wetter günstig und der

Weg trocken ist. Da mag der Reisende wohl sein Vergnügen haben, wenn er um sich her die glühenden Alpenrosenbüsche und die anderen reizenden Blumen betrachtet, welche durch ihre Fülle und Mannigfaltigkeit diesem steilen Bergabhange seinen lieblichen Namen gegeben haben; und wenn er höher hinaufrückt, belohnt ihn bei klarem Horizont gewiß der Blick auf das felsenreiche Wallis, auf die funkelnden Gletscher der Rhone und der Gries, und andere hervorragende Puncte, die sich malerisch im nächsten Umkreise gruppiren. Allein wenn finsterer Nebel die Höhen und Tiefen verschleiert, wenn gar Regen oder Schnee, wie so oft selbst mitten im Juli, die düstere Atmosphäre erfüllt und dann die keuchenden Pferde, denen oft das Blut vor Anstrengung aus der Nase tropft, mühsam sich den steilen Berg mit ihrer Last hinaufschleppen, dann ist der Weg nicht angenehm, und man dankt Gott, wenn man auf die Höhe gelangt ist und sich in der ebeneren, wenngleich wilden Steinöde befindet, die den Paß bildet, welcher die Gotthardtstraße mit dem Berner Oberlande verbindet.

Ob dieser Tag nun ein angenehmer oder unangenehmer werden sollte, war den fremden Reisenden noch nicht ganz klar, nur der Führer und Franz Marssen wußten es bereits bestimmt, daß sich ihnen keine Fernsicht auf dem ganzen Wege bieten, und daß es oben auf der Höhe sogar schlechtes Wetter geben würde. Allein die Grimsel mußte erreicht werden, und so fügte sich unser Freund in das Unheil und schritt, um sich nicht übermäßig zu erhitzen, langsam und ruhig den Voranreitenden

nach. Aber bald zeigte sich schon das allmälig heranziehende Unwetter. Dichte, seltsam geformte und schwer hängende Wolken trieb ein eiskalter Wind vom Wallis herauf, und, wie grollende Gespenster über den Abgründen schwebend, verdunkelten sie jede Fernsicht. Allmälig rückten sie näher und näher, verschleierten schon in der Ferne den Weg, und zuletzt blieb nichts mehr von ihm zu sehen übrig, als die rauhen, moosbewachsenen Steine, zwischen denen man sich mühsam hindurchwinden mußte.

Als man den ersten Halteplatz erreicht, war der Nebel jedoch noch nicht so dicht, und man konnte noch ziemlich bequem seinen Nachbar auf fünfzig Schritte erkennen. Gleichsam um ihr Auge zu prüfen, wandte die letzte Reiterin ihren schönen Kopf zurück und sah nach dem Fußgänger, der ruhend sich auf einen langen Stock gestützt hatte und in stilles Anschauen der aus der Tiefe aufsteigenden Nebelgestalten versunken war.

»Reite voran, wenn es weiter geht!« sagte sie leise zu dem ihr unmittelbar folgenden Diener, und dieser befolgte den Befehl, sobald der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Als aber ihr eigenes Pferd dem eben vorangegangenen folgen wollte, hielt sie es noch zurück, bis der zu Fuß Gehende an sie herangekommen war, und dann sagte sie mit ernstem Gesichtsausdruck zu ihm: »Mein Herr, strengt es Sie an, wenn Sie mit mir auf dem Wege sprechen?«

Franz Marssen hob erstaunt sein Auge empor und schaute die Fragende eine Weile an, ehe er antwortete,

denn er hatte in der That von ihr am wenigsten eine Anrede erwartet. Als er aber ihr ungeduldig funkelndes Auge gewahrte, das mit einer gewissen Schärfe auf ihm haftete, sagte er: »Beim Bergsteigen strengt das Sprechen immer an, daher erwarten Sie keine langen Reden von mir zu hören.«

»Oho,« lautete die schnell gegebene Antwort, »die erwarte ich gewiß nicht. Also schweigen Sie, wenn es Ihnen Mühe macht, zu reden. Dafür werde ich reden, ich sitze behaglich zu Pferde und brauche nicht auf den Weg zu achten, da das kluge Thier ihn besser kennt als ich. Und nun, mein Herr, nehme ich die Gelegenheit wahr, Ihnen meinen Dank auszusprechen, den ich noch schuldig bin. Sie –«

»Sie sind mir keinen Dank schuldig!« warf Franz Marssen, leicht den Hut lüftend, ein.

»Bitte – reden Sie nicht – das Reden ist allein an mir – Sie haben mir einen Dienst geleistet, wollte ich sagen, den ich zu würdigen weiß, aber verlangen Sie nicht viele Worte darüber von mir. Es ist etwas Peinvolles, eine lange Dankrede zu sprechen, wenn man sich wirklich verpflichtet fühlt.«

»So sparen Sie sie sich doch!« unterbrach sie der Fußgänger noch einmal, und dabei dachte er ohne Zweifel: »Sie ist die Tochter ihres Vaters, und er hat mich nicht mit Artigkeit verwöhnt!«

»Erlauben Sie mir,« fuhr die junge Dame etwas erregter fort, »daß ich ausspreche, was ich aussprechen will. Ob

Sie mich anhören wollen, ist freilich Ihre Sache. So habe ich mich also hiermit meiner Pflicht gegen Sie entledigt.«

Sie sprach die letzten Worte mit einer Art trotziger Schelmerei, die den Maler veranlaßte, auf den Gegenstand ihres Gespräches näher einzugehen, und so sagte er nach kurzem Besinnen: »Es war gestern eigentlich recht leichtsinnig von Ihnen gehandelt, allein und ohne ortskundigen Führer auf jenen Gletscher zu steigen. Ich hoffe, Sie haben eine lehrreiche Warnung für alle künftigen Zeiten erhalten.«

Sie hielt einen Augenblick ihr Pferd wie vor Verwunderung an, und ihr dunkles Auge blickte vorwurfsvoll über den dreisten Tadler hin. Mit herber Stimme fuhr sie auch gleich darauf fort, sobald ihr Pferd weiterging und Franz Marssen dicht hinter demselben herstieg, wobei sie den Kopf jedoch kaum nach ihm umwandte: »Sie irren sich, mein Herr. In den Büchern, die ich gelesen, steht, daß man auf dem Rhonegletscher keinen Führer gebraucht.«

»Ja, kein Tourist, und wenn das Wetter günstig und der Gletscher ruhig ist, da haben Sie Recht. Aber eine Dame sollte keinen Fuß auf den trügerischen Boden setzen, noch dazu wenn es regnet oder schneit.«

»Eine Dame? Wie meinen Sie das?« lautete es fast heftig zurück. »Ich will nicht hoffen, daß Sie mich für schwach oder feige halten?«

»O nein, aber gewiß nicht, aber auch die Stärke und der Muth haben ihre Gränzen, namentlich was das Reisen in der Schweiz betrifft.«

»Sie brauchen mir keine guten Lehren mehr zu geben; ich bin in meinem Leben genug geschulmeistert worden und habe dies Vergnügen satt. Wenn Sie aber glauben, daß ich nach der Schweiz gekommen bin, um mich bequem in einen Sessel zu setzen und nur dann und wann mein Auge aufzumachen, dann irren Sie abermals. Ruhen und träumen konnte ich zu Hause auch, hier aber will ich handeln und sehen – ja handeln und sehen, und zwar Alles sehen, was zu sehen ist.«

»Alles?« fragte Franz Marssen lächelnd. »Das ist viel gesagt und zeigt mehr von gutem Willen als von Weisheit. Denn Alles, was hier zu sehen ist, wird nie ein Mensch sehen und wenn er die Schärfe von Adleraugen hätte und Jahre lang auf den Bergen und in den Thälern herumkletterte. Das ist eben der Fehler so vieler die Schweiz Bereisenden, daß sie zu viel sehen wollen und darüber das beste vergessen; den Genuß des Gesehenen. Nein, ein verständiger Reisender beschränkt sich; er sucht sich das beste aus, wenn er Zeit und Mittel genug besitzt, und sieht lieber Einzelnes ordentlich, als Alles – wie Sie sagen – oberflächlich. Nur so ist der Genuß und der Vortheil auf seiner Seite.«

»Sie scheinen sehr didaktisch, mein Herr, und dabei sehr absprechend zu sein,« erwiderte die Dame fast schnippisch. »Aber dennoch überzeugen Sie mich nicht von Ihrer Ansicht der Dinge und ich werde also so lange auf der meinigen beharren, wie es geht. Und gerade, was die Gletscher betrifft, so habe ich ihnen meine besondere Gunst geschenkt. Ich will sie alle sehen und betreten,

selbst die der Jungfrau und des Montblanc sollen mich nicht abschrecken, obgleich sie die gefährlichsten sind. Denn Sie müssen wissen, daß ich nicht, wie so manche andere, nur die Schweiz durchfliegen, sondern sie wirklich kennen lernen und genießen will. Wir bleiben nicht Wochen, sondern Monate innerhalb derselben.«

Der steiler und unwegsamer werdende Weg nöthigte die Redende, das Gespräch momentan abzubrechen, welches wider Erwarten unseres Freundes einen etwas herben Beigeschmack angenommen hatte. Daß die junge Dame ein kleines eigensinniges, vielleicht verwöhntes Geschöpf sei, hatte er schon aus ihren ersten Worten entnommen und so schien ihr Wesen und Character vollkommen den Zügen zu entsprechen, die auf ihrem Gesicht lagen, so schön und anziehend dasselbe auch war. Seinen Gedanken darüber freien Lauf lassend, schwieg er, bis man wiederum an einen Halteplatz gelangte, wo man etwas länger verweilte, da das Wetter die Damen zu gewissen Vorkehrungen dagegen veranlaßte.

Der vorher schon so kalte Luftzug steigerte sich allmälig zum Winde und fegte von Zeit zu Zeit fast stürmisch aus dem gänzlich verhüllten Grunde herauf. Die Wolken senkten sich tiefer und dichter, und erst fielen einzelne Schneeflocken, dann in so starken Massen herab, daß man sich wie durch einen Zauberschlag mitten in den nordischen Winter versetzt glauben konnte.

Kopfschüttelnd stieg der fremde Herr vom Pferde und hüllte seine stöhnende Gemahlin in ihr dichtes Plaid ein;

der Diener that ein Gleiches zuerst mit der jungen Dame, dann mit der Gesellschafterin, und auch Franz Marssen holte den Regenmantel wieder hervor, wobei ihm der Junge vom Rhonegletscher das Ränzel hielt, welches er vom Rücken genommen hatte. Als sich der Zug darauf wieder in Bewegung setzte und die Pferde wegen der starken Steigung langsamer als vorher schritten, wandte sich die junge Dame, deren Gesicht frisch aus dem Plaid hervorsah, nach dem Fußgänger um, als habe sie nicht übel Lust, das unterbrochene Gespräch mit ihm fortzusetzen.

»Wünschen Sie etwas?« fragte Franz Marssen, indem er mit einigen raschen Schritten sich ihrem Pferde näherte.

»Nein, aber ich hoffe, wir werden bald die Höhe der Maienwand erreicht haben. Der Weg muß anstrengend für Sie sein.«

»Mich strengt so leicht nichts an; aber in zehn Minuten etwa haben wir die Höhe des Passes erstiegen und einige Augenblicke später werden wir im Berner Oberlande sein.«

»Sie sind mit den Oertlichkeiten hier genau bekannt, wie es scheint?«

»O ja, so leidlich; und ich bemühe mich, es täglich mehr zu werden, da es mir Pflicht erscheint, mich mit meiner Heimat vertraut zu machen.«

»Ah, also sind Sie ein Schweizer?« rief die Dame verwundert aus. »Das dachte ich nicht. Aber warum antworten Sie mir nicht?«

Franz Marssen hatte geschwiegen, weil er es nicht nöthig zu haben glaubte, Jemanden von seinen Heimatsverhältnissen Rechenschaft abzulegen, der sich selbst in ein so tiefes Incognito hüllte. Auf die dringliche Frage aber erwiderte er ein einfaches »Ja!«, das seine Gefährtin sich deuten mochte, wie sie wollte.

»Sie sprechen aber nicht, wie die Leute hier?« fuhr sie mit sichtbarem Eifer, die Wahrheit zu ergründen, fort.

»Das ist sehr natürlich. Ich habe lange an anderen Orten gelebt und bin im Auslande erzogen worden.«

»Wo, wenn man fragen darf?«

»In Düsseldorf.«

»Düsseldorf? Davon habe ich viel reden gehört. Daselbst ist ja wohl die berühmte Malerakademie?«

»Ja wohl, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, einen Zögling derselben kennen zu lernen, so stelle ich mich Ihnen als einen solchen vor.«

»Wie?« rief die Dame lebhaft zurück, »Sie sind ein Maler? O, das freut mich!«

»Warum denn?«

»Weil ich Ihre Kunst liebe und sie selbst ein wenig mit Passion treibe. Welchem Genre haben Sie sich gewidmet?«

»Ein guter Maler muß in allen Genres etwas leisten können, und das hoffe auch ich in Zukunft zu können. Wenn Sie mich aber nach meiner Liebhaberei in meiner Kunst fragen, so muß ich die Landschaftsmalerei als solche bezeichnen, obwohl ich auch die menschliche Gestalt darzustellen verstehe.«

Die junge Dame schien im Nachdenken versunken. Plötzlich fuhr sie aus ihrem Sinnen empor und rief: »Und jetzt sind Sie hier in der Schweiz ansässig? Wo wohnen Sie?«

»Ich lebe etwa seit einem Jahre bei meinem Vater in Interlaken, um bald auf längere Zeit nach Italien zu gehen und bei den älteren Meistern der italienischen Schule mir die möglichste Vollendung anzueignen.«

Die junge Dame ließ einen längeren Blick auf dem sicher und doch bescheiden Redenden ruhen, als wolle sie an ihm prüfen, welchen Grad der Vollendung er schon jetzt erreicht habe. Bald aber mußte sie ihre Aufmerksamkeit auf den Weg lenken, der bei dem anhaltend fallenden Schnee nicht ohne Schwierigkeit war.

Man war nämlich auf der Höhe der Maienwand angelangt und schon ein Stück darüber hinausgerückt, ohne es eigentlich zu wissen. Ein kleiner See, Todtensee genannt, tauchte plötzlich geheimnißvoll aus dem Schneegestöber auf, und die Pferde schritten ungemein vorsichtig um einen gewaltigen Granitblock herum, um welchen der Pfad sich wandte, und dieser wurde so schmal, daß kaum ein Pferd darauf gehen konnte, wobei zur rechten Seite ein schauerlicher Abgrund sich aufthat, in dessen düsteren Tiefen, so wenig man davon sehen konnte, eine neue chaotische Welt zu liegen schien. –

Franz Marssen machte die Dame darauf aufmerksam, daß man sich jetzt im Canton Bern befinde. Der morastige Weg hatte sich in einen mit Granitplatten bedeckten verwandelt, die von hier aus bis zur Grimsel und weit

darüber hinaus sich erstreckten, und so bequem der Weg dadurch bei gutem Wetter geworden wäre, so gefährlich und glatt erwies er sich bei der Nässe und dem jetzigen Schneefall. Oft glitten die Pferde bei aller Vorsicht mit den Hinterfüßen aus und rutschten einige Schritte auf den Hacken hinab, und, die Gefahr kennend, die ihnen beim Ausgleiten der Vorderfüße drohte, traten sie, gleichsam jeden Stein prüfend, so behutsam damit auf, daß man nur höchst langsam vorrücken konnte.

Sobald man sich dem großen Felsblock genähert hatte und bevor noch eigentlich der Saumpfad bergab führte, war Franz Marssen an den Kopf des Pferdes der jungen Dame getreten und hatte, wie der Führer vorn, die Zügel desselben ergriffen, um das keuchende Thier bei den gefährlichen Tritten zu unterstützen. Die Reiterin, obwohl sie keine Furcht hegte, ließ ihn gewähren, da sie aber an der Unterhaltung mit ihm größeren Gefallen zu finden schien, als an der Betrachtung der düsteren Wolken und der steinigen Wüste um sich her, so fragte sie nach kurzer Pause wieder:

»Sie leben in einem republikanischen Lande, wie ich weiß. Sagen Sie mir, sind die Leute hier wirklich in dem Maaße, als sie eine freiere Staatsverfassung haben, glücklicher denn anderswo?«

Franz Marssen, der ganz unvermuthet einen so wißbegierigen Geist in dem schönen Mädchen fand, sann einen Augenblick nach, dann, einen tiefen Seufzer ausstoßend, sagte er: »Ach, wo in der Welt werden Sie, selbst bei der besten Staatsverfassung, ganz glückliche

Menschen finden, mein Fräulein? Auch über die Schweiz kann ich Ihnen in Bezug auf die Politik nicht viel Gutes sagen. Leider nein. Wie überall sind auch hier die Leute uneinig; Canton gegen Canton, Städte gegen Städte, Landgemeinden gegen Landgemeinden verhetzt, verbittert; Zwiespalt und Hader herrscht überall, im Großen und Kleinen, kurz, der allgemeine Weltjammer ist hier eben so wie sonst wo vertreten. Ach ja, wo in der Welt ist noch Frieden und Eintracht zu finden? Wo Menschen wohnen, da ziehen beide aus, und nur in der Natur, in diesen Bergen, in den reinen Lüften möchte man sie suchen, wenn man allein und mit sich und seinem Gott zufrieden ist, und gerade darum wandere ich so gern allein, um in Gottes großer Schöpfung mein Herz zu erquicken und meine Seele rein zu baden von den Schlacken, die die große Welt darin allmälig absetzt. – Jedoch,« fuhr er nach einer Weile fort, »diese Mittheilung wird Sie nicht interessiren; junge Damen pflegen sich nicht gern mit politischen Dingen und Ansichten zu beschäftigen.«

Die Reiterin erhob sich stolz in ihrem Sattel und sah ihn groß an, als begreife sie seine Zweifel nicht. »Sie irren sich nochmals in mir und meinen Neigungen,« sagte sie, »denn im Gegensatz zu anderen Frauen interessire ich mich sehr für Politik und Alles, was damit zusammenhängt. – Das darf Sie nicht Wunder nehmen,« fuhr sie lebhaft fort, als er nun auch seinerseits einen verwunderungsvollen Blick auf sie heftete, »denn ich bin inmitten politischer Bewegungen groß geworden, und in meinem

väterlichen Hause hat die Politik stets eine große Rolle gespielt.«

Sie hielt einen Augenblick inne, als besinne sie sich, ob sie weiterreden solle oder nicht, endlich aber, als sie die Offenheit und Ehrlichkeit in des Malers Zügen gewahrte, mit der er ihre Eröffnung aufnahm, fuhr sie fort: »Nun, warum soll ich es verschweigen: mein Vater hat, so lange ich wenigstens denken kann, sich auf der diplomatischen Laufbahn bewegt, und obwohl er selbst keine große Freude daran erlebt, hat er auch uns oft genug in das Triebwerk blicken lassen, welches die politischen Räder in Bewegung setzt. Doch halt, hier fange ich an, nicht gerade diplomatisch zu handeln, indem ich einem vollkommen Fremden einen Einblick in unsere Familienverhältnisse gewähre. Ich bitte Sie daher, behalten Sie für sich, was ich Ihnen eben sagte, und am wenigsten lassen Sie meinen Vater merken, daß Sie seinen Stand errathen haben, da er es nicht liebt, daß man sich um seine Person und seine Verhältnisse in der großen Welt bekümmert. Ueberhaupt thut man am besten, wenn man sich so wenig wie möglich mit ihm beschäftigt. Er liebt es einmal, unbeachtet seine eigenen Wege zu gehen.«

Es entstand eine Pause, während man sich überaus vorsichtig und langsam auf den schlüpfrigen Platten fortbewegte, wobei Franz Marssen noch immer die Zügel des Pferdes fest in der Hand behielt. Plötzlich aber erhob er den Kopf, und als wollte er sich wenigstens über einen

zweifelhaften Punct inbetreff der Persönlichkeit der jungen Dame Auskunft verschaffen, fragte er mit einer Energie, die er bisher im Gespräch nicht an den Tag gelegt: »Sie verzeihen, aber ich bin der Meinung, daß Sie in England geboren sind?«

Die junge Dame schien über diese unerwartete Frage etwas erstaunt, doch faßte sie sich schnell und entgegnete mit fast gleichgültigem Tone: »Wie kommen Sie zu dieser Meinung?«

»Mein gutes Ohr hat mich darauf gebracht, denn ich hörte auf der Furca sowohl, wie im Gasthaus am Rhonegletscher, daß Sie die Sprache der Dame, die da vorn reitet und jedenfalls eine Engländerin ist, vortrefflich zu gebrauchen verstanden.«

Die Dame rümpfte die Nase, warf den Kopf etwas hochmüthig zurück und, ohne auf die Frage einzugehen, sagte sie kurz: »Ich spreche drei Sprachen gut und eine schlecht. Meine Heimat aber haben Sie nicht errathen, wenn ich auch Ihrem Ohre zugestehen muß, daß es seine natürliche Schuldigkeit thut.«

Nach einer kurzen Pause, während welcher sich Franz Marssen ein wenig ironisch verneigte, fragte er unbefangen weiter: »Welche Sprachen sprechen sie schlecht?«

»Die französische.«

»Und welche am besten?« fuhr er lächelnd fort, da er nun ziemlich gewiß war, auf so indirecte Weise hinter das offenbar absichtlich bewahrte Geheimniß der Dame zu

kommen. Aber er hatte sich in der jungen Reisenden geirrt; wenn sie etwas verhehlen wollte, hatte sie den Geist dazu, und so sagte sie mit gemessener Würde:

»Sie gehen schlau zu Werke, wo Ihnen die Ehrlichkeit nichts hilft, und so muß ich Ihnen antworten, daß ich meine Muttersprache am besten spreche.«

»Und welche ist das?« fragte Franz Marssen halb leise und mit lauerndem Auge.

Sie blieb ihm die Antwort eine Weile schuldig, dann sagte sie rasch und abermals ausweichend: »Meine Mutter ist eine Schottin!«

Franz Marssen lächelte und blickte still vor sich hin, denn er erkannte jetzt den festen Willen, ihm keine bestimmte Auskunft zu geben; aber noch gab er sich nicht zufrieden, vielmehr schlug er einen neuen Weg ein, um zu seinem Ziele zu gelangen. »Ich verstehe Sie noch immer nicht ganz,« sagte er. »Wenn Schottland Ihr Vaterland ist, wie ich gleich anfangs vermuthete –«

»Das habe ich nicht gesagt,« unterbrach sie ihn etwas scharf, »ich sagte nur, daß meine Mutter eine Schottin ist, und weiter nichts. Aber Sie hatten noch einen Nachsatz auf den Lippen?«

»Ja, ich wollte mir nur zu bemerken erlauben, daß Sie für die Tochter einer Schottin sehr gut deutsch sprechen.«

Hier traf ein vorwurfsvoller Blick den so hartnäckig auf seiner Absicht Beharrenden, der, wie er glaubte, jetzt seinem Ziele um einen Schritt näher gekommen war. Dann sagte sie mit einem heftigen Zucken der Oberlippe: »Deutsch muß bei uns Jeder sprechen, der zur guten

Gesellschaft gerechnet werden will. Jedoch damit habe ich Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen sagen *will*. Lassen wir das Gespräch über persönliche Verhältnisse, ich liebe das eben so wenig wie mein Vater. Begnügen Sie sich vielmehr mit Ihrer Erfahrung, daß ich vier Sprachen spreche, wie ich mich damit begnüge, zu wissen, daß Sie Landschaften und Figuren malen können.«

Sie wandte dabei hastig den Kopf zur Seite, und das Gespräch über den beregten Gegenstand hatte jetzt wirklich sein Ende erreicht. Das fühlte Franz Marssen sehr wohl, aber wenn er auch Lust dazu verspürt, es noch eine Weile fortzusetzen, so sollte er doch für's Erste keine Gelegenheit dazu haben.

Man hatte nämlich auf der heutigen Wanderung die Höhe erreicht, von welcher aus man, wie in einen ungeheuren, rings von kahlen Steinmassen eingeschlossenen Kessel, tief nach der Thalsohle hinunterblickt, in welcher das Grimselhospiz immer noch 6000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel liegt. In der ganzen Schweiz giebt es wenige so großartige Puncte, und vielleicht trägt gerade die Oede und Verlassenheit dieses Thales, welches die Verbindung zwischen Italien und Deutschland vermittelt, dazu bei, es dem Auge des Wanderers so erhaben und bedeutungsvoll erscheinen zu lassen, zumal er stets, mag er von Norden oder Süden kommen und von Hitze oder Kälte gelitten haben, froh ist, ein schirmendes Dach vor sich zu sehen und auf eine gastliche Aufnahme rechnen zu können.

Als man den höchsten Punct des Gebirgssattels erreicht hatte, hielt der vordere Führer das Pferd der kranken Dame an und deutete in den tiefen Schlund hinab. Anfangs nahmen die mit der Oertlichkeit nicht vertrauten Fremden das Haus nicht wahr, denn sein Dach war mit Schnee bedeckt, wie die nächste Umgebung desselben und viele aufragende und umhergestreute Felsblöcke. Glücklicher Weise hatte sich das Unwetter etwas gelegt, der Wind sauste nicht mehr so kalt über die Höhen, die schweren schwarzen Wolken hatten sich gesenkt, und kein Schnee rieselte mehr auf die halb erstarrten Reisenden herab. Als der Führer nun den Fremden das Hospiz gezeigt hatte, blickte die ältere Dame freudig ihren Mann an, gleich darauf aber faßte sie eine neue Angst, als sie daran dachte, daß sie den glatten Pfad auf den halb mit Schnee bedeckten Granitplatten hinuntersteigen und der Geschicklichkeit und Kraft ihres Pferdes sich vollständig überlassen müsse.

»Aber wird denn das Hinabreiten hier möglich sein?« rief sie in englischer Sprache aus, die ihr Führer hinreichend verstand, wie die meisten guten Führer in der Schweiz.

»Bleiben Sie ruhig sitzen, Mylady,« erwiderte er. »Allerdings thut man besser, zu gehen, aber Sie sind zu schwach, den steilen Berg auf dem nassen Wege hinabzuklimmen. Ich werde Sie sicher hinunterbringen, wenn der Herr hier das Pferd am Zügel weiterführen will.«

Der aufmerksame Gemahl zeigte sich sogleich dazu bereit, und nun wickelte sich der Führer den langen

Schweif des Pferdes um die linke Hand, während er sich mit der Rechten fest auf seinen Stock stützte, um so den Gang des Thieres noch sicherer zu machen und ein etwaiges Ausgleiten nicht gefährlich werden zu lassen. In diesem seltsamen Aufzuge trat das erste Pferd seinen Gang an, und da der Junge vom Rhonegletscher es mit dem Pferde der zweiten Dame eben so machte, waren beide bald in Bewegung, während der abgestiegene Diener noch immer zögerte, die halsbrechende Reise zu beginnen.

Die junge Dame dagegen hielt noch immer still und sah mit etwas unbehaglicher Miene ihre Mutter und deren Gefährtin den Abhang hinabreiten. »Soll ich Ihr Pferd nicht auch wieder führen?« fragte da eine Stimme neben ihr, und Franz Marssen stand abermals dicht an ihrer Seite.

Sie warf nur einen raschen Blick auf ihn, dann schüttelte sie den Kopf und rief: »Nein, lassen Sie es, ich will gehen, der Weg scheint mir zu schlüpfrig, und auch Sie könnten ausgleiten. Ich vertraue meinen eigenen Füßen in jedem Falle mehr, als denen anderer.«

Als sie dies sagte, näherte er sich ihr, um ihr aus dem Sattel zu helfen. Aber da zeigte sie ein unwilliges Gesicht, und mit beiden Händen seine schon ausgestreckten Arme abwehrend, rief sie ungestüm: »Bitte, fassen Sie mich nicht an – ich liebe das nicht. Geben Sie mir nur Ihren Stock, und dann gehen Sie, wo und wie Sie wollen.«

Sie war noch nicht mit ihren Worten zu Ende, so hatte sie sich, ohne daß Jemand sah, wie es geschah, mit alleiniger Hülfe des langen Alpstocks geschickt aus der Gabel des Sattels geschnellt, und im Nu stand sie auf dem nassen Boden. Gleich darauf wanderte sie, ihr Plaid rasch hoch aufschürzend, mit stolzen, kühnen Schritten den steilen Abhang hinab. So hatte sie, von Franz Marssen in einem gewissen Abstande gefolgt, die viel langsamer vor ihr Reitenden bald eingeholt, und als sie dicht hinter ihnen war, gab sie ihre Anwesenheit durch einen lauten Zuruf zu erkennen, wie sie ihn wohl schon oft von den fröhlichen Eingeborenen des Landes gehört haben mochte.

Als die Mutter diesen Ruf vernahm, sah sie sich ängstlich um und rief in englischer Sprache zurück: »Du bist abgestiegen? Warum?«

»Mein Pferd ist nicht so zuverlässig wie meine Beine,« lautete die in gleicher Sprache zurückgegebene Antwort.

»Ach, mein Herr,« wandte sich die ältere Dame nun in gebrochenem Deutsch an den Maler, als sie ihn auch in der Nähe sah, »also das ist das Grimselhospiz? Werden wir ein behagliches Unterkommen finden?«

»Gewiß,« antwortete der Maler, »so behaglich, wie man es in dieser Oede nur erwarten kann. Sie werden dort unten bis übermorgen früh Ruhe und Erholung finden, dann sind unsere guten Pferde da, und hoffentlich treten wir bei besserem Wetter die angenehme Reise durch das schöne Haslithal nach Meiringen an. Von da fahren Sie bequem nach Brienz und zuletzt mit dem

Dampfboot nach Interlaken. Dort finden Sie Alles, was Sie wünschen können.«

»O, ich danke Ihnen für Ihren Trost,« sagte die wiederholt vor Kälte zusammenschauernde Dame und wandte sich nun wieder dem Hospiz zu, dem die ganze Caravane langsam näherrückte.

Sechstes Kapitel. Auf der Grimsel.

Freundliche Gesichter und hülfreiche Hände findet man auf der Grimsel jederzeit, wenn es gilt, Reisende zu empfangen und unter Dach zu bringen, die durchnäßt, von Kälte erstarrt und hungrig und durstig von den Bergen herabgestiegen sind; allerdings muß man auf geräumige und comfortabel eingerichtete Wohnungen keinen Anspruch erheben, denn die sind hier nicht zu finden, und die vorhandenen, die eigentlich nur zu Schlafstätten dienen sollen, sind eng, höchst bescheiden möblirt und nur durch dünne Holzwände voneinander getrennt. Leider mußten am gegenwärtigen Tage diese Ansprüche, wenn sie erhoben wurden, noch mehr ermäßigt werden, denn seit zwei Tagen waren von beiden Richtungen her nur Gäste hinzugekommen, fast keine aber wieder abgereist. Das schlechte Wetter, welches das Besteigen des Passes so beschwerlich, bei reichlichem Schneefall oder andauernden Regengüssen sogar gefährlich macht, hatte sie sämmtlich an das gastliche Haus in der Steinwüste gefesselt, und da die Gesellschaft, die man fand, im Ganzen erträglich, die Tafel reichlich bestellt, und die Betten im erwünschten Zustande waren, so fügten sich die Meisten

mit Ergebung und Geduld in ihr unvermeidliches Schicksal. Die größte Anzahl derselben bestand aus Reisenden, die nach der Furca und dem Urseren-Thal wollten, einige Andere aber waren eben daher gekommen, um nach den Aarfällen im Haslithal und weiter nördlich zu gehen, und Letztere waren dieselben Damen und Herren, die wir schon auf der Furca und am Rhonegletscher kennen gelernt haben.

Als die Familie des geheimnißvollen fremden Herrn vor der Thür des Grimselhospizes erschien, sprangen eilfertig mehrere Diener und Dienerinnen herbei, um die vom Frost erstarrten Damen die steinerne Treppe hinaufzuführen, ihnen beim Umkleiden hülfreiche Hand zu leisten und dann ihre nassen Hüllen zu trocknen. Für's Erste freilich mußten sich die drei Damen mit einem Zimmer begnügen, und da es einmal nicht zu ändern war, so fügten sie sich darein. Für den Herrn selber fand sich noch ein kleines leeres Kämmerchen, das er allein benutzen konnte, aber für den armen Maler, trotzdem er auch hier bekannt und willkommen war, stand kein einziges Gemach leer. Indessen wurde er sehr bald aus seiner Verlegenheit gezogen, denn einer der ersten bereits anwesenden Gäste, die den Ankommenden auf dem Flure entgegentraten, war der Ungar, Baron Tekeli, und sobald derselbe vernahm, daß sein ehemaliger Reisegefährte von der Furca herab kein Obdach habe, beeilte er sich, ihm die Hälfte des seinigen anzubieten, was sofort dankbar angenommen wurde.

Während nun die Damen bis zur Mittagstafel ihr Zimmer nicht verließen und auch der alte Herr sich behaglich auf dem seinen ruhte, wandte sich Franz Marssen, sobald er trockene Wäsche angelegt, nach dem allgemeinen großen Gastzimmer, und dies fand er allerdings, nicht mit Gästen nur, sondern auch mit Tabacksrauch fast überfüllt. Die ersten, auf die sein Blick fiel, waren Mr. Raphael Flail und seine blondlockige Lady, die sich auch hier in einer entfernten Ecke ein bequemes Sopha zu erobern gewußt hatten und von hier aus mit gleichgültigen Blicken die fremden Menschen betrachteten, die in verschiedenen Gruppen umherstanden oder saßen und dabei lebhaft plauderten, mitunter auch Karten spielten oder bei einer Flasche Wein die Würfel handhabten.

Auch das französische Ehepaar war mitten in dem geschwätzigsten Kreise zu finden und die Dame, wie ihr Gemahl freuten sich herzlich, den jungen Maler wiederzusehen, der den Muth bewiesen, eine junge Schottin aus der Gefahr des Erfrierens zu retten, was sie schon längst auf der Grimsel allen Anwesenden wiederholt berichtet hatten.

Grollend und murrend, wie auf der Furca und am Rhonegletscher, spazierten die beiden Mecklenburger auch hier im Zimmer auf und ab, und bereits hatten sie fast alle Deutschen, die ihnen begegnet, gefragt, ob das Reisen in der Schweiz bei solchem verteufelten Wetter denn wirklich ein so großes Vergnügen sei? Sie ihrerseits könnten nicht begreifen, warum die Menschen so unsinnig wären, gerade solche Orte in der Welt aufzusuchen, die

man doch eigentlich, wenn man vernünftig wäre, fliehen müßte wie die Pest. Als sie aber den Maler kommen sahen, traten sie ihm freundlich entgegen, schüttelten ihm die Hand, hießen ihn willkommen und credenzten ihm sogleich ein Glas Wein, das er ihnen abzuschlagen weder den Muth noch die Neigung besaß.

Am herzlichsten aber erwies sich ihm, wie schon gesagt, von Anfang an der stille Ungar. Er faßte beide Hände des jungen Mannes, drückte sie warm und erkundigte sich lebhaft nach dem Befinden der schönen Schottin, die er, wie er offen gestand, hier wiederzusehen eine außerordentliche Freude empfinde.

So war Franz Marssen bald wieder in einen bekannten Kreis gerathen, und wenn es ihm Vergnügen gewährte, noch neue Bekanntschaften zu machen, so boten sich unter den Deutschen, Franzosen, Engländern und Holländern, die hier zusammengetroffen, genug Persönlichkeiten dar, die ein weniger abstoßendes Wesen zeigten, als jene beiden ersten Engländer und der hochmüthige Herr, in dessen Gesellschaft er den letzten Weg zurückgelegt hatte. So war er denn auch bald in lebhaftem Plaudern mit diesem und jenem begriffen, und bei Tische fand er seinen Platz neben dem Ungar, dem es leider nicht möglich gewesen, einen Stuhl neben der jungen Schottin zu erhalten, da Niemand ihm sagen konnte, wohin sie sich setzen würde. Als die ganze Gesellschaft schon am Tische Platz genommen, erschienen nun auch diese vier Personen und erregten, wie früher, auch hier großes Aufsehen unter den Anwesenden, zumal das kleine Abenteuer

der jungen Dame auf dem Rhonegletscher bald allgemein bekannt geworden war. Worüber die Meisten sich aber wunderten, war der Umstand, daß diese Fremden sich so wenig um den muthigen Retter in der Noth bekümmerten, wie auch dieser es mit ihnen machte, denn der Maler saß am entgegengesetzten Ende des Tisches, und als die Familie eintrat, hatte er nur flüchtig nach ihr hinübergeblickt, ohne eine nähere Bekanntschaft zu verrathen, wie sie doch nothwendig nach einer längeren gemeinschaftlichen Reise zwischen beiden Parteien stattfinden mußte.

Auch nach dem Essen, welches ziemlich viel Zeit fortnahm, bemerkte man keine Annäherung zwischen den obengenannten Personen, und einige Minuten später, nachdem Baron Tekeli den Damen seine Huldigungen dargebracht, die man ebenfalls kalt aufnahm, entfernten sich diese schon wieder, um ihr Zimmer erst zur Theestunde zu verlassen, wo sie noch einmal den Speisesaal betraten und sich still unterhielten, während der ältere Herr, den man in Ermangelung eines anderen Namens jetzt allgemein »den Schotten« nannte, sich mit einigen ihm zunächst sitzenden Herren in ein Gespräch einließ.

Indessen war die Geselligkeit auch am Abend, bei dem starken Zusammenfluß so vieler Fremden, im Ganzen nicht gemüthlich zu nennen; Niemand fühlte sich so recht behaglich, da die Aussicht auf den nächsten Tag ungewiß und der Raum zu beengt war, um sich gemächlich hin und her bewegen und untereinander mischen zu können. So verließen denn die Damen zuerst schon

frühzeitig den raucherfüllten Raum, da sich einige Herren nicht enthalten konnten, von ihren Cigarren einen etwas zu reichlichen Gebrauch zu machen. Als die Damen verschwunden waren, rückten die Herren näher zusammen und sprachen heiter bei einigen Flaschen Wein mit einander; aber auch sie verfügten sich frühzeitig zur Ruhe, nur einigen wenigen die Tafel und die Trinklust überlassend, wozu natürlich unsere mißvergnügten Mecklenburger gehörten, die erst lange nach Mitternacht ihr Kämmerchen aufsuchten, um ihr schauerliches Mißgeschick, das sie auch an diesem Tage verfolgt, endlich in einem Schlaf zu verträumen, der sich durch entsetzliches Schnarchen drei Zimmer weit verrieth und die Nachbarn wahrhaft ängstigte, die oft glaubten, jene so dumpfen und knarrenden Töne dröhnten von außen herein und verkündeten das Zunehmen des Windes, der sich gegen Abend von Norden her durch empfindliche Kälte hinreichend bemerklich gemacht hatte.

Franz Marssen hatte also durch die Zuvorkommenheit des stillen Ungars ein Kämmerchen und darin ein Lager gefunden, auf das er seine müden Glieder zur Ruhe legen konnte, die Ruhe zum Schlaf aber hatte der freundliche Mann ihm nicht geben können, obwohl er selbst fest und ununterbrochen schlief. Anfangs waren es die lebhaft kreisenden Gedanken, die sich des regsamen Geistes unseres Freundes bemächtigt hatten, denn die Lust und der

Trieb zur sichtbaren Gestaltung eines vor seiner Phantasie stehenden Bildes war mit rasch wachsender Gewalt in ihm erwacht, und wenn ein productives Gehirn erst einen bestimmten Gegenstand erfaßt hat, so muß es kraft einer inneren Naturnothwendigkeit, die kein Mensch begreift, der nicht selbst Künstler ist, an die Vollendung der sich wie von selbst ergebenden Aufgabe gehen; und überfällt ein solches Schaffen in den stillen Stunden der Nacht seine Seele, so ruht auch der Leib nicht und um den Schlaf ist es für diesmal geschehen.

Als unser Maler aber nach langer Ueberlegung und wiederholter Auffrischung seiner Erinnerung sich die Züge des Gesichts so fest eingeprägt zu haben glaubte, daß er sie am nächsten Morgen unbehindert auf das Papier werfen könne, und er sich nun endlich zum Schlummer zurecht legte, störte ihn der brausende Wind auf, der von den benachbarten Gletschern und Höhen herunterfuhr und sich in dem Bergkessel stauchte, in welchem das Grimselhospiz liegt. Ungestüm fegte er nun vor den kleinen Fenstern auf und ab und machte die Läden erbeben, die zum Schutze gegen den von außen andringenden Feind vor denselben angebracht sind.

Als unser Freund aber der melancholischen Stimme des Windes eine Weile gelauscht und sich auch an sein Tosen gewöhnt hatte, störte ihn von Neuem das entsetzliche Schnarchen der in der Nähe schlafenden Fremden, was die dünnen, sich durch das sonst steinerne Gebäude ziehenden Holzwände leider nur zu sehr begünstigten. Endlich aber hatte er auch diese Störung überwunden,

und nun schlummerte er sanft und fest ein. Allein nicht lange sollte er sich dieses Schlafes erfreuen, denn allmälig brach schon der neue Tag an und abermals ließ sich ein lauter Lärm von den nahen Ställen her vernehmen, wo die zahlreich versammelten Pferdeknechte sich mit ihren hungrigen Thieren zu schaffen machten. Bald auch wurde es im Hause selbst lebendig, die Diener und Mägde gingen an ihre tägliche Arbeit, einzelne Führer weckten Fremde, die früh aufbrechen wollten, und so dauerte es nicht lange, bis das ganze Haus in Bewegung zu sein schien.

Franz Marssen, als er diese, ein frisches Leben verrathenden Laute vernahm, konnte es nicht länger im Bett aushalten, und da er auch den Ungar schon munter fand, standen sie beide auf und kleideten sich um so rascher an, als ihr Gemach ungemein kalt und eng war. Als sie aber zunächst aus dem Fenster blickten, um nach der Witterung auszuschauen, trat ihnen nichts als eine wüste, schneebedeckte Gebirgslandschaft entgegen, und von dem unmittelbar über ihrem Fenster sich breit ausdehnenden Dache hingen ellenlange Eiszapfen herab, als wäre man mitten im Winter, während man doch noch vor wenigen Tagen Ursache gehabt, sich über die große Hitze zu beklagen.

Als der junge Mann bald darauf vor die Thür trat, gewahrte er ein reges Leben vor dem Hause. Wohl ein Dutzend Pferde standen schon gesattelt im Hofe, und die Führer und Treiber schnallten mit lauten Scherzen die Gepäckstücke auf, welche die geduldigen Thiere nebst

den Menschen über die Berge tragen sollten. Man hatte sich also zu einer raschen Abreise entschlossen, und der Himmel schien dieselbe mehr als in den letzten Tagen zu begünstigen. Zwar sah er noch grau und nüchtern aus, aber die Schneewolken waren verschwunden und die auffallende Kälte, welche die Luft erfüllte, ließ die kundigsten Führer vermuthen, daß der Tag sich, je weiter er vorrückte, um so klarer gestalten werde.

Als Franz Marssen in das Gastzimmer trat, fand er schon viele Damen und Herren mit dem Frühstück beschäftigt, und unsere Bekannten: die Franzosen, die Mecklenburger, Mr. Raphael Flail und seine Lady saßen mitten unter ihnen, zu denen sich nun auch der Ungar gesellte, der mit ihnen aufbrechen wollte, nachdem er von seinem Schlafkameraden vernommen, daß die schottische Familie, mit der er am liebsten gereist wäre, wahrscheinlich erst am folgenden Tage, wenn nicht noch später, abreisen würde, da die bestellten Pferde frühestens erst am Abend dieses Tages eintreffen konnten.

Hastig, wie immer an solchen Reisemorgen, nahmen die Abziehenden ihr Frühstück ein, und schnell, nachdem sie ihre Rechnungen bezahlt, hüllten sie sich in ihre Mäntel und Tücher und begaben sich auf den Hof, um die harrenden Pferde zu besteigen. Es ist dies jedesmal eine bunte und lärmvolle Scene und dem das Gehaben der Menschen aufmerksam Beobachtenden gewährt sie immer ein großes Vergnügen. Auch Franz Marssen stand lächelnd auf der hohen Treppe des Hauses und schaute befriedigt das rege Treiben an, bis alle in den Sätteln

saßen, und nachdem er von den Bekannten bis auf Wiedersehen freundlich Abschied genommen, sah er die erste Caravane den Weg nach dem Haslithal einschlagen, während bald darauf der größere Theil der noch ziemlich müde aussehenden Reisenden den beschwerlicheren Weg nach dem Rhonegletscher nahm.

Um sich ein wenig zu erwärmen und einen Blick auf die nahen Schneeberge zu werfen, begleitete er die zuletzt Abreisenden eine Strecke, als er sich aber genügend bewegt, kehrte er wieder um, nun ebenfalls an sein Frühstück denkend, dem alsobald die beschlossene Morgenarbeit folgen sollte.

Als er in das jetzt ziemlich leere Haus eintrat, herrschte eine wohlthätige Stille darin, und der Wirth benachrichtigte ihn, daß Niemand mehr unter seinem Dache weile, als die Gesellschaft, mit der er selbst am Tage zuvor gekommen, und daß man schon beschäftigt sei, derselben behaglichere und größere Zimmer zurichten zu lassen.

Franz Marssen, der aus Erfahrung wußte, daß die Damen sich erst spät im Gastzimmer zum Frühstück einfinden würden, begab sich, nachdem er Kaffee getrunken, sogleich nach seinem Kämmerchen und holte sein Reiseskizzenbuch hervor, um die Morgenstille zu benutzen und sich ohne Zögern in der Nähe eines Fensters im Speisesaal an die Arbeit zu begeben.

Nachdem er in dem Heft, das meist kleine und flüchtig entworfene Skizzen enthielt, wie sie die Gelegenheit auf seiner jüngst vollbrachten Reise ihm zugeführt, ein

schönes, glattes Blatt ausgewählt, begann er diese Arbeit mit ganzer Hingebung und einem Eifer, welchen nur der Künstler kennt, der immer die gerechte Besorgniß hegt, die im Stillen entworfene Gestaltung könne ihm unter den Händen entschlüpfen und der Augenblick ihrer Conception ihm unwiederbringlich verloren gehen. Aber diesmal saß die Conception fest in dem Gehirn des denkenden Künstlers, und seine Hand war ruhig und geschickt genug, das bisher nur gedachte Werk in's Leben zu führen. Flüchtig und doch sicher glitt sein Bleistift über die glatte Fläche, und ohne daß man den Aufwand innerer Kraft und die geistige Anstrengung wahrnahm, mit der es vollbracht wurde, stellten sich, gleichsam wie von selbst, rasch und treu der schöne Kopf und die characteristischen Gesichtszüge dar, die dem Künstler in ihrer wundervollen Lieblichkeit und Vollendung seit jenem Mittagessen auf der Furca unvergeßlich vorgeschwebt hatten. Wenn er aber die Umrisse des Körpers – es war ein Brustbild, was er jetzt zeichnete – nur mit wenigen Strichen hinwarf, so widmete er eine um so größere Sorgfalt und Genauigkeit dem edlen Kopfe, und in den kühnen Linien, die so überraschend schnell aufeinander folgten, entwickelte sich bald eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Original, die nur noch einiger sorgsamer Ausführung in gewissen feinen Zügen bedurfte, deren Hinzufügung der Maler aber einer späteren Zeit vorbehielt, in der Hoffnung, es werde sich noch irgend eine günstige Gelegenheit bieten, die ihm das Fehlende zu ergänzen gestatten würde.

Kaum war seit dem Beginn der Arbeit eine Stunde vergangen, so war die Zeichnung so weit gediehen, wie sie vor der Hand gedeihen konnte. Halb befriedigt, aber seine Idee noch lange nicht ganz verwirklicht sehend, Einzelnes sogar mit kritisch tadelndem Blick überfliegend, beschaute er dennoch sein kleines Werk mit wachsendem Wohlgefallen, vor allem jedoch erfreute ihn die Aehnlichkeit mit dem Urbilde, die demselben zu geben ihm so glücklich gelungen war.

Aber da hielt er im Betrachten seines Werkes inne, als ob ihm mit einem Mal der Athem versagt hätte, und, die Augen vor sich hin in's Leere bohrend, lehnte er sich nachdenklich m seinen Stuhl zurück. Eine neue Idee war urplötzlich in ihm wach geworden, und sie ergriff ihn so mächtig, daß er sie nothwendig auf der Stelle innerlich verarbeiten mußte, wobei er nur noch schwankte, in welcher Weise er sie zur Ausführung bringen wollte.

Und so geht es dem wirklich productiven Künstler, mag er Maler oder Dichter sein, oft genug. Während er an der einen Arbeit sitzt und sie nach besten Kräften zu vollenden sucht, taucht ihm der nebelhafte Umriß einer zweiten wie ein ihn verlockender Schatten vor der Seele auf, und während sein Pinsel oder seine Feder hastig über die Leinwand oder das Papier fliegen, arbeiten und schaffen, weben und bewegen sich seine Gedanken schon auf einem ganz anderen Felde, wobei es nicht selten geschieht, daß Gegensätze, wie so oft im Leben, auch hier sich geltend machen und die Phantasie auf die wogende

See, an's schaumbedeckte Gestade eilt, wenn sich die bildende Hand gerade mit dem Felsgestein und dem in die Wolken ragenden Gipfel eines Bergriesen beschäftigt.

»Ja,« sagte der Künstler nachdenklich zu sich selber, »dieser Kopf und diese Büste mögen vor der Hand ihrem schönen Urbilde ähnlich genug sehen, aber ein eigentliches Bild von dem Wesen und Character desselben geben sie ganz gewiß nicht. Ich muß die Figur, mit Hand und Fuß, wie ich nie etwas Vollendeteres gesehen, und wie nur die Natur sie so unübertrefflich bilden kann, ganz darstellen und ihr auch die Anmuth der Haltung, den Reiz der Kleidung, vor allen Dingen aber die Farbe, wie sie im Leben ist, zu verleihen suchen, wenn ich mir selbst genügen will. Und das will ich, ein unwiderstehlicher Trieb drängt mich dazu. Aber wie, in welcher Stellung, in welcher Situation stelle ich sie dar? Soll ich den kalten Gletscher wählen, auf dem ich sie halb gebrochen und doch so stolz sitzend fand? Soll ich die blaue Eiswand malen, die ihren kühnen Fuß hemmte, oder die entsetzliche Spalte, die sie nicht überspringen konnte? Nein, das darf ich nicht, das würde ihren stolzen Sinn demüthigen, denn sich in einer Lage abgebildet zu wissen – wenn sie es auch nicht mit eigenen Augen sähe – die eigentlich eine Niederlage für ihren muthigen Geist war, müßte ihr peinlich sein und würde mir ihrerseits einen wohlverdienten Vorwurf zuziehen. Ah – ja, jetzt habe ich es – zu Pferde muß sie sitzen, da ist sie am schönsten an ihrem Platz, da prägt sich ihr ganzes characteristisches

Wesen am schärfsten und deutlichsten aus. Also zu Pferde – aber welche Staffage wähle ich? Ein Gebirge – ja – die Schweiz? Wie, eine Schottin in der Schweiz? Nein, das würde mir die Harmonie der einzelnen Theile stören, und Harmonie, im Ganzen und Einzelnen, muß in jedem Menschenwerke zu spüren sein, sonst kann man es weder schön noch edel nennen. Ah, jetzt habe ich es, und siehe da, die Scene, die ich hier vor Augen sehe, wenn ich mir nur den Schnee fortdenke und einen Baum hinzufüge, bietet mir selbst den Schauplatz dar, denn selten wie hier gleicht die Schweiz den schottischen Hochlanden mit ihren kahlen, grauen Bergzügen, mit ihren blauschimmernden Seen und düsteren Wolken, die einen mystischen Schatten, wie den Nachklang einer heroischen Sage, über ihre ganze Landschaft werfen.«

Und schon hatte er ein reines Blatt aufgeschlagen und seine Bleistifte für die neue großartige Skizze zugespitzt. Ohne nur noch einen Augenblick zu zögern oder zu schwanken, begab er sich mit einem Eifer an die Arbeit, daß er nichts sah oder hörte, was um ihn her im Zimmer vorging, sondern allein seinem inneren Genius folgte, der ihn in der That diesmal auf geweihtem Wege zu einem herrlichen Ziele führte.

Die Skizze, die später in viel größerem Format und in Oel ausgeführt werden sollte, stellte also eine schottische Hochlandsgegend dar. Den Hintergrund schlossen kahle, graugrüne, eigengestaltete Hügel ein, auf deren in der Mitte gelegene Schlucht ein steiniger Weg an einem ovalen See vorüber führte. Der See, halb von Röhricht und

Binsen bedeckt und von kurzem, dichtem Gebüsch umkränzt, blieb zur Rechten; zur Linken im Vordergrunde aber erhob sich eine uralte Föhre, die ihre markigen Aeste in seltsamen Windungen in die Lüfte ragen ließ. Unter der Föhre selbst aber hielt eine edle Gestalt zu Pferde, von zwei Windhunden umsprungen, und an dieser Gestalt – wir wissen schon, wen sie darstellen sollte – arbeitete der Künstler, nachdem er zuerst ihre Umgebung geschaffen, mit einer so warmen Hingebung, daß schon die bloße Bleistiftskizze, die kaum noch eine Skizze zu nennen war, ein wahres Meisterstück wurde.

Diese Arbeit hatte jedoch etwas mehr Zeit fortgenommen als die erste, und während dabei der Tag weiter vorgeschritten war, hatte sich auch das Wetter ganz anders gestaltet. Der Schnee, den die Phantasie des Malers vorher weggezaubert, war auch in Wirklichkeit verschwunden, denn die zunehmende Wärme der heraufsteigenden Sonne hatte ihn geschmolzen, und als unser Freund sein Auge endlich von der Arbeit erhob, sah er eine ganz neue Landschaft vor sich liegen, über der die strahlende Sonne lächelte, die sich so lange hinter drohenden Wolken verborgen hatte.

Doppelt erfreut und diesmal schon mehr befriedigt, einmal, weil ihm seine Arbeit gelungen, und dann, weil Gottes freundliches Licht wieder über der Welt aufgegangen war, erhob sich der Maler von seinem Stuhle und schaute lange in die Steinwüste hinaus, die sich rings um das Grimselhospiz in ihrer ganzen grandiosen Starrheit ausbreitete.

Da störte ihn der Wirth, der mit lachendem Gesicht erschien und laut seine Freude über die endliche Aenderung des Wetters äußerte, das nach seiner Meinung sich nun fortan besser gestalten würde. »Lassen Sie die Wasser sich nur erst etwas verlaufen,« sagte der freundliche Mann, »dann können Sie bald hinaus, und bis heute Abend haben Sie Zeit genug, noch schöne Studien an den Gletschern zu machen, die hier ganz in unserer Nähe liegen.«

»Das ist meine Absicht heute nicht,« erwiderte der Maler lächelnd. »Allerdings werde ich einen Spaziergang antreten, aber weit will ich mich nicht entfernen, denn ich habe Arbeit genug im Hause zu vollbringen.«

Bald darauf verließ er das einsame Haus, und wenige Augenblicke sah man ihn auf dem Felsenhügel des Nollen stehen und den gigantischen Gebirgszug des Finsteraarhorns betrachten, der sich immer klarer aus den Wolkenschleiern entwickelte und seine Schneekuppen wie strahlende Leuchten weit über alle Berge der mittleren Schweiz erhob.

Als Franz Marssen seine kleine Excursion beendigt hatte und wieder in das Gastzimmer zurückgekehrt war, um nochmals an seine Arbeit zu gehen, fand er die schottischen Damen um den Frühstückstisch versammelt. Augenscheinlich hatten sie schon geraume Zeit ihr Frühmahl abgethan, denn das Familienhaupt saß mit finster

blickendem Gesicht bereits an einem Seitentische und war wieder mit Schreiben beschäftigt.

Der Maler begrüßte die Gesellschaft mit einer ehrerbietigen Verbeugung und richtete beim Vorübergehen eine Frage nach ihrem Befinden an die Mutter, die sie höflich aber kurz beantwortete, während ihr Gemahl nur einen kaum hörbaren »Guten Morgen!« murmelte und sich in seinem Geschäft nicht stören ließ. Da dem Maler nichts an den Damen verrieth, daß sie eine längere Unterhaltung mit ihm wünschten, so entfernte er sich mit einer abermaligen Verbeugung von ihrem Tisch und setzte sich an dasselbe Fenster, wo er vorher gearbeitet hatte. Kaum aber lag sein Skizzenbuch vor ihm aufgeschlagen, so standen die drei Damen von ihren Plätzen auf. Die Mutter nahm eine Ecke des Sopha's ein, legte sich ungenirt bequem darauf zurecht, und die englische Miß schickte sich an, ihr aus einem mitgebrachten Buche leise vorzulesen.

Die junge Dame dagegen nahm dem Maler gegenüber einen Stuhl an dem zunächst liegenden Fenster ein, so daß sie ihm das rosige Gesicht voll und klar zukehrte. Dann legte sie ein kostbar eingebundenes Skizzenbuch auf einen herangerückten Tisch vor sich nieder und begann sofort zu zeichnen, wozu sie die Felsengegend mit den beiden kleinen Gebirgsseen vor dem Hause zum Vorbild genommen zu haben schien, da sie oft längere Zeit darüber hinaus blickte.

Eine günstigere Gelegenheit, seine Zeichnungen mit dem Original zu vergleichen und, wo es nöthig war, zu

corrigiren, konnte dem Maler nicht geboten werden, und er begann sein Werk ohne Zögern, obwohl er möglichst vermied, der jungen Dame sein Thun zu verrathen. Jetzt erst war sie für ihn der Augenblick einer ihn lohnenden Genugthuung gekommen, denn er konnte mit Befriedigung auf seine Arbeit blicken, da seine Erinnerung, wie er jetzt sah, eben so treu wie seine Hand geschickt gewesen war.

Das leise Gemurmel der Vorlesenden abgerechnet, blieb es still in dem großen Gemach, und die vier Personen fuhren mit gleicher Emsigkeit in ihrem Thun fort, so daß ein Fremder, wenn er jetzt eingetreten wäre, sich über den Fleiß derselben gefreut haben würde.

Nach einer kleinen Stunde etwa aber erhob sich der Schreibende, legte seine Papiere zusammen, schloß sie in eine lederne Mappe und ging, ohne ein Wort zu reden, hinaus. Kaum war die Thür hinter ihm zugefallen, so erhob die junge Dame den Kopf und schaute erst vorsichtig, ob sie auch nicht beobachtet werde, dann, als dieses von keiner Seite der Fall war, dreister nach dem Maler hinüber, der mit tief niedergebeugtem Kopfe feine Linien in seiner beinahe fertigen Skizze zog.

Da erhob er zufällig das von der Arbeit geröthete Gesicht, und seine klaren blauen Augen, von einem warmen Glanz belebt, wie ihn geistige Arbeit immer verleiht, trafen unerwartet mit den dunklen Augensternen der jungen Schottin zusammen. Unmerklich zuckte sie mit denselben, als sie der erste Strahl des hellen Künstlerauges traf, aber bald hatte sie sich wieder gefaßt und hielt nun

eine Weile ruhig seine Blicke aus, die wider sein Wissen und Wollen mit der Zeit einen freundlicheren, fast grüßenden Ausdruck annahmen, der, nach einem raschen Blick zu der lesenden Gruppe hinüber, fast auf gleiche Weise erwidert wurde. Aber das Alles ging so rasch und spurlos vorüber, daß kein Mensch, auch wenn er etwas neugierig gewesen wäre, es hätte beobachten können.

Da aber erhob die Dame stolz den Kopf, schüttelte ihr zwanglos gescheiteltes braunes Haar von der weißen Stirn zurück und gab dem Maler einen nicht zu verkennenden Wink mit der Hand, der offenbar bedeutete, daß er näher herankommen möge, und daß sie mit ihm zu reden wünsche. Allerdings lag etwas Gebieterisches in diesem schnellen stolzen Wink, aber Franz Marssen, an das seltsame Benehmen seiner Reisegesellschaft schon gewöhnt, war dadurch nicht im Mindesten befremdet, und so stand er mäßig eilig auf, schlug sein Buch zu, nahm es unter den Arm und näherte sich mit ruhigen Schritten dem Tische der Dame, der gegenüber er, in Folge eines neuen auffordernden Winkes, auf einem leeren Stuhl Platz nahm. Die auf dem Sopha sitzende Dame schien diese Ortsveränderung des Malers eben so wenig zu bemerken wie die Lesende, wenigstens verrieth kein Zeichen an ihnen, daß sie die geringste Notiz davon nahmen.

»Guten Morgen, mein Herr,« begann das reizende Mädchen das Gespräch mit leiser Stimme, um die Vorleserin nicht zu stören, und nickte dabei anmuthig mit dem Kopfe. »Störe ich Sie auch nicht, wenn ich Sie von

Ihrer Arbeit abhalte und einige unbedeutende Worte an Sie richte?«

»Nein,« erwiderte Franz Marssen eben so leise, »Sie stören mich nicht; meine Morgenarbeit ist so gut wie beendet und ich bin ganz Ohr, Ihre – unbedeutenden Worte zu vernehmen.«

Das junge Mädchen hob verwundert den Kopf in die Höhe und ein funkelnder Blick aus ihrem Auge, das sogleich einen röthlichen Schimmer annahm, traf auf das seine. »Ah,« sagte sie, »Sie geben mir meine Anrede mit Wucher zurück, und das ist gut, nun weiß ich doch gleich, wie ich mich Ihnen gegenüber zu verhalten habe. Sie sind ein kurz angebundener Herr und scheinen ein Freund der mutwilligen Echo zu sein. Doch das wollte ich Ihnen ja nicht sagen, ich wollte vielmehr zu Ihnen, dem Künstler, sprechen. Nun ja, Sie sind ja ein Maler, wie Sie mir selbst gesagt, jetzt will ich Sie einmal auf die Probe stellen und mich überzeugen, ob Sie Ihre Kunst verstehen. Sehen Sie da – ich zeichne so eben diese Steinwüste und die Seen darin. Nun sagen Sie mir, habe ich es recht gemacht und können Sie mir eine gute Censur ausstellen?«

Franz Marssen nahm das ihm zugeschobene Buch, drehte es herum und warf einen raschen prüfenden Blick über die Zeichnung. Was das Technische derselben betraf, so war sie ganz artig und nett, die Dame mußte einen leidlichen Lehrer gehabt haben und verrieth offenbar Anlagen zu ähnlichen Unternehmungen, allein die

Auffassung war falsch und augenblicklich erkannte das kundige Auge des Malers, worin der Fehler lag.

»Darf ich ganz offen zu Ihnen reden?« fragte er nach einer kurzen Pause.

»Ganz offen, wie es Ihnen – das Herz, will ich nicht sagen – aber der kritische Sinn gebietet, denn daß Sie tadeln wollen, begreife ich schon, wie ich auch weiß, daß ein Künstler selten die Werke eines Dilettanten lobt.«

»Das will ich noch nicht sagen, mein Fräulein, ich lobe überall gern, was zu loben ist, und gleich hier habe ich Manches zu loben.«

»Manches? Nun, das enthält schon einen kleinen Tadel.«

»Noch gar keinen, wie ich es meine. Sehen Sie nur, Sie haben sich da an eine schwer zu lösende Aufgabe gewagt, an der sogar ein gut geschulter Maler scheitern könnte. Scenerien, wie diese eine ist, lassen sich schwer in gefälliger und verständlicher Form wiedergeben, was doch eine Hauptaufgabe des darstellenden Künstlers ist.«

»Warum nicht?«

»Weil hier die Natur, wenn man mitten in ihr steht, wohl malerisch ist, aber von dem trocknen, kalten Bleistift nicht wiedergegeben werden kann. Um eine so öde, durch keine hervorstechenden Puncte ausgezeichnete Gegend so darzustellen, daß man sie auf den ersten Blick erfassen und erkennen kann, dazu gehört nothwendig die Farbe. Wenn ich nun von dem Allgemeinen zum

Einzelnen übergehe, so haben Sie namentlich *einen* Fehler begangen, der mir verräth, daß Sie nur eine Dilettantin, wenn auch eine ganz achtbare und viel versprechende, sind. Sie haben nämlich einen Verstoß gegen die Perspective gemacht. Jener Berg darf in dieser Zeichnung nur in den Hintergrund, nicht in den Vordergrund treten, und die eigentlich characterlose Oede, die auf dem wirklichen Vordergrund liegt, läßt sich eben nicht zeichnen, höchstens mit Farben malen. Ich würde das Ganze etwas anders aufgefaßt und mich auf den See und diese beiden ausgezackten Bergkuppen beschränkt haben, dann wäre ein abgeschlossenes und in sich vollendetes Bild entstanden.«

Die junge Dame hatte den sanft vorgebrachten Worten aufmerksam zugehört und sah die Richtigkeit derselben ein. »Sie haben gut reden,« sagte sie nach einigem Besinnen, »beweisen Sie lieber durch die That, daß Sie es besser machen können, und lassen Sie mich sehen, wie ein geübtes Auge die Sache auffaßt.«

»Gern,« erwiderte Franz Marssen, nahm sein eigenes Skizzenbuch, das er neben sich gelegt, schlug ein reines Blatt auf und begann mit einigen raschen und sicheren Strichen die Zeichnung von Neuem. Kaum aber hatte er die ersten Linien gezogen, die unter seiner geschickten Hand sich von selbst zu bilden schienen, so veränderte sich der bisher so scharfe Gesichtsausdruck seiner Schülerin und sie sah mit frohem Erstaunen, wie ihr Lehrer die begonnene Zeichnung in wenigen Minuten anschaulich und seiner richtigen Ansicht entsprechend, beendete.

»So,« sagte er, als es fertig war, »da haben Sie es. So ungefähr würde ich es auffassen. Sehen Sie ein, daß meine Kritik nicht zu schroff war?«

»Vollkommen und ich wundere mich über mich selber, daß ich es nicht besser machte. Aber eben darin liegt die Schwierigkeit, es gleich von Anfang an gut zu machen, und leicht ist nur das Vollendete zu erkennen, wenn es auf dem Papiere steht.«

Sie behielt das Buch vor sich, stützte den Kopf, nachdem sie die Ellbogen auf den Tisch gelegt, auf beide Hände und sah lange und ernst die nur in ihren äußersten Umrissen hingeworfene und doch so leicht erkennbare und characteristische Zeichnung an.

In diesem Augenblick ertönte vom Sopha her ein Ruf, den der Maler auf sich beziehen mußte, um demselben Folge zu leisten. »Mein Herr,« redete ihn die bleiche Mutter in ihrem schwerfälligen Deutsch und mit matter Stimme an, »wie steht es mit dem Wetter? Ich denke, gut. Wird es so bleiben?«

Franz Marssen erwiderte einige Worte, die durch die gute Hoffnung, welche sie aussprachen, belebend auf die Fragende wirkten, und da diese das Gespräch noch eine Weile in ähnlicher Weise fortsetzte, behielt ihre Tochter Zeit genug, das vor ihr liegende Skizzenbuch des Malers zu durchblättern und einige von den fertigen Zeichnungen zu betrachten. Aber wie seltsam und unerwartet wurde sie durch diese Betrachtung bewegt, denn Alles, was sie sah, ließ sie erkennen, daß sie einen bedeutenderen Künstler in ihrem Reisegefährten vor sich habe, als

sie vermuthet hatte. Allein noch weit mehr verwunderte sie sich, als sie plötzlich ihr eigenes Portrait, von Meisterhand entworfen, erblickte und, noch ein Blatt weiter umschlagend, dasselbe noch einmal in ganzer Figur und zu Pferde sitzend wahrnahm. Im Innersten betroffen und tief im Anschauen versunken, staunte sie jedoch mehr über die Kunstfertigkeit der Zeichnung als über die Wahl des Gegenstandes und, da sie wohl stolz und hochmüthig, aber in Allem doch gerecht und verständig war, wich ihre bisherige Geringschätzung des unscheinbaren Mannes einer hohen Achtung, die Jedermann, auch der stolzeste Aristokrat, dem wahren Künstler zollen muß, wenn er sich den oft so heiß erstrebten Ruhm zuerkennen will, alles Große und Schöne zu begreifen und zu würdigen, wo in der Welt er es auch finden mag.

Das Gespräch zwischen dem Maler und der Mutter hatte jedoch bald sein Ende erreicht und da ersterer eben wieder an den kleinen Tisch am Fenster trat, schlug die junge Dame rasch die erste Seite zurück und blickte anscheinend noch immer gedankenvoll auf die frisch entworfene Zeichnung hin.

»Nun,« sagte Franz Marssen, der das Umschlagen der Blätter, da es hinter seinem Rücken geschehen, nicht bemerkt hatte, »haben Sie sich überzeugt, daß man einen und denselben Gegenstand von verschiedenen Seiten auffassen und darstellen kann?«

»Vollkommen, mein Herr, und wenn es Ihnen behagt, es von mir zu hören, so gestehe ich Ihnen, daß Sie, falls

Sie eben so gut in Farben malen, als mit dem Bleistift zeichnen, wirklich ein großer Künstler sind.«

»Haben Sie daran gezweifelt?« fragte Franz Marssen unbefangen.

»Ja, mein Herr, ich zweifle an Allem, bevor ich mich nicht gründlich überzeugt habe, daß kein Zweifel mehr möglich ist. Habe ich aber diese Ueberzeugung gewonnen, dann hört bei *mir* jeder Zweifel auf. Und das soll diesmal *mein* Urtheil über Ihre Kunstleistungen sein.«

Das Gespräch wurde durch ihren Vater unterbrochen, der wieder hereinkam und von dem günstiger gewordenen Wetter sprach. Da er kein Wort an den Maler richtete, so hielt dieser sich für überflüssig im Zimmer, nahm seine Sachen zusammen und ging hinaus, um abermals einen kleinen Spaziergang anzutreten.

Kurz vor Mittag waren sechs bis acht neue Reisende von nicht sehr bedeutendem Aussehen eingetroffen und nahmen mit den bereits Anwesenden an der Tafel Theil. Die Fremden unterhielten sich lebhaft genug von ihrer Reise und bekümmerten sich wenig um die vor ihnen Angekommenen, obgleich sie die schöne schottische Dame von Zeit zu Zeit mit neugierigen Blicken betrachteten. Die Familie selbst verhielt sich, wozu ihr Haupt diesmal wie auch sonst durch sein Beispiel Anlaß zu geben schien, durchaus still und sogar mit dem Maler wechselte

Niemand ein Wort, da dieser selbst nicht zu sprechen begann. Diese Schweigsamkeit beobachtete er, nicht allein weil er überhaupt kein lebhafter Sprecher war, sondern auch aus einem anderen Grunde. Er hatte sich bereits eine bestimmte Richtschnur in seinem Verhalten gegen die Fremden vorgezeichnet. Das schöne Mädchen zwar, wir kennen ja die Gründe, zog ihn einerseits augenscheinlich an; das Widerspruchsvolle, schroff Abweisende in ihrem Wesen aber, obwohl es momentan einen eigenen pikanten Reiz bot, sagte andererseits seiner einfachen und geraden Natur wenig zu, und wiederholt hatte er sich schon auf dem stillen Wunsch ertappt, ihr lieber nicht auf dieser Reise begegnet zu sein.

Bei Weitem störender aber war ihm noch das vornehm herablassende, weinerliche Wesen der Mutter, und am widerwärtigsten die höhnende Kälte, der verbissene Ingrimm und die hochmüthige Grandezza des finsteren Mannes; und oft, wenn er das grollende, fast aller Welt feindselig zugekehrte Gesicht desselben betrachtete, machte er sich im Stillen Vorwürfe, sich mit so wenig umgänglichen und verschlossenen Leuten in nähere Verbindung eingelassen zu haben, in deren Nähe keine Gemüthlichkeit aufkam, wie er sie liebte und gewohnt war und wie sein offener Sinn sie nothwendig zu einem befriedigenden Lebensgenuß bedurfte.

Und dennoch – wie seltsame Widersprüche liegen in der menschlichen Natur, die wir nicht ergründen können – dennoch zog ihn ein unnennbares, dunkles Gefühl, das er sich nicht zu entziffern vermochte und welches weit

von irgend einer Leidenschaft des Herzens entfernt war, zu der ganzen Familie hin. War es Mitleid mit der bleichen, einer welkenden Blume gleichenden Mutter, war es unbewußte Bewunderung der reizvollen Tochter, war es endlich ein Gefühl des Bedauerns, welches ihn oft bei dem Anblick des alternden Mannes ergriff, der, so stolz er war, in Momenten einem schweren Geschick zu unterliegen schien, oder wirkte dies Alles mit *einer* Wucht auf ihn zusammen ein, er wußte es nicht. Genug, ein unbestimmtes Gefühl war vorhanden, was ihn immer wieder zu der Familie hinzog, obgleich dasselbe fast stets auf der Stelle wich, sobald er in ihre Nähe gelangt war und die Gegenwart eines Andern ihm nicht den Alpdruck der ihrigen ertragen half.

Die am Mittag angekommenen Reisenden waren bald nach Tische abgeritten und es herrschte wieder die alte Stille in dem abgelegenen Hause. Das Wetter war in der That freundlicher geworden, der Schnee, mit Ausnahme des in den nahen Schneegruben liegenden, war geschmolzen und die Sonne schien hell vom blauen Himmel herab. Auch die Luft war ruhig und mild und die Natur schien mit den Winden in der vergangenen Nacht alle ihre Feindseligkeit ausgetobt zu haben, obwohl selbst in den wärmsten Nachmittagsstunden eine gewisse Frische in dieser Höhe zu spüren war.

Franz Marssen wollte den schönen Nachmittag zu einem weiteren Ausfluge benutzen und verließ das Gastzimmer, als kaum die Tafel beendet war. Allein als er mit

dem Wirth über sein Vorhaben sprach, fand sich bei näherer Ueberlegung, daß die größeren Ausflüge zu weit, daß die Wege auf den Bergen noch immer sehr schlecht und schlüpfrig und daß also ein eigentlicher Spaziergang nicht recht ausführbar sei. So stieg er denn nur eine Strecke die Anhöhe hinan, mit welcher der Weg nach dem Haslithale beginnt, und suchte sich hie und da ein characteristisches Stein- und Felslabyrinth aus, dessen Abbild er seinem Buche einverleibte, worauf er endlich am späteren Nachmittag, als die Sonne schon schräge Strahlen warf, nach dem Hospiz zurückkehrte. Eine eigenthümliche Beleuchtung der beiden kleinen, von Gletscherwasser gespeisten Seen in der Nähe des Hauses zog ihn an den Rand derselben hin und nun umwandelte und umkletterte er sie, so weit es ging, um schließlich noch einmal den Hügel des Nollen zu besteigen und für diesmal Abschied von der Finsteraarhorngruppe zu nehmen, bis er sie an einer anderen Stelle wieder begrüßen konnte.

Eben wollte er den Weg dahin antreten, als er die junge Schottin allein von dem Hospiz daherkommen und den Weg einschlagen sah, der seinem eigenen Standpunct zuführte. Sie trug einen langen Alpstock in der Hand und schritt in ihrem bequemen, kleidsamen Anzuge stolz und langsam daher, wobei sie das kühn blickende Auge bald über den See, bald über die umliegenden Höhen schweifen ließ.

Der Maler, nicht sehr geneigt, ihr mit merklicher Absicht entgegenzugehen und ihr so seine Gesellschaft aufzudrängen, blieb stehen und betrachtete sie ruhig aus der Ferne, wobei ein stilles Lächeln seine in der Regel ernsten Züge überflog. »Da haben wir wieder ein schottisches Hochlandsbild,« sagte er zu sich, »und wenn ich ein zweites malen wollte, so hätte ich hier den herrlichsten Vorwurf dazu. Ha, der alte See mit dem schwarzgrauen Wasser, die nackten, kahlen Steine ringsum, und diese stattliche Dame – schreitet sie nicht wie eine stolze Königin der Berge heran, den langen Stab gebieterisch auf den Boden stampfend, als wollte sie sagen: »Das ist mein Reich, und hier habe ich über Menschen und Steine zu befehlen!« Wahrhaftig, eine Gestalt hat sie, die eben so in der Ferne imponirt, wie ihr Gesicht in der Nähe, und die ganze kleine Person könnte sich als classische Erscheinung dreist unter den schönsten Heldinnen Ossian's malen lassen. Nun, wer weiß, wie ich mir diese leichte Beute noch zu Nutze mache, denn in der That, etwas Besseres ist mir noch nie geboten worden. Ha, sie winkt mit dem Stabe, also sie ist wieder gnädig und will mir die Ehre ihrer Unterhaltung gönnen. Was ich doch glücklich bin! Aber wie, jetzt sehe ich ihr Gesicht schon deutlicher – wo ist der alte Hochmuth daraus geblieben? Sie sieht heute einmal wie ein Weib aus, während man sie früher für eine kalte Fee hätte halten können.«

Der Maler irrte sich in dem Gesichtsausdruck der jungen Dame nicht. Ihr schönes Antlitz leuchtete von einer Milde, wie er sie noch nie an ihr bemerkt, und das dunkle

Auge sprühte nicht wie sonst ein verzehrendes Feuer aus, wenn sie mit dem jungen Manne sprach, den sie noch vor Kurzem für einen ganz gewöhnlichen Menschen gehalten zu haben schien. Franz Marssen ging ihr ruhig entgegen, nahm grüßend den Hut ab und wollte eben eine Frage an sie richten, als sie ihm schon aus einiger Ferne zurief:

»Wollen Sie in die Berge?«

»Ja,« erwiderte der Maler, noch einmal höflich seinen Hut ziehend, »das war eigentlich meine Absicht.«

»Dann will ich Sie keinen Augenblick aufhalten. Ich ginge gern ein Stück Weges mit, aber es ist mir zu naß, und meine Mutter hegt plötzlich Sorge um meine Gesundheit, die sie – ganz ohne Grund – bei diesem Wetter für gefährdet glaubt.«

»Da hat sie doch wohl recht. Lassen Sie uns also nur jenen Hügel ersteigen, von seinem Rücken aus können wir die Gipfel des Finsteraarhorns sich röthen sehen.«

»Gut, bis dahin gehe ich mit, hier macht man sich die Füße nicht naß.«

Franz Marssen warf einen Blick auf ihr zierliches, wiewohl festes Schuhwerk, da sie noch immer ihre gelben Reitstiefelchen trug. »Was Ihre Gesundheit betrifft,« fuhr er weitergehend fort, »so hat, wie mir scheint, Ihre Frau Mutter wohl Ursache, Sie zu warnen, da sie selbst so traurige Erfahrungen in Bezug auf ihre eigene gemacht hat. Wissen Sie, daß ich mich schon lange gewundert habe, wie eine so schwächliche und leidende Frau eine so beschwerliche und anstrengende Reise unternehmen konnte?«

Die junge Dame seufzte und schwieg eine Weile. Dann aber hob sie das Auge fast vertrauensvoll gegen ihren Gefährten auf und sagte mit leiserem Tone, als befürchte sie, von irgend Jemanden gehört zu werden: »Ach ja, meine Mutter ist sehr leidend, und zwar schon so lange, wie ich sie kenne, und das Uebel nimmt alle Jahre zu, ohne daß man eine Aussicht auf Besserung gewinnt. Indessen wurde uns die Reise hierher gerade von den Aerzten angerathen, weil sie der Meinung waren, daß die reine Gebirgsluft ihr besser behagen würde, als unser feuchtes, kaltes und windiges Klima. Allerdings setzte man kein schlechtes Wetter voraus, wie wir es in der letzten Zeit erlebt haben. Auch sagte man uns nicht, daß die Wege so beschwerlich wären, sonst hätten wir gewiß nicht die Reise über die Furca angetreten, die sie sehr angegriffen hat.«

Franz Marssen machte eine beistimmende Bemerkung und setzte dabei gelassen den Weg nach dem Gipfel des Hügels fort, da er zu bemerken glaubte, daß das junge Mädchen in einer mittheilsamen Stimmung war, die er früher nicht an ihm wahrgenommen hatte. »Sie scheint auch kein großes Vergnügen an den Schönheiten der Natur zu finden, die sie vor sich sieht?« sagte er dann.

»Ach nein, leider nicht das Geringste, und das wirkt lähmend auf uns Alle zurück. Ihr körperlicher Zustand hat augenscheinlich auf ihren Geist einen üblen Einfluß geübt. Sie ist stets niedergedrückt, gleichgültig gegen Alles und sieht und hört kaum, was in ihrer nächsten Nähe vorgeht. Ach, die ganze große und so schöne Welt scheint

keinen Reiz mehr für sie zu haben, sie wandelt nur wie eine lebende Maschine, aber nicht wie ein empfindender Mensch darin einher. Mein Vater ist der einzige, dem sie blindlings wie ihrem Schicksal folgt, wohin er sie führt, und da er noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben hat, ihre Kräfte zu stärken und ihren Geist wieder aufzurichten, so erträgt er seine Aufgabe mit einer Geduld, die ich oft bewundern muß.«

Es erfolgte ein längeres Stillschweigen, während man den Hügel erklomm und einen Blick auf die wunderbare Fernsicht warf, die sich hier vor den Augen der Schauenden aufthat. Beide ließen sich dann auf zwei nahe beieinanderliegende Steingerölle nieder und blickten still vor sich hin.

»Haben auch Sie Geduld,« fuhr der Maler endlich mit sanfter Stimme fort, »hoffentlich erreichen Sie morgen den Hafen der Ruhe. Sie sagten mir ja, Sie blieben längere Zeit in Interlaken, oder irre ich mich darin?«

»Nein, Sie irren sich nicht, wir werden *wahrscheinlich* – denn Gewisses giebt es für uns nicht auf der Welt – den ganzen Sommer in Interlaken bleiben. Uns allen, auch meinem Vater, ist diese Ruhe nöthig, wenn er bei seinem regen Geist und seinen vielfachen unangenehmen Geschäften überhaupt je zur Ruhe kommt.«

»Ich habe aber bisher keine große Unruhe an ihm bemerkt?« erwiderte der Maler, ohne zu wissen, daß seine Worte einen fragenden Ausdruck annahmen.

Die junge Dame lächelte fast schmerzlich. »O, wie wenig kennen Sie diesen Mann,« erwiderte sie eifrig, »der

sich in Allem, was er thut, so männlich beherrscht. Haben Sie noch nichts von einem Vulkan gehört, der unter still ruhender Asche schläft? Nun, sehen Sie wohl; solch ein Vulkan liegt in meinem Vater, und das Feuer, das er in seinem Innern birgt, bricht periodisch hervor und zerstört dann Alles, was in seiner Nähe ist. O, ich fürchte, es wird auch noch einmal ihn selbst zerstören! – Ach, mein Herr,« fuhr sie nach einem tiefen Seufzer fort, »es thut mir wohl, mein Herz einmal erleichtern zu können. Es ist merkwürdig, wie manche Zeit im Menschenleben so reich an erschütternden Ereignissen und Erlebnissen ist. Von dem Augenblick an, wo wir unsere letzte Reise antraten, folgte uns das Unheil, bald größeres, bald kleineres, auf den Fersen. Schon der eigentliche Beweggrund zu dieser Reise war ein Unglück.«

Sie schwieg, als hätte sie schon zu viel gesagt, und starrte mit flammenden Augen auf das erhabene Schauspiel hin, welches die klar versinkende Sonne im Hochgebirge stets herbeizuführen pflegt.

»Was für Unheil haben Sie denn auf Ihrer Reise erlebt?« fragte der Maler, mehr theilnehmend als neugierig.

Das junge Mädchen schwieg noch eine Weile, dann schien es sich ein Herz zu fassen und sprach weiter, wobei es jedoch mit großem Bedacht sich bemühte, nicht mehr zu verrathen, als ein Fremder erfahren durfte, der keinen tieferen Blick in seine Familienverhältnisse thun sollte. »Ich kann Ihnen nicht Alles nennen,« sagte sie, »was uns unterwegs begegnet ist; was ich Ihnen aber sagen

kann, ist Folgendes. Wir sind über See gekommen, und auf derselben erlebten wir den ersten Unfall. Es war stürmisches Wetter, und die Maschine unseres Dampfers zerbrach. Vierundzwanzig Stunden schwebten wir in großer Gefahr. Das griff meine Mutter so an, daß wir für ihr Leben fürchteten. Endlich liefen wir in einen Hafen ein und wurden durch die Krankheit meiner Mutter an eine Stadt gefesselt, in der mein Vater aus wichtigen Gründen nicht gern weilen mochte. Doch er ertrug meiner Mutter zu Liebe Alles geduldig und fügte sich in das Unvermeidliche. In der letzten Nacht unseres Aufenthalts daselbst brach in dem Gasthause Feuer aus, und wir wurden nur mit Noth aus einer neuen Gefahr gerettet. Als wir endlich weiterreisen konnten, durften wir es nur in kleinen Tagereisen thun, und so erreichten wir die Schweiz viel später, als wir gewünscht hatten und die Verhältnisse meines Vaters es verlangten. Hier aber finden wir, wohin wir kommen, alle Gasthäuser überfüllt und nirgends eine Spur von der einer Kranken so nothwendigen Behaglichkeit. Die Schweiz ist nur für Gesunde und Starke ein angenehmer Aufenthalt. Ferner hatten wir überall böses Wetter, Regen und Kälte, und als wir uns den Kutschern und Führern anvertrauen mußten, kamen wir überall schlecht an. Hier brach die Achse eines Wagens, dort versagte ein Pferd den Dienst, und wie es uns auf dem Rhonegletscher ergangen ist – das wissen Sie ja eben so gut wie ich.«

Sie senkte den Kopf dabei, und man merkte ihr an, daß ihr eigenes Abenteuer auf dem Rhonegletscher ihr noch immer ein Gefühl der Demüthigung erregte. Der

theilnehmende Maler wollte dasselbe nicht aufkommen lassen, und so sagte er freundlich:

»Da sind Sie freilich in viele Verlegenheiten gerathen, aber hoffentlich ist das Unheil jetzt müde geworden, Sie zu bedrängen, und wie dem Regen Sonnenschein folgt, so folgen Ihren düsteren Tagen auch heitere nach. Weder das Glück noch das Unglück hat immer Bestand, daran muß man denken, darauf hoffen, wenn uns das Unglück lange gequält hat.«

Die junge Dame schwieg, dachte eine Weile still nach und erhob sich dann plötzlich. »So,« sagte sie, »die Sonne ist hinter uns untergegangen, und die Berge haben ihren rosigen Lichtmantel abgelegt. O, wie bleich und fast leichenhaft treten jetzt die weißen Schneekuppen hervor! Lassen Sie mich aufbrechen, das macht keinen guten Eindruck und erregt wenig Hoffnung, daß Ihre Wünsche in Bezug auf uns erfüllt werden. Ich muß Sie verlassen, da Sie doch wohl noch länger hier bleiben werden?«

Aus den letzten Worten schien Franz Marssen den Wunsch herauszuhören, daß er nicht mit ihr zurückkehren möge, und so nahm er den Hut ab, grüßte höflich, und sie trat mit ruhigem und stolzem Gange, wie sie immer ging, den kurzen Rückweg an. Franz Marssen aber setzte sich wieder auf den Stein und richtete seine Blicke auf ihr früheres Ziel. Für ihn hatte das Nachtgewand der Berge nichts Betrübendes oder gar Leichenhaftes. Er sah nichts darin als den ewigen Wechsel der Natur, der sich

von selbst ergiebt und versteht, und der nur eine eingreifende Bedeutung für uns hat, wenn wir unsere persönliche Lage damit in Verbindung, in eine Art Wechselwirkung bringen und dabei unsern Geist nicht auf unser Gemüth wirken lassen, der uns sagt, wie der Maler vorher: daß der finsteren Nacht der lichte Morgen und der düsteren Wolke einst immer wieder der Sonnenschein folgen muß.

Wie es gewöhnlich gegen Abend geschieht, hatten sich auch heute viele Nachtgäste von Norden und vom Süden her auf der Grimsel eingefunden, die nun sämmtlich an dem gemeinschaftlichen Abendessen Theil nahmen und lebhaft plaudernd beieinander saßen. Gegen das Ende der Tafel trat der Wirth des Gasthauses hinter Franz Marssen und flüsterte ihm einige Worte zu. Daß dieselben eine angenehme Nachricht für den jungen Mann enthielten, konnte man an seinem überrascht und froh aufblickenden Gesicht wahrnehmen, auch erhob er sich sogleich und folgte dem Wirth auf den Flur hinaus.

Als er hier bei dem matten Licht der sparsam aufgehängten Lampen um sich blickte, fiel sein Auge sogleich auf die kleine, untersetzte Gestalt eines jungen Mannes, und als dieser den Hut abnahm, lächelte ihm das gutmüthige und wohlbekannte Gesicht Jürgen's entgegen.

Noch erhitzt von seinem langen und anstrengenden Marsch, begrüßte er den Sohn seines Herrn mit freudigster Miene und meldete, daß die drei Pferde frisch und munter im Stalle ständen, worauf er einen Brief übergab, den ihm Doctor Marssen bei seiner Abreise eingehändigt hatte.

Franz Marssen drückte seine Freude über die rechtzeitige Ankunft Jürgen's und der Pferde aus und begab sich sogleich nach dem Stall, um sich selbst von dem Wohlbefinden der Letzteren zu überzeugen. Sie standen schon in Decken eingehüllt und ließen sich das süß duftende Heu der Berge vortrefflich schmecken. Es war der uns schon bekannte starke Rappe, den wir den Doctor Marssen bei dem Krankenbesuch in Mürren reiten sahen, ferner eine viel zarter gebaute, aber dabei kräftige und sanftgehende Fuchsstute und endlich ein kleiner, muthiger und überaus schön geformter Grauschimmel von spanischer Abkunft, welcher Letztere Franz Marssen's eigenes Bergpferd war. Alle drei trugen noch ihre eleganten Damensättel auf dem Rücken, und auf Tante Carolinens Geheiß hatte Jürgen dem Schimmel die langen silberhaarigen Mähnen und den obern Theil des dichten Schweifes mit rothen Bändern durchflochten, ein Schmuck, der dem feurigen Thiere das Aussehen eines zierlichen Damenzelters verlieh.

Unser Freund lächelte freudig, als er die Sorgfalt der guten Tante wahrnahm, und liebkoste dann sein schönes

Pferdchen, dessen Ausdauer und Sicherheit beim Erklimmen steiler Berge und glatter Saumpfade er kannte und schon oft selbst erprobt hatte.

»Nun, Jürgen,« sagte er zu dem immer heiter blickenden Knecht, »es ist mir lieb, daß Du so zeitig gekommen bist, nun können wir morgen früh um sieben Uhr aufbrechen. Aber ruhe und pflege Dich selber und die Pferde, damit wir Ehre mit unsern Transportmitteln einlegen. Du wirst Dich morgen beständig bei der Fuchsstute halten und sie sicher über die glatten Platten nach dem Haslithale leiten. Eine kranke Dame wird darauf sitzen, und Du mußt ihr alle Aufmerksamkeit erweisen. Sollte sie oder ein Anderer Dich aber nach irgend etwas fragen, was sich auf unsere Familie bezieht, so gieb ihr keine Auskunft irgend welcher Art, ich werde den Herrschaften das Nöthige selbst eröffnen. Zu diesem Verhalten habe ich meine Gründe. Du hast mich verstanden, Junge, wie?«

»Ei ja, gewiß, Herr, es ist ja auch sonst nicht meine Art, zu plaudern, und wenn mich Jemand fragt, soll er eine passende Antwort erhalten.«

»Gut, so richte Dich ein, daß wir Punct sieben Uhr aufbrechen können, das Wetter wird hoffentlich klar, und wir werden bei guter Zeit in Meiringen sein. Jedoch kehren wir diesmal bei den Reichenbachfällen ein.«

»Mir recht, es soll Alles pünctlich besorgt werden, verlassen Sie sich darauf, Herr.« –

Als Franz Marssen in den Speisesaal zurücktrat, hefteten sich zwei dunkle Augen auf ihn, die sonst wenig von ihrem Teller aufzublicken pflegten, wenn fremde Gäste in

der Nähe saßen. Aber diesmal schauten sie, wie es schien, etwas neugierig nach dem Maler, als dieser schräg gegenüber seinen Platz am Tische wieder einnahm und sogleich einen Brief öffnete und las. Die wenigen Worte dieses Briefes aber lauteten folgendermaßen:

»Mein lieber Franz!«

Sehr gern erfülle ich Deine Bitte und sende Dir Jürgen mit den Pferden, da ich sie auf einige Tage recht gut entbehren kann. Es ist mir lieb, daß Du Dich einmal vergnügst und dabei ruhst und zu neuer Arbeit stärkst. Wann Du auch in Dein väterliches Haus zurückkehren magst, offene Arme und treue Herzen werden immer für Dich bereitstehen. Wir sind beide gesund und grüßen Dich herzlich. Auf ein baldiges frohes Wiedersehen hofft

Dein treuer Vater
Leo Marssen.«

Ueber des Malers ernstes Gesicht flog ein Strahl warmer Freude, als er diese liebevollen Worte las, und während er den Brief einsteckte, sah er lächelnd nach der schottischen Familie hinüber, um ihr alsbald die angenehme Meldung der Ankunft der Pferde abzustatten. Als in diesem Augenblick gerade der alte Herr sein Gesicht gegen ihn wandte, rief er ihm zu:

»Die Pferde für Ihre Damen sind gekommen, mein Herr, und stehen zu Ihren Befehlen.«

Das Gesicht des finsteren Mannes hellte sich nur wenig auf, als er diese Worte vernahm, jedoch grüßte er gravitätisch herüber und sagte: »Es ist gut. Wann müssen wir morgen aufbrechen?«

»Ich denke, um sieben Uhr. Dann sind Sie bei hellem Tage in Meiringen und haben noch Zeit genug, nach Interlaken zu kommen.«

Der Fremde nickte abermals beistimmend, aber ein dankendes oder nur seine Zufriedenheit ausdrückendes Wort ließ er nicht mehr hören, was der Maler auch sicher nicht erwartet hatte, denn er kannte schon seinen Mann. Bald darauf brach dieser mit seiner Familie auf, um sich zur Ruhe zu begeben. Franz Marssen dagegen blieb noch zwei Stunden im Gastzimmer sitzen und unterhielt sich lebhaft mit einigen Reisenden, die nach der Gotthardtstraße wollten und sich verschiedene gute Rathschläge von ihm ertheilen ließen. Lange vor Mitternacht aber noch lag der große Speisesaal, der alle Tage verschiedene Gesichter sah und verschiedene Mundarten hörte, wieder verlassen da, sämmtliche Reisende hatten ihre Schlafstellen gesucht, und diesmal heulte kein Wind vor ihren Fenstern, der sie vom Schlafe abgehalten hätte, sondern klar und freundlich blinkten die Sterne vom blauen Himmel nieder, einen eben so wolkenlosen und hellen Tag verheißend, wie es der letztvergangene gewesen war.

Siebentes Kapitel. Der Abschied.

Aber die Sterne, wenn sie auch noch so klar, und der Nachthimmel, wenn er auch noch so blau ist, sind nicht

immer sichere Vorboten eines eben so klaren Morgens und heiteren Tages. Geheimnißvolle Dämonen schlafen zwischen Himmel und Erde und streuen mit unsichtbarer Hand Zwietracht und Unheil zwischen beiden aus. So wirkten sie auch diesmal und raubten dem Morgen das perlende Licht, das jedem Geschöpfe auf Erden so wohl thut, wenn es nach ruhigem Schlaf hoffnungsvoll die Augen öffnet und den jungen Tag als ein neues Geschenk der Vorsehung begrüßt. Wenigstens hatte sich gegen Morgen ein nebelartiger Dunst über das Kesselthal der Grimsel gebreitet und die ringsum liegenden Höhen dem spähenden Auge der Menschen entzogen.

Als Franz Marssen bald nach fünf Uhr in den Stall trat, um nachzusehen, ob den Pferden ihr Recht geschehen und ob ihre Eisen in Ordnung seien, fand er Jürgen fleißig mit ihnen beschäftigt. Bereits waren sie geputzt und gewaschen und fraßen nun ihre kräftige Morgenspeise, während er mit geschickter Hand dem Schimmel die rothen Bänder von Neuem einflocht. Nachdem der Herr seine letzten Anweisungen gegeben, trat er in's Freie zurück und prüfte mit einigen ortskundigen Führern das Wetter, und alle stimmten darin überein, daß der Nebel bald sich senken und dann ein klarer Sonnentag folgen würde.

Hierin sollten sie schließlich auch Recht behalten, wenn der Nebel auch bis gegen acht Uhr hartnäckig auf Höhen und Tiefen liegen blieb und den Reisenden den Anblick der großartigen Natur, durch die sie wanderten, so lange vorenthielt. Um halb sieben Uhr schon brachte der Diener des Schotten die gefüllten Reisetaschen seiner

Herrschaft heraus und flugs wurden sie hinter die Sättel der Pferde geschnallt, die auf dem Hofe bereit standen, um ihre Reiter und Reiterinnen aufzunehmen. Auch die beiden Pferde vom Rhonegletscher und der sie begleitende Junge waren um diese Zeit gerüstet und Franz Marssen, der sein Ränzchen und seinen Regenmantel an Jürgen hatte abtreten müssen, standen zum Abmarsch fertig vor der Thür, um die Damen zu erwarten, die ihr pünctliches Erscheinen schon hatten melden lassen.

Der erste, der aus der Thür trat, war der alte Herr selber, der sich fest wie immer in sein Plaid hatte einhüllen lassen. Obgleich er beim ersten Blick, den er auf die Damenpferde warf, bemerken konnte, daß es keine gewöhnlichen Miethpferde seien, die man ihm so sorgfältig zur Benutzung darbot, so verlor er doch darüber kein Wort, wünschte dem Maler nur flüchtig einen guten Morgen und wandte sich dann nach der Treppe um, von der so eben seine Damen herabstiegen, von dem diensteifrigen Wirthe höflich begleitet, der seinen übrigen Gästen schon viel früher ein ähnliches Geleit gegeben hatte.

Aber da sollte unser Maler doch eine kleine Freude haben. Kaum hatte die junge Schottin, die ihr Plaid nur leicht über die Schulter geschlagen, den Schimmel bemerkt, der sie selbst tragen sollte und der in seinem rothen Schmuck mit dem weich gepolsterten Sattel – Letzterer gehörte Tante Carolinen selber an – sich stolz und muthig geberdete, indem er lustig wieherte und den Felsboden mit dem Hufe scharrte, so rief sie lebhaft und freudig aus:

»Diesen Schimmel soll ich besteigen? O, was ist das für ein reizendes und schönes Thier!«

Der Maler lächelte freudig, und indem er höflich seinen Hut zum Morgengruß lüftete, sagte er: »Es ist mein eignes Pferd, das die Ehre hat, Sie zu tragen, und es freut mich, wenn es Ihren Beifall findet.«

»Ihr eigenes Pferd?« lautete die Frage mit einem scharfen Blick des glühenden Auges zurück. »Gut, so besteigen Sie es selber und lassen Sie mich zu Fuße gehen, ich bin stark genug dazu.«

»Ich hoffe nicht, daß das Ihr Ernst ist, mein Fräulein,« entgegnete Franz Marssen etwas bedrückt. »Heute ist es nur für Sie bestimmt und ich bin überzeugt, Sie werden mit seinem Schritt und seiner Vorsicht zufrieden sein.

Auch die Mutter, die leidlich gestärkt aussah, schien von ihrem ruhig stehenden und glatten Fuchs befriedigt zu sein, und nachdem sie dem Maler einen guten Morgen geboten, hob sie ihr kräftiger Gemahl leicht in den Sattel, der sich sodann um die anderen nicht weiter bekümmerte und schweigend sein eigenes Pferd bestieg. Die Gesellschafterin dagegen bediente der Wirth, und erst als diese im Sattel saß, stieg die junge Dame leichtfüßig auf den hohen Stein, vor den der Diener Ihres Vaters den Grauschimmel geführt hatte. Franz Marssen, noch immer ihres herben Ausrufs: »Fassen Sie mich nicht an, ich liebe das nicht!« eingedenk, stand in der Nähe, aber er rührte sich nicht von der Stelle. Seine Hülfe wurde auch keineswegs begehrt oder erwartet, die junge Dame schwang

sich geschickt in den bequemen Sattel, was ihr die Kleidung, die sie trug, außerordentlich erleichterte, und so ritt man, nachdem auch der Diener sein Pferd bestiegen und der Junge als Wegweiser vorangesprungen war, in gleicher Ordnung wie am vorigen Morgen vom Rhonegletscher, von der Grimsel ab.

Franz Marssen, der noch mit dem Wirthe sprach, folgte ihnen erst, nachdem sie schon einen kleinen Vorsprung gewonnen, da es aber anfangs bergauf ging, glaubte er Muße genug zu haben, um sie bald einzuholen, in der festen Ueberzeugung, die zwischen seinen eigenen träger gehenden Miethpferde vom Rhonegletscher würden schon den gewöhnlichen langsamen Schritt anschlagen, um jene nicht ihr angeborenes Feuer zu seinen Ungunsten austoben zu lassen.

So klein indeß der Vorsprung nur war, den die Reitenden voraus hatten, so schritten die Pferde doch, die bergan immer schneller, bergab aber viel langsamer als Fußgänger gehen, so rasch voran, daß er sie sobald nicht wieder einholen konnte. Als er den ziemlich ebenen Steinweg gewonnen, der wohl eine Viertelstunde lang oberhalb der Grimsel den Weg nach den Handeckfällen einleitet, sah er die Reitenden schon weit vor sich ziehen und er mußte in der That seine Kräfte etwas anspannen, um sie wieder zu erreichen. Jedoch sollte ihm diese Absicht durch den guten Willen der Dame, die den Schimmel ritt, etwas erleichtert werden.

Franz Marssen wußte von seinem Lieblingspferde, daß es den andern keineswegs in der Schnelle seiner Bewegungen, auch im Schritt, nachstand, und dennoch war es jetzt weit hinter ihnen zurückgeblieben, es mußte sein Feuer also durch den Zügel der Reiterin gedämpft worden sein. Noch mehr wurde diese seine Ansicht dadurch bestätigt, daß der Diener, der anfangs hinter der Dame gewesen, jetzt vor ihr ritt und daß diese sich bei einer Wendung des Weges wie zufällig nach dem zurückgebliebenen Reisegefährten umblickte, obwohl dies sehr eilig und kaum bemerkbar geschah.

Als Letzterer ihr endlich näher gekommen war, mäßigte er seinen schnellen Schritt wieder etwas, denn das Schauspiel vor ihm war zu verlockend, um es nicht noch einige Augenblicke in aller Ruhe zu genießen. Nein, so wie diese Dame, noch dazu auf dem leicht unter ihr schreitenden Schimmel, zu Pferde saß, hatte Franz Marssen noch nie eine andere gesehen. Es lag eine kühne Grazie in ihrer Haltung, mit einem so stolzen Selbstgefühl verbunden, daß sie auf dem Rücken des munteren Thieres sicher sei, die viel eher zu malen als zu beschreiben war. Gerade mit diesen Gedanken beschäftigt, ging der Maler hinter ihr her, als sie plötzlich den Zügel anzog und so den Fußgänger, der nicht stehen bleiben wollte, dicht an sich herankommen ließ. Dieser hielt gerade den Hut in der Hand und trocknete sich die heiße Stirn mit einem Tuche.

Als die Reiterin das sah, fragte sie, anfangs mit gleichgültigem Tone, der jedoch rasch zu einem kaum verdeckten Vorwurf anschwoll: »Reiten wir Ihnen zu rasch? O, wie erhitzt Sie aussehen! Aber das ist die Strafe dafür, daß Sie Ihr Pferd nicht selbst genommen; ich würde ruhiger gegangen sein und mich nicht so in Schweiß gesetzt haben, wie Sie.«

»Es ist möglich, daß Sie keine so große Eile gehabt hätten, wie ich,« erwiderte der Maler, »aber warm würden Sie doch geworden sein. Der Grund daran liegt in der Luft. Zwar deckt noch der Nebel unten das Thal, aber von oben her wirkt schon die Sonne, und bald werden wir sie über uns leuchten sehen.«

Hiermit schien er genug gesprochen zu haben, denn obgleich er jetzt dicht hinter der Reiterin herschritt, sprach er nur, wenn sie ihn durch Fragen dazu veranlaßte, und so nannte er ihr denn nach und nach die Namen der bekannten Wegstellen, über die sie zogen, und machte sie wiederholt auf die marmorglatten Granitplatten, welche das Gletschereis im Laufe der Jahre ausgewaschen und fast polirt hatte, aufmerksam. Allmälig arbeitete man sich aus dem engen und düsteren Felsenthal, welches sie umgab, heraus, die Aussicht wurde freier, das Auge des Menschen konnte sich wieder in der Ferne tummeln, und da Franz Marssen wußte, daß man nun bald die Gegend erreichen würde, wo nach und nach die Vegetation beginnt, so drang er mit seinem scharfen Auge sehnsüchtig durch den dichten Nebelschleier, ohne jedoch noch die ersten dunklen Zwergtannen wahrnehmen

zu können. Als er während dieses forschenden Ausschauens anhaltend schwieg, drehte sich die Dame noch einmal nach ihm herum und sagte mit der ihr in manchen Momenten eigenen Hastigkeit:

»Warum reden Sie nicht? Sie haben noch kein Wort aus freien Stücken mit mir gesprochen!«

»Ich weiß ja nicht,« erwiderte der Maler bescheiden, »ob Ihnen mein Gespräch nicht störend ist. Es giebt Menschen, die in solchen wilden und romantischen Gebirgsgegenden lieber ihre Augen als ihre Ohren in Thätigkeit setzen.«

»Ja, Sie scheinen mir auch dazu zu gehören, doch ich *will* jetzt mit Ihnen sprechen, und damit Sie es womöglich gern thun, will ich Ihnen sagen, daß es für mich ein hoher Genuß ist, mit einem *gebildeten* Menschen zu reden, der mit Geschick Gegenstände zu berühren versteht, die mich interessiren.«

Der Maler erhob bei den mit Nachdruck gesprochenen Worten seinen Kopf rasch gegen die Redende, wußte aber wahrscheinlich selbst nicht, welch ein Ausdruck dabei auf seinem Gesicht lag. Dieser Ausdruck, wenn man ihn übersetzte, sagte so viel als: »Wie, halten Sie mich wirklich für einen *gebildeten* Menschen? Es schien früher nicht so!«

Die junge Dame aber hatte in seiner Seele gelesen und nun sah sie ihn ihrerseits mit einem eben so sprechenden Blick an, den auch er verstand und sich etwa so übersetzte: »O ja, ich halte Sie dafür, sonst hätte ich Ihnen

gestern nicht ein so großes Vertrauen bewiesen und mit Ihnen von meinen Familienverhältnissen gesprochen.«

Wie gesagt, dies kurze Gespräch wurde nur mit Blicken geführt und doch ward es verstanden und beide Theile fanden vielleicht einige Genugthuung dabei. Franz Marssen, der nach Worten suchte, um seine Gedanken auszudrücken, wollte eben zu sprechen beginnen, als ein äußerer Vorgang seine Aufmerksamkeit wieder in Anspruch nahm und davon ablenkte. Man hatte eben den wilden felsigen Engpaß überwunden und stieg auf der granitklippenreichen sogenannten »bösen Seite« hinab, als die Nebel, die schon lange dünner und durchsichtiger geworden, sich plötzlich ganz senkten und ein silberweißer warmer Strahl von oben durch das leichte Dunstgewölk herniederfuhr. Als wäre dadurch auf einen Schlag der düstere Vorhang beseitigt, der den Reisenden die Aussicht in die Ferne verschloß, so sahen sie hier tief unter sich im Grunde dunkle Gruppen kleiner Zwergtannen auftauchen, hie und da eine silberne Wasserader von den sich mit Moos bedeckenden Bergen rinnen und mitten hindurch den Weg sich deutlicher abzeichnen, den man nun bis zur Handeck verfolgen mußte.

»O, mein Fräulein,« begann der Maler jetzt lebhafter als vorher das Gespräch, »jetzt heben Sie Ihre Augen auf und schauen Sie um sich. Die starre Wüste von Stein liegt hinter uns und wir sind an die Pforten des schönen Haslithales gelangt, um gleich selbst in das Paradies der Maler einzutreten.«

»Das Paradies der Maler? Wie soll ich das verstehen?« fragte die Dame. »Dürfen nur Maler in dasselbe eintreten?«

»O nein, so ausschließlich ist diese Gattung von Menschen nicht, sie gönnen auch anderen ihr Glück und ihre Freude. Aber allerdings nenne ich mit Recht das Haslithal das Paradies oder vielmehr das Eldorado der Künstler. Denn bald werden Sie an den schönsten Puncten auf jedem Stein einen Zeichner sitzen und mit Begeisterung die Werke copiren sehen, die Gottes allmächtige Hand hier so reichlich ausgestreut hat. Alljährlich pilgern meine Kunstgenossen in großer Anzahl und aus allen Ländern hierher, um im Winter zu Hause die reiche Ausbeute zu verarbeiten, die sie in einem kurzen Sommer gesammelt haben.«

»So. Wenn das so vortheilhaft für die Künstler ist, dann wundere ich mich nur, daß Sie nicht auch in diesem Eldorado sitzen geblieben sind, statt sich nach der schrecklichen Furca durch kaltes und todtes Gestein hinaufzuarbeiten.«

»Nun, ich bin auch mit der Furca und was damit verbunden ist, für diesmal zufrieden,« entgegnete der Maler nach einiger Weile, wobei er seinen Kopf wie zufällig nach der Seite wandte. »Aber die Furca war freilich kein Ziel für mich, nur ein Mittel zum Zweck, denn ich war auf einem größeren Kunstausflug nach dem Süden begriffen und mußte über die Grimsel, um nach meiner Heimat zu gelangen. Uebrigens bin ich schon früher ein Theilnehmer der paradiesischen Freuden dieses Thales

gewesen, da ich vorigen Sommer sechs Wochen in Guttanen gewohnt und mir von dem hier in der Umgegend Gebotenen ausgewählt habe, was mir am besten gefiel.«

»Dann sind Sie wohl im Winter auch mit der Ausbeute des Sommers beschäftigt gewesen?«

»Ganz gewiß, ich bin sehr fleißig gewesen, was ich mir freilich nicht zum Ruhme anrechnen will, da es die Pflicht des mit den Händen arbeitenden Menschen ist, fleißig zu sein.«

»Arbeiten Sie denn nur mit den Händen? Ich dächte, ein Maler müßte auch viel mit dem Kopfe arbeiten?«

»Wenn er der rechte Maler ist, gewiß.«

»Nun, dafür halte ich Sie in der That; Sie sehen mir nicht danach aus, als ob sie blos Ihre Hände zeichnen und malen ließen, ohne mit Ihrem Geiste dabei zu sein.«

»Sie sind sehr freundlich, aber auch das wäre kein besonderer Ruhm für mich. Der Mensch, der nicht denkt, das heißt, seinen Geist nicht wirksam sein läßt, existirt für mich nicht als solcher, sondern nur als ein ziemlich unbedeutendes Geschöpf, dem die Vorsehung aus Zufall oder Gewohnheitstrieb die menschliche Gestalt gegeben hat.«

»Sie urtheilen etwas strenge darin.«

»Es scheint mir abermals eine Pflicht für den vorwärts strebenden Menschen zu sein, in dieser Beziehung am strengsten über sich selber zu Gericht zu sitzen.«

Hier brach das Gespräch ab; die junge Dame schien den in der letzten Unterhaltung gebotenen Stoff genauer

zu bedenken und Franz Marssen richtete sein heller gewordenes Auge auf die reizenden Tannengruppen, an denen man jetzt vorüberkam, auf das wildströmende Wasser der Aare, die sich auf ihren jähen Sturz vorbereitete, und auf die umgrenzenden Felsenhöhen, die in der That einen so malerischen Character annahmen, daß auch weniger geschulte Augen als die seinen ihre Freude daran haben mußten.

So zog man denn den immer grüner werdenden Abhang, der sich nach der Handeck zieht, schweigend hinab und fand, als man vor dem gastlichen Wirthshaus anlangte, welches mitten in dem öden Knotenpunct so vieler unbeschreiblicher Naturreize liegt, die übrige Gesellschaft schon von den Pferden gestiegen.

Während Franz Marssen noch draußen blieb und mit Jürgen sprach, hatte sich der alte Schotte in das Wirthshaus begeben, um vor der Hand das später einzunehmende Frühstück zu bestellen, und war dann mit seiner Familie nach dem Handeckfalle hinabgeeilt, ohne auf die Führung des Malers zu warten. Einige Minuten später ging dieser ihm langsam nach, nachdem er sich überzeugt, daß noch keine anderen Reisenden im Hause waren und daß ihnen also der Genuß des Wasserfalles in keiner Weise geschmälert werden würde. Unterdeß war die junge Dame, von ihrer Ungeduld, das berühmte Naturspiel zu sehen, getrieben und von dem donnernden Gebrause, welches die ungeheure Masse des fallenden Wassers hervorbringt, auf den richtigen Weg geleitet, ihren Verwandten vorangeeilt, und als der Maler auf die Brücke

trat, die so künstlich oberhalb des Falles angebracht ist, fand er die ganze Familie vereinigt vor, voller Staunen und Verwunderung, aber auch voll Angst in die schneeigen Wirbel blickend, die der Schaum des zersträubenden Flusses hervorbringt, indem er seine graugelben Fluthen hie und da gegen die Felsen schleudert und dann ohne Halt in den 225 Fuß tiefen Abgrund stürzen muß.

Aber nur wenige Minuten hielt die halb betäubte und geängstigte Mutter es an dieser Stelle aus. Mit beiden Händen sich die Ohren verschließend, rief sie ihrem Manne zu: »Bringe mich fort, rasch, rasch, hier halte ich es keinen Augenblick mehr aus. Meine Nerven ertragen diesen Höllenlärm nicht, und ich habe den Tod davon!«

Der in Bezug auf die Wünsche seiner Gemahlin stets dienstbereite Gatte ergriff den Arm der Flehenden und führte sie wieder zur Höhe hinab; die Gesellschafterin blieb noch einige Augenblicke, deutete voller Entzücken auf den vom Aerlengletscher zur Linken herabstürzenden Aerlenbach, der seine schneeweißen Gewässer in denselben Trichter mit der dunkleren Aare ergießt, und folgte dann ruhig und still, wie sie sich immer verhielt, den beiden Vorangegangenen nach.

Kaum war sie fort, so trat die junge Dame näher an den Maler heran und rief ihm mit stark tönender Stimme zu: »Das ist groß, viel größer, als ich mir vorgestellt, daß es sein könnte. Kann man den Fall auch von unten sehen?«

Der Maler nickte bejahend und deutete auf den Weg, der in die Kluft zwischen den von der Aare gesprengten Felsen hinabführt. Rasch und leicht wie ein Reh sprang

sie ihm voran und war schon unten in der Tiefe angelangt, ehe der bedächtiger schreitende junge Mann nur die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Hier unten auf verschiedenen Stellen sah man denn auch, wie Franz Marssen vorausgesagt, mehrere Maler sitzen, die sich eifrig bemühten, einen Theil des großen Ganzen auf ihr Papier zu bringen. Rasch an ihnen vorüberschlüpfend, gelangte die Schottin auf einen breiteren Felsvorsprung dicht über dem stiller wirbelnden Strombett, wo sie sich endlich niederließ und den ihr nachklimmenden Reisegefährten erwartete.

»Ha, das ist auch schön,« rief sie ihm entgegen, als er endlich kam, »obwohl nicht so groß und hehr, wie von da oben gesehen. Das ist also die Aare?«

»Ja, und zwar der ganze Fluß, der mit seiner vollen Wucht, ob er will oder nicht, hier hinabstürzen muß, denn es ward ihm von der Natur beschieden, diesen Weg zu nehmen, wie auch dem Menschen auf der Erde sein Weg vorgeschrieben wird.«

»Hm, ja, aber er stürzt hier nicht in sein Grab, nicht wahr? Er steht dort unten wieder auf und lebt noch eine Weile froh und heiter fort?«

»Gewiß, und es ist dies derselbe Fluß, der Sie heute auf Ihrem ganzen Wege begleitet, der auf den Aargletschern entspringt, hier seinen großen Salto mortale so glücklich ausführt, in unzähligen kleineren Sprüngen und Krümmungen an den Brienzer See gelangt, ihn durchfließt, dann das Bödeli durchströmt, noch einmal den Thuner See durchschwimmt und sich nach dem gemüthlichen

Bern wendet, um endlich im Rhein zu sterben, der so viele Jugendschwärmer aufnimmt, um sie zuletzt in der Nordsee Ruhe finden zu lassen.«

»Da hat er einen schönen und interessanten Lebenslauf, das muß man sagen. O, könnte ich mir doch eine Skizze davon mitnehmen, denn diesen Anblick möchte ich nie vergessen, wenn ich auch das Getöse, das sein Sturz verursacht, gern recht bald aus den Ohren loswürde.«

»Machen Sie sich doch eine Skizze davon!« bemerkte lächelnd der Maler.

»Das vermag ich nicht, dazu fühle ich mich zu schwach. Ihr Bleistift würde leichter damit fertig werden.«

»Mein Bleistift gewiß nicht, denn zeichnen möchte ich ihn selbst nicht gern. Aber mit Farben malen, das ist nicht so schwer, wie Sie es sich vielleicht denken.«

»O, wenn man etwas recht versteht, ist es niemals schwer. Sie haben diesen Wasserfall wohl schon gemalt?«

Franz Marssen nickte freudig. »Schon zweimal und bei verschiedener Beleuchtung.«

»Und ist das Werk gelungen?«

»Ich denke es; an Sorgfalt, Mühe und Fleiß habe ich es nicht fehlen lassen.«

»Warum mag eine solche Arbeit so schwer und so wenig lohnend herzustellen sein?«

»Schwer ist sie, weil in dem Naturbilde selbst keine Ruhe liegt und man den Punct aus dem Auge verliert, den man eben erfaßt zu haben glaubt; und wenig lohnend ist

sie für den Künstler, das heißt, nicht von allen Beschauern gleich warm gelobt, weil der Wechsel zu groß ist und der Eine das Bild so, der Andere anders in der Natur gesehen hat, es also selten auf dem Bilde so wieder findet, wie es ihm in der Vorstellung wurzelt.«

»Sie mögen Recht haben. O, mein Gott, ja, das ist schön!« rief sie, die vollen Arme vor der Brust kreuzend und sich in den herrlichen Anblick versenkend, wobei ihr Gesicht einen fast rührend schönen Ausdruck annahm, da das sonst so feurige Auge mild und weich blickte. »So schön habe ich mir Gottes Welt doch nicht gedacht!«

»Es giebt noch schönere Puncte auf Gottes Welt,« bemerkte der Maler sinnig, »sehen Sie sie nur erst mit Ruhe und Nachdenken an.«

»Nein, nein, wenn ich erst nachdenken soll, ist die größte Schönheit vorüber. Sie muß mich überstürzen, überwältigen, wie dieser Anblick – das allein befriedigt mich.«

»Weil Sie ein Gemüth haben, das überstürzt, überwältigt werden muß, um ergriffen zu werden. Andere Menschen sind anders geartet –«

»Ich weiß, ich weiß,« unterbrach sie ihn, »aber jetzt predigen Sie mir nichts vor. Hier will ich nur genießen. O, mein Gott, es wird jeden Augenblick schöner, größer, erhabener.«

»Ja, das ist wahr und hierin liegt der Unterschied zwischen Gottes und der Menschen Werken. Diese werden bei längerer Anschauung immer kleiner und unbedeutender, wo jene allmälig in den Himmel wachsen. Hier will

der Anblick des Ganzen erst in unsere Seele dringen, sie ganz ergreifen, ganz erfüllen, bevor er vollkommen gewürdigt wird, und des Menschen Auge ist zu schwach, mit einem Blick Alles und Alles zu erfassen. Das sagen auch die Dichter, die sich schon oft an dieser Stelle versucht haben –«

»Ach, schweigen Sie mir von der Poesie still, die mit Worten beschreibt – hier kann nur, Sie haben ganz recht, die Farbe und der Pinsel wirken, und nie wie jetzt habe ich erkannt, daß auch die Malerkunst auf den Namen einer »göttlichen« Berechtigung hat, die ich früher, ehe ich in der Schweiz war, nur der Dichtung allein zuschrieb.«

»Urtheilen Sie nicht ungerecht, mein Fräulein. Jede Kunst hat ihre Vorzüge, wie sie ihre Gränze hat. Doch jetzt brechen Sie Ihre Betrachtung ab und steigen Sie wieder mit mir hinauf. Sie haben lange genug geschwelgt und es wird Zeit, daß Sie die irdische Milch und das irdische Brod essen, damit Ihr Körper dem Anstürmen Ihres Geistes gewachsen bleibt. Wir haben noch einen tüchtigen Marsch bis nach Meiringen und Ihre Frau Mutter muß frühzeitig nach Interlaken kommen.«

Fast widerwillig und immer von Neuem mit den Augen nach dem schäumenden Wasserchaos zurückkehrend, folgte ihm endlich die junge Dame; als sie aber oben vor dem Wirthshause angekommen waren, begleitete er sie nicht in das Zimmer, sondern begab sich noch einmal nach der oberen Brücke, sei es nun, daß er selbst

kein Frühstück nehmen, oder es so viel wie möglich vermeiden wollte, in näheren Verkehr mit der Familie zu treten, die ihn allmälig, das gestand er sich selber ein, mit ihrem kalten und abstoßenden Benehmen zu ängstigen anfing, je mehr ihn die natürliche Frische und Anmuth und der originelle trotzige Sinn des jungen Mädchens anzog. –

Nach einer guten Stunde Aufenthalts hatten sich die Reisenden hinlänglich erquickt und die Pferde genügend geruht, um die anstrengende Reise weiter fortsetzen zu können. Als die Reihe vom Morgen wieder hergestellt, und die ersten Personen abgeritten waren, blieb die junge Dame nochmals etwas zurück, aber nicht etwa, um mit dem Maler das Gespräch fortzusetzen oder auf ihn zu warten, sondern nur um einen bedauernden Blick nach der Aar und der silbernen Aerle hinüberzuwerfen, die mit ihrem donnernden Gebraus die Abreisenden ein gutes Stück Weges begleiteten.

»Es ist schade,« sagte sie plötzlich zu Franz Marssen, der wieder an ihrer Seite ging, »daß man sich im Leben so oft von Orten trennen muß, an denen man lieber Jahre als Minuten weilte. Von dieser Stelle weiche ich mit schwerem Herzen, denn ich sage mir: es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich sie mit Augen geschaut.«

»Dies Schicksal theilt sie mit vielen anderen Stellen, denn viele sehen wir im Leben nur einmal – und nicht Oertlichkeiten allein, auch mit Menschen geht es uns so, mit denen wir oft gern länger Gedanken und Meinungen

austauschten, als es die Verhältnisse gestatten zu wollen scheinen.«

Ob die junge Dame dieser Ansicht beistimmte, erfuhr unser Freund nicht, denn sie hielt, schon während er noch sprach, den Kopf gesenkt und ritt längere Zeit in Nachdenken versunken, ihren Weg fort, bis sie durch die wunderbar schöne Umgebung, die bald großartige, bald liebliche Reize entwickelte, wieder zu sich selbst gebracht wurde und der äußern Welt ihre Aufmerksamkeit schenkte.

Man war wieder in ein engeres, von der rauschenden Aar durchströmtes und von steilen Felswänden eingeschlossenes Thal gelangt, welches nur durch die reiche Fülle dunkler Tannen auf seinen Abhängen ein freundlicheres Ansehen erhielt. Hier begegneten den Reisenden schon viele Menschen zu Fuß und zu Pferde, die am frühen Morgen von Meiringen aufgebrochen waren und dasselbe Ziel erstrebten, welches sie selbst vor wenigen Stunden verlassen hatten.

Allmälig wurde das Thal schroffer und die steileren Abhänge drängten sich näher zusammen. Auf den höchsten Spitzen der Berge zeigten sich schneeige Gipfel, die mit ihren Schneemassen im Winter ungeheure und zahllose Geröllblöcke herniedergesandt hatten. Bald rauschte die Aar zur Rechten, bald rieselte sie zur Linken, denn öfters überschritt man feste Brücken, unter denen der wilde Gebirgsstrom unwillig brodelte, und endlich gelangte man auf die gigantische Felsengalerie, die auf dem Wege nach Guttanen die Aar tief unten im moosigen Grunde

zur Linken hat und wo man nicht weiß, ob man sich über den reichen Wechsel der sich aufrollenden Bilder mehr freuen als über ihre grandiose Erhabenheit staunen soll.

Doch es ist nicht unsere Absicht, eine genaue Beschreibung dieser Wege und ihrer Umgebung zu liefern, nur hier und da knüpfen wir an einige Orte Gespräche zwischen den handelnden Personen an, die uns für die Folge unserer Erzählung von Wichtigkeit scheinen. So war man denn endlich gegen Mittag in das reizend gelegene Alpendorf Guttanen gelangt, und dicht vor demselben trat der Maler an die junge Dame heran, zog den Hut und erklärte, daß er ihr nicht in das Gasthaus folgen könne, wohin Jürgen ihre Familie zu führen beordert sei, da er ein Geschäft hier im Orte zu vollbringen habe.

»Ein Geschäft?« fragte die Dame verwundert. »Wollen Sie irgend etwas Schönes zeichnen?«

»Ach nein, ich will nur eine Familie besuchen, bei der ich voriges Jahr traulich und gemüthlich gewohnt habe, obwohl es nur eine einfache Bauernfamilie ist.«

»So leben Sie wohl. Wir sehen Sie doch noch vor Meiringen wieder?«

»Ich werde nicht auf mich warten lassen. Sobald Sie dem Dorfe den Rücken kehren, werden Sie mich gewissenhaft in Ihrer Nähe finden.«

Er nahm noch einmal höflich den Hut ab, sie nickte ihm halb vertraulich, halb vornehm zu, und gleich darauf war er hinter einem Felsenvorsprung verschwunden, während Jürgen die Gesellschaft nach dem Pfarrhause führte, wo man in der Regel einzukehren pflegt, da der

Geistliche hier, wie das oft in der Schweiz ist, zugleich die Würde eines Gastgebers bekleidet.

Als nach anderthalbstündigem Aufenthalt die reisende Familie sich wieder in Bewegung setzte, kam sie an einem neuerbauten Hause vorüber, das sich durch äußere Nettigkeit, eine reiche Blumenzier und ein hübsches grünangestrichenes Stacket vor allen übrigen auszeichnete. Vor der Thür, die ein kleiner Vorbau überdachte, stand Franz Marssen neben einem hochgewachsenen, sauber gekleideten Mädchen mit üppigem, glänzend blondem Haar, dunkelblauem Auge und einer so zarten, frischen Hautfarbe, daß sie sogleich in's Auge fallen mußte. Eben ritt die junge schottische Dame, die letzte im Zuge, vorüber, da reichte er freundlich dem Mädchen die Hand und nahm herzlich Abschied von ihm. Die Schweizerin lächelte ihm fast herzlich zu, und als er von ihr fortgetreten war, rief sie ihm ein fröhliches »Auf Wiedersehen!« nach, dem gleichwohl ein wehmüthiger Klang beigemischt war.

Franz Marssen, den die fremde Dame nur flüchtig grüßte, als er ehrerbietig vor ihr den Hut abnahm, ging etwa zwanzig Schritte hinter ihrem Pferde her. Sie schien indessen nicht zum Sprechen aufgelegt zu sein, denn wohl eine halbe Stunde ritt sie still weiter, ohne sich nur mit einem Blick nach ihrem Reisegefährten umzusehen. Endlich aber zog sie den Zügel des Schimmels leise an, dieser ging sogleich langsamer, und da Franz Marssen

auf dieses bekannte Zeichen näher an sie herantrat, als wolle er nach ihrem Begehren fragen, sah sie ihm ernst forschend in das ehrliche Gesicht und sagte mit ihrem gewöhnlichen Gleichmuth:

»War das Mädchen, mit dem Sie den herzlichen Abschied austauschten, die Bekannte, die Sie in dem Dorfe besuchen wollten?«

»Ja, das war sie, wenigstens die Tochter des Mannes, bei dem ich voriges Jahr sechs Wochen gewohnt habe und wie ein guter Freund behandelt worden bin.«

»Das Mädchen sah anziehend aus und war auffallend schön, wie ich hier selten eine Person gesehen.«

»O ja, sie ist auch schön, da haben Sie Recht, obgleich weniger für mich als Andere, die es sich nicht haben nehmen lassen, mit ihrem Conterfei eine hübsche Reihe von Kunstausstellungen in großen Städten zu schmücken.«

»So, so, dann hat sie Ihnen auch wohl schon zum Modell gedient? Nun, man muß gestehen, daß die Herren Maler sich recht artige Gegenstände für ihren Pinsel auszuwählen wissen.«

»Das wissen sie, o ja, und es muß auch so sein, denn wo wollten sie alle Gesichter und Gestalten hernehmen, wenn ihnen die Natur und eine günstige Gelegenheit nicht von Zeit zu Zeit derartige Modelle darböte. Uebrigens gehört dieses schöne und in der ganzen Gegend bekannte Mädchen zu den Bewohnern des Haslithales, von welchen die Sage behauptet, daß sie vor langer, langer Zeit eingewanderte Schweden seien, und wenn man die herrlichen Gestalten und die eigenthümlich klaren

Gesichter dieser Frauen und Männer betrachtet, die ein durchaus nordisches Gepräge tragen, so muß man so ziemlich von der Wahrheit dieser Sage überzeugt sein.«

»Wie?« rief die Dame in höchster Verwunderung und hielt unwillkürlich einen Augenblick ihr Pferd an, »Einwanderer aus Schweden? Ist das Ihr Ernst?«

»Gewiß, mein Fräulein. Berühmte Geschichtsforscher behaupten und belegen es, und die Gemeinde in Guttanen bewahrt in ihrer Kirche die Documente auf, die ihre Abstammung unwiderleglich beweisen.«

»Das ist ja höchst merkwürdig. Und wann sind diese Schweden hierhergekommen und durch welche Schicksalsschläge so weit von ihrem Vaterlande weggetrieben?«

»Das ist ein Geheimniß, welches Ihnen weder ich noch irgend ein Anderer lösen kann. Jedenfalls ist es vor langer, langer Zeit geschehen, und das Merkwürdigste dabei scheint mir nur das zu sein, daß diese Nachkommen eines nordischen Volkes in so langer Zeit die sichtbaren Spuren ihrer Abstammung in Wesen, Gestalt und Zügen bewahrt haben, wie Sie sich ja wohl so eben selbst überzeugten.«

Die junge Dame antwortete nicht und blieb längere Zeit in nachdenkliches Schweigen versunken. Als sie aber nach einer Weile das dunkle, ernst blickende Auge seitwärts wandte und den Maler still vor sich hinlächeln sah, fragte sie, ohne Mißmuth, aber auch ohne Freundlichkeit: »Warum lächeln Sie?«

»Ich freue mich, daß auch Sie einmal etwas thun können, was Sie heute Morgen an mir gerügt haben.«

»Was hätte ich an Ihnen gerügt?«

»Daß ich so schweigsam war – und jetzt sind Sie es.«

»Nun ja, mir geht Ihre Schwedensage ernstlich im Kopfe herum.«

»Das heißt mit anderen Worten: Sie haben jetzt zu denken, wie auch ich heute früh. Daraus folgt ganz einfach, daß jeder Mensch abwechselnd Momente stillen Nachdenkens und lauter Mittheilung hat, nicht wahr?«

»Sie mögen Recht haben, aber nun sagen Sie mir noch Eins, da Sie ja einmal ein Maler sind. Jenes Mädchen, mit dem Sie so eben den Händedruck und den Abschiedsgruß tauschten, war also eine nordische, eine scandinavische Schönheit. Nehmen wir das als ausgemacht an. Stellen Sie sich nun alle nordischen Frauen so hellblond und mit blauen Augen ausgestattet vor, da Sie gerade jene Eigenschaften als Kennzeichen ihrer Abkunft nannten?«

»Alle wohl nicht, und es giebt gewiß Ausnahmen unter ihnen, wie es sogar in Italien und noch südlicher blonde Frauen und Mädchen mit hellen Augen giebt. Allein jene Eigenschaften sollen doch mit zu dem Grundtypus der im Norden Geborenen gehören.«

»Grundtypus! Ein bequemes Wort für oft sehr mangelhafte Begriffe! Ich will den Irrthum, in den Sie im Allgemeinen, wie in diesem speciellen Fall vielleicht gerathen könnten, nicht weiter verfolgen, aber Ihre Ansicht können Sie mir wohl noch über einen Punct darthun, über den ich noch immer nicht im Klaren bin.«

»Was ist das für ein Punct?« fragte der Maler ernsthaft.

»Mit einem Wort,« sagte die junge Dame fast mit Anstrengung, »finden Sie als Maler, als Künstler, diese allbeliebten blonden Haare und blauen Augen an Frauen schöner als dunkle Haare und Augen?«

»Oho, das ist eine sehr krittliche Frage, und sie dürfte kaum mit einem Worte zu beantworten sein. Ich für meine Person habe eigentlich darüber noch nicht weiter nachgedacht und muß gestehen, daß mir blonde Haare und blaue Augen, wenn sie mit dem Gesicht in Harmonie stehen, welchem sie angehören, also auf ihrem richtigen Flecke sind, nicht schöner erscheinen als dunkle Haare und Augen, wenn dasselbe bei ihnen stattfindet. Mir kommt es eigentlich nur darauf an, welcher Ausdruck, also welche Seelensprache in den Augen der Menschen liegt, und entspricht dieser Ausdruck meinen Begriffen von Schönheit, Reinheit und geistigem Adel, dann finde ich die Augen schön, mögen sie eine Farbe haben, welche sie wollen. Doch zu diesem Gespräch hat uns allein ganz unschuldig das schöne Mädchen in jenem Hause geführt, und wenn Sie sich dafür interessiren, wie es scheint, so kann ich Ihnen mittheilen, daß sie gegenwärtig ihrem Glück, was man in der Welt so nennt, entgegengeht. Sie hat mir eben erzählt, daß sie noch in diesem Herbst in den Stand der Ehe treten wird, und zwar mit einem schwedischen Maler, der schon einige Sommer hier gewesen ist und sie kennen und lieben gelernt hat. – Ihm haben also die blauen Augen wohler als die schwarzen gethan,« fügte er lächelnd hinzu.

»Mit einem schwedischen Maler?« rief die Dame verwundert aus. »O, das ist merkwürdig. Wie seltsam doch oft das Schicksal spielt! Die Vorfahren dieses Mädchens müssen aus Schweden hierherkommen, und nun kommt abermals ein Schwede und führt sie nach ihrer alten Heimat zurück.«

»Nein, das thut er nicht, er bleibt in der Schweiz und siedelt sich mit seiner jungen Frau irgendwo an einem schönen Orte an. Jedoch hat das Schicksal hier wirklich eine Rolle gespielt, aber dergleichen findet sich häufiger, als man im gewöhnlichen Leben anzunehmen pflegt. Ich wenigstens habe viele ähnliche Beispiele erlebt und werde wahrscheinlich noch mehr erleben. – Doch sehen Sie da, hier haben wir die ebene Straße nach Meiringen erreicht. Ihr Herr Vater hält da vorne schon auf seinem müden Braunen und blickt sich verlangend nach Ihnen um. Geben Sie Ihrem Schimmel einen kleinen Druck mit dem Fuß und probiren Sie, wie er läuft, damit Sie nicht in dem Glauben von ihm scheiden, er könne sich nur wie eine Schnecke bewegen.«

Ein seltsamer Blick traf bei diesen Worten den im Scherze redenden Maler, und die Worte, die er sogleich hören sollte, gaben ihm die Erläuterung dazu. »Aha,« sagte die junge Dame mit einer ihrer früheren stolzen Kopfbewegungen, »Sie sind meiner Gesellschaft müde und geben mir den Abschied. Das soll mir eine Warnung sein, daß ich mich künftig nicht wieder nach den persönlichen Ansichten eines Menschen erkundige. So leben Sie wohl bis zu den Reichenbachfällen, denn Ihr Schimmel wird

wahrscheinlich schneller laufen als Ihre Füße, die nur leidlich ermüdet scheinen. Leben Sie wohl, mein Herr.«

Sie winkte anmuthig mit der Hand und gab dabei ihrem Pferde einen leichten Stoß mit der Ferse, und dieses flog, nicht im Trabe, wie der Maler gerathen, sondern im Galopp den glatten Weg dahin, um bald die vorderen Reiter einzuholen, die mit der Zeit einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatten.

»Sie reitet gut!« dachte dabei der Maler, »und gewiß sitzt sie nicht zum ersten Male auf einem Pferde. Ich glaube, ich habe da eine ganz leidlich vornehme Bekanntschaft gemacht, und das Einzige, was mir nicht daran gefallen will, ist außer dem böse blickenden Vater der Gedanke, sie könnten glauben, ich habe mich nach dieser Bekanntschaft gedrängt. Ach nein; da irren sie sich sehr in mir. Doch, das Incognito, in welches sie sich so absichtlich hüllen, hat nun die längste Zeit gedauert – in einer Stunde vielleicht schon werde ich wissen, wer sie ist, und wie sie heißt, und dann wollen wir sehen, welches Land dieses dunkeläugige Wunderwerk hervorgebracht hat.«

Je tiefer man in den letzten Stunden von den Bergen herabgestiegen war, und je mehr man sich der so lange nicht betretenen Ebene näherte, um so milder und wärmer war die Luft geworden, bis sich zuletzt auf dem breiten Landwege, der nach Meiringen führt, eine ziemlich bedeutende Hitze fühlbar machte, obgleich der Himmel

mit leichtem Gewölk bedeckt und die Sonne seit einiger Zeit nicht mehr zum Vorschein gekommen war. Wie Franz Marssen, jetzt auf der Chaussee allein marschirend, am Staube merkte, war hier seit mehreren Tagen kein Tropfen Regen gefallen, und um an den kühlen Reichenbachfällen nicht wieder erhitzt anzukommen, ging er langsamer als vorher seinem nahen Ziele zu. Es war etwa vier Uhr, als er vor dem anmuthig gelegenen Hôtel Reichenbach eintraf, wohin er der Fälle wegen die fremde Gesellschaft von Jürgen hatte führen lassen. Es war gerade Niemand vor der Thür, und da unser Freund keine Eile hatte, unter Dach zu kommen, so setzte er sich auf die Bank, die vor dem Hause stand und eine so hübsche Aussicht nach den über Meiringen gelegenen Gebirgszügen gewährt. Hier erfuhr er bald von Jürgen, der aus dem Stalle kam, daß die Herrschaften bereits im Hause seien, daß der Herr ihn so eben gefragt, wann der Eigenthümer der Pferde anlangen werde, da er alsbald selbst nach Interlaken abfahren wolle und zu dem Zweck schon einen Wagen beim Wirth bestellt habe. »Die Damen,« fügte Jürgen hinzu, »sitzen auf dem Balcon im Gartenzimmer und trinken Kaffee. Soll ich vielleicht dem Herrn sagen, daß Sie da sind und daß er Sie sprechen kann?«

»Ja, sage ihm das, er wird mich hier vor der Thür finden, wenn er mich zu sprechen verlangt.«

Jürgen betrat das Haus, und einige Minuten darauf kam der immer stolz- und steifgehende Fremde heraus,

in diesem Augenblick eine Miene zeigend, die nicht verrieth, daß er gern diesen Gang angetreten, oder daß er freundliche Worte zu sprechen die Neigung habe.

Als Franz Marssen ihn erblickte, erhob er sich von der Bank und nahm einen Augenblick seinen Hut ab, was der Fremde mit kalter Höflichkeit erwiderte.

»Da Sie nicht zu uns in's Zimmer kommen,« begann der Fremde mit hochmüthig lächelnder Miene die Unterhaltung, »so muß ich Sie schon selbst hier aufsuchen. Nun, mein Herr, wir sind also in Meiringen oder vielmehr bei den Reichenbachfällen, und in einer Viertelstunde werde ich mit meiner Familie nach Interlaken unterwegs sein. Mir bleibt nun in Bezug auf Sie nichts mehr übrig, als Ihnen meinen Dank zu sagen und Sie zu bitten, mir meine Rechnung zu machen.«

Des Malers offenes Gesicht nahm bei diesen ihn tief verletzenden Worten eine stolzere Miene an und wurde sichtbar etwas bleicher als vorher, sein reines blaues Auge sprühte eine selten in ihm gesehene Flamme aus, und man merkte ihm an, daß er die Worte mühsam zusammensuchte, die er endlich hören ließ.

»Was für eine Rechnung soll ich Ihnen machen?« fragte er mit einer Stimme, die erst leise bebte, aber bald einen festeren und volltönenden Klang annahm.

»Für die Pferde natürlich, die Sie mir verschafft haben.«

»Mein Herr,« erwiderte jetzt der Maler mit vollkommener Fassung, »die Pferde, die ich Ihnen zu verschaffen in der Lage war, sind keine Miethpferde und nie für Geld

zu haben. Sie sind meines Vaters Eigenthum, und dieser hat sie mir auf meine Bitte gesandt. Ich bat ihn aber darum, weil Sie sich auf dem Rhonegletscher in Noth befanden und ich die Mittel, Ihnen zu helfen, in Händen hatte. Wenn Ihnen also meine Anwesenheit und die Pferde in den Bergen genützt haben, so soll es mich freuen, und das ist aller Dank, den ich mir für meine Handlungsweise zuerkennen darf.«

Der unbeugsam vor ihm stehende Mann reckte sich einige Zoll mehr in die Höhe, als er diese Worte vernahm, und sah seinen jungen Reisebegleiter vielleicht zum ersten Mal voll und fest an, als hätte er bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, ihn genauer zu betrachten; die stolze Miene desselben, sein edles, ungezwungenes Wesen, sein in diesem Augenblick von warmen Empfindungen belebtes Gesicht imponirten ihm sichtbar, und er fing augenscheinlich eine ganz andere Meinung von dem bisher so wenig beachteten Mann zu fassen an.

»So,« sagte er etwas verlegen und in der That nicht wissend, wie er sich jetzt verhalten solle, »so also haben Sie den Dienst, den Sie mir geleistet –«

»Nicht Ihnen, mein Herr,« unterbrach ihn der Maler noch stolzer als vorher, »sondern Ihren Damen habe ich diesen Dienst geleistet, die mich in ihrer Verlassenheit dauerten und denen ein hilfskräftiger Mann, wenn, wie hier, eine schwächliche und kränkliche Dame darunter ist, stets helfen muß.«

»Gut, gut, also mir haben Sie diesen Dienst nicht geleistet, wie ich sehe, so brauche ich mich also auch nicht

für meine Person bei Ihnen zu bedanken,« erwiderte der Herr mit seinem alten Hochmuth. »Sie werden aber hoffentlich meinen Dank annehmen, wenn ich denselben im Namen meiner Frau ausspreche, wie?«

»Den nehme ich an, ja, mein Herr.«

Der Fremde nahm seinen Hut ab und verneigte sich, mit Mühe, wie man sah, aber dennoch höflich. Ohne irgend eine Regung von Wärme und ohne dem jungen Manne seine Hand zu bieten, sprach er noch einige Worte und verabschiedete sich dann, nicht einmal den Wunsch ausdrückend, ihn vielleicht in Interlaken wiederzusehen.

Gleich darauf hatten sich die beiden Männer getrennt; der Fremde war in's Haus zurückgetreten, und Franz Marssen ging, ohne es vielleicht zu wissen, maschinenartig den Fällen zu, die dicht hinter dem Garten des Gasthofes liegen und mit ihrem letzten Sturze eine Mühle treiben, deren Gerassel und Gepolter jedoch ihr donnerndes Gebrause weit übertönt.

Franz Marssen stand vor dem wildschäumenden Wassersturz und schaute nach dessen Höhe hinauf, ohne im ersten Augenblick eigentlich etwas zu sehen. Sein Herz war bedrückt und gekränkt, denn einen so seltsamen Abschied seitens eines Mannes, mit dem er mehrere Tage in so naher Berührung gestanden, dem oder dessen Familie er sich in jeder Beziehung so gefällig erwiesen, begriff er eigentlich nicht. Seine offene Natur empörte sich gegen den geheimnißvollen Anstrich, den sich dieser Mann so

hartnäckig gab, und es dauerte lange, bis er das Gleichgewicht seiner Seele wiederfand, deren angeborenes Zartgefühl in der That tief erschüttert war. Allmälig jedoch gewann sein Auge wieder an Klarheit, und der schöne Anblick, den er vor sich hatte, besänftigte sein Gemüth bald so weit, daß er sein Blut wieder ruhiger pulsiren fühlen und sich dem Genusse des erhabenen Naturbildes mit vollem Behagen hingeben konnte.

Das starke Rauschen und Brausen des herabstürzenden Wassers übertäubte so sehr jedes andere Geräusch, daß er nicht hörte, wie unterdeß zwei Menschen hinter ihm hertraten und leise mit einander sprachen. Erst als sie dicht an seiner Seite standen, bemerkte er sie und, augenblicklich ein sanfteres Gefühl empfindend, als er sie erkannte, zog er den Hut und begrüßte sie ehrerbietig mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit.

Es war die junge Schottin, die mit der Gesellschafterin ihrer Mutter aus dem Hause gekommen war, um ebenfalls den berühmten Wasserfall zu bewundern. »Auch das ist schön,« rief die erstere aus, indem sie sich bemühte, mit ihrer klaren Stimme das Getöse des Schaumwirbels zu überwinden, »aber den Aarfall erreicht es bei Weitem nicht.«

Franz Marssen schüttelte, ihr beistimmend, den Kopf und gab ihr dann einen Wink, mit ihm etwas zurückzutreten, damit man sich besser verständlich machen und den ganzen Fall leichter überschauen könne.

»Wo kommt dieses Wasser her?« fragte die gewöhnlich schweigsame Miß freundlich in englischer Sprache.

»Es ist der Reichenbach,« erwiderte der Maler in gleicher Weise, »der aus dem Faulhorn entspringt und durch ein reiches, von Sennhütten und Vieh belebtes Wiesenland anmuthig strömt. Er legt einen schönen, von hohen Bergen umkränzten Weg stolz und kühn zurück, aber auch er muß endlich hier in die Tiefe hinab, wie Sie sehen, und theilt damit das Loos vieles Erhabenen auf der Welt.«

Die Dame nickte ihm ihren Dank zu und entfernte sich, um noch einmal den Fall aus der Nähe zu betrachten.

Diesen Augenblick benutzte ihre Gefährtin, um den Maler noch weiter vom Wasser fortzuführen, und dann, als das Geräusch desselben ihrer Stimme keinen Eintrag mehr that, blieb sie stehen und sagte mit einer überaus freundlichen Miene:

»Mein Vater hat mir gesagt, daß Sie sich bereits von ihm verabschiedet haben. Nun, was Sie auch meinen Verwandten gethan, ich bin Ihnen mehr verpflichtet als sie alle. Ihnen das mit meinem herzlichsten Dank zu sagen, kam ich hierher, da ich vermuthete, daß Sie sich unseren Danksagungen entziehen würden. Uebrigens denke ich nicht, daß wir uns hier zum letzten Male sehen, Sie wissen schon, daß wir längere Zeit in Interlaken bleiben, wo auch Sie wohnen, und vielleicht begegnen wir uns da einmal. Mir sollte das recht angenehm sein. So leben Sie denn wohl bis dahin, und möge Ihnen die in den Bergen gewonnene Ausbeute reichlichen Vortheil und Genuß bringen.«

Bei diesen Worten verbeugte sie sich noch höflicher als je zuvor und trat einen Schritt zurück, um mit der anderen Dame, die schon an ihr vorübergegangen, nach dem Hôtel zurückzukehren.

Da nahm das Gesicht des Malers wieder einen lächelnden und halb bittenden Ausdruck an. »Erlauben Sie,« sagte er, »daß auch ich Ihnen einige Worte zum Abschiede sage und daß ich mit dem Wunsche, daß es Ihnen ferner wohlgehen möge, eine Bitte verbinde.«

»Eine Bitte?« fragte die Dame mit einem leichten Anflug ihres früheren trotzigen Wesens. »Sprechen Sie sie aus.«

»Nun denn, auch ich würde mich freuen, Ihnen in Interlaken irgendwo wieder zu begegnen; damit dies aber um so sicherer geschehe, so bitte ich Sie, mir Ihren Namen und den Ihres Herrn Vaters zu nennen.«

Die junge Dame machte ein erstauntes Gesicht, und doch lächelte sie etwas schelmisch dabei. »Meinen Namen wollen Sie wissen?« wiederholte sie. »O, warum denn? Namen thun ja überhaupt zur Sache nichts, wenig bei Dingen, noch weniger bei Personen. Auch ich habe ja noch nicht nach Ihrem Namen gefragt, und war ich wirklich bisweilen etwas neugierig darauf, so bezwang ich mich, weil Sie Ihr Incognito eben so streng behaupteten, wie wir. Sie mögen Ihre Gründe dazu gehabt haben, und wir hatten die unsrigen auch. Uebrigens ist es oft interessanter, nicht zu wissen, mit wem man verkehrt, als das Gegentheil. *Sollen* wir uns wiedersehen, und ist

es vom Schicksal bestimmt« – hier lächelte sie noch etwas stärker – »so sehen wir uns gewiß wieder, und das wird mir angenehm sein; sehen wir uns aber nicht wieder, nun, so war unser Zusammentreffen weiter nichts als eine zufällige Begegnung in den Bergen.«

»Weiter nichts, ja, da haben Sie Recht!« sagte der Maler sinnend, zog tief den Hut und verbeugte sich. »So leben Sie denn wohl!«

Die Dame verbeugte sich ebenfalls und wollte sich zum Rückweg wenden. Da besann sie sich und kehrte ihm noch einmal ihr schönes, in diesem Augenblick wunderbar strahlendes Gesicht zu. »Noch Eins!« sagte sie freundlich. »Wenn es Ihnen angenehm ist, zu hören, daß ich mir, falls ich jemals wieder in eine ähnliche Noth wie auf jenem Gletscher gerathen sollte, einen so hilfskräftigen Beistand wünsche, wie Sie es waren, so sage ich es Ihnen. Und *nun* leben Sie wohl! Der Wagen, den mein Vater bestellt hat, ist so eben vorgefahren, und man erwartet uns.«

Sie winkte noch einmal anmuthig mit der Hand und folgte dann eilig der vorangegangenen Miß. Franz Marssen blieb stehen und sah ihr nach, bis sie hinter der vorspringenden Ecke des Hauses verschwunden war. Aber auch dann noch blieb er stehen, in tiefes Nachdenken versunken, bis er das Rollen von Rädern hörte und den Staub aufwirbeln sah, den die davonjagenden Pferde aufwarfen. Erst als die letzte Staubwolke in der Ferne verflogen war, drehte er sich langsam nach dem Wasserfall um, ging ihm wieder näher und richtete sein Auge auf

die stäubenden Perlen, deren Tosen in diesem Augenblick einen Wiederhall in seiner Seele hervorriefen, wie er ihn so seltsam und bang noch nie vernommen zu haben glaubte.

»Schaum, alles Schaum, was ich vor mir sehe,« flüsterte er in sich hinein. »Wüstes Gebraus und Gesaus, was ich höre. O und doch, wie ist die Natur so groß und schön und ein wie seltsames, kleines Geschöpf ist der Mensch darin, daß er nur an ihr sich erheben und erquicken kann, wenn seine inneren Quellen langsam und träge tropfen, statt, wie sie eigentlich sollten, immer in ruhiger, friedlicher Fülle und Frische zu fließen!«

Achtes Kapitel. In der Heimat.

Die mehr oder minder angenehmen Ereignisse der letzten Tage und ihr unerwartet seltsamer Schluß konnten den Geist Franz Marssen's wohl eine Zeit lang beschäftigen, allein ihn tief zu bewegen, oder ihm gar auf die Dauer ein trübes Gepräge aufzudrücken, das vermochten sie nicht. Dazu war dieser Geist viel zu elastisch und jugendfrisch, zu strebsam und ernsteren Zielen zugewandt, und so ward es ihm nicht schwer, nach kurzer äußerer Zerstreuung mit gesammelter Kraft wieder zu sich selbst zurückzukehren und, seinen alten edlen Vorsätzen getreu, den mit Eifer begonnenen Weg ruhig weiter zu verfolgen.

Mit guten Naturanlagen begabt, hatte Franz Marssen eine vortreffliche Erziehung, zwar nicht im Hause seines

Vaters, aber bei einem hochgebildeten und einsichtsvollen Lehrer in Düsseldorf genossen. Nach seines Vaters Meinung sollte er sich irgend einem Fachstudium widmen, falls er Neigung dazu verspürte; ein seinen Fähigkeiten und Wünschen unangemessener Zwang aber war ihm dabei in keinerlei Weise auferlegt worden. Fleißig, aufmerksam und mit großer Fassungskraft begabt, machte er schnelle und bedeutende Fortschritte in fast allen Lehrgegenständen, allein, vorzüglich alles Schöne und Edle erfassend, was sich seinem jugendlichen Auge bot, ergriff ihn frühzeitig eine unwiderstehliche Neigung zur Malerei, wozu vielleicht gerade Düsseldorf die meiste Anregung geboten hatte. Während er nun mit Einwilligung seines Vaters sein ganzes Herz dieser Kunst zuwandte, vergaß er doch nicht die Ausbildung seines Geistes und setzte diese noch ämsig mit allen Kräften fort, nachdem er sich schon lange ausschließlich seinen künstlerischen Bestrebungen gewidmet hatte. So wurde er unter geschickter Leitung ein guter Maler, aber auch zugleich ein gebildeter Mensch, ein denkender, strebsamer Künstler, der die Welt, wie der Egoist und beschränkte Kopf, nicht nur in sich, sondern auch außer sich sieht und sucht und der also bedeutend von vielen seiner Kameraden abwich, die als Maler es für unnöthig hielten, sich auch um andere Dinge in der Welt, um Wissen und Wissenschaft zu bekümmern. Während er zeichnete und später malte, studirte er in den Mußestunden auch die Geschichte der Kunst und kam dadurch auf die Geschichte der Welt, die ja Alles umfaßt, was sich auf Erden bewegt, was den

Fortschritt im Guten und Rechten schafft und die edelste belehrende Quelle des menschlichen Geistes ist.

So wuchs er allmälig zum Jüngling und zum Manne heran, der sich bewußt ist, ein mitschaffender Theil des großen sich immer neu gebärenden Ganzen zu sein. Bei nicht gerade reichen Mitteln, womit sein Vater ihn unterstützen konnte, aber auch nicht kärglich eingeschränkt, erwarb er sich schon frühzeitig durch glückliches Portraitiren ein kleines Einkommen und benutzte dasselbe zu verschiedenen Reisen im Innern Deutschlands, bis er von Karlsruhe, wo er zuletzt gearbeitet und sich bereits unter den größten Meistern der Gegenwart einen ehrenhaften Ruf erworben, auf den Wunsch seines Vaters nach der Schweiz übersiedelte, wie wir bereits erfahren haben.

Was nun die Bekanntschaft betraf, die er so zufällig auf seinem letzten Ausfluge angeknüpft, so hielt er selbst sie für ein unbedeutendes, flüchtig vorübergehendes Ereigniß ohne alle Folgen, wie ihm deren ähnliche wohl schon früher begegnet waren. Anfangs freilich war ihm das geheimnißvolle Dunkel, welches über der Familie des finsteren Fremden und diesem selbst schwebte, der offenbar keine ganz unbedeutende Persönlichkeit war, etwas peinlich gewesen, indessen wie ihn dieser abgestoßen und das ganze Verhältniß verbittert hatte, so hatte sein Künstlerauge durch den Anblick seiner Tochter einen hochherrlichen Triumph gefeiert, ohne daß sein Gefühl im Geringsten dabei in Anspruch genommen worden wäre. Wenigstens sagte er sich das, wenn er an dieselbe dachte, von jetzt an oft genug. Aber nicht nur die

eigenthümliche Schönheit, die dieses Mädchen auf eine so seltene Weise auszeichnete, hatten ihm zu denken und zu sinnen gegeben; auch der widerspruchsvolle, trotzige, jedenfalls aber naturwüchsige Geist, der diesem zierlichen und ausdrucksvollen Kopf innewohnte, hatte ihr in seinen Augen einen unbeschreiblichen Reiz verliehen, und das dämonische Feuer, das bei mancher Gelegenheit aus ihren Augen blitzte, hatte seinen eigenen männlichen Geist zum Widerspruch angestachelt, so daß er, wenn er auch nicht im Stande war, über sich selbst klar zu werden, sich doch gestehen mußte, daß er dadurch einigermaßen aus seinem gewöhnlichen stillen und ernsten Geleise gerückt war.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, finden wir ihn, nachdem die schnellen Pferde schon längst die Reisenden entführt, noch immer vor dem brausenden Wasserfall stehen, und erst allmälig gelang es ihm, sich von seiner inneren Zerstreuung zu befreien und den äußeren Eindrücken der Natur hinzugeben, was für den edlen und reinen Naturmenschen stets ein siegreicher Schritt zur nüchternen Weltanschauung ist.

»Eine zufällige Begegnung in den Bergen,« sagte er sich zuletzt, »ja, sie hat es selbst richtig bezeichnet, das war es und weiter nichts, und so wollen wir von jetzt an die ganze Begebenheit auffassen. Das schließt aber nicht aus, daß sie mir ein schönes Modell sein und bleiben soll, und dazu habe ich ja schon in meinem Skizzenbuch den ersten Schritt gethan. Die Schottin, auf dem Schimmel unter der alten Föhre im Hochlande reitend, soll meine

erste neue Arbeit sein, ja morgen schon will ich sie beginnen, mit einem Genuß und einem Behagen, die mir schon jetzt wie prickelndes Feuer in den Fingerspitzen zucken.«

So weit war Franz Marssen in seinem Gedankengange gekommen, als er von Jürgen unterbrochen wurde, der mit freudig strahlendem Gesicht herankam, seinem Herrn das Skizzenbuch brachte und meldete, daß die fremden Herrschaften nach Interlaken aufgebrochen seien.

»Ich weiß es schon, Jürgen,« erwiderte der junge Mann, »aber was willst Du mir noch sagen?«

»Ach, Herr,« versetzte der gute Bursche mit einiger Verlegenheit, »der Herr hat mir ein Trinkgeld gegeben – darf ich es denn wohl mit gutem Gewissen annehmen, da ich die Reise doch im Auftrage des Herrn Doctors machte?«

Man sieht, Jürgen war noch ein sehr wenig industriöser Diener und dabei außerordentlich bescheiden, was in der Schweiz viel sagen will, wo, wie in keinem Lande der Welt, nach unserer eigenen Erfahrung, die dienstbaren Geister jederlei Gattung die unverschämtesten Ansprüche erheben. Allein der gute Jürgen war von der so schamlos wuchernden Fremdenkultur noch nicht ›beleckt‹, er war ein ungefälschter Sohn seines Landes und dabei der treue Diener eines wackeren Herrn, den er, wie alle ihm Untergebene, liebte und auf dessen Geheiß er ohne Entschädigung acht Tage lang durch Fels und Schlucht geklettert wäre, um irgend einen ihm überwiesenen Fremden zu seinem Ziele zu leiten.

Franz Marssen lachte, als Jürgen ihm jene Frage vorlegte und erwiderte: »Ich wüßte keinen Grund, warum Du dies Geld nicht mit gutem Gewissen annehmen solltest – was hat der Herr Dir denn gegeben?«

Jürgen griff in die Tasche und zog ein neues Goldstück hervor, das er seinem jungen Herrn mit triumphirendem Gesicht zeigte.

»Nun,« sagte dieser, »das hast Du wohl verdient, und jetzt laß mich allein und sorge für die Pferde.«

»Soll ich denn heute nicht mehr mit ihnen nach Hause zurück? Aushalten könnten sie den Weg schon.«

»Es hat keine Eile, denke ich, laß sie sich lieber ruhen. Morgen früh um fünf Uhr kannst Du heimwärtsziehen und zu Hause meinen Vater und die Tante grüßen und ihnen sagen, daß ich wohlauf bin und gegen Mittag bei ihnen eintreffen werde.«

»Wollen Sie denn zu Fuße gehen, Herr? Es sind ja drei Pferde da –«

»Aber mit Damensätteln – nein, ich gehe diesmal lieber und das Wetter ist gut. Adieu!«

Unser Maler war ein guter Fußgänger und rüstiger Bergsteiger, wie wir bereits erfahren haben, und da er auch jetzt noch nicht übermüdet war, so benutzte er die schöne Abendstunde, um nach den oberen Fällen des Reichenbachs emporzusteigen und an geeigneten Orten einige Skizzen vom Wasserfall aufzunehmen, wie es stets seine Gewohnheit war. Erst lange nachdem die Sonne hinter dem See von Brienz versunken war, kehrte er

nach dem jetzt übervollen Gasthof zurück, nahm in Gesellschaft der allen Nationen angehörenden Gäste sein Nachtessen ein und ging dann zur Ruhe, da sich eine leichte Müdigkeit endlich seiner Glieder bemächtigt hatte.

Der nächste Morgen war so golden klar und lieblich frisch, daß unser Freund schon um sechs Uhr seinen kurzen Weg nach Brienz antrat, mit fröhlichem Blick die Gebirgszüge an beiden Seiten der Aar betrachtend, von denen unzählige silberne Wasserfäden in wilden Sprüngen und mit sanftem Gemurmel herabrieseln und das Auge wie das Herz des Wanderers erfreuen. In Brienz hielt er sich bis um zehn Uhr auf, dann bestieg er das abgehende Dampfboot, das er leider, wie stets im Monat Juli, fast nur mit Engländern gefüllt fand, die in ganzen Schwärmen auf die Schönheit der Schweiz förmlich Jagd machen und alle Häuser, Schiffe, Wagen und Pferde dermaßen in Anspruch nehmen, daß, wenn es so fort geht, in kurzer Zeit kein bescheidener Deutscher mehr irgend einen Reiz in gemüthlicher Stille und Behaglichkeit darin wird genießen können.

Auch diesmal blieb unserm Maler nur ein kärglicher Platz neben dem Steuermann übrig, allein er war ein genügsamer Reisender, wenn sein Auge Befriedigung fand, und dafür hatte die gute Natur auf dem blaugrünen schönen Brienzer See ja so reichlich gesorgt. Berge, Schluchten, Wellen und Wolken mit sicherem Blick überfliegend, sog er die Reize, die sich ihm boten, mit vollem Behagen

ein, und so kam er endlich in ruhigster Stimmung in Interlaken an, um alsbald seinen Weg nach dem väterlichen Hause anzutreten. –

Wenn man aus den stillen Bergen des Berner Oberlandes, wo man immer nur einzelne Menschen oder höchstens in einem abgelegenen Gasthofe einer etwas zahlreicheren Gesellschaft begegnet, nach dem Bödeli hinabsteigt und an der Landungsbrücke der Aar vor Interlaken das Dampfboot verläßt, so wird man überrascht von dem Gewühl und dem Gedränge, welches sich sogleich in dem beliebten Sammelpunct der Schweiz zu entwickeln beginnt. Fuhrwerk jederlei Art, vom elegantesten bis zu einfachen Gebirgskarren herab, ist dicht am Wasser in einer unabsehbar langen Wagenburg aufgefahren; betreßte Kutscher und Diener jeder Gattung umringen uns und ein so buntes Menschengewühl zeigt sich auf der Stelle dem verwunderten Auge, daß man glaubt, wie durch einen Zauberschlag mitten in das Gewirr und Gelärm einer übervollen Hauptstadt versetzt zu sein.

Hat man nun mit wenigen Schritten den allgemeinen Sammel- und Spazierplatz, den berühmten Höheweg unter der Nußbaumallee erreicht, so sieht man, daß man sich allerdings unter Menschen aus großen Städten bewegt, aber diese haben hier ein so eigenthümliches, von dem ihrer Heimat so abweichendes Aussehen, daß man nicht weiß, ob man mehr unter Franzosen, Deutschen, Polen und Ungarn oder unter Engländern und Russen wandelt, da alle Nationalcostüme, so weit deren noch getragen werden, hier in den vielfältigsten Abstufungen

vertreten sind. Viele von ihnen jedoch, namentlich Bewohner der großbritannischen Inseln, haben sich in die ganz eigene Gattung schweizerischer Touristen verwandelt und stolziren mit olympischer Allerweltsverachtung in den fabelhaftesten Trachten einher. Mit vielfarbigen Strümpfen, Kniehosen und Gletscherschuhen bekleidet, blutroth wollene Hemden und Jacken von allerbequemster Form nebst blauen oder grünen Schleiern auf den gestutzten, mit Federn geschmückten Cylinderhüten tragend, renommiren alte und junge Herren mit langen Alpstöcken die Straße auf und ab und glotzen die ewigen Schneeberge mit ihren wasserblauen Augen so vertraulich an, als ständen sie mit ihnen auf dem ›Du und Du‹-Fuß und hätten bei ihrer Geburt Gevatter gestanden.

Aber nicht allein die Männerwelt mit Bärten, die man oft Zotten nennen und für verbleichtes rothes Blätterwerk halten könnte, auch die der Frauen zeigt sich hier in einem ganz ungewöhnlichen und dem Neuling seltsam erscheinenden Aufputz, denn es giebt in Interlaken auch löwenkühne weibliche Touristen, die den Ruhm einer ganz besonderen Gattung in Anspruch nehmen. Freilich rauschen viele von ihnen noch in Crinolinen, die mit ihrer Breite die halbe Straße einnehmen, und in seidenen Roben einher, deren Schleppen sich fußlang, gleich den Wellen hinter einem Dampfboot, hinter ihnen herwälzen und den feinen Staub der Straße in Wirbeln aufwühlen, viele aber gehen auch mit hochgeschürzten Röcken einher und scheinen sich zu freuen, der staunenden Welt zeigen zu können, daß der liebe Herrgott da oben auch

sie mit Beinen und Zubehör wie die Männer begabt hat. Viele von ihnen, ob sie nun zu Pferde, zu Esel sitzen oder zu Fuße gehen mögen, tragen auch drei Ellen lange Alpstöcke und nägelbeschlagene Bergschuhe, grüne und blaue Schleier an den Hüten, und Oberkleider, von denen man in der That oft nicht weiß, ob sie aus einer Herren- oder Damengarderobe stammen; und endlich sind die blauen Brillen ein beliebter Putz, damit der ewige Schnee der Alpen, den man hier Morgens, Mittags, Abends und Nachts vor der Nase hat, die schönen Augen nicht blende, wenn einmal – Gott verzeih' uns die Sünde! – ein schönes Auge sich hier blicken läßt, wo unter auf- und abwogenden Menschen so unzählige und so verwunderlich häßliche, ja widerliche sind, wie wir an keinem Ort der Welt gesehen zu haben uns erinnern, trotzdem sie sich, wie indianische Squaws, mit blitzenden Geschmeiden und Zierrathen behängen, die oft vom Hals bis zum Knie herabreichen.

Franz Marssen, dem der Anblick des eben geschilderten interlakener Publicums kein neuer mehr war, ging mit seinem gewöhnlichen ruhigen Schritt durch die Wagen, Reiter und Fußgänger den Höheweg hinab, weniger auf die ihn umgebenden Menschen, als auf die erhaben schöne Bergkette achtend, die sich jetzt auf der Südseite der Straße immer grandioser aufzurollen beginnt. Erst als er den Staub und das Gewühl des Höheweges verließ und in die Seitenstraße einbog, welche nach dem Hause seines Vaters führte, wehte ihn eine wohlthuende heimatliche

Luft an und sein Gemüth erfreute sich der lieblichen Stille, die hier allmälig zu walten begann und immer mehr zunahm, je weiter das bunte Allerlei der Hauptstraße hinter ihm liegen blieb. Nach und nach nahmen auch die Häuser an Zahl und Größe ab, die freien Gartenräume zwischen ihnen wurden länger und breiter, und endlich gelangte er in den stillen Nebenweg, an dessen Ende das Schweizer Asyl des Doctor Marssen lag. O, wie war schon hier Alles so frisch, kühl und rein! Die dichtbelaubten Nußbäume hauchten einen erquickenden Duft aus, die grünen Hecken bedeckte kein farbloser Staub und von den saftigen Wiesen strömte der kräftige Geruch frisch geschnittenen Heues herüber, welches dem Thalbewohner in diesem Jahre die erste Erndte lieferte. In der Perspective der Straße aber, hoch über allem Erdengewühl, thronte auf ihrem gewaltigen Piedestal die ewig schöne und herrliche Jungfrau, die Königin dieses und aller übrigen Thäler, und die grünen, schön geschwungenen Berge davor, mit ihren geheimnißvoll dunklen Tannenwäldern, strahlten ihm mit einem Zauber entgegen, daß sein Herz vor Freude und Glück aufschwoll, und er kaum genug Fassungskraft im Auge hatte, um Alles und Jedes zu überschauen und in die aufjauchzende Seele einzusaugen.

Endlich bog er in die letzte schmale Nebengasse ein und da – da lag das väterliche Haus, still und friedlich unter seinem breiten, weit vorspringenden Dach, halb von Weinblättern bedeckt und mit üppigen Rankengewächsen geschmückt, deren saftige Blätter und farbenreiche Blüthen die Pfeiler der Veranda umringelten, wie sie kein

anderes Haus im ganzen Bödeli so geschmackvoll und zierlich geordnet aufzuweisen hatte.

Als er dies Haus in der Ferne auftauchen sah, blieb er einen Augenblick stehen und schaute es mit stillem inneren Behagen und fast nie gefühlter Befriedigung an. Ja, er fühlte, daß er eine Heimat, eine schöne Heimat besitze und daß innerhalb derselben Menschen wohnten, denen er sein ganzes Herz widmen konnte, und von denen er gewiß war, daß sie ihm ihr ganzes Herz wieder widmeten.

»Wer wird der Erste sein, den mein Auge sieht,« fragte er sich, »wessen Willkommenruf wird mir zuerst in die Ohren tönen?« Ha – und ja, da kam der Erste schon oder vielmehr *die* Erste, denn Tante Caroline selber trat eben mit ihrem leichten sinnigen Schritt von den Stufen der Veranda herunter, ein Körbchen mit frischen Erdbeeren in der Hand tragend, die sie für den Bruder und den wahrscheinlich bald anlangenden Liebling, der aus den Bergen kam, fürsorglich hatte pflücken lassen.

Franz schritt lächelnd und mit freudestrahlendem Gesicht ihr entgegen, die ihn noch nicht sah, aber da schlug sie die sanften Augen auf und, laut aufschreiend vor Freude, setzte sie das Körbchen mit Früchten rasch auf die Erde in das Gras, da nicht gleich ein Tisch oder eine Bank zur Hand war, und lief dem Neffen mit offenen Armen entgegen, den sie liebte, wie eine Mutter nur ihren eigenen Sohn hätte lieben können.

»Franz!« rief sie frohlockend, »da bist Du, willkommen, mein lieber, guter Junge!« – Und »Tante Caroline!«

rief er und beide hatten sich schon erreicht und umschlangen sich fest und innig, so daß man nicht sehen konnte, ob der Eine oder die Andere zärtlicher und beglückter war.

Caroline war ganz aus ihrem sonst so ruhigen Gleichgewicht gerathen, aber das dauerte nicht lange; bald war sie wieder die alte stille Tante geworden, nur hielt sie die Hand des Neffen noch immer fest, nachdem sie ihn unter die Veranda geführt und auf einem Stuhl hatte Platz nehmen lassen, vor dem ein gedeckter Tisch stand, an welchem auch heute, wie es Sitte war, pünctlich um ein Uhr gespeist werden sollte.

Allein nicht lange verharrte die ruhige Hausfrau in unthätiger Ruhe. Bald war sie wieder aufgesprungen, hatte die Erdbeeren, Brod und Wein herbeigeholt, und während nun Franz ohne Weigerung von dem Dargebotenen »kosten und sich stärken« mußte, hing sie mit ihren treuen zärtlichen Augen an seinen Lippen, um die merkwürdigen Dinge zu vernehmen, die er ohne Zweifel in reichster Fülle zu erzählen hatte.

Jedoch, er war noch nicht zum Erzählen aufgelegt, vielmehr schwebte ihm eine Frage schon lange auf den Lippen, und diese sprach er nun zuerst aus.

»Wo ist der Vater, Tante?« lautete sie, und dabei schaute er sich im Kreise um, als suche er ihn auf irgend einer Stelle, wo er wohl sonst zu sitzen pflegte.

»Er ist im Augenblick nicht hier,« erwiderte die Tante, »er muß bald kommen. Er ist bei einem schwerkranken Patienten, den er täglich zweimal besucht, dem es aber

jetzt schon besser geht.« Und nun erzählte sie dem aufmerksamen Neffen, was sich, wie wir schon wissen, vor einigen Tagen bei Mürren zugetragen hatte. »Nun aber,« fuhr sie lebhaft fort, als sie damit zu Ende gekommen, »erzähle Du mir von Deinen eigenen Erlebnissen und laß Dir gleich sagen, daß Du uns auf Dein Abenteuer recht neugierig gemacht hast.«

Franz zögerte noch, lächelte und sagte dann: »Du weißt ja, wo ich gewesen bin, und hast gewiß schon meine große Mappe geöffnet. Nun, darin ist fast all mein Erlebtes, das heißt Gesehenes, enthalten, das magst Du mir glauben.«

»Ja wohl, ich weiß, daß Du auf dem Montblanc gewesen bist, und Du hast viel Schönes davon mitgebracht. Aber davon will ich jetzt noch nichts hören, erspare es, bis der Vater hier ist. Erzähle mir lieber vom Rhonegletscher – Du weißt schon –«

»Ach so! Ja, das ist erst der Schluß meiner Reise, das kommt zuletzt –«

»Nein, das muß bei mir zuerst kommen, denn meiner Meinung nach ist es gewiß das Interessanteste. – Die drei Damen – Du verstehst schon?«

Franz mußte unwillkürlich laut lachen. Das Gesicht der guten Tante verrieth eine Neugierde, wie er sie nie auf demselben wahrgenommen.

»Worüber lachst Du?« fragte sie dann, sich zur Ruhe zwingend. »Doch nun sprich' – waren sie alle drei jung?«

Er schüttelte den Kopf und nahm eine ernstere Miene an. »Nein, nur eine von ihnen, liebe Tante. Die zweite

war von mittlerem Alter, und die dritte, derentwegen ich hauptsächlich um die Pferde bat, war sogar weit über die Jugend hinaus und ich wage zu sagen, da Du darin vernünftig bist: sie war etwa von Deinem Alter und dabei leidend und sehr schwach.«

»O, und doch reiste sie im Hochgebirge? Ihretwegen also hast Du die Pferde kommen lassen?«

»Ja, Eins wenigstens, und sie hat auf Deinem sanften Fuchs geritten.«

»Und wer hat Deinen feurigen Schimmel geritten?«

»Die jüngste Dame natürlich.«

»War sie schön?« fragte die Tante vorsichtig und mit ruhiger Bedachtsamkeit die Miene des Erzählenden musternd.

»Wunderbar schön,« erwiderte Franz ohne alle sichtbare Bewegung, »in einer Art schön, wie ich noch nie ein weibliches Wesen gesehen.« Und nun erzählte er in ruhiger Weise, wie und wo er die Bekanntschaft der schottischen Familie gemacht, wie er die junge Dame, die sich verstiegen, vom Rhonegletscher herabgeholt und wie er dann allen bis nach den Reichenbachfällen das Geleit gegeben.

»Aber wie hießen und wer waren sie?« fragte die Tante, nachdem sie jedem einzelnen Worte des seine That so einfach schildernden Neffen die größte Aufmerksamkeit geschenkt.

»Ja, das weiß ich nicht,« fuhr er fort, »sie bewahrten streng ihr Incognito und kein Mensch konnte irgend etwas von ihnen herausbringen, was uns Aufschluß über ihre Verhältnisse und Namen gegeben hätte.«

So wußte Caroline endlich Alles, was Franz erlebt hatte. Nur Eins hatte er ihr verschwiegen und auch dem Vater verschwieg er es später. Von der kalten Unfreundlichkeit, der Ungeselligkeit und dem finsteren Wesen des Vaters der jungen Schottin sagte er ihnen nichts, vielleicht darum nicht, weil er den Antheil, welchen die Seinigen an seinen Erlebnissen nahmen, und das Vergnügen, welches sie darüber empfanden, dadurch nicht schmälern wollte, daß er ihnen eine Kehrseite derselben enthüllte, vielleicht aber auch aus dem ihm selbst unbewußten Drange nicht, um keinen Schatten auf die Begleitung der jungen Dame fallen zu lassen, die als ein so helles Lichtbild in seinen Reiseerinnerungen stand.

»Nun aber,« fuhr er nach den letzten Worten fort, »will ich Dich mit der schönen Schottin selbst bekannt machen.« Und er holte sein Skizzenbuch hervor und zeigte ihr zuerst das Portrait der Fremden.

Die Tante schaute lange und bedächtig prüfend auf das Gesicht des jungen Mädchens hin. »O ja,« sagte sie endlich, »schön ist dies Gesicht, auch nach meinem Urtheil, aber – nimm es mir nicht übel, lieber Junge, ich kann mich auch irren – mir scheint als ob doch etwas Hartes, Kaltes oder Erkältendes, vielleicht gar Unweibliches darin läge, was nicht allein die phantastische Kleidung

verschuldet, sondern sich auch in den eben nicht allzu weichen Zügen ausprägt. Meinst Du nicht auch?«

Franz zuckte unmerklich zusammen, als wäre eine feine Fiber in seiner Seele zerrissen. »Unweibliches?« fragte er fast wehmüthig. »O, dann habe ich sie nicht getroffen, dann war meine Auffassung falsch, denn nie habe ich etwas ächt Weiblicheres gesehen. Bei alledem – ja – hast Du vielleicht recht, wenn Du damit meinst: etwas Eigenes, Fremdartiges, vielleicht Starres, was erst die Zukunft, mag sie sich nun der Freude oder des Schmerzes als Mittel bedienen, schmelzen muß.«

Die Tante blickte von Neuem auf die meisterhaft ausgeführte Zeichnung, als prüfe sie sie mit ihrer ganzen weiblichen Spürkraft, schüttelte dann den Kopf und seufzte leise.

»Du seufzest? Warum?« fragte der Neffe liebevoll und doch selbst halb beklommen.

»O, ich seufze ja nicht, nein, gewiß nicht, aber Du hast Recht: wenn dies Gesicht mit Farben gemalt würde, müßte es schön wie der junge Tag selber sein.«

»Oder auch wie die Nacht, und zwar mehr, wenn sie von züngelnden Blitzen, als von klaren Sternen erleuchtet ist. Denn eine solche Nacht kann auch wunderbar schön sein und einem Künstlerauge seltene Effecte bieten, nicht wahr?«

»Nun ja, aber ich liebe den sonnigen Tag mehr, wenn auch eine klare Mondnacht bei einem ruhigen Gewissen etwas recht Schönes und Anmuthiges hat.«

»Die Menschen denken darin verschieden. Doch nun betrachte meine zweite Skizze. Das soll mein neuestes Bild werden – ist es nicht schön?«

Caroline beschaute auch diese Skizze aufmerksam und mit verständigem Auge, wie es ihr von Natur eigen war und wie der Neffe sie einen Entwurf zu betrachten gelehrt hatte, und sie freute sich sichtlich über die gelungene Auffassung. »Das willst Du also malen?« fragte sie.

»Ja, mit Leidenschaft, Tante, ich habe mich nie so auf ein Bild gefreut. Schon heute Nachmittag werde ich einen großen Blendrahmen nehmen und die Zeichnung beginnen. Sie wird mir leicht werden und schnell von der Hand gehen, da mir Alles frisch im Kopfe steht.«

»Heute schon? Willst Du uns, Deinem Vater, der so Viel und Wichtiges mit Dir zu reden hat, gar keine Zeit schenken?«

»Gewiß, liebe Tante, und recht gern, aber arbeiten kann ich doch bei Tage, und am Abend läßt es sich am besten plaudern.«

»Gut, gut, laß ihn nur erst kommen. Aber wie? Willst Du es Dir nicht erst ein wenig bequem machen? Die schweren Bergstiefel drücken Dich gewiß und Deine Kleider sind arg voll Staub.«

»Nein, nein, es ist ja mein Reiseanzug und der ist der bequemste von allen. Nachher, vor Tisch noch, sollst Du mich aber schmuck und blank sehen.«

In diesem Augenblick hörte man am hinteren Ende des Corridors innerhalb des Hauses eine Thür zuschlagen

und gleich darauf einen gewichtigen Schritt sich der Veranda nähern. Es konnte kein Anderer als Doctor Marssen sein, der von der anderen Seite der Straße her durch eine Nebenpforte unbemerkt in das Haus getreten war. Franz sprang auch sogleich auf, er hatte des Vaters festen und ruhigen Schritt erkannt. Eine halbe Minute später standen sich die beiden Männer gegenüber und ihre Hände fielen kräftig ineinander.

»Franz, mein Junge!« rief Doctor Marssen mit lauterer Stimme als gewöhnlich, »da bist Du ja. Na, also endlich! Nun, sei mir herzlich willkommen, Du bist aber wohl eben erst angelangt?«

»Vor einer kleinen Stunde, mein guter Vater, und ich freue mich, Dich so wohl und frisch zu sehen!«

Des Vaters dunkelblaues Auge glitt ruhig über die kräftige Gestalt und das von der Sonne gebräunte Gesicht des Sohnes, und der sprechende Ausdruck seiner Miene zeigte, wie groß seine Freude war, den Vielgeliebten wieder bei sich zu haben, obwohl er darüber wenig Worte hören ließ. Franz war gewiß eben so glücklich, dem treuen Vater wieder nahe zu sein, aber auch er ließ seine Empfindungen mehr durch liebevolle Blicke als Worte errathen, denn die beiden Männer waren sich an Wesen und Character in vielen Puncten ähnlich und auch im äußeren Verhalten hatte der Sohn manchen Zug, wenn er ihm nicht schon angeboren war, vom Vater angenommen. So waren sie beide in der Regel gleich ernst, ruhig und bedachtsam, im Handeln und Reden, und wenn irgend etwas Leidenschaftliches in ihnen nistete, so war es die

gränzenlose Bewunderung der sie umgebenden Naturschönheiten, die freilich bei dem zarter besaiteten Sohn und in Folge der Liebe zu seiner Kunst eine andere, man möchte sagen, höhere Richtung genommen hatte, während sie bei dem Vater, dem reinen Naturmenschen, mehr ein nothwendiger Lebensgenuß war.

So saßen sie denn jetzt beinahe noch eine halbe Stunde still redend beisammen und in dieser Zeit hatte der Arzt in allgemeinen Umrissen die Schilderung der Reise des Malers vernommen, dessen Mittheilungen er, wie Caroline vorher, ein aufmerksames Ohr schenkte. Während er aber sprach, bemerkte Franz mit seinem feinen Auffassungsvermögen, daß der Vater ernster als gewöhnlich erschien, und da ihm bei dieser Gelegenheit dessen Patient einfiel, so fragte er nach ihm.

»Ah,« sagte der Doctor, »Caroline hat Dich also schon davon in Kenntniß gesetzt! Nun ja, es geht dem armen Teufel ganz leidlich, besser als ich mir dachte, daß es ihm in den ersten Tagen gehen würde. Sein Kopf wird bald geheilt sein, auch die Quetschung des Fußes ist nicht von Bedeutung, und die längste Zeit zur Heilung wird sein gebrochener Arm gebrauchen.«

»Er wird also gänzlich wiederhergestellt werden?«

»Mit Gottes Hülfe, ja! Doch nun wird es wohl Zeit sein, daß Du Dich zum Essen bereit machst, Du hast ja den ganzen Staub Deiner heutigen Wanderung noch auf dem Rock. Ha, da kommt die Resi schon mit den Tellern. Mach schnell, mein Junge. Bei Tische erzählst Du uns genauer, was Du getrieben, und dann – ja dann werden wir später

noch Zeit genug haben, auch von ernsteren Dingen zu reden, hm!«

Franz entfernte sich, um sich in seinem Zimmer umzukleiden. Als er eben fortging, kam Caroline aus der Küche nach der Veranda, und sogleich sagte der Bruder zur Schwester:

»Nun, Caroline, bist Du wohl ganz glücklich, he? Dein Liebling ist ja wieder im Hause. Sag', hat er Dir schon sein Abenteuer auf dem Gletscher gebeichtet? Mir hat er bis jetzt kein Wort davon gesagt.«

»Alles, Leo, Alles bis in's Kleinste weiß ich, es ist wahrhaftig ein ganz unschuldiges Abenteuer gewesen.« Und sie wiederholte fast Wort für Wort, was sie vor Kurzem erst selbst gehört, und zeigte das Skizzenbuch vor, welches auf dem Tische liegen geblieben war.

Doctor Marssen lächelte heiter, als sie mit ihrem Bericht fertig war, und betrachtete mit Antheil die beiden Skizzen. »Nun,« sagte er, »da hat er sich wenigstens einen hübschen Stoff mit von der Reise gebracht, und das war ja der Hauptzweck, wegen dessen er ging. Wohl dem, der so seine Zwecke erreicht, vielen wird das leider nicht in der Welt beschieden. Ah, da kommt die Suppe – ist denn Franz schon fertig, Resi?«

»Er kommt schon den Corridor herunter, Herr Doctor!« antwortete die schmucke Magd und setzte rasch für den Herantretenden, der in einer hübschen Sommertracht, in langen Beinkleidern und eleganter Wäsche erschien, den noch fehlenden Stuhl hin.

Wie der Vater es gewünscht, so erzählte Franz bei Tische auch ihm seine Begegnisse auf der Rückreise und sprach ihm bei dieser Gelegenheit seinen Dank für die Bereitwilligkeit aus, mit der er ihm Jürgen und die Pferde geschickt hatte. Die Mittheilungen des Sohnes waren den Zuhörern so interessant, daß sie sogar noch eine Weile nach Tische auf ihren Plätzen sitzen blieben, was sonst nicht ihre Gewohnheit war. Franz, der die Neigung der beiden Geschwister kannte, gleich nach dem Essen ein kurzes Schläfchen zu halten, wollte sie auch heute nicht darin stören und so brachte er rasch seine Erzählung zu Ende und sagte zu Caroline, nachdem er sich vom Stuhle erhoben und seine »Gesegnete Mahlzeit« gesprochen hatte:

»Nun, liebe Tante, bitte ich mir den bewußten Schlüssel aus, den ich während meiner Abwesenheit Deiner Sorgfalt anvertraute.«

»Ah ja, zum Atelier. Hier hast Du ihn, er ist nicht aus meiner Tasche gekommen und Du wirst Alles in bester Ordnung finden; ich bin noch heute Morgen drüben gewesen und habe den Staub abgewischt.«

Franz nahm dankend den Schlüssel und verabschiedete sich, um sogleich in sein Atelier zu gehen, welches er seit mehreren Wochen nicht gesehen und nach dem er schon unterwegs eine so große Sehnsucht empfunden hatte. Da auch wir diesen Ort aus eigener Anschauung kennen lernen müssen, so begleiten wir ihn dahin und

verlassen somit die Veranda, um in den zwar einfachen, aber von dem Licht der Sonne voll beschienenen Garten zu treten.

Am äußersten nördlichen Ende desselben, mit dem Wohnhaus durch einen rechtwinkligen, breiten und dichtbelaubten Weingang verbunden, lag ein kleines, ebenfalls im Oberländer Styl gebautes Haus, das seinen mit leichter Holzschnitzarbeit verzierten und mit einem ungewöhnlich großen Fenster versehenen Giebel gerade nach Norden kehrte. Ehemals war dies Haus nicht so stattlich wie jetzt, vielmehr nur eine Scheune gewesen, seit einem Jahre aber, wo die Anwesenheit des Malers einen stillen und seiner Arbeit allein gewidmeten Raum nöthig gemacht, hatte Doctor Marssen dieselbe zweckmäßig ausbauen und auch äußerlich gefällig herstellen lassen, so weit es eben seine mäßigen Mittel gestatteten.

Im niedrigen Untergeschoß dieses kleinen, der ganzen Nachbarschaft als Malerwerkstätte bekannten Hauses befand sich nur ein Gartenzimmer, dessen Thür unmittelbar in den Weingang führte, im Obergeschoß, zu dem man auf einer zierlichen Außentreppe gelangte, war ebenfalls nur ein Gemach, eben das Atelier des Künstlers. Die auf der breiten Hausseite gelegenen zwei Fenster desselben, von denen das eine zugleich als Thür diente, waren in der Regel durch Rouleaux von festem dunklem Zeuge verhangen, wogegen das nach Norden sehende große Giebelfenster zur Zeit der Anwesenheit des Malers das Licht hereinließ, denn hier stand die Staffelei, an der er zu arbeiten pflegte.

Unmittelbar unter diesem Fenster lag eine niedrige grüne Hecke, die den Garten des Arztes von dem seines nächsten Nachbars schied, der als Eigenthümer eines kleinen Besitzes sein Haus wohnlich eingerichtet und zu einer Privat-Pension umgestaltet hatte, in welchem er im Sommer in der Regel nur ein kleines Dachstübchen bewohnte, um zu spät gekommenen Reisenden oder auch einem Liebhaber stiller Wohnungen den gehörigen Raum darin zu gewähren.

Der zum Theil sichtbare Garten dieses Nachbars war eigentlich nur ein weiter, großer, von wenigen schmalen Wegen durchschnittener Rasenplatz, den eine reichliche Anzahl edler Obstbäume bedeckte, in deren Schatten hier und da Tische und Bänke angebracht waren, um den in der Pension Wohnenden einen überaus ländlichen, aber jedenfalls frischen und erquickenden Platz zu bieten. Weit hinter den Obstbäumen sah man durch die Blätter das Dach der Pension selbst vorragen, die wie alle Häuser dieser Gegend im Schweizerstyl gebaut und deren Fenster mit grünen Jalousieen versehen waren. Hinter diesem Hause in weiter Ferne und Höhe aber zog sich das schöne Hardergebirge auf dem rechten Ufer der Aare herum, auf diese Weise mit seinen ausgezackten Spitzen und dunkelen Felshöhlen einen schönen Rahmen um das vom Atelier aus sichtbare ländliche und anmuthige Bild schlingend.

In dem ziemlich geräumigen Malerzimmer selbst sah es, Dank der fast täglichen Fürsorge Carolinens, auffallend ordentlich, ja schmuck aus, wenigstens standen die

drei oder vier Staffeleien, welche fertige Gemälde in vergoldeten Rahmen trugen, an geeigneter Stelle, und auch die alle Wände bedeckenden Skizzen, Aquarellen, Modelle und einzelne plastische Figuren, wie man sie in einem Maleratelier findet, waren auf ihren Consolen und Simsen regelrecht geordnet und gänzlich vom Staub befreit.

Um dem mit einer mattgrünen Tapete bekleideten Raume, dessen Fenster nur sehr kurze Gardinen zierten, ein etwas wohnliches und gefälligeres Ansehen zu geben, hatte Caroline in der dem nördlichen Fenster gegenüberliegenden Ecke ein kleines Sopha, davor einen Tisch auf einem hübschen Teppich, und zwischen den beiden Seitenfenstern einen alten Spiegel mit seltsam geschnitztem Holzrahmen angebracht; das war aber auch Alles, was außer einigen Stühlen der Künstler in den nur den Musen geweihten Raum hatte einschmuggeln lassen.

So war also das kleine Atelier beschaffen, nach dem unser Freund ein so heißes Verlangen getragen, dies war für ihn die traulichste Stelle im ganzen Besitzthum seines Vaters; hier wirkte und schaffte er, was sein Genius ihm zuweilen zu wirken und zu schaffen gestattete; darum drang auch kein trüber unlauterer Gedanke hier ein, hier war immer Alles licht und klar, denn hier wohnte die Lust und die Freude an der Arbeit, so wie die Hoffnung auf das Gelingen derselben, und hier war auch der süßeste Genuß am vollbrachten Werke zu finden. O, wer da weiß, wie lieb ein Maler sein Malzimmer, ein Schriftsteller seine stille Klause und seinen Schreibtisch hat, wenn

er mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele bei seiner Arbeit sitzt, also der rechte Künstler ist, der wird auch die Sehnsucht Franz Marssen's danach in der wilden Oede der Berge, der wird seine Freude begreifen können, als er mit bebender Hand die Thür aufschloß und mit fröhlich aufleuchtendem Gesicht in das halb verdunkelte Zimmer trat.

Eine Weile blieb er in der Mitte stehen und schaute sich nach allen Seiten um, gleichsam um alle seine kleinen Schätze zu begrüßen oder vielleicht auch sich ihrer Anwesenheit zu versichern. Dann aber schritt er rasch nach dem großen Fenster, zog den grünen Vorhang auf, warf einen flüchtigen Blick über den benachbarten Garten und das in der Ferne im bläulichen Nebeldunst liegende Gebirge und drehte sich dann gleich wieder nach den Staffeleien hin, auf denen drei fertige und in der That wohlgelungene Gemälde von ziemlicher Größe standen. Einige Minuten lang prüfte er jedes von ihnen mit scharfem Blick, denn er hatte die Oertlichkeit, die sie darstellten, erst vor Kurzem gesehen; endlich trat er lächelnd und offenbar zufriedengestellt davon fort und rückte seine Arbeitsstaffelei vor dem Fenster zurecht, die alsbald wieder in Anspruch genommen werden sollte. Aus einem Wandschrank nahm er sodann, vorsichtig den schönsten auswählend, einen schon fertig mit Leinwand überspannten Blendrahmen, stellte ihn auf die Staffelei am Fenster und begann sofort, und kaum das zur Seite gelegte Skizzenbuch benutzend, mit dunklem Stift die Umrisse des Bildes zu zeichnen, dem er schon seit mehreren Tagen alle

seine Gedanken gewidmet hatte. Kaum aber hatte er die nothwendigen Linien der Berge, des Sees und der links im Vordergrunde wurzelnden alten Föhre hingeworfen, so ergriff er einen neuen und schärferen Stift und fing mit ungemeiner Fertigkeit und Sicherheit an, das Pferd und die Reiterin zu zeichnen, die ihn allein zur Darstellung dieses Gemäldes veranlaßt hatte.

Wenn ein Künstler, seinem innersten Drange folgend, bei einer ihm behagenden Arbeit sitzt, vergißt er leicht Zeit und Stunde; Frost und Hitze, Hunger und Durst kümmern ihn wenig, und wenn ihm nur der Himmel glückt, den er malt, dann kann der wirkliche Himmel da draußen voller Wolken und Nebel hängen, er sieht ihn eben so wenig, wie er das Brausen des stürmischen Windes hört.

Es war schon vier Uhr geworden, und Franz Marssen saß noch immer vor der Staffelei und zeichnete ämsig fort. Um diese Zeit aber pflegte man in der Familie Kaffee zu trinken, und wenn er dann nicht im Vorderhause erschien, brachte ihm Resi, die Magd, gewöhnlich seinen Antheil. Diesmal jedoch war es Caroline selber, die den Labetrunk auf warmem Kohlenbecken hereintrug, aber Franz war so tief in seine Arbeit versunken, daß er den Schritt der Kommenden zwar vernahm, aber nicht nach ihr hinblickte, da er sie für die Magd hielt. Die Tante bemerkte diesen Irrthum sehr wohl, trat um so leiser auf, um ihn nicht zu stören, und entfernte sich sogleich wieder, ohne nur ein Wort gesprochen, aber nicht ohne einen

bewundernden, liebevollen Blick auf den fleißigen Arbeiter geworfen zu haben.

Bereits war es fünf Uhr geworden, und Franz saß immer noch vor der Staffelei. Wenn er es auch gewollt hätte, er konnte nicht von der Arbeit loskommen, die ihn wie mit eisernen Banden fesselte. Immer und immer wieder wollte er eine Pause eintreten lassen und nur noch dies und das vollenden; wenn es aber vollendet war, sprang der Zeichenstift wie von selbst auf einen andern Punct über, und eine neue Aufgabe war entstanden, die nun doch zu Ende gebracht werden mußte. So war er schon ziemlich weit in der Zeichnung der Reiterin vorgerückt, als ein schwerer Tritt auf der knarrenden Außentreppe ertönte und Franz augenblicklich erkannte, daß sein Vater ihm, was nur selten geschah, einen Besuch im Malerzimmer abstattete.

Der achtsame Vater, der, sobald er in's Zimmer trat, auf der Stelle wahrnahm, daß der Kaffee unberührt auf dem Tische stand, schritt an seinen Sohn, der sogleich den Stift niederlegte und ihm entgegenkam, heran und sagte:

»Wie, Du sitzest noch immer bei der Arbeit und hast noch nicht einmal Deinen Kaffee getrunken? Bist Du denn gar nicht müde von Deiner weiten Morgenwanderung? Wozu diese Hast, diese Rastlosigkeit, Franz? Gönne Deinem Körper doch einmal Ruhe und Deinem Geiste Erholung; die hinfällige Natur des Menschen bedarf ihrer

unbedingt, und ich will Dir nicht wünschen, daß Du frühzeitig die traurige Erfahrung an Dir selber machst, wenn Du ihren Gesetzen unablässig entgegenhandelst.«

»O nicht doch, mein lieber Vater,« versetzte Franz, indem er ihm, der sogleich Platz auf dem kleinen Sopha nahm, eine Cigarre anbot, eine frühzeitige körperliche Hinfälligkeit brauchst Du bei mir nicht zu fürchten. Ich bin nicht im Geringsten müde, eine so kleine Bergtour greift mich nicht an, und mein Geist hat auf dem Wege hierher genug geruht. Meine Organisation, das glaube mir, verlangt mehr nach Arbeit, als nach Erholung, ja, oft scheint mir gerade die Arbeit Erholung zu gewähren, wenigstens befinde ich mich am wohlsten, wenn ich vom Morgen bis zum Abend beschäftigt bin.«

»Das scheint Dir nur so; diese Täuschung bewirkt die geistige Aufregung, in der Du nicht merkst, was um Dich her, was in Dir vorgeht. Doch ich sehe schon, in diesem Puncte predige ich, wie immer, auch heute tauben Ohren. Wenn Du es aber wirklich so eilig hast, will ich Dich nicht stören und lieber in meinem Zimmer warten, bis Du Zeit findest, mit mir zu plaudern.«

Franz, der ähnliche, in väterlichem Tone gesprochene Worte schon oft vernommen, aber dennoch seinem unaufhaltsamen inneren Drange nicht widerstehen konnte, den Wünschen des Vaters in diesem Puncte also stets entgegenhandelte, glaubte ihn diesmal in ernsterer Weise sprechen zu hören, und so setzte er sich zu ihm nieder und sagte, seine Hand auf die des Vaters legend: »Ich habe es nicht mehr so eilig, da Du hier bist, lieber Vater. In

solcher Gesellschaft zeichne und male ich nicht, da will ich gern reden, was Du mit mir zu reden hast. Für Dich habe ich immer und viel Zeit.«

Der durch diesen freundlichen Zuspruch leicht gewonnene Vater lächelte und sagte: »Nun, dann trinke zuerst Deinen Kaffee, und dabei wollen wir zusammen verhandeln, was sich am besten thun läßt, wenn wir allein sind. So. Nun zünde Dir auch eine Cigarre an und enthülle nur ganz offenherzig Deine Pläne, die Du mir zwar von Chamouny aus in einem Briefe schon angedeutet hast, die ich aber aus Deinem eigenen Munde näher erörtert hören möchte.«

Die letzten Worte thaten dem Sohne kund, daß ihm gleich am ersten Tage ein ernsthafteres Gespräch mit dem Vater bevorstand, als er erwartet hatte, denn der Gegenstand, den derselbe angeregt, war wichtig für ihn, war ein bedeutsames Moment für seine fernere Entwicklung, und seine ganze zukünftige Existenz hing, davon war er fest überzeugt, von dem Ausfall dieser Unterredung ab. Als er dies im Fluge bedachte, röthete sich sein Gesicht vor innerer Erregung, sein Auge nahm einen lebhaften Glanz an, und indem er die kaum angebrannte Cigarre bei Seite legte, sagte er:

»Mein guter Vater, Du kommst meinem Wunsche zuvor, mit mir über einen so wichtigen Punct zu sprechen, obgleich ich in diesem Augenblick gerade nicht darauf vorbereitet war. Jedoch, da wir einmal allein sind und Du die für mich so verhängnißvolle Bahn betreten hast,

so will ich Dir offen und ehrlich meine Wünsche und Pläne aus einandersetzen, und von Deiner Einsicht, Deiner Güte und Bereitwilligkeit es abhängen lassen, ob und inwieweit sie ausgeführt werden können. Sieh, ich bin jetzt von einer ganz hübschen Reise mit reichlichem Arbeitsvorrath zurückgekehrt und denke diesen ganzen Sommer in aller Stille bei Euch zu bleiben und dabei recht fleißig zu sein. Natürlich will ich nicht immer im Hause sitzen, sondern will die günstigen Tage benutzen, um auf die Berge zu steigen, wie Du es liebst, in ihnen herumzuklettern und unter Deiner Führung oder allein, wie es sich gerade trifft, unsere herrliche Umgebung genießen, wobei ja immer kleine und angenehme Studien gemacht werden können.«

»Nun ja,« warf der Vater hin, als Franz eine längere Pause eintreten ließ, um die Wirkung dieses Anfangs zu beobachten, »das läßt sich hören, und so soll es wirklich ausgeführt werden. Vierzehn Tage gebe ich Dir für Dich allein, aber dann mußt Du mit mir hinaus auf die Schneefelder, um einmal wieder frische Luft zu schöpfen. In diesen vierzehn Tagen will ich Dich nicht stören, Du magst Dich der Welt und uns verschließen, so viel Du willst; ist die Frist aber vorüber, dann poche ich an Deine Thür und rufe: Fort mit dem Pinsel, herunter mit dem Malerrock, und rasch in den Bergrock gefahren! Jedoch, mein Junge, von diesen kleinen Plänen wollte ich heute eigentlich nicht mit Dir sprechen, Du hattest ja viel größere im Sinn, die Du mir vom Fuße des Montblanc aus

andeutetest. Nun also heraus mit der Sprache und laß mich sehen, wie es Dir um's Herz ist.«

Franz lächelte freudig und hoffnungsvoll den so ermuthigend redenden Vater an. »Ach ja,« fuhr er fort, »diese Pläne hatte ich und habe ich noch. Laß mich also Alles mit einem Wort aussprechen, was mir auf der Seele liegt. Meine bis jetzt enthüllten Pläne bezogen sich auf diesen Sommer, die folgenden beziehen sich auf den Herbst und den nächsten Winter, vielleicht sogar auf noch längere Zeit. Sieh, ich bin in Savoyen gewesen und habe nebenbei einen kleinen Theil von Italien gesehen. O, mein Vater, was mir dieser kleine Theil gezeigt, das hat mir schon tief und gewaltig das Herz bewegt und meine Augen sehnsuchtsvoll nach dem Süden gelenkt. Nach dem Süden also will ich, muß ich, mein Vater, auf längere Zeit, denn ich fühle es in meinem innersten Wesen; erreiche ich dieses Ziel meiner Wünsche nicht, so wird mir das größere Ziel meiner Bestrebungen auch verloren gehen. Also, da hast Du das *eine* Wort: ich möchte Italien, ganz Italien sehen. Es handelt sich nur noch um Deine Beistimmung dazu – und da Du mir dieselbe bisher zu allen meinen Unternehmungen gewährt hast, so hoffe ich sie auch für diese. Allerdings, und hier stehe ich vor dem feindseligsten aller Riegel, erfordert diese Reise Mittel, und damit wird mir vielleicht, wie Du mich schon früher hoffen ließest, die gute Tante beistehen, von der Du einmal behauptetest: wenn sie *wolle*, habe sie die Mittel zu dieser Reise, und also könne sie mir dieselben auch bewilligen.«

Während der letzten Worte des Sohnes hatte Doctor Marssen den Kopf tief auf die Brust geneigt, und auch ihm war dabei die Cigarre ausgegangen. Als er jetzt sein männliches Gesicht erhob, war es ernst, viel ernster, als Franz es gewöhnlich sah, und sein Herz schlug heftiger als vorher, da er fühlte, der immer so gute Vater habe irgend einen Grund, die so sehnlich begehrte Reise zu mißbilligen. Aber da sagte dieser mit fast sanfter Stimme, die bei dem starken Manne stets einen tiefen Eindruck auf den Hörer machte:

»Mein lieber Franz, ich will auch mit einem Wort zu Dir sprechen, und dies Wort soll lauten: ich habe persönlich nichts, gar nichts gegen Deinen schönen Plan einzuwenden, wenn – und das ist ja einmal leider so oft die Hauptsache in der Welt – wenn die nöthigen Mittel dazu vorhanden sind. Gehst Du auf ein oder zwei Jahre nach Italien, so kostet das Geld, viel Geld, denn Du wirst nicht als armseliger Vagabunde in den Kneipen der Vorstädte Deine Zwiebeln verzehren wollen – nein, das sollst Du auch nicht, dazu bin ich zu stolz, wenn Dein Kunstdrang und Künstlertrieb Dich auch so weit verlocken sollte. Was ich nun an Geld in den letzten Jahren erspart hatte, das habe ich, wie Du weißt, an den Neubau dieses Hauses verwandt, und so bin ich augenblicklich nicht gerade zu einer solchen Reise versorgt. Deine Bilder da willst Du noch nicht verkaufen – still, ich weiß es – und vielleicht, ach ja! hast Du auch noch keinen Käufer dafür. Da bleibt denn eben nur die gute Tante Caroline übrig. Nun ja, Caroline hat Geld, viel Geld, mein Sohn, aber ob sie bereit

sein wird, Dir davon mitzutheilen, das ist eine andere Frage.«

»Wie?« rief Franz erstaunt aus, denn daß Tante Caroline ihm ihre Mittel vorenthalten sollte, wenn sie welche besaß, schien ihm eine Unmöglichkeit zu sein. »Wie, sie sollte mir von ihrem Gelde nicht geben, wenn sie es hat? Das glaube ich nicht, mein Vater, selbst wenn Du es mir sagst.«

Doctor Marssen zuckte die Achseln, in einer Art, die zu sagen schien: »Lieber Freund, wie Du die Sache ansiehst, hast Du Recht, aber wie ich sie ansehe, habe ich auch Recht.«

»Du zweifelst wirklich?« fragte Franz verwundert.

Der Vater nickte. »Ja,« sagte er fest und mit tönender Stimme, »ich zweifle. Doch, aus diesem unseren ersten Gespräch, Franz, wird sich ganz natürlich ein zweites, viel ernsteres und längeres entwickeln, aber erst gehe Du selbst zur Tante und trage ihr Dein Gesuch vor. Vielleicht gewährt sie Dir, was sie mir versagt, Du bist ja ihr Liebling. Mag sie es Dir aber gewähren oder abschlagen – komm zu mir, wenn Du mit ihr gesprochen hast, und dann – wenn Du den Grund nicht früher von ihr selber erfährst, will ich Dir sagen, warum ich zweifle, oder vielmehr, gerade herausgesagt, in Sorge bin, daß Caroline Dir die Mittel zur Erfüllung Deines Lieblingswunsches, Deiner Studienreise nach Italien – nicht und wahrscheinlich nie gewähren wird.«

»Du sprichst wirklich im Ernst. Vater?«

»Im vollkommensten Ernst, ja, ja, ja!« Und er stand auf und ging mit dröhnenden Schritten und geröthetem Gesicht im Zimmer hin und her, denn das geführte Gespräch hatte ihn aus irgend einem Grunde seltsam aufgeregt. »Geh zu ihr und höre, was sie Dir sagt,« wiederholte er. »Wie ich sie kenne, schlägt sie Dir Dein Gesuch ab – und dann, wie gesagt, komm zu mir und Du sollst erfahren, warum sie es Dir abschlägt. Dieses Warum, mein Sohn, ist außerdem ein tiefer geheimnißvoller Born, aus dem Du bisher noch keinen Tropfen getrunken hast. Erst wenn Du mit der Tante gesprochen, sollst Du einen langen Zug daraus thun, und dieser Zug wird Dein Auge in vielen Dingen hell und Deinen Geist ernst machen, wie sie noch nie vorher gewesen sind. Doch genug für jetzt – ich muß noch einen Gang in's Freie machen und will Dich nicht länger stören.«

Ohne noch auf ein Wort des verwunderten Sohnes zu warten, nahm er seinen Hut und stieg langsam die Treppe hinab, während Franz ihm kopfschüttelnd nachsah und nicht wußte, wie er sich das Alles erklären sollte. So merkwürdig bestimmt in seinen Annahmen, so fest vertrauend auf seine Untrüglichkeit hatte er den Vater noch nicht gefunden, und nun gerade in Bezug auf die weiche, sanfte Tante, die ihn so herzlich liebte, das konnte er am wenigsten begreifen. Es mußte ein ganz ungewöhnlicher Grund vorhanden sein, warum sie ihm nicht die Mittel zur Reise bewilligen sollte, wenn sie sie besaß, und je länger er darüber nachdachte, um so mehr schien ihm der Vater in einem Irrthum befangen zu sein, und um so

mehr, – o, Jugend, warum sollte sie es nicht! – wuchs die Hoffnung wieder in ihm empor, die Sorge des Vaters werde der Liebe der Tante weichen und sein Jahre lang gehegter Wunsch, Italien zu sehen, werde nun endlich doch erfüllt werden.

Alle diese zwischen Zweifel, Verwunderung und Hoffnung schwebenden Gedanken hinderten ihn aber nicht, wieder Platz vor der Staffelei zu nehmen und mit neuem Eifer seinen Entwurf fortzusetzen, so daß er, als das Licht des Tages zu schwinden begann, mit der nothwendigsten Vorzeichnung zu Stande gekommen war und nun am folgenden Tage an die Untermalung gehen konnte – eine neue Freude, denn dieser herrlichen Gestalt zu Pferde, diesem von Jugend, Geist und Schönheit strahlenden Gesicht Farbe, das heißt Leben zu geben, das hatte er ja lange gewünscht, und endlich sollte dieser Wunsch in baldige Erfüllung gehen.

Als er nun, nach Beendigung der heutigen Arbeit, sein neues Werk aus allen Richtungen betrachtend, prüfend davor auf- und niederging, warf er zufällig einen Blick aus dem Treppenfenster und sah unten in der Oeffnung des nächsten Weinganges Tante Caroline stehen. Als sie auch seiner ansichtig wurde, grüßte sie freundlich herauf, und da er rasch die Thür öffnete, rief sie:

»Bist Du bald fertig, Franz? Dann komm zu mir herab.«

»Ah,« dachte der junge Mann, »sie ruft mich selbst zu sich, die Gelegenheit ist günstig, benutzen wir sie!« und sofort rief er laut: »Tante, wenn Du mir eine Bitte erfüllst,

so schließe ich auf der Stelle mein Atelier und komme zu Dir hinab, um den ganzen Abend bei Dir zu bleiben.«

»Komm nur, die Bitte soll Dir schon erfüllt werden!«

Franz warf nur noch einen Abschiedsblick auf seine Arbeit, dann wechselte er den Rock, nahm den Hut und stieg die Treppe hinab, nachdem er die Thür fest verschlossen hatte. Die Tante erwartete ihn am Fuß der Treppe. Er nahm ihren Arm, legte ihn in den seinigen und schritt langsam mit ihr den schönen Weingang hinab, der schon tief beschattet dalag, denn die Sonne war in diesem rings von Bergen umgebenen Thale längst hinter einem derselben verschwunden.

»Nun,« begann sie das Gespräch, »Du hast heute wieder sehr lange gearbeitet, mein Lieber. Es ist unrecht, daß Du uns so ganz vernachlässigst.«

»Du irrst, wenn Du denkst, daß ich den ganzen Nachmittag vor der Staffelei gesessen. Der Vater war bei mir, und da haben wir uns lange und ernst unterhalten.«

»Leo, Dein Vater, war bei Dir? So? Davon hat er mir ja nichts gejagt, als er vorher mit mir sprach. Was hattet Ihr denn so Ernstes zu verhandeln?«

Franz sah der guten Tante fest in's Gesicht, ob er es wohl wagen dürfe, ihr sein Herz auszuschütten. Das Gesicht aber war ruhig, und keine Linie darin drückte etwas aus, was den Maler von seinem Unternehmen hätte zurückschrecken können. »Und diese gute Seele,« dachte er dabei, »das beste Weib auf der Welt, sollte mir eine für mich so bedeutungsvolle Bitte abschlagen können? O, wie ein so practischer Mann, wie mein Vater, der sich so

trefflich auf die Beurtheilung der Menschen versteht, sich doch in seiner eigenen Schwester irren kann!«

»Wir haben meine Zukunftspläne besprochen,« sagte er laut, indem er mit stiller Beobachtung die Tante von der Seite fixirte.

»Ah! Die darf ich wohl nicht kennen lernen?«

»Warum nicht, gerade auf Dich ist am meisten gerechnet und Deinem guten Herzen eine Hauptrolle dabei vorbehalten.«

Caroline wurde mit einem Male auffallend schweigsam und ließ wie eine halb verdorrte Blume den Kopf hängen. Einen Augenblick schien sie noch über irgend etwas nachzudenken, dann seufzte sie leise und flüsterte beinahe nur: »Laß hören!«

»Ja,« fuhr Franz lebhafter fort, »ich habe dem Vater meinen Entschluß aus einandergesetzt, den ganzen Sommer über, einige kleine Ausflüge abgerechnet, bei Euch zu bleiben. Bist Du damit einverstanden?«

»O, ich! Ich freue mich sehr darauf, das weißt Du ja; ich habe es auch kaum anders erwartet. Du bist ja lange genug fortgewesen. Aber nur weiter. Den Sommer nur?«

»Nur? Du mußt doch an mein Fortkommen denken, liebe Tante. Sieh, und da will ich nun im Herbst nach Italien ziehen und recht lange dort bleiben und nicht eher wiederkommen, als bis ich mit gutem Gewissen zu mir sprechen kann: jetzt, Franz Marssen, bist Du ein Meister, nun brauchst Du für's Erste keinen andern Maler mehr zu studiren, jetzt magst Du Dein eigenes Licht leuchten lassen! Und dann will ich mich irgendwo häuslich ansiedeln

– natürlich in Eurer Nähe – und glücklich und zufrieden auf meine Vergangenheit zurückblicken und nur noch der Gegenwart leben.«

Caroline seufzte abermals. Ach, wer hat sich nicht auf ähnliche Weise schon seine Zukunft als eine schöne, ungetrübte, nur zu genießende Gegenwart gedacht! Ja, mit der Vergangenheit kann man schon fertig werden, aber wenn es nur keine neue Zukunft gäbe, die mit jedem anbrechenden Morgen frisch geboren wird und erst in das Reich der Vergangenheit eintritt, wenn unsere Gegenwart ein für alle Mal vorüber, das heißt, wenn unser Auge auf Erden geschlossen ist!

Gewiß dachte sie Aehnliches. Antworten aber konnte sie nichts darauf, sie nickte blos mit dem Kopfe.

Franz nahm das für eine Beistimmung und fuhr fort: »Vielleicht geht Ihr mit nach Italien und seht Euch auch das herrliche Land an, wie?«

»Das glaube ich nicht,« sagte Caroline mit fester und einen unwiderruflichen Entschluß kundgebender Stimme.

»Warum nicht?«

»Ich will meine ferneren Tage in Ruhe verbringen, die ich in meinem Leben so wenig gehabt. Hier aber habe ich sie endlich gefunden.«

»Sie muß doch wohl noch nicht ganz vollständig sein.« scherzte Franz, »denn nach Deinem Seufzer zu schließen, giebt es noch immer etwas in oder außer Dir, was Dich nicht ganz zur Ruhe kommen läßt.«

Caroline ließ ihren Kopf tiefer sinken und wagte nicht, ihrem Liebling, der solches, ohne Arg, ohne Absicht, fast nur im Scherz sprach, in's Gesicht zu sehen. Franz aber, der zu bemerken glaubte, daß das gute Wesen durch ihn in eine trübe Stimmung gerathen sei, nahm leise ihren Arm aus dem seinen und schlang diesen fest um ihre Hüfte, in welcher innigen Verbindung er jetzt noch langsamer als vorher seinen Spaziergang auf und nieder mit ihr fortsetzte.

»Wenn Ihr nicht mit wollt, werde ich freilich allein gehen müssen,« fuhr er wieder fort.

»Gewiß, Franz, und wir werden Dich sehr vermissen.«

»Ich Euch auch, und doch ist die Reise nöthig, durchaus nöthig für meine ganze künstlerische Ausbildung. Wenn sie nur erst fest beschlossen wäre!«

Caroline sah den mit einem Mal so ungewiß Sprechenden mit ihren blauen Augen groß an. »Wie,« rief sie, »ist sie es denn noch nicht? Was hat der Vater gesagt?«

»Seine Einwilligung hat er mir gegeben, ja, aber Eins kann er mir beim besten Willen nicht geben und das ist – leider – das Nöthigste dazu – das Geld.«

Caroline schwieg: ohne Zweifel ahnte sie bereits, was kam, denn sie erbebte in des Neffen Arm mehrmals leise wie Espenlaub.

»Nein,« sagte sie, »ich weiß es wohl, so viel Geld besitzt er nicht, wie Du brauchst, da sein regelmäßiges Einkommen gerade nur für unsere jetzigen Bedürfnisse reicht. Wir haben schon öfter darüber gesprochen. So

verkaufe doch Deine schönen drei fertigen Bilder – gieb sie nach irgend einer Ausstellung –«

Jetzt erbebte Franz, von einem seltsamen Gefühl ergriffen, das sich jedesmal in seiner Brust bemerklich machte, wenn von dem Verkauf seiner Bilder gesprochen wurde. »Ja,« erwiderte er, »es wird am Ende nichts Anderes übrig bleiben, obgleich es schmerzlich ist, sich von den Bildern zu trennen, mit denen man sich Jahr und Tag liebevoll beschäftigt hat, auf denen man jeden Halm, jedes Sandkorn, jeden Wassertropfen kennt, und doch – und doch – aber laß uns davon nicht reden, Tante, überlege Dir lieber, ob Du nicht auf andere Weise Wege und Mittel ausfindig machen kannst, mir meine Reise nach Italien zu ermöglichen.«

Caroline schritt unhörbar wie ein Schatten über den feinen Kies, nur ihre Brust athmete laut, so daß Franz es hören konnte.

»Es ist schmerzlich,« sagte sie oftmals stockend, als wollten sich ihr die Worte nicht aus der Seele lösen, »Jemanden, wie Du es mir bist, ich meine – der mir so nahesteht – etwas abschlagen zu müssen. Doch nein, nicht abschlagen, Franz. Denn sieh, das Wenige, was ich mir von meinem kleinen Einkommen – es rührt vom Vermögen meiner Mutter her – erspart, das will ich Dir geben, gern, Alles in Allem, aber das ist so wenig, daß es für mich hier wohl zwei Jahre ausreicht, wo mir mein wohlhabender Bruder alles Uebrige giebt, aber für Dich wäre es nur ein Tropfen im Meere.«

Der junge Mann blieb verwundert stehen. »Wie,« rief er, »das ist ja nicht möglich. Der Vater sagte mir ja, Du habest über viel, viel größere Mittel zu gebieten als er, wenn Du nur wolltest.«

Es ging eine große Bewegung in Carolinen vor. Ihr Herz schlug so gewaltig, daß sie die Hand dagegen pressen mußte, alle ihre Empfindungen drängten sich nach ihren Augen, und das Weiße darin wurde schon feucht. »Hat der Vater das gesagt?« fragte sie mit mühsam unterdrücktem Schluchzen. »Dann hat er Unrecht gethan, er hat Dir eine falsche Hoffnung erregt. Ich besitze keine Mittel, über die ich verfügen kann, und wenn ich sie besäße, so darf ich, so *will* ich nicht darüber verfügen, selbst zu Deinen Gunsten nicht.«

»Du *willst* nicht? Also hast Du sie doch? O, das ist ja seltsam. Ich lerne Dich heute von einer ganz neuen Seite kennen. Das ist ein geheimnißvoller Tag – erst enthüllt der Vater, dann Du mir unbekannte und ganz unerwartete Dinge.«

»Der Tag ist nicht geheimnißvoll,« erwiderte Caroline leise, »nur die Lage ist es, in der ich mich Dir gegenüber in dieser Geldfrage befinde.«

»So schließe mir das Geheimniß auf, Tante Caroline!« bat Franz mit aller Innigkeit, deren er fähig war.

Aber da war es mit der, nur mit Mühe bisher behaupteten Fassung der Tante vorbei. Sie brach plötzlich in einen heftigen Thränenstrom aus und suchte sich den Armen des Neffen zu entziehen. »Nein,« rief er, sie entschlossen festhaltend, »ich lasse Dich nicht. Wenn Jemand, den ich

lieb habe, weint, so muß ich wissen, warum er weint, sonst bin ich nicht mehr glücklich, Tante.«

»O, mein Sohn,« rief sie schluchzend, »was muthest Du mir zu! *Dich* kann *mein* Unglück nie unglücklich machen, aber eben so wenig kann ich Dir das Geheimniß desselben aufschließen. Nein, niemals, niemals werde ich zu Dir darüber reden, es würde mir das Herz brechen.«

Franz stand von seiner Bitte zurück, als er diese mit fester Entschlossenheit gesprochenen Worte vernahm. »Ach, ich verstehe,« sagte er nur. »Dies Unglück wurzelt in Deiner Jugend, nicht wahr?«

Sie nickte mit von Neuem überströmenden Augen. »Ja,« sagte sie endlich mit wehmüthigem Aufblick nach dem abendlichen Himmel. »Ich habe nur einmal in meinem Leben einen theuren Todten begraben und fühle keine Kraft in mir, ihn mit meinen eigenen Händen aus der Gruft der Erinnerung zu heben. Mag er schlummern, fest und ewig, wie hoffentlich auch ich einst schlummern werde.«

Der Ton, mit dem Caroline diese Worte sprach, ergriff ihres Neffen weiches Herz auf das Tiefste. In dieser traurigen Stimmung hatte er sie noch nie gesehen. Er drückte sie fester an sich und schwieg. Aber da fiel ihm plötzlich mancherlei aus früheren Tagen ein. »Tante,« rief er, »nur noch Eins sage mir: hängt dieses Geheimniß vielleicht mit dem Trübsinn zusammen, von dem Du bisweilen schon vor vielen Jahren geplagt wurdest und dessen Ursache mir nie enthüllt worden ist?«

Sie nickte. »Du magst es getroffen haben. Nun aber kein Wort mehr darüber, Du verstehst mich. Wenn Du wissen willst, warum ich ein unglückliches Weib bin, und warum ich Deine Bitte nicht erfüllen kann, Dir von dem Gelde die Reise nach Italien zu bezahlen, welches Dein Vater mein Eigenthum nannte, so frage ihn selbst danach, er mag Dir sagen, was ich beim besten Willen nicht sagen *kann*, meine Einwilligung hat er bereits dazu. Auch lag es, wie ich weiß, in seiner Absicht, Dir nach Deiner Heimkehr Aufschluß über alle unsere Verhältnisse zu geben, die Du nicht so genau kennst, da Du seit Deiner Kindheit Deine eigentliche Heimat und Dein Vaterland verlassen hast. Auch mir, wie ihm, scheint es geboten, daß Du endlich einen Blick in unser Familienschicksal wirfst, damit Du auf etwaige künftige Ereignisse vorbereitet bist. – Jetzt habe ich Dir Alles gesagt, was ich sagen konnte, und nun lebe bis zum Abend wohl.«

Sie machte sich geschickt und hastig aus seinem Arm los, ging mit ungewöhnlich raschen Schritten den Weingang hinab und verschwand im Hause, dessen breites überhängendes Dach schon tiefe Schatten über seine Umgebung warf.

»Räthsel, nichts als Räthsel!« dachte Franz Marssen, als er hinter der Vorangegangenen ruhig nach dem Hause schritt, um sich zu seinem Vater zu begeben. »Was für ein seltsames Geheimniß mag es nur sein, das sie veranlaßt, ein Vermögen, welches sie ohne Zweifel besitzt, nicht antasten zu wollen? Ich will nicht, sagte sie ausdrücklich, sie hat also darüber zu verfügen! Ach, es scheint doch

eine kleine weibliche Hartnäckigkeit dabei im Spiele zu sein. Nun, ich werde es ja hören. – Ist mein Vater zu Hause, Resi?« fragte er die Magd, die eben am Tische unter der Veranda ihre Vorkehrungen zum Abendtisch traf.

»Ja, Herr, er sitzt in seiner Stube am Fenster und sieht nach den weißen Bergen hinauf.«

Eine Minute später klopfte Franz bescheiden an die Thür seines Vaters. »Herein!« rief dessen mächtige Stimme, und bald darauf standen sich die beiden Männer wieder gegenüber und schauten sich schweigend eine Weile an.

Es war hier noch hell genug, daß sie ihre Züge gegenseitig erkennen konnten. Wie der Vater gefaßt und seiner Ueberzeugung gewiß aussah, so prägte sich eine eigenthümliche Befangenheit, mit Verwunderung gemischt, auf des Sohnes Gesicht aus.

»Nun,« sagte der Vater, »hast Du meine Schwester gesprochen.«

»Ja, Vater, und ich komme, um Dir zu sagen daß Du mit Deinem Zweifel und Deiner Sorge Recht behalten hast.«

»Ah, ich habe es Dir ja gesagt. Und was nun?«

»Nun wollte ich Dich bitten, mir das Räthsel zu lösen und das Geheimniß mitzutheilen, was Euch beide umsponnen hält. Die Tante wünschte sogar, daß Du mir den Beweggrund ihres Handelns in Bezug auf jene Geldfrage mittheilest.«

»Gut,« erwiderte der Vater, schlug die kräftigen Arme vor der breiten Brust zusammen und ging mit niedergebeugtem Kopfe vor seinem Sohne hin und her. »Das trifft sich ja herrlich zusammen. Sie will, daß ich rede, ich *selbst* will reden und Du willst hören, da stimmen wir ja wunderbar überein!« Nach kurzer Pause aber fuhr er mit erhobenem Kopfe und stärkerem Stimmton fort: »Ja, Franz, ich will reden, zu Dir reden, und ich habe schon längst die Absicht dazu gehabt, Dir das Nothwendigste aus meiner Vergangenheit mitzutheilen, da Du es doch einmal wissen mußt, so weit Du nicht schon davon unterrichtet bist. Jedenfalls hätte ich es vor Deiner Reise nach Italien gethan, denn Du kannst Jahre ausbleiben, und meine Schwester wie ich – können sterben.«

»Das wolle Gott verhüten!« sagte Franz warm und legte seine Hand liebevoll auf die mächtige Schulter des Vaters.

»Er wolle es, ja, mein Sohn! Aber ich bin, obgleich noch rüstig und gesund an Leib und Seele, nur ein Mensch; und ein Mensch ist, seltsam genug, immer eine überreife Frucht, die jeder Windstoß, wenn er von der gefährlichen Seite weht, zu Boden werfen kann. Du sollst also meine Lebensgeschichte erfahren, mit der die meiner Schwester auf's Innigste verbunden ist. Darum handelt es sich hier. Ich will Dir endlich alle Eröffnungen machen, die Du Dir früher schon oft durch einzelne Fragen erbeten hast, deren Beantwortung ich aber immer hinausschob, weil ich nicht gern in meinen eigenen

Wunden wühlen und Dir die Erkenntniß der Schattenseite der Welt ersparen wollte, einer Welt, in welche Du glücklicher Weise nicht einzutreten brauchst. Doch sieh, man ist nicht alle Tage in der rechten Stimmung, über sich selbst und das eigene Schicksal zu reden. Ich bin es zum Beispiel heute nicht. Vielleicht bin ich es morgen. Sobald die rechte Stunde aber gekommen ist, sollst Du befriedigt werden und dann einen Blick in das Leben eines Menschen thun, dem in der Wiege, als das brausende Meer ihn in Schlummer sang, nicht prophezeit ward, daß er im Alter sein Haupt im Schatten dieser Schneeberge zur Ruhe legen würde. Aber unter der Sonne ist Alles möglich, mein Sohn. Das sanfte rosige Licht, welches eben da oben die Gletscher der Jungfrau bestrahlt, bescheint seltsame Dinge in der Höhe wie im Thale, und so klein und winzig die Menschen auch sind, die in den Thälern der Erde wie Ameisen über- und durcheinander laufen, so thun sie sich doch oft einander Böses an, und sieh, hier – hier steht ein Mann, den sie nicht mit Keulen, wohl aber mit menschlicher Gerechtigkeit zu Boden geschlagen haben, denn Du mußt wissen, mein Sohn, daß die menschliche Gerechtigkeit sich oft nur gerecht *nennt*, dagegen oft die schreiendste, unnatürlichste, schändlichste Ungerechtigkeit ist.«

Franz Marssen stand tief erschüttert vor seinem mit lauter Stimme redenden Vater. So flammend, so sprühend vor Zorn hatte er ihn noch nie gesehen.

Eben wollte derselbe wieder zu sprechen beginnen, da klopfte es leise an die Thür, und auf den Hereinruf steckte Resi das blühende Gesicht durch den Spalt und bat die Herren, zu Tische zu kommen, Fräulein Caroline erwartete sie schon unter der Veranda.

Doctor Marssen gab seinem Sohne einen Wink mit der Hand, als wollte er sagen: »Genug für heute, ein andermal!« Und dieser verstand ihn und sie gingen nun beide schweigend vor die Thür des Hauses, wo die große Tischlampe hell unter den magisch beleuchteten Weinblättern brannte und das wieder aufgehellte Gesicht der guten Caroline ihnen freundlich entgegenblickte, die sie mit den Worten empfing:

»Guten Abend, Ihr Männer! So kommt denn, setzt Euch und laßt Euch die Speise bekommen!«

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel. Die Geschichte eines Schleswigers.

Doctor Leo Marssen gehörte zu den Menschen, welche die Natur nicht nur in ihrem glänzenden Lichtgewande lieben und bewundern, sondern auch einen großen Genuß darin finden, in geheimnißvoller Stille der Nacht ihr Wirken und Walten zu beobachten und daraus ebensoviel Nahrung für ihren Geist, wie Befriedigung für ihr Herz zu schöpfen. So war es eine seiner, schon seit vielen Jahren befolgten Gewohnheiten, Abends spät, wenn Alles um ihn her schlief, in's Freie unter den klaren Sternenhimmel zu treten und mit kundigem Auge die schönen Lichtbilder da oben zu betrachten und sie auf ihren geheimnißvollen Bahnen in Gedanken zu begleiten. Oder er wandte seine Schritte auch den waldigen Bergen zu, kletterte hier und da empor und horchte mit staunendem Wohlgefallen auf die tiefen und gewaltigen Naturstimmen, die sich in ihren felsigen Klüften und Schluchten vernehmen lassen, hier wie ein leises, geisterhaftes Rauschen, dort wie ein dröhnendes Donnern erklingen, immer aber und überall die rastlose Arbeit der Natur, das Schaffen und Weben ihrer unbegreiflichen Kräfte verkünden und somit dem forschenden Menschengeiste ein ewiges, nie ganz zu lösendes und doch stets zur Lösung aufforderndes Problem hinstellen.

Diese Gewohnheit, die halbe Nacht zum Tage zu machen und dann oft bis in den späten Morgen zu schlafen, hatte Franz nicht von seinem Vater geerbt, dagegen war er ein Freund vom frühen Aufstehen, und lange bevor seine Verwandten zum Frühstück unter der Veranda zu erscheinen pflegten, war er schon aufgebrochen, um einen Spaziergang zu unternehmen, der oft, wenn ein weiteres Ziel vorgesteckt war, auch zu Pferde mit dem schnellen Schimmel ausgeführt wurde, den wir auf der Grimsel kennen gelernt haben. Die frühen Morgenausflüge unternahm Franz Marssen aber nicht nur, um sich zu vergnügen oder die Schönheiten des anbrechenden Tages zu genießen, nein, er verband damit ein ernstes Studium, er lauschte mit Bedacht, wie die Gegenstände auf den Höhen und in den Tiefen aus ihren Nebeln hervortauchten, sah die Schatten allmälig dem siegreichen Lichte weichen und die kalten bleichen Gletscher sich in den sonnigen Glanz des Tages kleiden.

Diese ihm schon seit Jahren innewohnende Liebhaberei wurde durch seinen jetzigen Wohnort außerordentlich begünstigt, denn wo kann es lohnendere Spaziergänge geben, als in der reizvollen Umgebung Interlaken's, wo der schön bewaldete Rugen mit seinen malerischen Bergwegen und Fernsichten und die dahinter aufstrebenden Schneefelder der Jungfrau, des Mönchs und des Eiger so nahe liegen, wo jenseit der rauschenden Aar am Fuße des Harder entlang überall bequeme Wege bergauf und bergab führen, bis man im Westen an den herrlichen Thuner See und im Osten an den von Brienz gelangt,

die früh schon mächtige Dampfboote durchpflügen und in deren klaren, blaugrünen Wellen der Morgenhimmel sich mit seinem strahlenden Licht, die ausgezackten Felsen mit ihrem zerbröckelnden Gemäuer und die ewigen Gletscher im magischen Glanze spiegeln.

An dem ersten Morgen nun, welcher ihn wieder in der Heimat fand, hatte Franz Marssen schon früh keine Ruhe mehr im Bett. Glanzvoll stieg die Sonne eben erst aus leichtem Nebelgewölk über dem Brienzer See auf, als er schon mit leisen Schritten das stille Haus verließ und seinen Weg nach dem Thale von Lauterbrunnen hin nahm, um von hier aus über den Rugen wieder zurückzukehren. Wenn auch die ernsten Unterredungen vom Abend vorher noch immer in seinem Innern nachklangen und er besonders mit inniger Theilnahme auf die arme Tante blickte, deren Schicksal ihm beklagenswerther als das seines Vaters schien, so heiterte doch der goldene Morgen und alles Schöne, was er sah, seinen der Träumerei wenig geneigten Geist bald wieder auf, und als er nach anderthalb Stunden zurückkehrte, den Vater noch nicht anwesend und nur die Tante am Tisch unter der Veranda fand, nahm er fast so heiter wie sonst mit ihr das Frühstück ein, hielt sich aber nicht lange dabei auf, da Caroline keine Neigung zum Gespräch zu haben schien und er selbst lebhafter denn je an die Staffelei getrieben wurde.

So trat er denn endlich in sein Atelier wieder ein und fing sogleich die Untermalung seines neuen Gemäldes an, dessen Zeichnung ihn, als er sie prüfte, auch heute ziemlich befriedigte. Den halben Vormittag brachte

er mit dieser leichten Arbeit hin und erst gegen Mittag wandte er sich zu einer schwereren, wozu ihn die Betrachtung des bewußten Portraits in seinem Skizzenbuch plötzlich veranlaßt hatte.

»Es ist wichtig, was mir so eben einfällt,« sagte er zu sich. »Die Schottin wird mir ohne Zweifel nicht zu ihrem Portrait sitzen und so will ich dasselbe beginnen, so lange die Erinnerung an sie noch frisch ist und ihre schönen Züge mir klar im Kopfe sitzen. Glücklicher Weise ist diese kleine Zeichnung gut und treu, und so kann sie mir zum festen Anhaltspuncte dienen.«

Während er noch sprach, hatte er schon einen neuen, mit feiner Leinwand überspannten Blendrahmen aus dem Wandschrank hervorgeholt und fing ohne Zaudern an, das Gesicht der schönen Reisegefährtin zu zeichnen und zwar in voller Lebensgröße, die schottische Mütze mit der rothen und weißen Feder auf dem Kopf, wie er es an jenem ersten Tage auf der Furca seinem Gedächtniß eingeprägt hatte. Bei dieser Arbeit aber ging er mit großer Vorsicht zu Werke; genau erwog er die Umrisse der rosigen Wangen, die feinen Linien der schwellenden Lippen, der edlen Nase und der eben so kühn blickenden wie rein geschnittenen Augen. Aber als er auch aus dieser Zeichnung, die er mit gleicher Leidenschaft wie die erste hinwarf, die bekannten Züge ihm treu entgegenblicken sah, lächelte er vergnügt und freute sich herzlich über sein eigenes Werk, was ohne Zweifel die schönste Belohnung für den Künstler ist.

Erst gegen Mittag verließ er das kleine Haus wieder und begab sich in das Vorderhaus, wo er mit dem Vater zusammentraf, der eben seinen Patienten besucht hatte. Doctor Marssen war ungewöhnlich ernst und still an diesem Tage, obwohl es ihm nicht an Freundlichkeit gegen die Hausgenossen gebrach. Tante Caroline war ebenfalls noch viel stiller als sonst, und vermied es, so viel es sich thun ließ, dem fragenden Auge des Neffen zu begegnen. So ging das Essen sehr ruhig vorüber, und hätte Franz nicht Manches von seiner letzten Reise erzählt, die beiden älteren Personen würden vielleicht kein Wort mit einander gewechselt haben – eine so große Bewegung ging in ihrem Innern vor, nachdem durch das gestrige Gespräch ihre alten Erinnerungen wieder aus dem Schlummer geweckt worden waren.

Franz war eigentlich froh, als er diesmal die Veranda wieder verlassen und sich nach seinem Malerstübchen begeben konnte. Dem Vater hatte er angemerkt, daß er innerlich seine Gedanken sammele und daß er sich vorbereite, ihm die versprochenen Eröffnungen zu machen. Daß es etwas Bedeutsames, Wichtiges und gewiß nichts Angenehmes sei, was er hören würde, unterlag jetzt bei ihm keinem Zweifel mehr und das stimmte ihn selbst ungewöhnlich ernst, und so malte und zeichnete er, um seine lästigen Nebengedanken los zu werden, mit ununterbrochenem Fleiß an den begonnenen Werken weiter, so daß der Fortschritt an beiden ein leicht erkennbarer war.

Als er aber gegen Abend, nachdem er sein Tagewerk beendigt, nach dem Vorderhause kam, fand er den Vater

in überaus milder Stimmung vor. Auf seinen festen Zügen lag zwar immer noch der alte Ernst, aber sein helles Auge leuchtete wunderbar freundlich und wiederholt nickte er bei verschiedenen Gelegenheiten dem Sohne zu, woraus dieser schloß, daß die Rinde seines Herzens sich gelöst und daß er den Entschluß gefaßt habe, dieses volle Herz bald und ganz durch Mittheilung zu erleichtern.

Darin hatte er sich auch nicht geirrt. Als das Abendessen zu Ende war und Franz in den Garten hinaustrat, über den eben die ernsten Sterne ihren funkelnden Glanz ausstreuten, trat Doctor Marssen leise hinter ihm her, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit halb unterdrückter Stimme:

»Bist Du bereit, mein Sohn, und hast Du ein paar Stunden Zeit für mich?«

»Du hast über meine ganze Zeit zu gebieten, Vater,« lautete die Antwort. »Wenn Du in der Stimmung bist, mir Deine Geschichte zu erzählen, so gestehe ich Dir, daß ich sie schon lange mit großer Spannung erwarte.«

»Komm!« sagte der Vater, faßte seinen Arm und führte ihn abseits, nachdem er der Schwester ein herzliches: »Gute Nacht, Caroline!« zugerufen hatte.

»Wohin gehst Du, mein Vater?« fragte Franz, der sich wunderte, daß dieser nicht den Weg nach seinem eigenen Zimmer einschlug.

»Folge mir nur – ich will Dich an einen Ort führen, wo nichts von außen her Deine Aufmerksamkeit ablenkt

und wo wir vollständig ungestört unser Werk beginnen und vollenden können. Ich möchte wenigstens überzeugt sein, daß Caroline kein Wort meiner Erzählung vernimmt, es würde ihr Manches aus meinem Munde herbe und hart klingen und eine schmerzliche Erinnerung in ihrem Herzen wieder erwecken.«

»Ah, Du willst in's Atelier!« rief Franz, der das Ziel endlich errieth, welches der Doctor diesmal im Auge hatte.

»Dahin will ich, ja; bist Du doch gewöhnt, Dich in diesem stillen traulichen Raum nur ernsten Gedanken und Bestrebungen hinzugeben und Dich ganz Deinem inneren Genius zu weihen. Nun, was ich Dir sagen werde, ist auch ernst, und wenn ein guter Genius über meinen Worten waltet, dann denke ich wird es mir gelingen, Dir die Ueberzeugung beizubringen, daß Dein Vater nicht das herbe Schicksal verdient hat, welchem er so viele Jahre seines Lebens unterworfen gewesen ist. So, da sind wir. Geh voran und schließ uns die Thür auf.«

Franz gehorchte dem Vater und bald standen sie oben in dem Zimmer. »Soll ich Licht machen und willst Du Dich nicht auf das Sopha setzen?« fragte der Sohn.

»Nein, Franz, nicht auf dem Sopha will ich sitzen und Du sollst auch kein Licht anzünden. Sieh hier –« und er öffnete an dem Fenster, wo Franz zu malen pflegte, beide Flügel, worauf dieser, als er seines Vaters Absicht errieth, sogleich die Staffelei zurückzog und zwei Stühle an das offene Fenster stellte. »Sieh hier, mein Sohn, diese kleinen Lichter da oben sind hell genug, mir bei meiner Erzählung zu leuchten. Es sind Gottes Augen, welche,

während ich spreche, in meine Seele schauen und mich erinnern werden, nur die Wahrheit kund zu thun.«

Er hatte sich schon auf einen Stuhl gesetzt und Franz nahm den ihm gegenüberstehenden ein. Draußen auf dem öden Garten des Nachbars lag eine stille, sternenklare, süß milde Nacht. Wie ein dunkelblauer Nebelstreif zog sich das Gebirge jenseit der Aar am scharf abgeschnittenen Horizonte hin und hier und da, wie neugierige Augen, blickten goldene Puncte herüber, die ohne alles Gewölk frei im unendlichen Raume schwebten. Still, überaus still war es ringsum, höchstens ein zirpendes Insect ließ von Zeit zu Zeit seine Stimme aus dem Grase vernehmen. Nur von der Seite her, wo die gewaltigen Schneeberge sich aufthürmten, grollte bisweilen ein dumpf dröhnender Ton herüber, aber, durch die Ferne gedämpft, lautete er wie eine sanfte Musik, gleich dem abziehenden Gewitter, das seine rollenden hinsterbenden Cadenzen in stiller Nacht oft wie melodischer Orgelton herüber schwingen läßt.

»Mein Sohn,« begann Doctor Marssen mit seiner tiefen und klaren Stimme zu sprechen, »Du siehst mich jetzt in ruhigen und glücklichen Verhältnissen, sowohl was meine innere Gemüthsstimmung wie meine äußere Lage betrifft. So ist es mir nicht immer ergangen und erst seit wenigen Jahren befinde ich mich in dieser ruhigen Stimmung und in dieser vortheilhaften Lage. Auch ist der Weg dahin weder eben, noch leicht zu überwinden gewesen, im Gegentheil, ich habe über steile Berge klettern, über tiefe Abgründe springen und durch stürmisch bewegte

Fluthen schwimmen müssen, bevor ich in den Hafen der Ruhe einlief. Wenn ich Dir diese Schwierigkeiten, die ich besiegen mußte, der Reihe nach und der Wahrheit gemäß erzähle, so glaube nicht, daß ich die Bitterkeit, die mir mein Leben vergiftet, auch in Dein junges Herz pflanzen will, das so offen und muthig, so hoffnungsvoll und siegesgewiß dem Leben in's Angesicht blickt. Auch will ich Dich nicht aufregen gegen die Feinde unseres Vaterlandes, Dich nicht zu Haß und Feindschaft, weder gegen eine ganze Nation, noch gegen einzelne Menschen, die mir am wehsten gethan, anstacheln; nein, ich will Dir einfach mittheilen, was mir widerfahren ist und warum Du mich hier so fern von meiner theuren Heimat, in einem fremden Lande leben siehst. Vieles, was Du hören wirst, mag Dir bekannt sein, und Manches, wenn Du darüber nachdenkst, wird in Deiner Erinnerung wieder lebendig werden, was nur noch wie ein dunkles Echo aus früherer Zeit in Deinem Geiste nachklingt; das Ganze aber, wie ich es Dir in einem Gusse, das Eine aus dem Anderen folgen lassend, mittheilen werde, wird Dir immerhin neu sein, so daß Du die Aufmerksamkeit und die Geduld, welche Du meiner Erzählung schenken mußt, am Ende nicht bereuen wirst.

Du weißt, daß ich und Caroline, meine einzige Schwester, geborene Schleswiger sind und daß wir früh verwaisten und in fremde Hände geriethen. Glücklicher Weise waren es vortreffliche Hände, und alles Gute, was uns zu

Theil ward, verdanken wir ihnen, obgleich leider auch alles Böse, was uns heimsuchte, aus derselben Quelle floß, ohne daß wir sie deshalb verantwortlich machen dürfen.

Alle meine Vorfahren väterlicher Seite, so weit ich ihre Reihe verfolgen kann, waren Aerzte und zum Theil in Schleswig ansässig, zum Theil in der dänischen Marine dienend, da ein großer Theil von ihnen dem Seewesen von ganzem Herzen ergeben war. Und das ist ja natürlich. Von beiden Seiten umgürten unser kleine Land die blauen Wellen, wir sehen sie täglich vor Augen, wir hören alle Nächte ihr Gebraus, sie bringen uns Segen und Gedeihen in's Land – versteht es sich da nicht ganz von selbst, daß wir sie lieben und ihnen vertrauen lernen?

Auch mein Vater diente als rühmlich bekannter Arzt auf verschiedenen Schiffen, machte weite Reisen über ferne Meere und kehrte nur von Zeit zu Zeit nach Apenrade zurück, wo seine Familie seit langen Jahren heimisch gewesen war. Was seine Mittel betrifft, so reichten sie hin, ihm ein sorgenfreies Leben zu ermöglichen, denn er hatte von seiner Mutter eine kleine Erbschaft gemacht, die auch auf mich übergegangen ist, die ich jedoch in späteren Jahren Carolinen allein überließ, und das ist das kleine Capital, welches sie ursprünglich besitzt, wovon sie noch jetzt zum Theil lebt und an welches kein Mensch sonst auf Erden irgend einen Anspruch erheben kann.

Doch ich muß noch einmal zu meinem Vater zurückkehren, über den ich leider nur wenige Worte sagen kann, da ich ihn allzu früh verloren habe und ihn kaum

aus eigener Anschauung zu schildern vermag. Im Jahre 1801 war er in jungen Jahren Arzt auf einer königlichen Corvette und machte auf derselben die blutige Seeschlacht bei Kopenhagen mit. Ein Offizier dieses Schiffes war schon damals sein bester Freund und in den schwersten Stunden der Gefahr, die sie Seite an Seite theilten, schlossen sie ihr Seelenbündniß für immer und dieses Bündniß hat gedauert und ist nie in irgend einer Weise gelockert worden, bis über den Tod des einen von ihnen hinaus, da die Liebe jenes Mannes von meinem zuerst gestorbenen Vater auf uns, seine Kinder, überging. Die Hände dieses Ehrenmannes, den ich wie meinen zweiten Vater achten und lieben gelernt habe, waren es auch, denen wir nach dem Tode des ersten überlassen blieben, und er ist es also, dem wir alles Gute, was uns in frühster Jugend widerfuhr, vor allen Dingen aber unsre spätere Erziehung und was sich daran knüpft, verdanken.

Eine solche Freundschaft wie ich sie Dir eben angedeutet, kommt öfter zwischen zwei Männern vor, sie wäre daher nichts besonders Bemerkenswerthes gewesen, wenn diese Männer nicht verschiedenen Nationen angehört hätten, Nationen, die jetzt seit langer Zeit in erbittertstem Kampfe mit einander liegen. Mein Vater, *Leo Marssen* nämlich, war von Geburt ein Schleswiger, also ein *Deutscher*, und *Olaf*, Baron *Juell Wind*, war ein Seeländer, das heißt ein *Däne*. Damit ist Alles gesagt, nur nicht, daß dieser Däne ein braver Kamerad, ein hochherziger Freund, ein edler Mensch im weitesten Sinne des Wortes war.

Das für Dänemark so verhängnißvolle Jahr 1807 fand die beiden Freunde wieder auf einem und demselben Schiffe, einer stattlichen Fregatte, auf der Juell Wind Capitain und mein Vater erster Arzt war. Beide, neben einander auf dem Deck stehend, wurden bei dem Bombardement von Kopenhagen von einer und derselben Kugel schwer verwundet, dann nach einem Lazareth in Jütland gebracht und mußten in Folge ihrer Wunden aus dem königlichen Dienst scheiden. Auch jetzt, zu gleicher Zeit geheilt, verließen sie Hand in Hand das Hospital und beschlossen, ihr Leben fernerhin auch in Ruhe zusammen zu verbringen, wie sie es bisher unter Kämpfen und Sorgen verbracht.

Meinen Vater zog die alte Heimat unwiderstehlich an, und Baron Juell Wind, dem es einerlei war, wo er lebte, da Niemand aus seiner Verwandtschaft störend eingreifen konnte, folgte ihm dahin. Mein Vater ließ sich, obwohl eines Armes beraubt, in Apenrade als Arzt nieder, und Juell Wind kaufte mit seinen reichen Mitteln ein herrliches Gut, Harup, in unmittelbarer Nähe der Stadt und an dem schönen Meerbusen gelegen, den auch Du als Kind so oft geschaut hast.

Im Jahre 1808, ein Jahr nach ihrer Verwundung, heiratheten beide Freunde an einem Tage und wurden von demselben Geistlichen in einer Kirche getraut, nur war der Unterschied der, daß mein Vater eine Deutsche aus Apenrade, Juell Wind eine Dänin aus Horsens ehelichte, die sich damals in Apenrade aufhielt und zufällig die innigste Freundin der Geliebten meines Vaters war.

So hatte die alte Freundschaft einen neuen Anreiz erhalten und die beiden Familien lebten in herzinnigster Eintracht, sechs Jahre hindurch, als leider meine Mutter starb, nachdem sie eben erst meiner Schwester Caroline das Leben gegeben hatte.

Durch diesen Todesfall verdüsterte sich das Gemüth meines Vaters und er gab seine Praxis auf und zog auf das Landgut seines Freundes Juell Wind, der auf diesen Wechsel bestanden hatte und nun seine brave Frau für uns kleine Waisen sorgen und unsere Erziehung leiten ließ. Die Ehe des Freundes meines Vaters war nur durch einen Sohn gesegnet, *Rolf* Juell Wind ist mit mir in einem Jahre und sogar in demselben Monat geboren.

Ich muß hier noch einmal auf die Nationalität des alten Barons zurückkommen, da derselbe gewisse gute Eigenschaften besaß, die sonst nicht oder nur sehr selten unter seinen Landsleuten gefunden werden. Olaf Juell Wind war ein geborener Däne und hatte auch eine Dänin zur Frau. Er liebte sein Vaterland, wie es nur ein Mann lieben kann, aber er vergötterte es nicht, denn er war kein Fanatiker, wie es so viele Dänen sind, er glaubte nicht, daß die Sonne Gottes allein für Dänemark aufgehe und daß sein Volk das einzig auserlesene Volk der Neuzeit sei, wie es die Juden im Alterthum waren. Nein, er war ein denkender Mann mit klarem Verstande und gerechtem, biederem Herzen. Er hielt Augen und Ohren offen, er erkannte Alles, was gut und was schlecht war, und ehe er sein Urtheil über einen Menschen oder eine Sache aussprach, prüfte er sie genau; hatte er aber erst

einmal eine Ueberzeugung gewonnen, so hielt er sie fest bis an's Ende, mit zäher Gewalt, denn zähe war auch er, wie nur ein Däne es sein kann, und das kann eine nationale Tugend werden, wenn sich diese Zähigkeit in den Schranken des Gesetzes, der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes bewegt.

Der Kampf, den heutzutage schon ein Menschenalter hindurch die deutsche und dänische Nation mit einander führen, war damals noch nicht in's Leben getreten, wenigstens wurden die Meinungen über Deutsch und Dänisch noch nicht mit der Erbitterung ausgetauscht, wie es seit 1830 der Fall ist. Indessen tauchte doch schon in leisen Anfängen eine allmälige Sonderung beider Nationalitäten auf, und es gab Leute, die, ohne Einsicht in die Sachlage zu haben, auf der Seite der Dänen, und andere, die auf der Seite der Deutschen standen. Wenn mein Vater nun stets und unabänderlich sein eigenes Vaterland verfocht, Olaf Juell Wind verfocht es mit ihm, wenn er es im Rechte glaubte; hatte Doctor Marssen aber nach seiner Ueberzeugung Unrecht, so trat er ihm fest und männlich entgegen. Juell Wind war also eben so gut Deutsch wie Dänisch gesinnt, vollständig parteilos schätzte er das Gute an beiden Nationen, aber er tadelte stets und unverhohlen, wo es seiner Meinung nach etwas zu tadeln gab.

Den Beweis davon werde ich Dir jedoch erst später liefern können, denn die Zeit, von der ich bis jetzt sprach, lag noch weit vom Jahre 1830 entfernt, und bis dahin

lebte man in Dänemark wie in Schleswig ziemlich gemüthlich, wenngleich nicht zu verkennen war, daß es viele eingewanderte Dänen unter uns gab, welche die Unparteilichkeit des Barons nicht gutheißen konnten, es vielmehr lieber gesehen hätten, wenn er ein eben so großer Dänomane wie Deutschenfresser gewesen und geworden wäre, wie es die Meisten von ihnen waren oder wurden. Allein Juell Wind lebte, unbekümmert um die Ansichten seiner Nachbarn, ruhig fort, und da er ein überaus gebildeter Mann war, seine größte Bildung aber von deutschen Männern und aus deutschen Büchern erhalten hatte und noch erhielt, so war er der Ueberzeugung, daß auch das ganze dänische Volk sich mehr um deutsche Bildung bemühen müsse und daß Dänemark in dieser Beziehung nur ein kleines unscheinbares Licht gegen die große germanische Sonne sei, die ihr Leuchten nach allen Richtungen ausstrahlte und mit ihren Einflüssen allmälig und langsam auf alle Schichten fremder Nationen wirkte, wie die Wärme der wirklichen Sonne allmälig auch die kältesten Gegenstände durchdringt.

Diese Werthschätzung germanischer Bildung konnten die dänisch gesinnten Nachbarn dem Baron Juell Wind um so weniger verzeihen, als er mit der Zeit ein überaus vermögender Mann geworden war und dadurch einen großen Einfluß auf seine ganze Umgebung gewonnen hatte. Zwei alte Tanten in Jütland starben und setzten den wackeren Seehelden mit dem Stelzfuß zu ihrem Erben ein. Diese Erbschaft fiel gerade in eine traurige Zeit,

denn auch die Gattin Olaf's starb, und nun waren die beiden Freunde allein auf dem stillen Gute, das nur durch die Anwesenheit ihrer Kinder und deren Erziehung belebt wurde, der die beiden Väter ihre ganze Aufmerksamkeit schenkten. Indessen war die Energie Olaf's durch den Tod seiner Frau bei Weitem nicht so, wie die meines Vaters durch den Verlust meiner Mutter erschüttert worden. Viel weniger Gemüthsmensch als dieser, betrachtete er das Abscheiden seiner Gattin mehr als eine unabänderliche Naturnothwendigkeit, und beschäftigte sich nun um so mehr mit uns Kindern, von denen er Carolinen am zärtlichsten, viel zärtlicher sogar als seinen eigenen Sohn liebte, obwohl dieser in seiner Kindheit ein liebenswürdiger Knabe und später ein hoffnungsvoller Jüngling wurde, welche Hoffnung freilich das Jahr 1830 auf eine sehr unerwartete Weise in den Augen seines Vaters zerstören sollte. Doch davon sogleich ein Näheres.

Rolf Juell Wind nun, der in unserm Leben eine so verhängnißvolle Rolle spielen sollte, war in seiner Jugend ein gefügiger und leicht lenksamer Mensch von gerade nicht großen Fähigkeiten, dafür aber mit leicht auflodernden Leidenschaften begabt, die nur von dem ernsten und in allen wichtigen Dingen entschieden auftretenden Vater gezügelt wurden. Wir Knaben waren uns herzlich zugethan, und unsere Liebe concentrirte sich in Carolinen, der Rolf sich mit frühzeitiger Zärtlichkeit ergeben zeigte. Daß er ein Däne und ich ein Deutscher sei, davon war zwischen uns niemals die Rede, und in späteren Jahren, als wir einen Hauslehrer bekamen, trat sein

Vater bei einer Gelegenheit so energisch gegen die nationale Vorliebe desselben auf, daß Rolf um so weniger wagte, seiner Nation auf Kosten der meinigen ein Loblied zu singen. Im Ganzen lebten wir wie wirkliche Brüder zusammen, ja, wir liebten uns mit den Jahren mehr und mehr, namentlich, als wir einige Jahre nach dem Tode meines Vaters Harup verlassen mußten und zu einem angesehenen Schulmann in Apenrade in Pension kamen, wo wir nun in der Erinnerung an unser idyllisches Landleben schwärmten und für die Zukunft großartige Pläne in dieser Beziehung schmiedeten, die leider niemals erfüllt werden sollten, wie ja so viele Luftschlösser junger Leute eben nur in der Luft schweben bleiben.

Sonntags wurden wir in der Regel zu Wagen nach Harup geholt, und auch die Ferienzeit brachten wir auf dem Landsitz zu, der allmälig ein ganz anderes Ansehen erhielt, da der Baron sich ein schönes Schloß erbauen ließ und zwei gebildete Damen, die eine aus Kopenhagen, die andere aus Hamburg bei sich aufgenommen hatte, um nichts zu versäumen, was für Carolinens Erziehung von Vortheil sein konnte. Die Tage unseres Besuches auf Harup waren Feiertage, wir waren glücklich in unsern jugendlichen Träumen und hatten keine Ahnung, daß einst eine Zeit kommen könnte, die denselben ein schreckliches Ende bereiten sollte.

So wuchsen wir allmälig heran und die Stunde war nicht fern, wo wir uns zu einem ernsteren Lebensberuf entscheiden mußten. Ich hatte schon lange meinen Wunsch ausgesprochen, in die Laufbahn meines guten

Vaters zu treten, und Rolf zeigte Neigung zur Rechtswissenschaft, womit sein Vater einverstanden war, wie dieser brave Mann den vernünftigen Wünschen seiner Familienglieder niemals entgegentrat.

Wir gingen nach Kiel ab und wurden fleißige Studenten. In den ersten zwei Jahren ereignete sich nichts von Bedeutung, als daß wir alljährlich eine Reise nach Kopenhagen oder Stockholm machten, die kürzeren Ferien aber stets auf Harup im stillen Familienkreise zubrachten. In Bezug auf unsere Studiengelder genoß Rolf keinen Vorzug vor mir; sein Vater gab mir Alles, was ich brauchte, als ob ich sein eigener Sohn wäre, und von meinem kleinen väterlichen Vermögen, das er selbst verwaltete, durfte ich damals keinen Schilling anrühren.

Am Ende des zweiten Jahres unserer Universitätsstudien aber sollte etwas geschehen, was das ganze Verhältniß, wie es bisher zwischen uns bestanden, zu untergraben und allmälig die Zerwürfnisse herbeizuführen bestimmt war, an deren Folgen meine Existenz in Schleswig zu Grunde gegangen ist.

Wie es auf Universitäten zu geschehen pflegt, so tauchten auch damals in Kiel – es war die Zeit der französischen Julirevolution – schon verschiedene Verbindungen unter den Studirenden auf, die anfangs wenig in die Aeußerlichkeit drangen, aber im Stillen von der dänischen Bewegungspartei unterstützt wurden, insofern der von verschiedenen Seiten aufgestachelte Danismus dadurch gestärkt und befördert werden sollte. Und nun bin ich zu dem verhängnißvollen Zeitpunct gekommen, mein Sohn,

von wo die Zerrüttungen in unserm armen Vaterlande sich eigentlich herschreiben, und gerade Rolf und ich waren dazu ausersehen, in einen Strudel von Aufregung zu gerathen, der uns endlich äußerlich wie innerlich trennte, obwohl wir anfangs uns noch bestrebten, unser Verhältniß den Augen aller zu verhüllen und namentlich den alten Baron Juell Wind darüber in Unkenntniß zu lassen.

Mit einem Wort, es war der November des Jahres 1830 gekommen, und Uwe Lornsen, der berühmte Agitator von Sylt, erschien in Kiel, um die große Leuchte auszuhängen, die uns mit einem Mal klar machte, daß unter dänischem Scepter und dänischer Gewalt Deutsche lebten, die nicht wie eingeborene Landeskinder, sondern wie fremde und ungeliebte Stiefkinder behandelt wurden. Damals war es, wo er mit seiner Alles besiegenden und bezwingenden Rednergabe zum ersten Mal das magische Wort »Schleswig-Holstein« aussprach und daran die Forderung knüpfte, den unterdrückten Deutschen eine freie, ihnen längst verheißene Verfassung zu geben, um sie dadurch vor der Willkür der Dänen ein für alle Mal sicherzustellen.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, mein Sohn, welche Wirkung dieser Mann von anerkannt untadelhaftem Character und erprobter Rechtschaffenheit, mit seiner gewinnenden Persönlichkeit, mit seiner Ueberzeugung von unserm Rechte und seiner glühenden Vaterlandsliebe hervorbrachte. Es war eine Flamme, die er vom Himmel herunterholte und als einen zündenden Brand in die verwunderungsvoll aufhorchenden Gemüther der Menschen

schleuderte. Auf einen Schlag waren alle Augen sehend geworden, der Vorhang, der ihnen so lange die Wahrheit verdeckt, war zerrissen, und aus dem dänischen Gesammtstaate tauchte wie eine neu entdeckte Insel im Weltmeer der kleine deutsche Staat Schleswig-Holstein auf. –

Natürlich wurden durch diesen Vorgang in Kiel Parteien im ganzen Lande geschaffen; Für und Wider machte sich fast augenblicklich geltend. Hände hoben sich gegen Hände, Geister gegen Geister auf, und leider wurden auch die Herzen davon ergriffen, und das sollten wir Beide, meine arme Schwester und ich selber, am schmerzlichsten empfinden.

Ich war natürlich auch ein Zuhörer von Uwe Lornsen gewesen, aber ich gab meine Freude über seine Vorträge nicht laut zu erkennen. Ich war an ein stilles langsames Ergründen ewiger Wahrheiten gewöhnt und konnte mich nicht so schnell wie andere in den urplötzlich aufwirbelnden Geistesstrudel finden. Um so jäher und wilder stürzte sich, wider mein Wissen, Rolf in denselben hinein; alle seine bisher gezügelten Leidenschaften hatten über Nacht ein bedeutsames Ziel gefunden und brachen nun auf einmal dagegen los, und bald hatte er sich so weit verstrickt, daß er selbst seine Besinnung, und damit alle Möglichkeit verlor, jemals wieder auf den Standpunct ruhiger Ueberlegung zurückzukehren. Kein Däne war damals fanatischer, deutschenfeindlicher als er, und um so größer ward, anfangs unmerklich, die Scheidewand zwischen uns, da ich fast nur meinen Studien oblag, mich

wenig um das politische Gebahren der Mehrzahl bekümmerte, Rolf dagegen sich in politische Clubs mit wüsten Gelagen stürzte, die dem hochverrätherischen Uwe und allen seinen Anhängern Rache und Verfolgung predigten.

Vielleicht wäre der Zwiespalt zwischen uns nicht so arg geworden, wenn Rolf ehrlicher und offener gegen mich zu Werke gegangen wäre und mir die Wandelung seiner Ansichten nicht verborgen hätte; so aber nahm er von vornherein an, ich als geborner Deutscher sei auch sein geborner Feind, zwischen uns könne ferner keine Gemeinschaft mehr bestehen und es sei daher überflüssig, über unsere Empfindungen und Ansichten noch Worte austauschen zu wollen. Ja, hätte ich eine vollkommene Kenntniß der Umwandlung seines Wesens gehabt, ich hätte mich hüten können, ich würde zwar mit Schmerz den schnöden Traum, daß er mein bester Freund sei, aufgegeben haben, aber ich würde nicht in die bodenlose Tiefe gestürzt sein, die mich allmälig zermalmen und zuletzt verschlingen sollte.

Doch hier muß ich etwas Anderes einschalten, wovon ich bisher noch nicht gesprochen habe. Schon lange bevor Rolf und ich die Universität bezogen, war der sehnlichste Wunsch in dem alten Baron erwacht, Carolinen, seinen entschiedenen Liebling, mit seinem Sohne durch ein dauerndes Band vereinigt zu sehen, und die sichtbare Neigung der jungen Leute zu einander bestärkte ihn in diesem Wunsch. Beide verknüpfte ja von Jugend an eine zarte, reine Liebe und auch von mir, wie von uns Allen, wurden sie von Anfang an als künftige Gatten betrachtet.

Mit welcher Innigkeit Rolf an Carolinen hing, lasse ich dahingestellt, auch habe ich keinen Grund, anzunehmen, daß seine Liebe für sie eine geheuchelte oder eine blos vorübergehende jugendliche Verirrung gewesen sei. Nein, er liebte sie wirklich, und gerade die Ueberzeugung, daß er sie wirklich liebte, erhöhte in unsern Augen die Verwerflichkeit seiner späteren Handlungsweise und ließ uns an der Güte seines Herzens zweifeln. Wie aber Caroline diesem Manne ergeben war, davon will ich kaum zu reden wagen, denn ihre Liebe, ihre Hingebung, ihr gänzliches Aufgehen in diesen jugendlich schönen Mann läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Wenn Du weißt, und Du mußt es wissen, wie Caroline jetzt in ihrem Alter die ihr Zugehörigen zu lieben, für sie zu sorgen versteht, wie sie sich jeden Augenblick für sie zu opfern bereit ist, dann kannst Du Dir eine Vorstellung machen, mit welcher Wärme und Innigkeit dieses sanfte Wesen einem Manne anhängen konnte, den sie für das Ideal ihres ganzen Lebens und für das Endziel aller ihrer Hoffnungen hielt.

Genug, gerade zu dieser Zeit, als Uwe Lornsen die Köpfe in Kiel in Feuer und Flammen setzte und als ich ohne allen Argwohn, wenngleich in geringerem Maaße als sonst, meinen Verkehr mit Rolf fortsetzte, der seinerseits mich schon auffallend zu meiden anfing, wurde dem alten Baron, ich weiß nicht, von wem es ausging, der Vorschlag gemacht, uns Beide nach Kopenhagen zu senden,

um uns dort unsere Studien beenden zu lassen. Der Baron wollte gegen diesen, ihm ganz unverfänglich scheinenden Vorschlag nichts einwenden, wenn wir selbst damit einverstanden wären, zumal es ja eine ausgemachte Sache war, daß wir uns einst im Lande niederlassen und hier oder da in den Staatsdienst treten würden.

So wurden wir denn nach Harup beschieden und die verhängnißvolle Frage wurde an uns gerichtet. Rolf stimmte, ohne einen Augenblick nachzudenken, der Aufforderung, nach Kopenhagen zu gehen, bei, ich dagegen, der ich schon lange gewünscht, in Berlin meine Studien zu vollenden, sprach nach einigem Besinnen diesen Gedanken aus, und Juell Wind, der Vater, war gütig genug, uns Beiden die Erfüllung unserer Wünsche zu gewähren. Nur hatte er vorher noch eine längere Unterredung mit seinem Sohne, die, wie ich sehr bald erfuhr, Carolinen betraf, und da Rolf ihm seine Liebe zu derselben wiederholt betheuerte, so bestand der alte Herr auf eine öffentliche Verlobung, wahrscheinlich mit aus dem Grunde, um seinen heißblütigen Sohn dadurch vor anderen unliebsameren Verbindungen in der dänischen Hauptstadt zu bewahren.

Caroline wurde gerufen und um ihre Meinung befragt. Sie schwamm natürlich in Wonne und gelobte ewige Treue und Anhänglichkeit an des Barons Haus und seinen einzigen Sohn. So theilte man denn auch mir das Vorhergehende mit, und wir feierten ein großes Fest, an dem die ganze Nachbarschaft Theil nahm. Ach, es war

dies das letzte glückliche Familienfest auf dem Schlosse zu Harup und kein Mensch ahnte, welche Folgen sich daran knüpfen würden. Wie Caroline überglücklich, ja selig am Arm ihres Geliebten erschien, so sah auch Rolf ziemlich befriedigt aus, ich aber wurde zum ersten Mal von einem seltsamen Gefühl beunruhigt, denn ein gewisses Mißbehagen an Rolf, der sich mir niemals mehr wie früher mit der alten Wärme näherte, fing an, wie eine leise aufdämmernde Ahnung von etwas Unheimlichem in meinem Herzen Platz zu greifen.

Rolf reiste nach Kopenhagen, ich nach Berlin, wo ich meine Studien beendete und dann nach Kiel zurückkehrte, um meine gesetzlichen Prüfungen abzulegen. Als dies mit Erfolg geschehen war und ich darauf Harup besuchte, empfing mich der alte Baron mit großer Herzlichkeit, übergab mir mein kleines Vermögen und beschenkte mich außerdem mit einer großen Summe Geldes, um davon Reisen im Auslande zu machen, bevor ich mich in der Heimat als Arzt niederließ. So sah ich Prag, Wien, Paris und London, und innerhalb dreier Jahre sammelte ich reiche Erfahrungen in meinem Fach, die ich im Vaterlande am besten verwerthen zu können hoffte. Achtundzwanzig Jahre alt, kehrte ich dahin zurück und fand in Harup Alles gesund und anscheinend in bester Verfassung vor. Bald darauf ließ ich mich in Apenrade als Arzt nieder, und vier oder fünf Jahre später lernte ich Deine Mutter, die Tochter des ersten Geistlichen der Stadt, kennen, verband mich mit ihr und Du erblicktest das Licht der Welt.

Ueber die damaligen Zeiten brauche ich nur wenige Worte zu machen. Alles in Allem genommen, waren wir zufrieden. Der gute Erfolg in meinem Beruf machte mich glücklich und mein behagliches Familienleben ließ nichts zu wünschen übrig. Da ich rasch überall Eingang fand, so erwarb ich, nicht mühelos, aber doch ohne Anstrengung, ein hübsches Vermögen, was noch dadurch wuchs, daß Deine Mutter, die Nichte eines wohlhabenden Apothekers, ihren Onkel beerbte. Auch von anderer Seite her ging es mir gut. Durch Baron Juell Wind's Verwendung, der nach wie vor mein väterlicher Freund blieb und im Alter die Empfindungen und Ansichten der Jugend treu bewahrte, wurde ich Amtsphysicus, und nun war mir mein irdisches Loos ein durchaus angenehmes und ungetrübtes – so dachte ich wenigstens damals, denn bis dahin hatte ich nur die Lichtseiten des Lebens kennen gelernt.«

Der Erzählende machte hier eine Pause und holte tief Athem, als müsse er sich zum weiteren Vortrage stärken. »Wo aber blieb Rolf?« fragte Franz nach einer Weile.

Doctor Marssen rückte unruhig hin und her, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte dann: »Höre weiter und frage nicht. Rolf – ach ja, Rolf – hatte in Kopenhagen den richtigen Weg gefunden, um eine schnelle und gute Carriere zu machen. Auch er überstand seine Examina und ward bald darauf Hülfsarbeiter im Ministerium des Aeußern, eine Stellung, die seinem Vater und seiner Braut weniger zusagte als ihm, da beide seine Rückkehr nach Schleswig schon lange sehnlichst erwartet hatten,

um ihn in ihrer Nähe zu haben. Erst auf wiederholte Bitten seines Vaters entschloß er sich einmal, auf einige Tage herüberzukommen. Aber das sollten keine Freudentage für die beiden sein. Er kam – warum soll ich viele Worte darüber machen – als Däne und nur als Däne nach Schleswig, mit einem Groll gegen alle Deutschen im Herzen, der sich in jedem seiner Worte verrieth. Gegen seinen Vater versuchte er freilich noch ein Hehl aus seiner Denkweise zu machen, aber seine Braut setzte er offen von der patriotischen Richtung seiner Gesinnung in Kenntniß und ermahnte sie sogar mit halb drohenden Worten, dahin zu wirken, daß auch sein Vater, vor allen aber ich diesen Weg beträten, da es mir sonst schlecht ergehen könnte.

»Aber wie kann ich denn das?« fragte ihn eines Tages das arme liebende Mädchen, das sich bisher noch nie in seinem Leben mit politischen Dingen beschäftigt hatte. »Dein Vater sowohl wie mein Bruder sind feste und reife Männer, sie haben ihre Ueberzeugungen für sich, und es möchte schwer halten, ihnen andere beizubringen.«

»Ach was,« erwiderte er, »politische Ueberzeugungen sind unumstößliche Grundsätze, wenn sie falsch sind. Sieh mich an, ich habe meine jugendliche falsche Ueberzeugung auch gebessert und befinde mich nicht schlecht dabei. Gerade diese Abschwörung alles deutschen Interesses wird mir eine große, glänzende Laufbahn öffnen, und Du sollst mit mir in dieselbe eintreten, – wenn Du nämlich willst.«

Meine Schwester, auf das Heftigste bewegt, verließ ihren sie herrisch behandelnden Bräutigam weinend und wollte sich eben in ihr Zimmer einschließen, als der alte Baron sie rufen ließ, um irgend etwas mit ihr zu besprechen. Diesem Gebote mußte gehorcht werden. Caroline verbarg ihre Thränen, so gut es ging, und trat an das Lager des alten Herrn, der damals gerade in seinem einzigen, ihm übrig gebliebenen Bein an der Gicht litt. Aber sein Auge war hell und scharf geblieben, und sein Herz schlug liebevoll in Bezug auf Alles, was Carolinen betraf, und so fragte er sie, warum sie geweint habe. Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, aber der Baron, mochte er nun eine Ahnung von dem Vorgefallenen haben oder nicht, drang mit seinem gewohnten festen, unwiderstehlichen Wesen so lange in sie ein, bis er wußte, was geschehen war.

Baron Juell Wind, als er diese Mittheilung erhielt, senkte schweigend den Kopf und hieß meine Schwester sich entfernen. An ihrer Stelle mußte Rolf erscheinen, und es entspann sich nun eine Scene zwischen Vater und Sohn, wie sie noch niemals in Harup vorgekommen war. Zum ersten Mal in seinem Leben trat Rolf rücksichtslos auch gegen den alten Vater mit seiner Gesinnung hervor, bekannte sich zum wahren, einzigen, untheilbaren Dänenthum und legte einen Trotz und eine gefühllose Härte gegen den alten Mann an den Tag, daß dieser fast erschrak und schwieg, aber bald darauf, nicht weniger hartnäckig als sein Sohn, die Keime von Entschlüssen in sich vorbereitete, die Letzterem verderblicher werden

sollten, als er in seinem übermüthigen Stolz vielleicht damals denken mochte.

Am anderen Tage erbat sich Rolf noch eine Unterredung mit seinem Vater, und in dieser beanspruchte er die vollständige Auszahlung seines mütterlichen Vermögens, wovon er bisher nur die Zinsen erhalten hatte. Der Baron, in Geldangelegenheiten bis auf einen gewissen Punct stets willfährig, verzog keine Miene und überwies ihm das gerade nicht sehr große Capital, und wenige Stunden darauf reiste Rolf nach Kopenhagen zurück, um sich daselbst im dänischen Uebermuth gegen Schleswig zu vervollkommnen und alle Mäßigung, wie er sie in solchen Dingen von seinem Vater so oft predigen gehört, in den Wind zu schlagen und mit flottem Segel seinem erhabenen Ziele zuzusteuern.

Der Alte grollte im Stillen, aber er sprach kein Wort über seinen Sohn, weder mit Carolinen, noch mit mir, der ich täglich zu ihm hinausfuhr und ihn in seiner Krankheit ärztlich behandelte. Nur wandte sich seine Liebe noch sichtbarer uns Beiden, vorzüglich aber Carolinen zu, er konnte es kaum noch eine Stunde ohne sie aushalten, und Morgens sandte er oft schon um fünf Uhr einen Boten in ihr Zimmer ab, um sie benachrichtigen zu lassen, daß der neue Tag angebrochen sei und daß es einen armen Kranken gebe, der Verlangen nach ihr habe. An seinen Tod dachte er damals noch nicht, denn er war trotz seiner früheren Verwundung und seiner jetzigen Krankheit noch rüstig, liebte das Leben und hoffte, dasselbe noch so lange zu genießen, bis – Rolf von Kopenhagen

zurückkehrte, Harup übernähme und an Carolinens Seite ein glücklicher Mann würde. Dennoch aber fing er allmälig an, Carolinens Zukunft in verschiedener Weise sicher zu stellen. Er legte nicht nur kleine Capitalien für sie bei seinem Bankier in Hamburg an, sondern er machte ihr auch kostbare Geschenke, welche er ausdrücklich als solche bezeichnete, die sie in Zukunft zu Gelde machen könne, was er auch später in seinem Testament schriftlich wiederholte, zu einer Zeit, als sich schon alle Verhältnisse um uns her anders, ganz anders gestaltet hatten.

Ein gewisser Zwiespalt aber war durch jenen letzten Besuch Rolf's bereits faktisch in der Familie ausgebrochen. Die alte herzliche Weise, sich gegenseitig von ihren innersten Gedanken und Empfindungen zu unterrichten, war geschwunden; Rolf's Briefe wurden vom Vater nicht mehr mit lautem Freudengeschrei begrüßt, der alte Mann wurde stiller, nachdenklicher, zurückgezogener, und selbst wenn Caroline bei ihm war, mit ihm sprach oder ihm vorlas, hörte er nicht auf sie, sondern gab sich meist seinen gewiß nicht angenehmen Grübeleien hin.

Auch mir ging es damals nicht ganz nach Wunsch, denn in mein bisher so glückliches Haus zog allmälig der Vorbote eines bitteren Leidens ein. Gegen das Ende des Jahres 1836 warst Du mir geboren worden, und von diesem Tage an verging Deine Mutter wie eine Blume, deren Wurzeln allmälig vertrocknen, trotzdem es ihr nicht an Wärme, Licht und Regen fehlt. Das zu sehen, die Gefahr zu erkennen und doch nicht helfen zu können, erfüllte

mein Herz mit einer unnennbaren Wehmuth, und ich beschäftigte mich damals weit mehr im Hause mit meinen eigenen Angelegenheiten, als außerhalb, und auch die streitenden Meinungen der Menschen über sonst wichtige Dinge des Lebens waren mir ziemlich gleichgültig geworden, wie ich denn nie ein eifriger, das heißt activ thätiger Politiker gewesen bin, und doch – und doch siehst Du mich jetzt aus meinem Vaterlande verbannt.

Laß mich nun über jene Jahre rascher hinweggehen. Es lag damals, wie Du eben gehört hast, viel Schatten auf meinem Wege, aber dennoch gebrach es mir nicht an Licht, denn ich hatte mein gutes Weib, Dich, Carolinen und den alten Baron, der mir immer gleich hold blieb und den ich so oft besuchte, als es ging, denn er kränkelte von jetzt an beständig, obwohl er nie ernsthaft krank ward.

Als ich eines Tages ungerufen zu ihm kam, fand ich ihn jedoch kränker denn je und meine Schwester in Thränen. Ich dachte mir fast, was geschehen war. Auf meine Frage erfuhr ich denn auch sogleich das Unheil. Rolf hatte an seine Braut geschrieben und ihr mitgetheilt, daß er ihr ferner das Gelöbniß der Liebe und Treue nur halten könne, wenn sie sich zu seinen ihr bekannten politischen Ansichten bekenne.

»Dann ist er in meinen Augen auf ewig ein Erbärmlicher!« hatte der Alte gerufen, als er den Brief gelesen. »Wer sein Herz nur unter solchen Bedingungen schlagen läßt, ist nicht werth, daß ein Weib sich ihm ohne Bedingung ergiebt. Reiß ihn aus Deinem Herzen, Mädchen;

mit einem solchen Menschen kannst Du niemals glücklich werden!«

Das waren nun allerdings wahre und ehrlich gemeinte Worte, und sie kamen aus dem eisenfesten Herzen eines willensstarken Mannes, aber ein schwaches, nur seinen Gefühlen lebendes Weib, wie meine arme Caroline, konnte so leicht nicht den Geliebten aus ihrem Herzen reißen, der bisher wie ein irdischer Gott darin gethront und dem sie alle Tage Weihrauch geopfert und Verehrung gezollt hatte. Ach, das arme Mädchen mußte damals eine schwere Prüfungszeit durchmachen, und wenn sie sich ruhig bei Tage zwang, vor den Augen ihres zweiten Vaters ruhig und gefaßt zu erscheinen, so brachte sie ihre Nächte in Thränen und mit Gefühlen hin, die Niemand als Gott sah, zu dem sie unaufhörlich flehte, daß er das Herz Rolf's zum Bessern wenden möge. Aber ein so felsenhartes, zähes Herz, wie das Rolf's war, wendet sich so leicht nicht von seinen vorgefaßten Meinungen ab, das sollte Caroline sehr bald erfahren, denn eines Tages langte ein Brief von ihm an, worin er mit kalten Worten schrieb, daß er sich wundern müsse, von ihr noch keine Meldung ihrer politischen Wiedergeburt empfangen zu haben. Er gebe ihr noch vierzehn Tage Bedenkzeit. Wenn er am Ende derselben – der Tag war genau bezeichnet – keine befriedigende Antwort in Händen habe, so nehme er an, daß sie mit ihm brechen wolle, und glücklicher Weise sei er schon jetzt darauf vorbereitet.

Dieser herzlose Brief entschied über meiner armen Caroline Schicksal in diesem Leben. Laß mich den Stachel,

der noch immer davon in meinem Herzen sitzt, kurz abbrechen, genug – von dem Tage der Ankunft dieses Briefes an war meine Schwester nicht mehr die Braut Rolf's, und diese Entscheidung wurde ihm nicht durch Caroline selbst, sondern seinen eigenen Vater mit kurzen, einfachen, weder Vorwurf noch Tadel enthaltenden Worten übermittelt.

Aber der alte ingrimmige Baron blieb nicht bei diesen einfachen Worten stehen, er ging auch zu verständlichen Handlungen über, die mehr als alles Reden und Schreiben darthaten, wie tief und schmerzlich sein Herz durch die Handlungsweise seines Sohnes getroffen war. Der alte Däne berief zwei Advocaten, einen dänisch und einen deutsch gesinnten, an sein Krankenbett, schaffte Zeugen an und adoptirte in ihrer Gegenwart meine Schwester als seine wirkliche Tochter, mit allen gesetzlichen Rechten einer solchen, indem er sich mündlich und schriftlich dahin aussprach, daß allein das herzlose und unmännliche Betragen seines Sohnes, dem er hiermit den Laufpaß ertheile, ihn zu diesem Schritt veranlaßt habe.

Damit schien die Sache vor der Hand abgethan, aber sie war es bei Weitem nicht. Alles, was bisher auf Harup geschehen, wurde in der Umgegend und weit darüber hinaus ruchbar, und die Nachbarn und sonstigen Bekannten ergriffen Partei für und wider, wobei es nicht fehlen konnte, daß die ächt dänisch Gesinnten Carolinen und mir die Schuld aufbürdeten, über die unväterliche

Schwäche des Alten den Stab brachen und seine Hinfälligkeit als eine geistige Unzurechnungsfähigkeit darstellten, was sie ganz gewiß nicht war. Nur einige alte bewährte Freunde von gleich unwandelbar edelmännischer, treufester Gesinnung, mochten sie nun Dänen oder Deutsche sein, billigten sein Thun und besuchten ihn nach wie vor, denn es hat von jeher unter den Dänen auch ruhig und besonnen urtheilende Männer gegeben, wie es leider auch unter den Deutschen Abtrünnige gab.

Einige mit Rolf befreundete Familien aber, die verbissensten und starrköpfigsten von allen, ergriffen ganz im Stillen Partei gegen den alten braven Edelmann und trugen die in Harup vorgefallenen Familienereignisse in ihren brieflichen Darstellungen nach Kopenhagen, und zwar in einer Weise, die alles Licht auf den edlen urdänischen Rolf, alle Schatten aber auf den unzurechnungsfähigen Vater und auf uns arme Deutsche fallen ließ, die doch wahrhaftig niemals den Baron zu seinem energischen Thun gestachelt hatten.

Damals geschah es auch, daß Baron Juell Wind ganz im Stillen sein schönes Gut Harup an einen vermögenden Freund verkaufte, unter der Bedingung, ihn bis an sein Ende darauf wohnen zu lassen, den Handel aber geheim zu halten, bis er die Augen geschlossen habe. Ebenso legte er das dafür empfangene Geld bei seinem Bankier in Hamburg nieder, verschrieb es, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, Carolinen, und händigte die Abschriften von allen seinen Verhandlungen einigen Vertrauensmännern ein, von denen er gewiß sein konnte, daß sie erst zur

rechten Zeit von dem ihnen anvertrauten Geheimniß den richtigen Gebrauch machen würden.

Unterdessen waren Jahre vergangen, und über mich brach eine traurige Katastrophe nach der andern herein. Deine gute Mutter starb in meinen Armen, und nicht genug des Elends damit, siechte auch Caroline sichtbar hin, deren halb gebrochenes Herz nur mit Mühe und großer Sorgfalt aufrecht erhalten werden konnte. Wenn ich allein in meinem öden Hause saß, erschütterte mich der herbe Verlust des geliebten Weibes, und auch die Sorge um Deine Erziehung quälte mich; kam ich nach Harup hinaus, so schwebte mir die bleiche Leidensgestalt meiner Schwester wie ein Gespenst entgegen, und der im Stillen grollende und sich in seinem Schmerz verzehrende alte Baron war nicht dazu angethan, meine trauernde Seele aufzuheitern. Damit aber noch endlich ein Drittes, Gewaltigeres, Bitteres geschehe, brach einige Jahre später das Jahr 1846 herein, und König Christian der Achte erließ jenen unköniglichen offenen Fehdebrief, der ganz Schleswig Dänemark incorporirte und mit einem Schlage alle darin wohnenden Deutschen zu Dänen machte.

O mein Sohn, bis dahin hatte ich mich noch in keinerlei politische Verbindungen gemischt, ich hatte mich nur um meine persönlichen Angelegenheiten und die meiner Familie bekümmert, von jetzt an aber wurden auch an mich, den Mann, ernstere Anforderungen gestellt, und mein blutendes Vaterland erhob seine Stimme laut zu mir und fragte mich um meine wirkliche Meinung in dem vorliegenden Streitpunct. Kann es Dich Wunder nehmen,

daß ich mich von nun an auch zu der Partei hielt, zu der ich durch meine Geburt, durch die Natur selbst gehörte, und daß sie, weil sie die schwächere, vom stärkeren Gegner unterdrückt war, meine ganze Seele und deren Mitgefühl in Anspruch nahm? Nein, Du wirst gegen mich gerecht sein, und nun ist der Zeitpunct gekommen, wo ich, wenigstens mit einigen Strichen, Dir die Lage der Sache zeichnen muß, damit Dir klar werde, wie wir allmälig mit in die Handlung gerissen wurden, und wie ich ohne mein Verschulden gezwungen ward, aus dem stillen Kreis der Häuslichkeit herauszutreten, der bis dahin meine ganze männliche Wirksamkeit umfaßt hatte.

Bevor ich mich jedoch zu dieser Darstellung traurigerer äußerlicher Verhältnisse wende, will ich Dir erklären, warum ich Dich damals aus meinem Hause in die Fremde brachte. Jene Verhältnisse, die immer drängender wie Gewitterwolken über unsern Köpfen anwuchsen, werden Dir indessen schon den nöthigen Aufschluß gegeben haben. Du warst jung, unbefangen und hattest keine Kunde von den Zerwürfnissen, die alle Gemüther um Dich her in Gährung setzten. Ich wollte Dich unbefangen erhalten, wollte Dein reines Herz nicht von Jugend an mit dem bitteren Hasse und dem das ganze Leben vergällenden Gift politischer Parteiungen erfüllen, endlich Dich auch nicht den Gefahren preisgeben, die allen deutschen Kindern in unserer Umgebung allmälig zu drohen begannen. So faßte ich mit schwerem Herzen den Entschluß, Dich in

Deutschland, fern von unserem bedrohten Heerde, aufwachsen und erziehen zu lassen. Ein zufälliger glücklicher Umstand bestärkte mich in diesem Beschluß und beschleunigte die Ausführung desselben. Dein bisheriger Hauptlehrer, mein wackerer Freund, der eben so gelehrte wie gewissenhafte Rector Thomsen, siedelte aus Familienrücksichten nach Düsseldorf über, und seiner Hut, der ich vertrauen konnte, übergab ich Dich. So also schiedest Du von Deines Vaters Hause, und nun kann ich in meiner Erzählung weiter fortfahren.

Wie Du weißt, waren die eigentlichen Ursachen des ganzen Zerwürfnisses in unserm Vaterlande die schon seit längerer Zeit sich ausprägende Feindseligkeit zweier Nationalitäten, von denen die kleinere, seltsam genug, der größern den Vorrang ablaufen wollte. Dabei aber waren von Anfang an die Deutschen der passiv sich verhaltende, die Dänen der activ vorgehende Theil. Die Deutschen wollten Niemand deutsch machen, nur einfach Deutsche bleiben, und wer unter ihnen deutsch geworden ist, ward es aus eigenem Antrieb oder vielleicht aus innerer Naturnothwendigkeit, weil jede Nation das unbewußte Streben in sich trägt, sich von ihren Gebrechen zu emancipiren und die Vorzüge eines höher cultivirten Volkes anzunehmen. Die Dänen dagegen strebten mit aller Gewalt von Anfang an dahin, die Deutschen in den Herzogthümern zu Dänen zu machen, auf alle Weise, mit jedem Mittel, sei es auch noch so verwerflich, ungerecht und tyrannisch – das läugne, wer frech, unklug oder unwissend genug dazu ist.

Bei den Dänen lag also der Hauptgrund des Hasses und Widerstandes gegen die Deutschen in der Wahrnahme des wachsenden Einflusses, des allmälig sich ausbreitenden und die scandinavischen Völkerschaften durchdringenden Germanismus. Mit seiner größeren Bildung, seiner ihm angeborenen Intelligenz, seiner Redlichkeit und Bildungsfähigkeit überwucherte Letzterer die starre scandinavische Nation, da diese weder mit inneren noch äußeren Mitteln siegreich dagegen operiren konnte, so schürte diese bewußte Schwäche ihren Groll und Haß, der endlich eine solche Höhe erreichte, daß er sie zu den brutalsten, ungerechtesten Bedrückungen zwang, wo sie noch irgend die Obermacht hatte. In unserm armen Vaterlande kämpfte also nicht der Feind gegen den Feind, der Mann gegen den Mann, sondern allein der Däne gegen den Deutschen, und zwar mit einem Fanatismus, einer Halsstarrigkeit und Hinterlist, die stets die Hülfsmächte der schwächeren Partei sind, die, sich ihres Frevels innerlich bewußt, darum gerade erst recht auf die Durchführung ihrer höllischen Feindseligkeiten versessen ist.

Von Seiten der größeren auswärtigen Mächte, namentlich England's, wurde dieser fanatische Haß der Dänen gegen die Deutschen immer und zu jeder Zeit geschürt, denn auch John Bull blickt, wie seine scandinavischen Vettern, mit Neid, Groll und einem nur leise übertünchten, von Zeit zu Zeit überzuckerten Haß auf den ihm an

erfinderischem Geiste wenigstens ebenbürtigen, an Intelligenz ihn überflügelnden Deutschen, dessen Gemüthstiefe und politische Redlichkeit seinem anerkannten Wuchergeiste lächerlich erscheint. In neuester Zeit ist auch noch eine ächt weibische Eigenschaft hinzugekommen, um den Actionstrieb der Briten gegen die Deutschen zu schüren – die Eifersucht auf den, trotz aller künstlichen Hindernisse zur See allmälig anwachsenden Germanen: eine um so lächerlichere Eifersucht, als England's Flotte so groß und gewaltig ist, daß Jahrhunderte und eine gänzliche Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse dazu gehören würden, um Deutschland den Briten darin den Rang ablaufen zu lassen.

Die guten Deutschen haben diese gemeine Politik nie gehörig gewürdigt, sind ihr in ihren Uranfängen aus gemüthlicher Bescheidenheit nie mit voller Macht entgegengetreten, was Wunder also, wenn John Bull allmälig in seinem insularen Dünkel so weit erstarkte, daß er uns, wie mit seinem großländischen Schacher, so auch in jeder anderen Beziehung über den Kopf gewachsen zu sein glaubt. O ja, im Grunde hat der Brite Recht: die deutsche Nation ist ungeheuer zu fürchten, wenn sie einmal aus ihrem Schlummer erwacht und mit ihrer ganzen Macht auf den Schauplatz der Welt tritt, denn sie ist die größte, intelligenteste und im Großen und Ganzen die gebildetste Nation der Welt. Aber leider, der Starke ist zu seinem eigenen Schaden oft mit Blindheit geschlagen, ein Beweis, daß niemals alle guten Eigenschaften in einem Individuum vereinigt sind, und während die ganze Welt diese

Blindheit kennt, scheint sie Deutschland allein nicht zu kennen, wenigstens wollen die Führer, denen es wiederholt gepredigt und bewiesen ist, nichts davon hören, und wenn sie es hören, nicht befolgen, weil – die Führerschaft über halb Blinde eine angenehmere und leichtere ist als über vollkommen klar Sehende. Ein trauriger Irrthum, der sich früher oder später auf irgend eine ungeahnte Weise bestrafen wird!

Verzeihe diese kleine mir entschlüpfte Expectoration, mein Sohn. Würde sie laut, so würde sie mir vielleicht wenig Gönner verschaffen; wer aber aus Furcht, einen Gönner zu verlieren oder weniger zu gewinnen, oder auch von oben her mit einem scheelen Blick angesehen zu werden, seine Meinungen verhehlt, der begeht an sich selbst, an seiner eigenen Mannesehre eine Schandtat, die selbst der Lohn des Mächtigen nicht zu vergolden und der Beifall »beförderter Sclaven« nicht zu versüßen vermag. –

König Christian der Achte warf uns also den Fehdehandschuh hin, und unser kleines Vaterland nahm ihn muthig auf. Wäre Christian von seinen Creaturen nicht so verblendet oder von seinen Schreiern nicht so gefährdet gewesen, er hätte diesen Schritt nicht gethan, und Dänemark hätte, mit Schleswig und Holstein im Bunde, fortan ein glückliches Land sein können. Aber die Dänen wollten mit den Schleswig-Holsteinern nicht glücklich und zufrieden sein, sie wollten über sie triumphiren und sie in den Staub treten. Das wird sich noch einmal bestrafen, denn die Nemesis schläft nicht, und über den

Nationen wacht mit scharfem Strahl – noch aufmerksamer als über dem Einzelnen – Gottes allsehendes Auge.

Doch ich muß zu meiner Erzählung zurück, die noch lange nicht zu Ende ist und in der ich von nun an erst, wenn auch nicht handelnd, doch wenigstens duldend auftreten werde. Was auf den Erlaß jenes offenen Briefes geschah, weißt Du. Wir in Schleswig lebenden Deutschen mußten Brust an Brust, Herz an Herz zusammenhalten, wenn wir von der hochgehenden dänischen Woge nicht verschlungen werden wollten. Ich that nur meine Schuldigkeit, wenn ich im Kreise meiner Bekannten mich als deutscher Mann betrug, in meiner amtlichen Thätigkeit dagegen gestaltete sich nichts anders, denn die hatte glücklicher Weise mit dem bald ausbrechenden Hader nichts zu thun. Baron Juell Wind, zwar schwach an Körper, aber ungebrochen an Geist, bestärkte mich in meinen persönlichen Anschauungen, denn er sah das Unrecht, die Vergewaltigung ein, welche uns die Regierung des Dänenkönigs anthat. Indessen zürnte er nur innerlich, nie äußerlich, und niemals entfuhr ihm ein leidenschaftliches Wort. Nur *ein* Versprechen mußte ich ihm geben, und ich gab und hielt es: unter allen Umständen, was sich auch ereignen möge, an meiner Stelle zu bleiben, meine ärztliche Wirksamkeit in aller Ruhe fortzusetzen und mich von allen öffentlichen Demonstrationen fernzuhalten, damit man keinen Grund finde, gegen mich als einen Ruhestörer einzuschreiten.

Bevor ich nun auf den Krieg komme, der unverhofft 1848 ausbrach, muß ich noch einige Worte über Rolf

nachholen. Rolf war längst einer dänischen Gesandtschaft in England, später in Frankreich und endlich in Deutschland zugetheilt. Welche Stellungen er an den verschiedenen Höfen oder bei den Regierungen eingenommen, weiß ich nicht, aber er hat jedenfalls eine gute Carriere gemacht. Wir hörten damals selten, höchstens durch Zeitungen von ihm, denn mit seinem Vater hatte er jede Verbindung abgebrochen, seitdem dieser ihm in so drastischer Weise Carolinens Verzichtleistung auf seine Person verkündet. Wir waren daher sehr verwundert, als wir eines Tages in einer dänischen Zeitung eine Notiz lasen, woraus hervorging, daß Baron Rolf Juell Wind schon längst mit einer Ausländerin von großem Vermögen verheirathet sei, deren Name und Herkommen uns jedoch fortan ein Geheimniß blieb, da Niemand von uns die Neigung empfand, ernstere Forschungen danach anzustellen.

Auf seinen alten Vater machte diese Nachricht einen bei Weitem betrübenderen Eindruck als auf Carolinen. Letztere hatte bereits in dieser Beziehung mit ihrem Schicksal abgeschlossen und sich mit wunderbarer Ruhe in das Unvermeidliche gefunden, obwohl es in ihrem Innern genug stürmen mochte. Der alte Baron dagegen war tief in seinem edelmännischen Stolz und als Familienhaupt verletzt. Sein einziger Sohn hatte gegen sein Wissen und seinen Willen ein fremdes Mitglied in die Familie eingeführt, sich gewissermaßen dadurch von der Familie selbst losgelöst, und fortan benahm sich der alte Herr so, als ob er gar keinen Sohn mehr habe.

Während des Krieges von 1848 bis 1850 erfuhren wir in der Aufregung und Verwirrung, die damals in allen unsern Verhältnissen herrschte, nichts von ihm, und erst 1851, als wir wieder an Dänemark ausgeliefert waren, ward er uns in's Gedächtniß zurückgerufen, denn er erschien plötzlich in Schleswig als einer der königlichen Commissarien und Regierungsbevollmächtigten, um die so arg erschütterten dänischen Interessen gegen die übermüthigen Deutschen wahrzunehmen und dänisches Recht, das heißt *Gewalt* gegen diese zu üben.

Als der alte Baron hiervon Kunde erhielt, gab er strenge Befehle, niemals, es komme was da wolle, diesen königlichen Commissarius vor seine Augen zu lassen, allein er hatte den Besuch desselben vergeblich befürchtet; der allmächtige Beamte fand in Schleswig so viel zu thun, namentlich so viel Recht zu sprechen, daß er an seinen alten Vater nicht denken konnte, und so kam er niemals nach Harup, obwohl ich weiß, daß er einige Mal in Apenrade gewesen ist, woselbst ich ihn jedoch nicht sah.

Während des Krieges war ich ruhig und von Niemanden angefochten in meinem Amte geblieben; ich behandelte dänische wie deutsche Kranke und Verwundete, und oft hatte ich so viel zu thun, zumal ich der einzige in Apenrade zurückgebliebene Arzt war, daß ich kaum Zeit zum Schlafen und zum nothwendigsten Essen behielt. Dennoch sprach ich überall, wo sich die Gelegenheit dazu bot, dreist meine deutsche Gesinnung aus, niemals jedoch ließ ich mich mit Dänen in Streitigkeiten über ihre

Verhältnisse ein, und da mich Jedermann, welcher Nation er angehören mochte, mit Achtung behandelte, so glaubte ich – o thörichte Selbsttäuschung! – keinen Feind zu haben, der mir von dieser oder jener Seite her Schaden bereiten könne. Doch, welcher Mensch auf Erden hat wohl noch niemals einen Feind gehabt? Wer ist nie ungerecht verläumdet, begeifert, verlästert worden? Rühme sich dessen, wer will, aber ich glaube ihm nicht, selbst wenn er im Uebrigen der glaubwürdigste der Menschen wäre.

So waren denn endlich die schrecklichen Kriegsjahre, die unsere kühnsten Hoffnungen hatten aufflackern und spurlos verlöschen sehen, vorübergegangen. Wir Schleswig-Holsteiner waren dank der inneren Zerrissenheit des großen Deutschlands aus unserm kurzen Freiheitstraum erwacht und der dänischen Gnade schonungslos anheimgegeben. Nun, was das bedeuten will, weiß die Welt, ich brauche darüber kein Wort zu verlieren.

Bis zu dem Augenblick war ich auf keine Weise von irgend einer Seite her gefährdet gewesen. Niemand war mir zu nahe getreten, und ich war unschuldig genug, mir einzubilden, daß Niemand auf der Welt das Recht oder einen Grund habe, mir zu nahe treten zu können. Auf welche Art man aber gegen mich verfuhr, und wie auch ich persönlich in das allgemeine Unheil mit hineingerissen ward, will ich Dir nun mittheilen.

Eine in der Nähe von Apenrade angesessene, sehr reiche und angesehene deutsche Familie, die seit langer Zeit

mit Baron Juell Wind, dem Vater, in herzlicher Freundschaft verkehrte und in welcher ich seit Jahren Arzt war, befand sich wegen des einzigen Sohnes in großer Sorge, der den Krieg gegen Dänemark mitgemacht hatte. Er war als Dragoneroffizier bei Idstedt schwer verwundet in die Gefangenschaft der Dänen gerathen. Die bekümmerte Familie erfuhr trotz aller ihrer Bemühungen nichts Gewisses über sein Schicksal, als jedoch der Friede geschlossen war, hörte sie durch einen dänischen Bekannten, daß der junge Mann nach Kopenhagen gebracht und in einem Lazareth liege, daß man aber auf seinen Tod gefaßt sein müsse, da er lebensgefährlich verwundet sei. Das Lazareth war genau bezeichnet und alle übrigen Angaben so treu gemacht, daß man an der Wahrheit derselben keinen Augenblick zweifeln konnte.

Die Eltern des jungen Mannes waren untröstlich und kamen eines Sonntags zu mir nach Apenrade, um mir den Fall vorzutragen und möglicherweise sich einen Rath zu holen. Ich war nach Harup gefahren und hielt mich dort gewöhnlich Sonntags Nachmittag auf, wenn ich nicht anderweit beschäftigt war. Da man in meinem Hause hiervon Kenntniß hatte, sagte man es den Rath Suchenden, und diese fuhren sogleich nach Harup hinaus, um mich zu treffen. Baron Juell Wind befand sich gerade in aufgeheiterter und mittheilsamer Stimmung und ließ die Freunde bei sich eintreten, wo alsbald der vorliegende Fall verhandelt und nach allen Seiten besprochen wurde. Mich sowohl wie den alten Baron dauerten die armen wehklagenden Eltern, und das schließliche Resultat

unserer Berathungen war, daß ich dem Wunsche derselben nachzukommen mich bereit erklärte und nach Kopenhagen gehen wollte, um mich als Sachkundiger von dem Befinden des Verwundeten zu überzeugen, vorausgesetzt, daß meiner Reise von Seiten meiner vorgesetzten, jetzt natürlich wieder dänischen Behörde kein Hinderniß in den Weg gelegt würde.

Wir fuhren auf der Stelle nach Apenrade zurück, und ich begab mich zu dem Polizeimeister, den ich persönlich sehr gut kannte und der mit meinen Verhältnissen im Allgemeinen, wie mit denen, in welchen ich zu der Familie des verwundeten Offiziers stand, vertraut war. Auf meine Vorstellung der Sachlage ward mir mit höflicher Miene der Bescheid gegeben, daß meiner Reise nach Kopenhagen von hier aus nichts im Wege liege, daß er mir die dazu nöthige Bescheinigung ertheilen werde und daß ich den erbetenen Urlaub antreten könne, wenn ich mich verpflichtete, nirgends anders hinzugehen und spätestens in acht Tagen wieder in Apenrade zurück zu sein.

In zwei Stunden erhielt ich die nöthigen Papiere, steckte einiges Geld zu mir und packte meinen kleinen Koffer. Dann fuhr ich noch einmal, um Abschied zu nehmen, nach Harup hinaus und trat am nächsten Morgen mit einem Dampfer meine kurze Reise nach Kopenhagen an.

Das nun folgende Jahr ist es, mein Sohn, über welches Du später so oft Klage gegen mich geführt, als hätte ich Dich in Düsseldorf vergessen gehabt, weil ich nie selbst an Dich geschrieben habe. Jetzt endlich sollst Du den

Grund hören, warum ich Dir nicht schrieb, nicht schreiben konnte, und warum ich Dir später, als ich mich wieder mit Dir in Verbindung setzte, keine genügende Aufklärung meines Dir unbegreiflichen langen Schweigens gab. Es geschah Letzteres ganz allein aus dem Grunde nicht, weil ich Dich in Deiner schönen Gemüthsruhe, wenigstens nach meinem Gefühl, nicht stören wollte, was gewiß der Fall gewesen sein würde, wenn ich Deinen Fragen und Bitten Gehör geschenkt und Dir Aufschluß über meine Erlebnisse gegeben hätte. Höre nun endlich, was mir damals begegnete, und dann wirst Du erkennen, daß ich nicht aus unväterlicher Gleichgültigkeit die Correspondenz mit Dir auf so lange Zeit unterbrach.

Ich kam nach einer sehr stürmischen Ueberfahrt im Monat October in düsterer und verbitterter Stimmung in Kopenhagen an, denn der dänische, das Postschiff führende Capitain hatte mir unverhohlen seinen Widerwillen bewiesen, einen verrätherischen Deutschen – das waren wir in den Augen der Dänen ja alle – nach dem göttlichen Kopenhagen mitzunehmen. Es war ein roher, trotziger Mensch, wie es so viele seeländische Seeleute sind, und er wurde um so feindseliger gegen mich, als er sah, daß alle seine wüthenden Tiraden bei mir nichts fruchteten und ich denselben nur eine kalte Gelassenheit entgegensetzte.

Als wir in den Hafen von Kopenhagen einliefen, wurden die Passagiere an Bord gehalten, bis eine obrigkeitliche Person ihre Papiere in Empfang genommen hatte und damit nach der Stadt gegangen war. Nachdem wir

endlich nach deren Rückkehr die Erlaubniß erhalten, an Land zu gehen, nahm ich mir einen Wagen, als mich ein fremder Herr sehr freundlich bat, ihn bei dem heftigen Regen, der gerade fiel, mit nach meinem Gasthof zu nehmen, da er sich eben nach demselben habe begeben wollen, als er mich dem Kutscher seinen Namen nennen hörte.

Natürlich gab ich sofort meine Einwilligung, und wir langten bald in dem Gasthof an, wo ich mir ein Zimmer geben ließ und dabei meinen Reisegefährten aus den Augen verlor.

Es war spät Abends geworden, ehe wir in Kopenhagen an's Land kamen, und so konnte ich an diesem Tage keine Forschung mehr nach dem Verwundeten anstellen. Ich ging ruhig zu Bett, nachdem ich an der Wirthstafel zu Abend gespeist. Am nächsten Morgen lag ich noch im Bett, als meine Thür von außen geöffnet wurde, mein Reisegefährte vom vorigen Tage mit einigen Polizeidienern in's Zimmer trat und mir verkündete, daß ich sein Gefangener sei. Auf meine Frage, wie das möglich sei und wer mich verhaften lasse, zuckte er die Achseln, berief sich auf die Befehle seiner Vorgesetzten und sprach seine Meinung etwa dahin lautend aus, daß man wahrscheinlich von mir in Erfahrung gebracht, daß ich ein dänenfeindlicher Mann sei, und daß ich gegenwärtig aus keinem anderen Grunde nach Kopenhagen gekommen sein könne, als im Auftrage irgend einer deutschen Verbindung den Spion im feindlichen Lager zu machen.

Ueber die gehässige Auslegung meiner zu einem ganz anderen Zweck unternommenen Reise war ich auf das Aeußerste empört und berief mich auf die Papiere, die mir der Polizeimeister in Apenrade gegeben habe und in welchen der Zweck meiner Reise klar ausgesprochen sei.

Der Mann lachte höhnisch, sprach aber kein Wort mehr und blieb bei mir, bis ich angekleidet war, worauf ich in einen Wagen gebracht und nach einem Gefängniß gefahren wurde, wo ich ein allerdings leidlich bewohnbares Zimmer erhielt.

Ich will Dir meine Stimmung über die Lage, in welche ich so plötzlich und unerwartet versetzt worden war, nicht zu schildern versuchen, überdieß will ich rasch erzählen, um mit meiner traurigen Geschichte zu Ende zu kommen. Mit einem Wort, acht unendlich lange und trübe Tage blieb ich in meinem Gefängniß sitzen, ohne daß ein Mensch zu mir kam und ohne daß ich mich mit der Außenwelt in die geringste Beziehung setzen konnte. Nach diesen acht Tagen aber ward ich zu einem Verhöre berufen und mußte daselbst vor meinen Richtern zunächst meinen ganzen Lebenslauf zu Protocoll dictiren. Als ich damit zu Ende war, sahen sich die Herren lächelnd an und schüttelten die weisen Köpfe, da sie wahrscheinlich Alles besser als ich selber wußten. Zuletzt forderten sie mich auf, Alles zu bekennen, was ich bisher verschwiegen, und da ich nicht wußte, was ich hierauf antworten sollte, fügte ich mit der besten Absicht von der Welt die Worte hinzu, daß sie sich über meinen Leumund in Apenrade erkundigen könnten und die Wahrheit

meiner Aussage in jedem Punct bestätigt finden würden. Baron Olaf Juell Wind auf Harup sei mein bester Freund und dieser werde ihnen die zuverlässigste Auskunft über mich geben können.

Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen und mich auf den Ehrenmann berufen, der ihn führte, so lachten mir die dänischen Herren laut in's Gesicht, wiesen mir ihre grimmigen Zähne und sagten: »Da haben Sie sich Ihr eigenes Urtheil gesprochen, mein Herr Doctor. Der alte Narr Juell Wind auf Harup ist bekannt als enragirter Dänenfeind, wie kein anderer in Schleswig, was sogar sein Herr Sohn eingeräumt hat, der königliche Commissarius in Schleswig, auf dessen Befehl wir Sie, gerade heraus gesagt, in diesem Augenblick vernehmen müssen.«

Ueber diese neue und unerwartete Enthüllung meines Schicksals wurde ich so betroffen, daß ich schwieg und mich in das Unvermeidliche ergab. Nun freilich war mir Alles klar wie der Tag und ich sah ein, daß ich in meinem Vertrauen auf menschliche Gerechtigkeit und Billigkeit, und in dem naiven Glauben, daß mein gutes Gewissen auch von anderen respectirt werden müsse, in eine schlau gelegte dänische Schlinge gefallen war, der mich nur eine höhere Macht entziehen konnte.

Mein erstes Verhör war zu Ende und ich wurde in mein Gefängniß zurückgebracht. Erst vierzehn Tage später hatte ich das zweite Verhör zu bestehen, welches kein anderes Resultat als das erste ergab. Nach diesem vergingen

drei bis vier Wochen und es folgte ein drittes, und so unzählige, bis endlich der Winter verstrich und das junge Jahr mit hellem Auge in mein dunkles Fenster schaute. In dieser ganzen Zeit hatte man mir zwar gute Nahrung und dänische Zeitungen gegeben, aber jede Absendung von Briefen versagt, ja mir die nöthigen Utensilien dazu hartnäckig verweigert.

Wiederholt hatte ich mich während dieser Zeit nach dem Befinden des armen verwundeten Offiziers erkundigt, um dessentwillen ich die verhängnißvolle Reise unternommen hatte. Am Ende des Januar, also nach vier Monaten erst, war man so gnädig, mir zu sagen, daß er bereits im November seinen Leiden erlegen sei und daß man diese Nachricht *durch die Zeitungen* nach Apenrade vermittelt habe.

Apenrade! Ach, wie oft flogen meine Gedanken über das Meer dahin! wie oft weilte ich mit stillen Herzenswünschen in meinem kleinen Hause am Markt, wie oft in dem noch stilleren Krankenzimmer auf Harup bei dem alten Baron und meiner guten Caroline! Am allermeisten aber quälte mich der Gedanke, daß der Baron seinem Alter und seinen Leiden in den verwichenen Wintermonaten erlegen sein könne, daß Caroline ganz verlassen und ohne jeden Schutz in dem großen Hause sei, daß, wenn der Baron gestorben, vielleicht schon sein Erbe gekommen und sie hart und streng daraus vertrieben habe. Nun, Du kannst Dir ja denken, wie einem Gefangenen,

der nichts zu thun hat als über sein Unglück nachzugrübeln, zu Muthe sein muß, wie er sich schwarze Schreckbilder in Hülle und Fülle malt, wie er sich zu den alten noch neue Sorgen schafft und wie tief sein Geist niedergedrückt wird, wenn er keine Seele in seiner Nähe hat, die ihn tröstet und erhebt, als sein eigenes reines Gewissen, das ihm allein Gott zu seiner Selbstermuthigung gegeben hat.

Laß mich über diese erste Schreckensperiode meines Lebens rasch hinweggehen, ich fühle mich noch heute in dieser reinen Luft und unter Gottes freiem Himmel beklommen, wenn ich nur daran zurückdenke. Zehn Monate war ich endlich in strengster Haft und keine Aussicht vorhanden, daß mein Loos sich besser gestalten würde. Da wurde ich eines Tags vor meine alten Richter gerufen und einer sagte mir mit huldvoll erhabener Miene Folgendes:

»Mein Herr, Sie sind nach der Ansicht Ihrer Richter für Ihre antivaterländische Gesinnung hoffentlich genug bestraft und werden sich in der Folge hüten, gegen Dänemark irgend etwas Feindseliges zu unternehmen. Nicht wahr?«

Ich horchte hoch auf, aber ich konnte darauf nichts antworten, denn ich wußte nicht, was ich sprechen sollte.

»Wenn Sie jetzt,« fuhr der Sprecher fort, »diese Schrift unterzeichnen wollen, so können Sie sich aus Ihrer Haft entfernen, nachdem Sie die Kosten Ihrer Unterhaltung bezahlt haben.«

Dabei legte er mir ein langes Schriftstück vor, welches der Hauptsache nach besagte, daß ich mich künftig jeder Feindseligkeit gegen Dänemark enthalten solle, daß man mich mit größerer Strenge denn je polizeilich beaufsichtigen werde und daß ich bei dem geringsten Verdacht, daß ich gegen meine Pflicht und mein Gewissen – o Ihr gewissenhaften dänischen Männer! – gehandelt, abermals gefänglich eingezogen und nach Kopenhagen gebracht werden würde.

Diese Schrift, mein Sohn, mußte ich unterzeichnen und ich unterzeichnete sie, weil ich dadurch allein meine Freiheit wieder erhielt. Nachdem ich nun eine mir vorgelegte Rechnung für meine Unterhaltung bezahlt, wurde ich mit meinem Koffer nach dem Hafen gefahren und, ohne einen Schritt in die Stadt gethan zu haben, auf ein Schiff gebracht, welches direct nach Apenrade abging. Mit welchen Gefühlen ich mich wieder unter Gottes freiem Himmel und von des Meeres Wellen geschaukelt sah, will ich Dir nicht beschreiben. Ich war über alle Begriffe unglücklich und doch wieder über alle Begriffe glücklich – im Ganzen also in einem so seltsamen Zwiespalt widersprechender Empfindungen befangen, wie ich ihn niemals wieder im Leben zu ertragen hatte.

Als ich in Apenrade aus dem Schiff auf die Brücke trat, zitterten mir die Füße so sehr, daß sie mich kaum tragen konnten. Mein Gepäck einem Jungen gebend, der mich und meine Wohnung kannte, schlich ich langsam durch die engste und stillste Gasse nach dem Markt hinauf und doch war ich in Schweiß gebadet, als ich vor

meinem Hause ankam. Es stand friedlich wie immer da und nur die geschlossenen Fensterläden und die herabgelassenen Vorhänge verriethen, daß der Herr nicht daheim sei. Mich hatte Niemand erwartet und Niemand konnte mich erwarten. Alle wußten durch die Zeitungen, daß ich in Kopenhagen eingekerkert worden, und da das Verfahren der Dänen gegen gefangene Deutsche bekannt war, glaubte man mich sobald nicht wieder zu sehen. Du kannst Dir also denken, mit welcher Freude ich von meiner alten Magd willkommen geheißen ward und wie rasch sich die Kunde von meiner Ankunft in der Stadt verbreitete.

Meine erste Frage galt meiner Schwester und dem Baron Juell Wind. Und da hatte ich wenigstens die Freude zu erfahren, daß alle meine früheren Befürchtungen in Bezug auf ihre Person nicht eingetroffen waren, denn meine Schwester war gesund, Baron Juell Wind lebte noch und ich – ich hatte nur ein einziges Gefühl, nämlich Gott zu danken, daß er sie mir erhalten habe.

Nachdem ich nur wenige Worte mit meiner Dienerin gewechselt und mich in andere Kleider geworfen, denn die, die ich so lange im Kerker getragen, hielten kaum noch länger zusammen, lief ich trotz des strömenden Regens zu Fuß nach Harup hinaus, denn meine Unruhe und Sehnsucht nach meinen Lieben ließ mich nicht so lange warten, bis ein Wagen geholt war, da der Baron Juell Wind meine eigenen Pferde sammt dem Kutscher nach Harup genommen hatte.

In weniger als einer Stunde stand ich vor dem Schlosse des Landsitzes und ruhte mich einen Augenblick, ehe ich über die Schwelle schritt, um mein laut pochendes Herz zu beschwichtigen; dann erst trat ich ein und wandte mich zuerst nach des Barons Zimmer, auf den Diener kaum achtend, der bei meinem Anblick die Hände über den Kopf zusammenschlug. Aber da sollte mir eine unerwartete Ueberraschung zu Theil werden. In dem Zimmer stand neben meiner Schwester der sechsundsiebzigjährliche Baron fest und aufrecht auf seinem Stelzfuß und Krückstock, und alle seine Bewegungen verriethen mir, daß er kräftiger und gesunder als je sei, was zu finden ich am wenigsten erwartet hatte. Beide schrieen vor Schreck und Freude laut auf, als sie mich erblickten; der alte Baron weinte wie ein Kind, nachdem er mich begrüßt, und meine Schwester war nicht von meinem Halse wegzubringen.

»Ja,« sagte der alte Baron, nachdem ich ihm mit flüchtigen Worten mein Schicksal erzählt und dann meine Freude ausgedrückt hatte, ihn auf den Beinen zu finden, »ja, mein Sohn, das dankst Du allein Deiner Gefangenschaft und sie hat also doch wenigstens ein Gutes gehabt. Haha! Der liebe Gott da oben hat mich wunderbar gestärkt, als ich aus der Zeitung erfuhr, was Dir begegnet war, und zwei Stunden später war ich gesund, stand von meinem Sopha auf und ging einher, wie Du mich jetzt gehen siehst. Und das hat so bis auf den heutigen Tag gedauert und ich erkenne dankbar die Gnade Gottes an. – Aber nun sage mir, warum hast Du Dich bei Deinem

ersten Verhör nicht gleich auf mich, einen geborenen Dänen, berufen? Ich hätte Dir schon ein Zeugniß ausstellen wollen, vor dem die gewaltigen Herren da drüben den Hut hätten abziehen sollen!«

Ich lächelte wehmüthig und wollte nicht mit der Sprache heraus, denn ich überlegte, ob es nicht gerathener wäre, in diesem Puncte ihm die Wahrheit zu verschweigen. Aber der erfahrene und kluge Mann hatte meine zweifelhafte Miene entziffert und beinahe schon die Hauptsache errathen. »Sprich,« rief er mit seiner gebieterischen Commandostimme, die uns immer einen so großen Respect eingeflößt hatte, »und behüte Dich Gott, daß Du mir *ein* Wort von der wirklichen Wahrheit verhehlst. Ich bin ein Mann, der Alles hören kann und dem das Herz nicht mehr vor Kummer bricht.«

In zwei Minuten wußte er Alles, auch, daß sein eigener Sohn den Verhaftungsbefehl für mich nach Kopenhagen gesandt hatte.

Baron Juell Wind konnte doch nicht, wie er glaubte, Alles ertragen, ohne stark erschüttert zu werden, denn diese meine letzte Mittheilung wirkte überaus heftig auf ihn. Er ergriff meine und Carolinens Hand, dann wurde er schwach auf den Beinen, und wir mußten ihn auf das Sopha tragen, wo er lange, mit seltsamen Blicken uns anstarrend, liegen blieb, endlich aber, als er sich wieder erholt, mich bat, ihn mit meiner Schwester allein zu lassen und nach der Stadt zurückzukehren, um meine Angelegenheiten zu ordnen, die durch meine lange Abwesenheit natürlich nicht in bester Verfassung sein konnten.

Ich legte den Weg nach Apenrade diesmal in meinem eigenen Wagen zurück und begab mich sofort zum Polizeimeister, um ihm meine Ankunft zu melden. Aber da sollten mir viele Ueberraschungen zu Theil werden, auf die ich am wenigsten vorbereitet war. Zunächst fand ich einen neuen und mir ganz fremden Polizeimeister vor, der, trotzdem er mich nie gesehen, doch meine Verhältnisse sehr genau zu kennen vorgab und schon längst seine Instructionen über mich erhalten haben wollte. Er empfing mich kalt, obwohl nicht gerade unhöflich, und theilte mir mit, daß ihm schon seit vierzehn Lagen meine demnächstige Rückkehr angezeigt sei, und daß er mir zu allererst zu melden habe, daß mein Amt als Physicus bereits in anderen Händen sei, da meine lange Abwesenheit dies unumgänglich nöthig gemacht.

»Aber ich werde es von heute an doch wieder übernehmen?« fragte ich mit lautschlagendem Herzen.

Der gestrenge Herr lächelte auf eine sehr gezwungene Weise, trat an das Fenster, aus dem er auf die Straße hinabsah und kehrte dann zu mir zurück, ohne es zu wagen, seine Augen zu den meinen zu erheben. »Herr Doctor,« sagte er endlich, »ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Sie ein für alle Mal aus dem Amte entlassen sind und daß es keiner anderen Formalitäten dazu bedarf. Gründe brauche ich Ihnen nicht anzugeben, Sie können sie sich aber denken, wenn Sie ein so kluger Mann sind, wie man sagt.«

Alle fernere Unterredung mit diesem Menschen für überflüssig haltend, entfernte ich mich, in einer Stimmung – doch, laß mich darüber schweigen. Das war ja nur die erste Ueberraschung, die mir vorbehalten war. Bald sollten ihrer mehrere folgen. Nicht ich allein war aus meinem Amte entlassen, allen in Apenrade angestellten Deutschen war es ebenso ergangen, und die bekannte Schreckensregierung der Dänen in Schleswig hatte schon lange ihre ersten Triumphe gefeiert.

Da sah denn die Stadt und Alles, was darin lebte, ganz anders wie früher aus. Es gab keine deutschen Geistlichen, keine deutschen Schulmeister, keine deutschen Advocaten und sonstige deutsche Beamten mehr, mochten sie einen Namen haben, welchen sie wollten. In allen Stellen hatten sich vollblütige, aus Seeland geschickte Dänen eingenistet und beuteten sie mit unbeschreiblicher Willkür aus. Selbst die Familien hatten die deutschen Erzieher und Erzieherinnen ihrer Kinder entlassen müssen, und wo früher die reine deutsche Sprache gehört ward, erscholl jetzt nur ein fast unverständlicher Jargon, da die meisten Menschen, welche dänisch zu sprechen gezwungen wurden, die Sprache nicht verstanden. Gesellschaften, in öffentlichen Localen und Familien, gab es nicht mehr, denn die Deutschen kamen zu damaliger Zeit nicht mehr zusammen, weil sie die Spione fürchten mußten, die sich überall eindrängten und die Geselligkeit ungenießbar machten. Selbst auf den Straßen gingen sie wenig zusammen, da es verboten war, daß Deutsche stehen blieben und sich unterhielten, indem dies als ein

Versuch zum Complot betrachtet wurde. Auf das geringste Versehen gegen die bekanntgemachten Anordnungen waren Geld- und in Wiederholungsfällen Freiheitsstrafen gesetzt, und eigens gedungene Büttel gingen von Haus zu Haus, die Geldstrafen einzuziehen oder dafür das erste beste Geräth wegzunehmen.

Doch was soll ich Dir weiter diese nie und nirgends dagewesene Misère enthüllen, die Zeitungen haben sie ja aller Welt verkündet, und ich will mir jetzt nicht das Blut mit der Erinnerung daran vergällen. Wenn man in Apenrade weiterleben wollte, mußte man von der dänischen Herrschaft Alles ertragen: einen Widerstand gab es nicht mehr, und ich hatte an mir selbst erfahren, wie man mit Leuten, die nicht einmal den geringsten Widerstand gezeigt, umzugehen sich erlaubte. So ertrug denn auch ich jene Vergewaltigung einer Nation, die, wenn sie es wirklich wollte, ganz Dänemark leicht zu ihren Füßen werfen könnte, und ich fügte mich mit einer Ergebung in das Unvermeidliche, die ich mir früher nicht zugetraut hatte. Allein die harte Nothwendigkeit ist oft die beste Schule der Weisheit, und wir damals in Schleswig lebenden Deutschen fingen an, in einer Art weise zu werden, daß die dänische Regierung denn doch bisweilen ein stiller Schauer überlaufen haben mag; denn daß es in Schleswig auf die Dauer nicht so bleiben könne, mußte und muß sich jeder Mensch sagen, der nur mit halben Sinnen auf der Erde einhergeht. Immer und überall ist die größte Tyrannei kurz vor ihrem Sturz geübt worden, und

Dänemark wird so lange tyrannisch über deutsche Männer regieren, bis seine Tollkühnheit zur Blindheit wird und es sich dann in sein selbstgegrabenes Grab stürzt.

So nahm ich denn jetzt meine Praxis wieder auf, und ich hatte einen reichen Zulauf von Patienten aller Art. Denn alle Dänen, die man in Schleswig zu Beamten gemacht, selbst der Arzt, den man mir zum Nachfolger gegeben, verstanden nichts von den Dingen, die sie leisten sollten. Dieser Arzt war früher Apotheker gewesen und besaß höchstens die Fähigkeit eines Verwaltungsbeamten, eben so wie die Schulmeister Soldaten, die Postmeister und Juristen Winkeladvocaten und ehemalige Schreiber aus Kopenhagen waren, die, ohne je davon geträumt zu haben, jetzt studirte Männer vorstellen mußten und so über Nacht eine ungeheure Carrière gemacht hatten.

Also ich nahm meine Geschäfte als Arzt wieder auf und, da es überall an Aerzten fehlte, die der Krieg mit fortgeführt und zerstreut hatte, so zogen mich Dänen wie Deutsche zu Rathe, sobald eine ernstliche Krankheit in ihren Familien sie dazu zwang. Diese reichlichere Beschäftigung half mir über die anderen traurigen Verhältnisse in meiner Vaterstadt hinweg, ich schloß meine Augen und Ohren, und nur wenn wir in Harup in inniger Eintracht beisammensaßen, schütteten wir unsere Herzen voreinander aus und waren dabei glücklich, wie es arme Schleswiger in jenen trostlosen Jahren ihrer tiefsten Schmach und Unterdrückung nur sein konnten.

Ohne diese Erquickung würde ich es in Apenrade nicht ausgehalten haben, denn es trieb mich schon längst eine innere Stimme, die mir noch schweres Unheil verkündete, daraus fort, allein so lange der alte Herr auf Harup lebte und er meiner Schwester bedurfte, die ihm Alles in Allem war, konnte ich nicht daran denken, meine Heimat zu verlassen und mir irgendwo anders mein Brod zu suchen, was mir gewiß leicht geworden wäre, da ich mir ja ein hinreichendes Vermögen erspart hatte und es Orte genug in der Welt gab, wo ich dasselbe ungefährdet und behaglich hätte verzehren können.

Baron Juell Wind wußte, daß ich seinetwegen allein in Apenrade blieb, und er vergalt mir meine Anhänglichkeit an seine Person mit unwandelbarer Freundschaft und Herzlichkeit. Seit meiner Rückkehr von Kopenhagen aber war er in eine verbitterte und trübe Stimmung gerathen, und ich habe ihn seit jenem Tage nie mehr lächeln gesehen. Ueberhaupt sprach er weniger, selbst mit Carolinen, und wälzte insgeheim ernste und schwere Entschlüsse in sich herum, die erst allmälig zur Reife gediehen und die er weder mir noch meiner Schwester mittheilte, welche doch sonst in alle seine geheimsten Gedanken eingeweiht war. So war sie auch bisher sein Secretair gewesen, hatte auf sein Dictat alle Schreiben an seine Geschäftsleute ausgefertigt, die er nur mit seinem Namen zu unterzeichnen pflegte, jetzt aber schrieb er häufig des Abends selbst, und Caroline mußte dann das Zimmer verlassen, um ihn ja nicht zu stören. Auch gingen von seiner Hand verfaßte Briefe in dieser Zeit nach verschiedenen Richtungen ab,

und überhaupt entwickelte der alte Herr eine Thätigkeit nach außen hin, als wäre er noch einmal wieder jung geworden, oder als müsse er eifrig etwas nachholen, was er in früheren Zeiten versäumt.

Eines Tages aber, etwa drei Monate nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen, sagte er mir, als ich nach einem Besuche Abschied von ihm nahm: »Morgen, Leo, ist zwar nicht Dein Besuchstag in Harup, komm' aber dennoch heraus und sieh nach mir, es steht mir ein wichtiger Tag bevor, und ich muß mich mehr als gewöhnlich anstrengen. Ich könnte dabei schwach werden.«

»Was für einen wichtigen Tag haben Sie denn?« fragte ich.

»Ich mache morgen mein Testament,« versetzte er mit düsterer Stirn, »und eine Menge Leute, Advocaten und Zeugen, werden hier erscheinen, um meine wohlüberlegte Willensmeinung zu vernehmen und gesetzlich zu bestätigen. Das ist ein unangenehmer Tag für mich alten Mann, aber es geht nicht anders, er muß ertragen werden, da es noch Zeit dazu ist. Wäre mein Herr Sohn ein vernünftiger und gerechter Mann geblieben, so wäre dies Alles nicht nöthig geworden, ich hätte Deiner Schwester und Dir ganz einfach Legate ausgesetzt, und dann hätte er alles Uebrige nehmen können. So aber hat er das verscherzt, und nun bekommt *er* nur ein Legat und Ihr das Uebrige.«

»Wie,« rief ich erschrocken, »auch ich? O, ich bitte darum, daß Sie mir nichts vermachen; Sie haben mir früher schon hinreichend gegeben, und ich bin Mann genug, um

mir selbst das Nöthige zu erwerben, habe mir ja auch schon ein eigenes Vermögen erworben.«

»Sei still,« erwiderte er ernst, »Du änderst nichts mehr an meinen Entschlüssen, sie sind für alle Zeiten gefaßt. Dir ausdrücklich vermache ich auch nichts, sorge nicht darum, aber Deiner Schwester, meiner *einzigen Tochter*, vermache ich Alles, in der vollen Ueberzeugung, daß auch Du etwas haben wirst, so lange sie etwas hat. O, ich kenne Euch beide, so gut ich meinen Herrn Sohn Rolf kenne, und der ist jetzt im Reiche Dänemark ein bedeutender, vornehmer Mann geworden, der seines alten Vaters nicht mehr bedarf. Dank seiner dem Staate geleisteten Dienste bezieht er einen hohen Gehalt, und da er auch eine so reiche Frau geheirathet hat, braucht er meine Ersparnisse nicht mehr. Doch – ängstige Dich nicht um ihn, Leo, ich sehe, Du fühlst Dich durch diese Mittheilung bedrückt, Dein Gerechtigkeitsgefühl stimmt nicht ganz mit meiner Handlungsweise überein, aber sei ruhig, ich werde gerecht gegen ihn sein, sein Pflichttheil entgeht ihm nicht, den darf ich ihm sogar nicht vorenthalten. Doch nun geh' und komm morgen bei Zeiten wieder.«

Ich ging in der That sehr bedrückt von ihm fort und kam am nächsten Mittag eben so bedrückt wieder. Ich fand das ganze Haus voll eingeladener Gäste, von denen ein Theil dasselbe noch nie betreten hatte. Männer dänischer und deutscher Abkunft waren da, redliche und unredliche, befreundete und feindlich gesinnte, und während ich mit Carolinen still in deren Zimmer saß und mit

ihr über das Vorgehende sprach, was sie auf keine Weise billigen wollte, wurde der wichtige Act der Testamentsunterschreibung vollzogen und Baron Olaf Juell Wind hatte ein für alle Mal über sein großes Vermögen verfügt.

Viele der eingeladenen Männer sah ich gegen Abend kopfschüttelnd von dannen gehen, allen aber, Freunden wie Gegnern, hatte der alte ritterliche Herr, der in seiner ehemaligen Staatsuniform erschienen war, so sehr imponirt, daß sie trotz des Widerspruchs, den manche erhoben, doch zuletzt von der rechtlichen Denkungsart des Testators überzeugt, ziemlich befriedigt abreisten.

Von dem Testamente wurden fünf Abschriften gemacht und Eins in Apenrade, Eins in Kopenhagen und Eins in Hamburg niedergelegt; eben so wurden Vertrauensmänner ernannt, die über die richtige Vollstreckung desselben in künftiger Zeit zu wachen hatten. Auch Caroline erhielt eine Abschrift, aber versiegelt, und mit dem Befehle, dieselbe erst nach dem Tode des Testators und zwar in meiner Gegenwart zu eröffnen. Desgleichen wurde der obersten Magistratsbehörde in Apenrade eine Abschrift für Rolf eingehändigt, unter der Bedingung, daß erst nach dem Ableben des Vaters dem Sohne, der damals wieder in Kopenhagen lebte, dieselbe übersandt werden sollte.

Dies geschah im Anfang des Jahres 1852, und am Ende desselben hatte ich einen großen Verlust zu beklagen. Meine Frau hatte, wie Du weißt, von ihrem Onkel eine Apotheke geerbt, die einen reichen Ertrag lieferte. Ich hatte sie übernommen und an einen tüchtigen Pharmaceuten verpachtet, der allerdings wie ich ein Mann vom

deutschen Stamme war. Plötzlich erhielt ich den Befehl, den Pächter der Apotheke augenblicklich zu entlassen, da er das Vertrauen der Behörden verloren habe. Ich versuchte auf jede gütliche und demüthigende Weise diesen Befehl rückgängig zu machen, allein vergebens. Ich mußte den Pächter gegen alles Gesetz entlassen und verlor dabei eine hübsche Summe Geldes, da ich mich persönlich dem armen Manne verpflichtet hielt. Doch was soll ich Dir den schmählichen Fall noch weiter ausmalen – mit einem Wort, nach einem Jahr ward ich durch neuen Befehl und endlose Quälereien gezwungen, die Apotheke an einen Dänen zu verkaufen, da sie mir sonst ganz geschlossen worden wäre, und zwar zu einem Preise zu verkaufen, der nicht die Hälfte ihres Werthes betrug.

Als ich am Tage, wo dies geschah, zu dem Baron hinauskam und ihm mein neuestes Unheil erzählte, nickte er dreimal mit dem Kopfe und sagte: »Ich habe mir schon lange gedacht, daß es so kommen würde. Gieb acht, es kommt noch besser. Da sie Euch Deutsche nicht alle köpfen oder verbannen können, wollen sie Euch das Leben unerträglich machen, damit Ihr von selbst gehet oder vor Kummer sterbet und die Herren von den Inseln da drüben das Reich allein für sich behalten. Haha! Es ist schändlich, bei Gott, aber es ist ächt dänisch, ich kenne meine Landsleute, wenn sie das Uebergewicht haben! Das ist der alte verfluchte Flibustier- und Piratensinn, der noch immer in ihren Köpfen spukt und in ihrem Blut gährt, und ehe nicht hundert Tausend Mann von Deutschland herüberkommen und ihnen das ganze Land

wegnehmen, eher fügen sie sich nicht, und selbst wenn sie sich gefügt haben, fügen sie sich doch noch nicht, und so geht es fort bis in alle Ewigkeit. Das sind eben die Dänen! Und mich – ach, mich hat Gott auch einen werden lassen, aber es ist nicht mit meinem Willen geschehen, das kann ich beschwören.«

So klagte und grollte der alte Herr, fast alle Tage, so oft ich zu ihm hinauskam, aber das Essen schmeckte ihm, er trank täglich mit Appetit seine Flasche Burgunder, und dabei war er heiter und zufrieden, bis in sein einundachtzigstes Jahr, denn bis zum Jahre 1856 im Januar lebte er. Diesen Todesfall aber, da er für mich mit besonderen Umständen verknüpft war, die mich endlich in die Verbannung trieben, muß ich Dir umständlicher erzählen, und ich leite diese letzte Schreckensperiode meines Aufenthaltes im Vaterlande damit ein, daß ich Dir sage, daß die letzten Jahre in einer Art Windstille verstrichen, die nichts Feindliches ahnen ließ, daß wir uns, da wir nicht anders konnten, in die barbarische Dänengewalt fügten und alle Tage auf die Geburt eines neuen uns rettenden Messias hofften, der uns aber eben so wenig geboren wurde, wie er es jemals den Juden ward.

Der erste Tag des Jahres 1856 war angebrochen. Ich war, nachdem ich früh am Morgen meine Glückwünsche auf Harup abgestattet, nach Hadersleben gereist, wohin ich wegen eines sehr schweren Krankheitsfalles durch

einen Eilboten berufen worden war. Ich hatte hinterlassen, daß ich spätestens am 4. Januar wieder in Apenrade zurück sein würde. Bald nach meiner Abreise erkrankte der alte Baron heftig, und Caroline, die sich nicht anders zu helfen wußte, schickte zu einem alten Wundarzt in der Stadt, den sie durch mich als einen tüchtigen Prakticus kannte. Derselbe kam auch sogleich nach Harup hinaus, verordnete das Nothwendige, gab die beste Hoffnung und fuhr wieder fort. Durch ihn zunächst wurde die Erkrankung des Barons in der Stadt bekannt und kam so zu den Ohren der ersten Magistratsperson, die, wahrscheinlich für solchen Fall mit Instructionen versehen, nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Nachricht nach Kopenhagen zu telegraphiren, woselbst damals der Sohn des Erkrankten noch immer seine einflußreiche Stellung behauptete. Die Antwort kam umgehend zurück und lautete dahin: nicht zu dulden, daß Doctor Marssen den Kranken in Behandlung nehme, sondern daß der Amtsphysicus, der in meine Stelle getreten, berufen werde. Dies geschah von Seiten der Behörde in meiner Abwesenheit, und als ich am 4. Januar mittags in Harup eintraf – der Brief den mir Caroline sogleich durch die Post nachgesandt war mir nicht zugekommen, weil er wahrscheinlich auf dem Postamt erst geöffnet und durchstöbert war – fand ich den Herrn Amtsphysicus, diesen unwissenden und einer so schwierigen Krankheit durchaus nicht gewachsenen Mann, vor dem Bett des Barons sitzen, während dieser schlief und Caroline erwartungsvoll und weinend ihm zu Häupten stand.

Als meine Schwester mich kommen sah, flog sie in meine Arme und schluchzte laut. Auch der Physicus erhob sich und stellte sich mir mit bedeutsamer und vornehmer Miene als der vom Sohne des Kranken in Kopenhagen herbeigerufene Arzt vor.

Ich wollte eben einige Worte darauf erwidern, als der Kranke aus seinem Schlummer erwachte und uns Alle drei gleich erkannte, wenigstens meine Schwester und mich, denn den Fremden hatte er noch nie gesehen und nur aus meinen früheren Mittheilungen erfahren, daß derselbe auf so herrische Weise mein Nachfolger im Amte geworden war.

Zuerst nun nickte der Kranke mir und meiner Schwester freudig zu, dann wandte er sein großes braunes Auge verwundert auf den Physicus. Ich werde diesen, allmälig starrer werdenden und fragenden Blick des alten Mannes nie vergessen, der so deutlich sprach, wie nur Worte es hätten thun können: »Wer sind Sie und was wollen Sie?«

»Ich bin der Amtsphysicus Krabbe,« sagte er mit kaum verständlicher Stimme, »und befinde mich auf ausdrücklichen Befehl Ihres Herrn Sohnes in Kopenhagen hier.«

Da richtete sich der alte Herr ohne alle Anstrengung im Bette auf, sah den Mann ingrimmig an und schmetterte mit seiner Commandostimme die Worte hervor: »Verlassen Sie mein Zimmer augenblicklich, Herr, mein Sohn hat hier nichts mehr zu befehlen!«

Der Physicus, vollkommen eingeschüchtert, that einen raschen Schritt rückwärts, machte jedem von uns eine tiefe Verbeugung, murmelte einige Worte in den Bart und

verschwand aus dem Zimmer wie ein durch höhere Autorität verscheuchtes Gespenst. Jene wenigen Worte aber waren die letzten klaren und zusammenhängenden Sätze des Kranken gewesen, denn kurz nach dem Weggehen des Physicus verfiel er wieder in Schlummer, aus dem er nur noch selten und nie ganz bei völliger Besinnung erwachte.«

Der Erzählende, der in den letzten Minuten schwer geathmet hatte, hielt hier einige Augenblicke inne, als bedürfe er der Ruhe, dann seufzte er leise auf, fuhr aber bald wieder mit ruhiger Stimme folgendermaßen zu reden fort:

»Drei Tage kämpfte der Tod mit dem so fest am Leben hängenden Greise; alle Mittel, die mir und der Wissenschaft zu Gebote standen, wandte ich an, um sein irdisches Dasein noch um einige Stunde zu verlängern, allein es gelang mir nicht, dem Tode die erfaßte Beute zu entreißen, das Alter machte seine Rechte geltend, die Gränze des Irdischen war erreicht und Baron Olaf Juell Wind schlummerte still und sanft, wie er gelebt, zu seinen Vätern hinüber.

Meiner Schwester Schmerz war unsäglich groß, als habe sie einen wirklichen Vater verloren, was ihr der Verstorbene ja auch in der That gewesen war. Alles Gute, was sie im Leben genossen, war von ihm gekommen, er hatte unzählige Wohlthaten auf sie und auf mich gehäuft, und vielleicht gerade, weil wir uns dessen so lebhaft bewußt waren, suchte uns Beide ein unausgesprochenes, aber seltsam trauriges Vorgefühl heim, als ob wir durch

diesen Tod selbst an eine wichtige Grenzscheide unseres Lebens getreten wären und daß nun Tage über uns hereinbrechen könnten, die uns weniger gefallen würden als die früheren, so oft und bitter wir auch schon heimgesucht worden waren.

Wenige Stunden nach dem Ableben des reichen und angesehenen Mannes hatte sich die Kunde davon nach allen Richtungen verbreitet, und die erste fremde Person, die im Trauerhause erschien, war der dänische Hardesvogt mit seinen Gehilfen, der, ohne auf unsere Anwesenheit die mindeste Rücksicht zu nehmen, sofort die Versiegelung des Nachlasses des Verstorbenen vornahm.

Ich brauchte das eigentlich nicht zuzugeben, da mir bekannt war, daß Baron Juell Wind in seinem Testament sich die Versiegelung ausdrücklich verbeten hatte, allein ich stand von allem activen Vorgehen gegen die gesetzlichen Anordnungen der dominirenden Gewalt absichtlich ab, und Caroline war durch kein Zureden zu bewegen, schon jetzt die ihr übergebene Abschrift des Testaments zu eröffnen.

Zwei Tage vergingen uns in banger und erwartungsvoller Stille. Caroline war auf Harup in ihrem Zimmer geblieben, wo einige Näherinnen ihr den Traueranzug anfertigten; ich kehrte nur spät Abends nach Apenrade zurück und leistete ihr den ganzen Tag Gesellschaft, indem ich mit ihr die Anordnung zur Beerdigung traf, wie sie mir Baron Juell Wind oft genug im Leben auf die Seele gelegt hatte.

Ganz gegen den Wunsch des Entschlafenen, der ohne alles Gepränge hatte begraben werden wollen, versammelte sich am Begräbnißtage eine große Menschenmenge auf dem stillen Schlosse. Niemand konnte es verhindern, daß sich nah und fern Wohnende aus freien Stücken, theils aus Theilnahme, theils aus Neugierde, oder auch aus anderen Gründen dabei betheiligten. Außer den zahlreichen Bekannten und Nachbarn, die alle, ob Freunde, ob Feinde, eine große persönliche Achtung für den redlichen Mann gehegt, erschienen auch viele arme Leute, die der Verstorbene bisher unterstützt hatte, und unter denen sich, ich weiß nicht durch wen, die Kunde verbreitet, daß der Baron ihnen eine bedeutende Summe in seinem Testament ausgesetzt habe, was sich später auch wirklich als richtig erwies.

Am Abend nach dem Begräbniß, welches am Morgen stattgefunden, kehrte ich mit meiner Schwester nach Apenrade in mein kleines Haus zurück, nachdem wir die ihr unzweifelhaft zugehörigen Besitzthümer auf einem Wagen vorausgesandt, und nun erst, als wir uns behaglich in unserer letzten Heimat eingerichtet, konnte ich Carolinen bewegen, an das Testament ihres zweiten Vaters zu denken und dasselbe endlich einer genauen Durchsicht zu unterwerfen.

Ich war auf Alles, was nun kam, längst vorbereitet, denn ich kannte meine Schwester, die, so sanft und nachgiebig sie sonst war, einen ungewöhnlich festen und beharrlichen Sinn in der Befolgung dessen besaß, was sie einmal als recht und billig erkannt zu haben glaubte. So

sah ich sie denn vor Schreck erbleichend zusammensinken, als sie jetzt erfuhr, daß sie die Universalerbin des reichen Mannes sei, und daß dessen einziger leiblicher Sohn sich, in Folge seiner früheren, den Vater empörenden Handlungsweise, nur mit einem Pflichttheil begnügen müsse.

»Das nehme ich nun und nimmermehr an,« rief sie entschlossen, nachdem sie sich von dem Schreck erholt, »und Du, Du, Leo, wirst mich nicht bestimmen oder überreden wollen, von dem Rechte Gebrauch zu machen, welches mir hier ganz gegen meinen Wunsch übertragen wird.«

»Ich kann und will weder etwas dafür noch dagegen thun,« sagte ich ihr ruhig. »Baron Juell Wind, Dein Vater, hat gesetzlich über sein Vermögen verfügt, und auch Du wirst Dich seinen Anordnungen so gut wie jeder Andere unterwerfen müssen.«

»Das wollen wir abwarten,« erwiderte sie. »Wir sind nicht die ersten, die für oder gegen das Testament auftreten werden, das weiß ich gewiß; aber es wird in Kopenhagen Menschen geben, die an unserer Stelle handeln und mich hoffentlich von der Last befreien werden, die durch dieses Testament auf meine Seele gehäuft ist.«

Dabei blieb es vor der Hand, und die gute Caroline sollte in ihren Voraussetzungen von den Menschen in Kopenhagen Recht haben, wie auch Dir bald das Nächstfolgende beweisen wird.

Nicht auf uns allein hatte der Inhalt des Testaments eine so große Einwirkung geübt, auch auf andere brachte er dieselbe hervor; denn kaum war das Vermächtniß des Barons, sowie der Umstand bekannt geworden, daß Harup mit allem und jedem Inventar schon längst zu Gunsten Carolinens verkauft sei, so fluthete ein wahrer Strom von Vorwürfen und Anklagen gegen uns auf, und die am mildesten über uns urtheilenden Gegner waren die, welche uns ganz einfach einer nichtswürdigen und bei einem unzurechnungsfähigen Greise vollkommen geglückten Erbschleicherei beschuldigten. Von den mir Näherstehenden, die mich und Carolinen kannten und meinen öffentlichen wie privaten Character besser zu würdigen wußten, wurde dieses herbe Urtheil natürlich nicht über uns verhängt, im Gegentheil, man nahm herzlich für uns Partei, man gönnte uns das uns zugefallene Glück – was wahrhaftig unter den obwaltenden Umständen kein Glück für uns war – und fand es ganz in der Ordnung, daß Baron Juell Wind in seinem letzten Willen nach seiner Ueberzeugung entschieden hatte.

Ich für meinen Theil bekümmerte mich indessen nicht um das Gerede der Leute. Wo ich dennoch gefragt wurde, erzählte ich ehrlich den wahren Sachverhalt und ließ mich niemals auf nähere Erörterungen darüber ein. Ruhig wie bisher ging ich meinen Geschäften nach, nur konnte ich sehr bald bemerken, daß alle Personen, die mit den verschiedenen dänischen Behörden in Apenrade in irgend einer Verbindung standen, mit einem Wort:

alle dänisch Gesinnten, mir geflissentlich aus dem Wege gingen, mich mit höhnischen Blicken verfolgten, wo sie es unbeachtet thun zu können glaubten, und in ihrem ganzen Wesen einen stillen Triumph durchblicken ließen, der denn auch bald zum Ausbruch kam und mich auf eine Weise niederwerfen sollte, wie ich es bis dahin nicht für möglich gehalten hatte.

Gegen meine Schwester, die das Haus mit keinem Schritt verließ, konnte und wollte Niemand einschreiten, sie war doppelt und dreifach durch das Gesetz geschützt, welches der alte Baron zu ihren Gunsten aufzurufen wohl verstanden hatte, dafür aber schüttete man allen Groll über meine unschuldige Person aus und bald sollte ich das Weh empfinden, zu erfahren, auf welche nie dagewesene Weise man das Glück eines Mannes untergraben könnte, dem man von keiner anderen Seite her beizukommen im Stande war.

Vierzehn Tage hatten wir in größter Zurückgezogenheit von aller Welt in unserm stillen Häuschen verbracht, und ich hatte Carolinen nur verlassen, wenn ich meine Kranken besuchen mußte, als ich eines Morgens vom Polizeiamt der Stadt eine schriftliche Vorladung zu einem Termin auf einem Gerichtszimmer erhielt, in welchem, wie mir bekannt war, nur wichtige Verhandlungen gepflogen wurden. In der Ueberzeugung, daß diese Vorladung mit der Erbschaft in irgend einer Verbindung stehe, sagte ich Carolinen nichts davon und begab mich zur bestimmten Zeit auf das Amt. Hier wurde mir zu meinem gränzenlosen Erstaunen die Mittheilung gemacht,

daß ich mich von Neuem in Untersuchung befände und zwar aus dem Grunde: den verstorbenen ehrenwerthen Baron Olaf Juell Wind weder wissenschaftlich noch gewissenhaft ärztlich behandelt, vielmehr nach oberflächlicher Beobachtung in seiner Krankheit fahrlässig im Stich gelassen und somit unmittelbar seinen Tod, wenn nicht veranlaßt, doch verschuldet zu haben. In Folge dieses, mich und meine ärztlichen Leistungen sehr gravirenden Vorfalles sei ich des öffentlichen Vertrauens verlustig gegangen, und ich müsse deshalb von gegenwärtiger Stunde an über alle Kranken, die noch in meine Behandlung kämen, wöchentlich vollständige Krankenberichte, nebst Angabe der ihnen verordneten Arzneien, der Behörde einreichen, damit diese im Stande sei, mein ferneres ärztliches Wirken gehörig zu controliren. Im Uebrigen sei der Amtsphysicus Krabbe beauftragt, mir in vorkommenden schwierigen Fällen als Beistand und Berather zu dienen, und ich habe deshalb allen Anordnungen desselben Folge zu leisten.

Als mir diese Mittheilung von dem dänischen Herrn in dänischer Sprache gemacht wurde, stand ich einen Augenblick wie versteinert da, denn einen solchen gewaltthätigen Eingriff in die persönlichen Rechte eines gebildeten und schuldlosen Mannes, der allen Anforderungen der Wissenschaft wie des Gesetzes jederzeit entsprochen hatte, war mir ganz unbegreiflich und, soviel ich weiß, noch in keinem Staate Europa's vorgekommen. Und dennoch war dieser Angriff gegen mich geschehen und mir

stand in meinen augenblicklichen Verhältnissen kein Mittel zu Gebote, welches mich dagegen zu schützen vermochte.

Als ich mich aber bald von meinem ersten Erstaunen erholt hatte, erklärte ich dem Beamten, daß ich keinesfalls gewillt sei, diesen Anforderungen nachzukommen, daß keine Behörde befugt sei, auf diese Weise in meine mir vom Staate garantirten Rechte einzugreifen, und daß ich dagegen gerichtlichen Beistand ergreifen, mein Recht bis zum Aeußersten verfolgen und dasselbe erlangen würde, trotz aller mächtigen Gegner, die mir in diesem Falle gegenüberstehen möchten.

Man lachte mir in's Gesicht, als ich dies ruhig und ohne alle Aufregung vorbrachte, und erwiderte mir höhnisch: ich solle den angedrohten Proceß nur beginnen, ich würde mich aber bald überzeugen, daß kein Gericht denselben führen werde, da ich von langer Zeit her als Uebelgesinnter bekannt sei, da ich von jeher ein unruhiger Kopf gewesen, und daß man deshalb sich vorgesehen und vom höchsten Tribunal in Kopenhagen selbst die Befehle zur gesetzlichen Einschreitung gegen mich habe ertheilen lassen.

Als ich diese Aufklärung über meine Lage erhielt, verstummte ich, denn ich sah ein, daß ich von mir unbekannten Richtern bereits vor der Untersuchung verurtheilt sei, und daß mir kein Protest, er sei so gerecht wie er wolle, gegen eine solche Gewaltmaßregel etwas helfen werde. So erkannte ich denn zu meiner tiefsten Betrübniß, daß meine Existenz in Schleswig vernichtet war, daß

man, da man mir wegen der Erbschaft meiner Schwester kein Hinderniß in den Weg legen konnte, das Aeußerste gethan, um mir ein längeres Verweilen in meiner Heimat unmöglich zu machen, denn daß ich mich als Mann von Ehre, Gewissen und Rechtlichkeitsgefühl nicht unter jene maßlosen Verordnungen beugen würde, stand bei mir auf der Stelle fest. Meine Feinde waren also mächtiger als ich, und so viel Beistand ich auch von meinen Freunden erwarten konnte, sie waren ohnmächtig gegen die höhere politische Gewalt, die uns Deutsche, noch ehe wir für schuldig befunden, schon alle verurtheilt hatte.

Dennoch nahm ich, bevor ich meiner Schwester den letzten Schlag mittheilte, Rücksprache mit verschiedenen mir befreundeten Advocaten, allein sie zuckten sämmtlich die Achseln und riethen von einem Vorgehen gegen die feindliche Uebermacht ab, da nichts im Stande wäre, den gegen mich von oben her verhängten Beschluß rückgängig zu machen. Eine Bestätigung dieser Ansicht erhielt ich acht Tage später, als mir eine noch verschärfte schriftliche Wiederholung jener Mittheilung von der Behörde überreicht wurde, worin am Schlusse der meine Existenz wirklich vernichtende Entscheid ausgesprochen war: daß ich von der obersten Medicinalbehörde des Staats für unfähig erkannt sei, ferner im Reiche Dänemark ausübender Arzt zu sein, und daß ich die mir verliehenen dahin zielenden Documente zurückzureichen habe.

Erst nachdem ich alle Schritte, dies unverdiente Unheil von mir abzuwenden, für vergeblich erkannt, entschloß ich mich, meine Schwester von meiner verzweifelten Lage in Kenntniß zu setzen. Sie nahm ganz gegen Erwartung meine Mittheilung wunderbar gefaßt auf. »Mich bindet nichts mehr an dieses unglückliche Land,« sagte sie, »seitdem mein guter Vater todt ist. Suche Dir eine andere Heimat, wo Du willst, ich folge Dir gern und willig dahin.«

So fingen wir denn ohne Säumen unsern Abzug von Apenrade vorzubereiten an, ohne daß ich außer meinen besten Freunden irgend Jemanden meine Absicht zu erkennen gab. Nur unter der Hand waren wir um so tüchtiger. Ich hatte das Glück, mein letztes Besitzthum in der Stadt, mein Wohnhaus, ziemlich gut zu verkaufen, eben so meine Wagen und Pferde, und nachdem ich auch meine Möbel und sonstige Dinge, die ich nicht mitnehmen wollte, theils verschenkt, theils verhandelt, meldete ich mich bei der Polizeibehörde und bat um den Auswanderungsconsens. Mit diesem Gesuch trat ich bei dem Polizeimeister so unerwartet ein, daß er erstaunt aufblickte und mir erst nach einer Weile zu verstehen gab: so eilig das Land zu verlassen, liege ja eigentlich keine Nothwendigkeit vor, und ich hätte lieber die mir gestellten Bedingungen annehmen sollen und dann noch lange unangefochten im Lande leben können.

Ich antwortete ihm nichts hierauf und fragte nur, zu welcher Zeit ich meinen Paß erhalten könne?

»Den können Sie sich überallhin nachschicken lassen,« erwiderte er brummend, da er an meinem Schweigen merkte, daß ich auf seine Meinungsäußerungen gar nicht geachtet hatte.

»So schicken Sie ihn mir nach Hamburg, und hier ist die Adresse, unter welcher er mich erreichen wird.«

Das war meine letzte Verhandlung mit einer dänischen Behörde in Schleswig, und schon einige Tage später, nachdem wir noch einmal ganz im Stillen das Grab unseres Wohlthäters in Harup besucht, befanden wir uns auf der Reise nach Hamburg, um uns sogleich zu dem befreundeten Bankier zu begeben, der in Gemeinschaft mit einem ihm beigegebenen Advocaten das Vermögen meiner Schwester verwaltete.

Beide empfingen uns mit der herzlichsten Freundschaft und wollten uns sogleich von dem vorhandenen und schon bedeutend durch Zinsen angewachsenen Vermögen Rechnung ablegen. Allein wie erstaunten sie, als Caroline ihnen sagte, daß sie dieses Vermögen nicht als das ihrige betrachte, vielmehr gegen das Testament ihrerseits Protest einzulegen beabsichtige.

»Ich erkenne und ehre Ihre Absicht wohl, mein Fräulein,« erwiderte ihr der Advocat, »aber ein solcher Protest ist ganz überflüssig. Wenn Sie das Vermögen wirklich nicht für sich in Anspruch nehmen wollen, so können Sie es ganz einfach in der Bank oder wo Sie sonst wollen, stehen und uns auch fernerhin für die Verwaltung desselben sorgen lassen. Anderweitige Bestimmungen, je nach

Ihrer Ansicht, können Sie dann jeden Augenblick treffen. Auch würde Ihnen jener Protest gar nichts nützen: der Testator hat sich einmal zu Ihren Gunsten ausgesprochen, und falls Sie keinen Gebrauch von Ihrem Vermögen machen wollen, so ist das eine rein persönliche Angelegenheit, die Gerichte aber bekümmern sich nicht darum.«

»Bis sie sich darum bekümmern müssen,« erwiderte meine Schwester, die auf ihrem einmal gefaßten Vorsatz unabänderlich beharrte.

»Wie so? Was meinen Sie?« fragte der Advocat und der Bankier in einem Athem.

»Ich bin überzeugt,« erwiderte sie, »daß der enterbte Sohn des Barons Juell Wind sich nicht mit der Enterbung beruhigen, vielmehr Alles aufbieten wird, um die fremden Ansprüche den seinigen und natürlicheren nachzusetzen.«

Die beiden Männer lächelten und nickten sich mit stillem Einverständniß zu. »Sie brauchen das nicht mehr zu befürchten,« sagte dann der Advocat, »denn der Sohn des Erblassers hat sowohl in Kopenhagen wie hier bereits Einspruch gegen das Testament erheben lassen, ist aber mit allen seinen Ansprüchen für alle Mal zurückgewiesen worden.«

Caroline sowohl wie ich machten große Augen, denn davon hatten wir noch kein Wort gehört.

»Ja,« fuhr der Advocat fort, »der Herr hat sich viel Mühe gegeben, um die Erbschaft für sich zu erlangen und hat uns durch seinen Advocaten sogar mit einem

Proceß deshalb bedroht. Allein er hat sich bald zufrieden geben müssen, nachdem er von verschiedenen Seiten her die nöthige Aufklärung erhalten. Das Testament, hat man ihm begreiflich gemacht, ist in aller Form Rechtens ausgestellt. Der Erblasser hat gerechte Gründe für seine Enterbung gehabt, und es sei keine Aussicht vorhanden, wenn er auch noch so viele Kosten aufwende, ihn jemals für sich zu gewinnen. Namentlich aber habe die Erklärung seines Vaters ein schweres Gewicht geübt, daß er ihn deshalb enterbt und nur auf den Pflichttheil gesetzt, weil er sich gegen seinen Willen und die in der Familie üblichen Grundsätze mit einer Ausländerin verbunden und weil er hierdurch alle kindliche Achtung gegen seinen Vater aus den Augen gesetzt habe. Auf diesen Bescheid hat sich der Advocat Ihres Gegners und dieser selbst zufrieden gegeben, und Sie können die Sache als ein für alle Mal abgemacht betrachten.«

Caroline senkte den Kopf und schwieg. Endlich aber gab sie den beiden Herren die Erklärung ab, die sie schon vorher angedeutet, daß sie das Erbtheil nicht als das ihrige betrachte und daß sie fernerhin von ihr oder mir erfahren würden, was mit den alljährlich ablaufenden Zinsen des Capitals zu beginnen sei.

Dies, mein Sohn, war die letzte gerichtliche Verhandlung, die Deine Tante wegen ihres Vermögens abhielt,

und seitdem hat sie nur mit mir privatim darüber geredet, und ich habe ihren Wunsch und Willen pünctlich befolgt. Doch davon nachher. Ich habe erst noch einiges Andere nachzuholen, um in meiner Erzählung bis auf diesen Tag zu gelangen.

Die erste Frage, die uns nun in Hamburg entgegentrat, betraf die Wahl unseres künftigen Aufenthalts. Ich wäre gern in Hamburg geblieben, aber da hatten wir den traurigen Schauplatz unseres Mißgeschicks beständig zu nahe vor Augen. Einen Augenblick lang dachte ich an eine Auswanderung nach Amerika, aber Caroline lehnte dieselbe bestimmt ab, und auch Deinetwegen war mir ihr Widerspruch recht. Unsere deutsche Heimat war uns Beiden zu lieb, als daß wir sie, so lange uns noch die Wahl blieb, mit dem unbekannten Lande jenseit des Meeres hätten vertauschen sollen, und so beschlossen wir Beide, uns nicht davon zu trennen. So nahmen wir uns denn vor, für's Erste zu reisen und uns da eine neue Heimat zu suchen, wo es uns am besten gefallen würde.

Wir begannen unsere Reise damit, daß wir Dich am Rhein besuchten, worüber Du damals eine so große Freude hattest, ohne das unermeßliche Wehgefühl zu ahnen, welches uns aus unserer Heimat so schmählich Vertriebenen das Herz zerriß. So sehr auch wir uns freuten, Dich wiederzusehen und in der hoffnungsvollsten künstlerischen Entwicklung zu finden, und so überaus schön

uns der Rhein mit seinen malerischen Burgen und seinen weinbekränzten Höhen entgegentrat, so vermochte doch Alles dies noch lange nicht die Wolken zu lichten, die unser Gemüth so trübe verschleierten. Auch das herrliche Baden mit seinen dunklen Bergwäldern, seinen Gärten und fröhlichen Menschen übte noch keine erheiternde Wirkung auf uns aus, obwohl wir uns gemächlich darin umsahen, denn wir hatten ja keine Eile. Endlich lockte uns die nahe Schweiz, und wir traten bei Basel in dieselbe ein, um uns bald nach Zürich zu begeben. Da, beim Anblick des hochherrlichen Sees ging uns zum ersten Mal das Herz wieder auf, und eine leise Ahnung beschlich uns, daß es noch eine zweite Heimat auf dieser Erde für uns geben könne. Wir weilten mehrere Wochen am Züricher See und machten uns während dieser Zeit mit den Schweizer Zuständen bekannt. Von Zürich gingen wir nach dem Vierwaldstädter See und fuhren entzückt das herrliche Reußtal hinauf, kletterten über die Furca und den Rhonegletscher und gelangten, wie Du vor einigen Tagen, durch das Haslithal nach dem Berner Oberlande. Hier in Interlaken machten wir einen längeren Halt und kehrten in die gemüthliche Pension bei dem guten Ruchti in Unterseen ein.

Bis hierher waren wir, das empfanden wir jetzt erst, auf unserer ganzen Reise eigentlich blind, taub und gefühllos gewesen, denn das uns widerfahrene Unglück drückte so schwer auf unser Gemüth, unsern Geist, daß

auch unser Körper zu leiden und die ihm anheimgegebenen Sinnesfunctionen nur mechanisch zu verrichten schien. Wenn aber irgend noch ein Funke des alten gesunden Lebens und Gedeihens in uns verborgen lag und es ein Mittel gab, ihn wieder zur hellen Flamme anzufachen, hier ward er entzündet, und das merkten wir sehr bald an uns selber, denn hier wachten wir wie aus einem schweren Traume, einem gefühllosen Schlafe auf, und unsere Augen öffneten sich weit, weit, um die Reize in sich aufzunehmen, die Gott der Allmächtige mit seiner unendlichen Vatergüte ringsherum so reich ausgestreut hat. Ja, als ich mich hier im Bödeli umgeschaut, als ich das ganze wonnige Thal von einem Ende zum andern durchwandert und nach allen Seiten das angehäufte Schöne und Große darin, vor allem, als ich die erhabene Jungfrau mit ihren unermeßlichen Schneefeldern und Gletschern gesehen, da sagte ich mir: ja, wenn ich irgendwo gesunden, mich selbst wiederfinden kann, so kann es nur hier geschehen!

Und in der That, mein Sohn, wir fanden uns und gesundeten wieder, denn Caroline theilte alle Gedanken und Empfindungen mit mir. Von hier aus unternahm ich Schritte in Bern, um mich in der Schweiz naturalisiren zu lassen, was keine Schwierigkeiten bot, denn ich hatte in einem bei der Regierung angesehenen Mann einen alten Bekannten daselbst gefunden, der sich meiner freundlich annahm und mich in allen meinen Wünschen unterstützte. So blieb ich denn mehrere Monate bei Ruchti in Pension, bis ich durch Zufall im Frühling des Jahres 1857

meinen kleinen Wohnsitz erwarb. Ein alter Engländer, der sich hier niedergelassen, starb plötzlich, und seine Verwandten, die nicht nach dem Festlande übersiedeln mochten, boten sein Haus zum Verkauf aus, nachdem er es eben erst neu erbaut und mit einer hübschen inneren Einrichtung versehen hatte. So kaufte ich es für einen verhältnißmäßig billigen Preis mit seinem Inventarium, und so lebe ich jetzt als Schweizer Bürger in Interlaken in friedlichster und glücklichster Stille. Bisweilen allerdings sucht uns noch ein leise nachzitternder Schmerz um das Verlorene heim, ein schwermüthiges Gefühl, dem Heimweh ähnlich, verdunkelt uns noch dann und wann eine helle Stunde, aber das neue Vaterland läßt bald darauf wieder seine vollen Reize wirken, und wir sind endlich im Ganzen so glücklich und zufrieden geworden, wie es aus ihrem Vaterlande Verbannte nur sein und werden können.

Ueber die Stellung, die ich unter den Mitbewohnern des Bödeli und meinen Nachbarn einnehme, brauche ich Dir nur wenige Worte zu sagen. Ich habe mich hier nicht als Arzt, vielmehr nur als Privatmann niedergelassen. Im Winter beschäftige ich mich mit wissenschaftlichen Studien und Arbeiten, und im Sommer erfreue ich mich der großartigen Natur, deren geheimnißvolles Walten hier mehr als irgendwo anders dem denkenden Menschen ein schönes Räthsel aufgiebt, das er, wenn nicht zu lösen, doch immer wieder von Neuem zu sehen und zu hören die Neigung besitzt. In dieser Weise wollte ich ganz unbemerkt und unbeachtet leben, allein man kann nur

schwer ganz von einem Beruf lassen, dem man alle Kräfte und Mittel geweiht, den man so viel Jahre getrieben und daher liebgewonnen hat und in den man immer wieder zurückfällt, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Einige schwer Erkrankte, denen ich zufällig einen heilsamen Rath gab, in den Bergen Verunglückte, denen ich beisprang, brachten mich bald als Heilkünstler in Ruf, und so kam es, daß man mich in verzweifelten Fällen, wo auch ich nicht immer nützen kann, weit und breit zu Rathe zieht. Nun, ich habe meinen Nächsten überall gern geholfen, wo ich konnte, also thue ich es auch hier gern, und so bin ich allmälig in meinem jetzigen Wohnort ein geachteter Mann geworden, wie ich es einst in meinem Vaterlande war, und ich habe eine so schöne Wirksamkeit gefunden, wie sie sich ein arbeitsamer Mensch nur wünschen kann.

Hier hast Du das Leben, welches ich mit meiner Schwester noch heute ruhig führe, und es ist Dir nun nichts mehr in unsern Verhältnissen verborgen geblieben. Freue Dich, daß Du ähnlichen Schicksalsschlägen, wie wir sie erlitten, für Dein ganzes Leben entrückt bist, denn Du lebst in einem Lande, in welchem der Mensch mit seinem zu Gott aufstrebenden Geist sich nach allen Richtungen frei bewegen und alle seine Fähigkeiten entwickeln kann, ohne bald hier, bald da ein Hemmniß und einen Wächter aufgestellt zu finden, der ihm zuruft: bis hierher darfst Du nur gehen und nicht weiter.

Mein mir übrig gebliebenes kleines Vermögen ist in Hamburg sicher angelegt; ich besitze gerade so viel, daß

ich einfach und gemächlich leben kann. Schwelgerische und größere Genüsse, als ich sie mir hier bereiten kann, habe ich nie geliebt und niemals Bedürfniß danach gehabt.

Meiner Schwester stehen freilich, außer ihrem kleinen elterlichen Vermögen, bedeutendere Mittel als mir zu Gebote, wie Du eben erfahren hast, aber sie hat sie bis auf den heutigen Tag nicht angerührt, die unerhobenen Zinsen vielmehr sammeln und zum Capital schlagen lassen. Welchen Gebrauch sie einst davon machen wird, wenn sie es überhaupt je als das ihrige betrachtet, weiß ich nicht und danach forsche ich auch nicht, da es eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen uns ist, nicht mehr über gewisse Personen und Verhältnisse zu reden, was ihr stets eine bittere Pein verursacht. Wenn ich jedoch aus einigen Andeutungen schließen darf, die sie mir dann und wann zufällig oder in mittheilsamen Augenblicken gemacht hat, so glaube ich, daß sie das vom Baron Juell Wind ererbte Vermögen niemals für sich, oder ihre Angehörigen in Anspruch nehmen, sondern es einst den Kindern dessen vermachen wird, dem es nach ihren Begriffen von Recht und Billigkeit eigentlich gebührt. Darin nun kann ich ihr nicht entgegenstreben, ja es liegt Etwas in mir, was mich ihr in diesem Puncte beizupflichten zwingt. So schwer Rolf Juell Wind Carolinen auch einst gekränkt und so bitter er mich im tiefsten Herzen verwundet hat, Caroline trägt ihm keinen Groll mehr nach und ich hasse ihn nicht, er ist mir nur gleichgültig geworden. Darin aber stimmen wir Beide überein, daß seine

Kinder, wenn er welche hat, an seinen schlimmen Handlungen unschuldig sind, also auch nicht die Nachtheile verdient haben, die ihrem Vater aus dem Verluste eines so bedeutenden Vermögens erwachsen sind.

Hier hast Du Alles, was ich Dir über unsere Verhältnisse sagen kann. Du willst jetzt nach Italien und brauchst Mittel dazu. Willst Du diese Mittel von der Tante beziehen, da ich sie Dir nicht so reichlich gewähren kann, wie ich wohl möchte, so gehe sie selbst wiederholt mit Bitten an und vielleicht gelingt es Dir, ihrem Liebling, ihren Sinn zu ändern und sie zu vermögen, wenigstens einen Theil von den Zinsen anzugreifen –«

»Halt, mein Vater,« unterbrach Franz Marssen den Redenden mit auffallender Wärme und legte seine Hand fest auf dessen Arm, »Gott bewahre mich vor einem solchen Versuch! Ich bin weit entfernt davon, Tante Caroline überreden zu wollen, auch nur einen Pfennig dieses Vermögens für mich anzugreifen. Ehe ich das thue, will ich lieber keine Studienreise machen und mich mit dem begnügen, was ich hier habe und finde. Nein, dieses Vermögen Carolinens ist ein heiliger Schatz, den keine fremde Hand anrühren darf. Die Seelenruhe der guten Tante würde gestört werden, wollten wir nur unsere Augen darauf richten. So werde ich mir denn selbst zu helfen suchen. Ich werde meine drei fertigen Bilder ausstellen, einige Andere dazu malen und vielleicht finden sich Käufer dafür. Bis dahin aber bleibe ich bei Dir, wenn Du mich behalten willst, studire ruhig weiter und bemühe mich, mit eigenen Kräften das Ziel zu erreichen, welches ich

mir vorgesteckt. Doch nun habe ich noch eine Frage. Was ist aus Rolf Juell Wind geworden? Habt Ihr keine Kunde von ihm?«

Doctor Marssen runzelte etwas die Stirn, dann sagte er, wie aus einem Traume erwachend: »Ich weiß eigentlich nur sehr wenig von ihm, mein Sohn. Anfangs hatte ich mir alle Mittheilungen über ihn verbeten, denn ich wollte nicht immer und ewig an den schwarzen Flecken in meinem Leben erinnert werden. Späterhin aber gingen mir doch einige Andeutungen zu und erst ganz kürzlich habe ich eine solche erhalten. So viel ich weiß, ist er in Kopenhagen und ein Mitglied des fanatischen Ministeriums, welches mit Friedrich dem Siebenten im Bunde daran arbeitet, Dänemark groß und reich zu machen, indem es die Herzogthümer verschlingt, in Wahrheit aber, ohne es selbst zu ahnen, an seinem Untergange arbeitet. Rolf Juell Wind giebt dem verblendeten König Rathschläge, dem deutschen Reiche und Volke mit Gewalt, List und Hinterhalt zu widerstehen; dieser eiserne, fanatische, auf keinen festen Grund gebaute Widerstand aber wird sich an Dänemark selbst bestrafen, indem er es zu Grunde richtet. Denn mag es kommen, wie es will, die Herzogthümer werden einst von Dänemark getrennt und zu Deutschland geschlagen werden, wohin sie kraft aller göttlichen und menschlichen Rechte gehören – ob dieser Zeitpunct aber fern oder nahe ist, wer möchte das ermessen, ich gewiß nicht!«

»Wenn aber diese Zeit kommen sollte, mein Vater, und Du noch gesund und kräftig bist, wie dann?«

Doctor Marssen richtete sich stolz auf, drückte seinem Sohne männlich die Rechte und sagte mit fester Stimme: »Dann werde ich mich darüber freuen und Gott für die Erhörung meiner innigsten Wünsche danken, die ich täglich zu ihm emporgesandt habe. Mein Haus im Bödeli aber werde ich bewohnen, bis sich meine Augen schließen, denn ich habe das Leben hier von einer neuen Seite liebgewonnen, so daß mir nichts mehr zu meinem irdischen Glück fehlt. So will ich denn einst im Angesicht dieser erhabenen Schneehäupter begraben werden, und die donnernde Lawine, wenn sie von ihrem hohen Gipfel sich herabwälzt, soll die Musik sein, die über meinen Gebeinen ertönt, eine Musik, wie sie alle Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, niemals hervorbringen werden und welche allein ein leiser Athemzug Gottes in's Leben ruft. Nein, Franz, Gott ist überall groß und mächtig, hier aber sehe und höre ich seine Größe und Macht in jedem Augenblick, und darum, ja, schon darum allein, mein Sohn, werde ich meine jetzige Heimat nie, nie mehr verlassen. Hier hast Du heute mein letztes Wort, und mag es Dir lange in der Seele nachklingen, wie es mir aus der Seele gesprochen ist.«

Doctor Marssen hatte seine Erzählung beendet und erhob sich von seinem Platz. Sein Sohn näherte sich ihm und drückte ihm herzlich und dankbar die Hand. Dann aber schloß er das noch immer offene Fenster, zog den Vorhang herab und verließ mit dem Vater das kleine Haus, um sich durch den Garten nach dem Wohnhause zu verfügen, wo beide ihre Ruhestätte hatten.

Als die beiden hohen Gestalten schweigend durch den Garten schritten, dessen Blätter sich im leisen Nachtwinde bewegten, strahlten über ihnen Gottes funkelnde Sterne in wunderbarer, hochherrlicher Pracht. Außer dem leisen Winde aber regte sich nichts in ihrer Nähe und nur von dem bleichen gespenstischen Gipfel der Jungfrau dröhnte zuweilen ein ernster, feierlicher Ton herab, der ihnen bewies, daß auch heute, in dieser Nacht, Gottes Athemzug in Thätigkeit sei, und beide ahnten nicht – o wie konnten sie es ahnen! – daß nicht sein Athem allein, sondern daß auch sein Auge über ihnen leuchtete, daß seine allgütige Vorsicht über ihnen waltete und daß er, wenn er nicht selbst Zeuge ihrer Unterhaltung gewesen, doch einen Zeugen gesandt hatte, den keiner von ihnen gesehen, der aber, wenn es auch nur der leise unter ihrem Fenster rauschende Nachtwind war, doch göttliche Schwingen besaß, auf denen er das Vernommene zu Zielen trug, die, wie immer dem Menschen, als verschleierte Zukunft das eigentliche Räthsel des irdischen Lebens sind.

Zweites Kapitel. Die Excellenz.

Als Franz Marssen am nächsten Morgen nach einem weiteren Spaziergange, wozu ihn diesmal mehr denn je ein unabweisbares Bedürfniß getrieben, eine halbe Stunde später als gewöhnlich unter die Veranda trat, wo das Frühstück bei gutem Wetter im Sommer eingenommen wurde, fand er den Vater allein am Tische sitzend und

mit gutem Appetit seinen Kaffee und sein Weißbrod verzehrend. Er war nicht in seinem gewöhnlichen Anzuge, vielmehr mit Bergrock und Bergschuhen angethan, was dem Sohne sogleich verrieth, daß er einen Ausflug in's Gebirge vorhabe.

»Guten Morgen, mein Vater!« rief ihm Franz entgegen. »Aber wie, ich sehe Dich im Reisekleide? Willst Du in die Berge?«

»Ja, Franz,« erwiderte der Vater, dem Sohne die Hand über den Tisch hinstreckend, »das Wetter ist zu günstig, um es nicht gründlich genießen zu wollen, und damit der kleine Kreislauf in mir, der seit gestern zu stocken scheint, ein gutes Beispiel habe und munter seine Pflicht erfülle, so will ich ihn zu einem größeren führen, und mein armseliges Menschenherz soll sich an dem großen Naturherzen aufrichten und erstarken, damit es noch eine Weile ohne Nachlaß seine Schuldigkeit thue. – Ha, Du siehst mich so fragend an,« fuhr er nach einer Weile fort, »als hättest Du mich nicht ganz verstanden, wie? Nun siehst Du, wie es im kleinen menschlichen Organismus einen Kreislauf des Blutes giebt, indem das Blut aus dem Herzen bis in die Fingerspitzen und aus ihnen wieder zum Herzen zurückfließt, so giebt es auch einen größeren Kreislauf in der Natur, der mit ihm viel Gemeinsames hat. Betrachte einmal die großen Gletscher als Herzen und verfolge mit Deinen Gedanken, was sie thun. Von ihnen herab sickert, rinnt und quillt das Wasser und sammelt sich zu ihren Füßen in einen brodelnden Bach.

Der Bach brodelt und rinnt weiter und weiter, nimmt viele andere Bäche auf und vergrößert sich zum Strom. Der Strom läuft durch Länder und Länder, bis er sich endlich in's Meer ergießt. Die Feuchtigkeit des Meeres aber verdunstet unter den Strahlen der Sonne und aus dem Dunste bilden sich die Wolken. Diese Wolken bläst der Wind wieder zu unsern Gletschern herüber und auf sie lassen sie sich als Regen oder Schnee nieder, die allmälig zu Eis gerinnen, um sich von Neuem als Bach und Strom in die weite Welt zu ergießen. Nun, ist das nicht auch ein Kreislauf, mein Sohn? Und wie mich dünkt, ein recht großer, erhabener und vollkommener, nicht wahr?«

»Da hast Du recht,« versetzte der Maler sinnend, der den großen, in ihm angeregten Gedanken noch weiter zu verfolgen schien. – »Wirst Du lange fortbleiben?«

»Einige Tage gewiß.«

»Aber wer besucht in der Zeit Deinen Patienten?«

Der Doctor lächelte. »Niemand,« sagte er freudig, »der befindet sich ganz wohl. Ich bin heute Morgen schon bei ihm gewesen und habe seinen Arm in einen Gypsverband gelegt. Alle übrigen Verletzungen sind ohne Bedeutung, und so kann er mich recht gut einige Tage entbehren.«

»Das freut mich. Wohin wirst Du Deinen Schritt richten?«

»Ich will einmal die Aar verfolgen, bis ich zu ihrem Ursprunge auf dem Aargletscher gelange. Das ist für mich ein großer Genuß, mein Sohn, denn ich überschaue da auch einen Lebenslauf von seiner Geburt an, der mir interessanter und lehrreicher und dabei übersichtlicher ist

als der manches Menschen. Beide haben nur das eine gemein, daß man, wenn man ihren kleinen Anfang mit ihrem großen Ende vergleicht, sich verwundert, wie aus ein paar Tropfen ein so mächtiger Fluß und wie aus einem so unschuldigen kleinen Kinde ein so seltsames Geschöpf hat werden können, als welches sich uns so oft der ausgewachsene Mensch darstellt.«

»Du bist heute heiter,« sagte der Sohn, nachdem er wiederholt seine träumerischen Augen auf das lebensfrohe Gesicht des Vaters geheftet hatte.

»Ja, ich bin wirklich froh, Franz, und fühle mich seltsam leicht, nachdem ich gestern Abend einen Alp von meiner Seele gewälzt, der schon lange darauf gedrückt hat. Du aber bist heute sehr ernst und wortkarg, wie mir scheint. Ich hoffe nicht, daß der Alp von meiner Brust auf die Deine gefallen ist.«

Franz versuchte heiter zu lächeln, wie der Vater, aber es wollte ihm nicht so recht gelingen. »Ein Alp drückt mich nicht,« erwiderte er, »aber doch ist mein Auge etwas getrübt. Es hat gestern Abend dunkle Bilder geschaut.«

»Die Dunkelheit wird sich wieder aufklären, mein Sohn, und wenn das Herz nur klar und hell bleibt, so wird der Schleier auch nicht lange auf dem Auge liegen, der erste beste kleine Windhauch kann ihn verwehen. Doch sieh, da kommt Caroline und hat mir meine Reisetasche mit Fleisch und Wein für die Bergpartie gefüllt. Ah, ich danke Dir, Caroline, das hast Du gut gemacht, und nun muß ich Euch verlassen, Kinder. So, behütet

das Haus wohl, lasset keinen Dieb herein und seid vergnügt; das ist Alles, was ich Euch heute sagen will. Mit Gott denn, vorwärts! Ist mein Pferd noch nicht gesattelt – weißt Du es nicht, Caroline?«

Caroline hatte eine reich gefüllte Jagdtasche herbeigebracht und auf einen Stuhl gelegt. Sie nickte dem Bruder die Bejahung seiner Frage mit dem Kopfe zu und ging dann zu dem Neffen, dem sie mit stillem sanften Blick die Hand reichte und ihm herzlich zulächelte, als dieser ihr einen guten Morgen geboten. »Ja,« sagte sie dann zu dem Bruder, »Jürgen hat den Rappen gesattelt. Wirst Du denn aber allein reiten?«

»Bis Brienz, ja. Da bleibe ich ein paar Stunden und erwarte meinen Freund Michel, den Gemsjäger aus Grindelwald, dem ich heute Morgen einen Boten gesandt. Er hat mir versprochen, jeden Tag in dieser Woche meines Rufes gewärtig zu sein.«

Bald darauf führte Jürgen den glänzenden Rappen vor die Thür, dem die Jagdtasche und der Regenmantel des Reisenden aufgeschnallt wurde, und dieser selbst nahm nun einen herzlichen Abschied von den Seinigen, die ihn bis an das Pferd begleiteten.

»Nimm Dich in Acht!« rief ihm die zärtlich besorgte Schwester nach, als er davonritt und er rief ein fröhliches: »Ja! Ja!« zurück, während er sich noch einmal umdrehte und zum letzten Male mit der Hand winkte.

»Er ist immer fröhlich, wenn er in die Berge geht!« sagte Caroline, leise vor sich hin sprechend, als sie nach der Veranda zurückkehrte.

»Nun, heute gönne ich ihm den Frohsinn doppelt!« bemerkte Franz, der die Worte der Tante gehört hatte und sich nun zum Frühstück neben ihr niederließ.

Caroline erwiderte nichts darauf, als wollte sie dem sich hieran knüpfenden Gespräch absichtlich aus dem Wege gehen; als sie aber ihres Lieblings noch immer ernst gebliebene Miene wahrnahm, versuchte sie ihre eigene aufzuheitern, aber auch ihr gelang es nicht recht. Eine Weile saßen sie so schweigend neben einander, da raffte sich Franz zusammen, rückte der Tante näher, ergriff plötzlich ihre Hand und sagte mit warmem Tone:

»Liebe Tante, ich muß Dich recht herzlich um Verzeihung bitten.«

»Warum?« fragte sie mit forschend aufgeschlagenem Auge, und doch lag in dem Blick desselben ein sprechender Ausdruck, den man ohne Mühe dahin deuten konnte, daß sie die Frage nur zum Schein thue, da sie die Antwort sich schon selbst gesagt.

»Warum?« erwiderte Franz. »Darum: ich habe Dir gestern wehe gethan, ohne zu wissen, daß ich es that, und das schmerzt mich. Hätte ich gestern Deine Vergangenheit so genau gekannt, wie ich sie heute kenne, so hätte ich jene Bitte, mir die Mittel zu einer Reise nach Italien zu gewähren, nicht ausgesprochen. Also verzeih' mir, ich habe Dich nicht absichtlich quälen wollen.«

Caroline ließ ihm ihre Hand und erwiderte den Druck derselben eben so herzlich: »Ich glaube es,« sagte sie mit

ihrer leisen Stimme, »aber laß uns heute zum letzten Male darüber reden. Da Du von dem Vater jetzt Alles erfahren hast, wie er mir heute Morgen sagte, Alles, was ihm und mir begegnet ist, so wird Dir auch manches Auffallende und Mißtönige in unserm Wesen erklärt sein. Nun werde ich also auch auf Deine Nachsicht zu rechnen haben, wenn ich einmal Launen zu haben scheine, das heißt schweigsam bin und meine Gedanken in der Erinnerung schweifen lasse.«

»Das sollst Du aber nicht thun, liebe Tante, warum willst Du den alten Kummer immer von Neuem beleben?«

Caroline lächelte wehmüthig. »Ich will es auch so eigentlich nicht, mein Lieber, aber es macht sich immer von selbst. Wie das geschieht, erfährt nur der, der selbst einen solchen Kummer gehabt hat. Du weißt davon freilich nichts, und Gott behüte Dich davor! Doch nun laß uns genug darüber gesprochen haben. Lieber will ich Dir sagen, daß ich mich diese Nacht mit dem Gedanken beschäftigt habe, wie Deine Reise nach Italien zu ermöglichen sei, und da bin ich mit meinen kleinen Ersparnissen zu Rathe gegangen und habe gefunden –«

Franz hielt ihr die Hand auf den Mund. »Kein Wort mehr, liebe Tante,« bat er, »Du brauchst darüber nie mehr nachzudenken. Die Mittel sind längst gefunden.«

»Wie? Wer hat sie Dir denn gegeben?«

Franz Marssen hob sich stolz in die Höhe und streckte seine Rechte über den Tisch hin. »Da liegen sie,« sagte er, »darin allein, und nun hast Du mich erinnert, daß der

Mensch nicht zu lange ruhen darf. Die Arbeit ruft und so will ich mich ihr mit ganzer Seele hingeben. Guten Morgen, Tante; vor Mittag siehst Du mich nun nicht wieder.«

Wenige Minuten später hatte er sich durch den Weingang nach dem kleinen Hause begeben und bald darauf saß er vor der Staffelei, um zuerst an dem landschaftlichen Bilde, dann an dem Portrait zu arbeiten, wozu ihn plötzlich die Neigung anwandelte und wobei ein neuer, siegreicher Gedanke seinen Pinsel zu regieren schien. Jedoch, wie leicht ihm die Arbeit auch sonst werden mochte und wie gern er sich namentlich dieser hingab – mit ganzer Seele, wie er vorher gesagt, war er heute nicht dabei. Die Erzählung seines Vaters in der vergangenen Nacht hatte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Er konnte von den Personen, die ihm vor Augen geführt waren, und von den Schicksalen, die sie betroffen hatten, gar nicht loskommen; immer wieder kehrte er in Gedanken nach dem nordischen Lande zurück, das ja eigentlich auch seine Heimat war, und beklagte aufrichtig und herzlich das trübe Geschick, dem so viele brave Menschen daselbst verfallen waren. Vor allen Dingen aber bedauerte er das gestörte Lebensglück seiner guten Tante, denn daß diese noch immer an ihren Jugenderinnerungen tief und schwer litt, war ihm nur zu klar. »Doch was hilft's,« sagte er sich endlich, »sie leidet, wie schon viele Menschen gelitten haben und noch leiden werden. Ja, Gott behüte mich vor einem ähnlichen Schicksal! *Den* Wunsch sprach sie heute Morgen aus, und ich hege ihn

gewiß. Aber ich werde mich zu hüten wissen, daß mir dergleichen begegnet – ha!«

Dieser Ausruf galt seinem Bilde. Er war eben dabei, das Auge der schönen jungen Schottin zu malen und hatte schon lange die dunkelbraune, fast schwarze Farbe aufgetragen, die er in dem bezaubernden Antlitz des seltsamen Wesens so oft bewundert und in Gedanken auf seiner Palette im Voraus gemischt hatte. In diesem Augenblick hatte er den Lichtpunct eingesetzt, und dabei schoß ihm ein seltsames Gefühl durch den Kopf, denn, waren seine Erinnerungen so treu und warm, oder war das von ihm geschaffene Auge wirklich der Natur so ähnlich, genug, eine wunderbare, auffallende Aehnlichkeit in Farbe und Blick trat ihm daraus entgegen, und es war ihm einen Moment lang zu Muthe, als schaue ihn das Auge des jungen Mädchens lebendig und mit dem bekannten herausfordernden oder vielmehr beherrschenden Blick an.

Da trat er von der Staffelei zurück, legte den Pinsel fort und starrte eine Weile nach den blauen Bergen hinüber, als ob er in tiefe Gedanken versunken wäre. Endlich brachen sich diese Gedanken Bahn, und er sagte halblaut zu sich:

»Ja, zwischen jenen Bergen da drüben und diesem kleinen Hause muß sie ein Unterkommen gefunden haben, denn Alles, was in Interlaken lebt und athmet, bewegt sich in diesen Gränzen. Wo mögen die Herrschaften wohl eingekehrt sein? Ob ich ihr wohl einmal wieder begegne?«

Weiter kam er in seinen Gedanken nicht, denn diese wurden rasch von einer vor einer halben Stunde noch nicht gedachten That abgelöst. Gegen seine Gewohnheit war noch einmal der Wunsch in ihm erwacht, einen Spaziergang durch den belebtesten Theil von Interlaken anzutreten, und da ihm die junge Dame einmal in den Sinn gekommen war, wollte er auf diesem Gange sich bemühen, eine Spur zu entdecken, die ihm Aufklärung gebe, wo sie geblieben sei. Doch nicht auf diese Absicht allein wälzte er die Schuld seiner heutigen Arbeitsunlust, vielmehr auf des Vaters Erzählung und den tiefen Eindruck, den sie auf ihn gemacht; und zuletzt, während er sich schon in seinem Zimmer im Vorderhause zum Ausgehen ankleidete, sagte er sich:

»Ich muß durchaus heute gehen, das Stehen und Sitzen behagt mir nicht. Die traurige Geschichte meiner Verwandten liegt mir schwer auf dem Herzen; vielleicht werde ich den Druck los, wenn ich unter Menschen gehe. Das wird mich zerstreuen. Und habe ich mich erst von allen Grübeleien freigemacht, so wird mir nachmittag die Arbeit um so besser schmecken.«

Schon war er zum Ausgehen fertig, und da er Tante Caroline nicht gleich fand, so trat er den nächsten Weg nach Unterseen an, denn von hier aus wollte er ganz Interlaken durchwandeln und zuletzt vom Brienzer See her wieder in seine abgelegene Wohnung zurückkehren.

Der stattliche, in feiner moderner Sommerkleidung mit grauem Filzhut noch edler als in seinem Bergrock

erscheinende Mann schritt langsam zwischen den grünen Wiesen nach Unterseen hinab und labte sein Auge an dem funkelnden Sonnenschein, der auf den Blättern der Bäume und in den Schneefeldern der Berge spielte: dabei aber ließ er die hübschen Gebäude nicht außer acht, die auf seinem Wege lagen, und er mußte über sich selbst lächeln, als er mit seltener Ausdauer zu den Fenstern derselben hinaufblickte und die ihm begegnenden Leute musterte, was sonst gerade nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte, da seine Spaziergänge in der Regel weniger seine Neugierde als seine Künstleraugen in Anspruch zu nehmen pflegten.

Alle Häuser, meist Pensionen oder Gasthöfe, die er auf diese Weise heute zum ersten Male förmlich studirte, waren bewohnt, und vor den Thüren der meisten, im Garten und im Schatten der breiten vorspringenden Dächer, saßen die zeitigen Bewohner und labten sich an dem warmen Wetter und der reinen Luft des wundervollen Tages. Nirgends aber sah unser Spaziergänger ein bekanntes Gesicht, und so trat er, bisher wenig befriedigt, aber um so hoffnungsvoller in Unterseen ein, wo gerade zu dieser Zeit ein munteres Leben herrschte, da die Abgangsstunde des Thuner Dampfbootes herannahte, und alle dahin fahrenden Wagen mit Menschen dicht besetzt, in Bewegung waren.

So ging er langsam am Beausite vorüber, welches eine reiche Zahl Fremder unter der Halle und auf den von Marquisen beschatteten Bänken vor den Thüren aufwies, aber so scharf sein Auge auch die einzelnen Gesichtszüge

prüfte, alle Personen waren ihm fremd, und keiner von ihnen war er jemals an irgend einem Orte der Welt begegnet.

Gemächlich schritt er nun gegen das alte baufällige Städtchen mit den merkwürdigen Schweizerhäusern aus uralter Zeit vor, und hier blickte er sich weniger genau um, denn hier pflegte kein Fremder von einigen Ansprüchen einzukehren; als er aber über die erste Aarbrücke kam und sich rechts und links Gasthaus an Gasthaus, Pension an Pension reihen sah, galt es wieder aufmerksamer zu sein, denn auch hier wimmelte es von fremden Besuchern aus allen Ländern Europa's. In diesen geschmackvollen und eleganten Häusern gab es schon manche anmuthige Gestalt und manches hübsche Gesicht zu sehen, aber ein so characteristisch schönes, wie das seiner ehemaligen Reisegefährtin, nahm er nirgends wahr. Vor allen Thüren, an Tischen unter Blumen und unter duftenden Topfgewächsen, saßen Fremde, die Männer rauchend und lesend, die Damen an feinen Stickereien arbeitend oder die mit bunten Handschuhen bekleideten Hände müßig in den Schooß legend, plaudernd und neugierig die Vorübergehenden musternd; aus allen Fenstern lehnten alte und junge Gestalten, schauten hübsche und häßliche Gesichter; Spaziergänger drängten sich auf Spaziergänger, Reiter auf Reiter, Wagen rollten hinter Wagen her, aber so langsam Franz Marssen auch ging, so haarscharf er nach allen Thüren und Fenstern spähte, niemals erhaschte er ein Gesicht, was ihm auch nur im Entferntesten bekannt erschienen wäre.

Wenn man auf diese Weise an einem von Menschen übervoll gedrängten Orte einen Bekannten sucht, so wächst die Erwartung, das Verlangen, ihn zu finden, mit jedem Augenblick, und schon die getäuschte Erwartung, das betrogene Verlangen, bringt eine unruhige Spannung, verbunden mit einer zähen Hartnäckigkeit, sein Ziel zu erreichen, hervor, die sich ganz von selbst erklärt, ohne daß ein tieferer Grund dazu vorhanden zu sein braucht.

Endlich war das ganze von Leben und Fröhlichkeit schwirrende Interlaken durchwandert, ja auch die bedeutendsten Nebenstraßen waren einer genauen Musterung unterworfen worden, aber nichts, gar nichts zeigte sich, was die Hoffnung unseres Freundes befriedigt hätte.

»Nun,« sagte der junge Mann zu sich, »da wären wir denn schon an das Ende unserer Wanderung gelangt und kehren eben so klug nach Hause zurück, wie wir davon weggegangen sind. Aber es thut nichts; es soll eben nicht sein, was sein könnte, und damit müssen wir uns zufrieden geben. Doch, jetzt dürfte es wohl Zeit sein, daß ich mich zu Tante Caroline verfüge, sie wird das Essen bereit haben und soll nicht auf mich warten, weil ich ein Nichtsthuer und Gaffer geworden bin. Haha!«

Während er dies zu sich sprach, schlug er von der Dampfschiffbrücke, wohin er zuletzt gekommen war, den Weg nach seines Vaters Haus ein und erreichte es, als es ein Uhr schlug und Tante Caroline, da sie ihn nicht im Atelier gefunden, schon vergeblich nach ihm ausgeschaut hatte.

Zwar war sie etwas verwundert, als sie ihren Neffen von einem so ungewöhnlichen und vor ihr geheim gehaltenen Spaziergange zurückkehren sah, aber sie sagte nichts. Nur saß sie aufmerksam neben ihm am Tische und beobachtete seine gehaltene Miene, aus der sie ganz richtig schloß, daß sich seltsame Gedanken in seinem Geiste umtrieben. Caroline, obgleich eine kluge Frau oder vielmehr ein kluges Mädchen, war zwar etwas neugierig, wie alle ihre Schwestern, indessen bezwang sie sich doch stets, wenn sie fürchten mußte, durch ihre Neugierde den inneren Gedankengang ihrer Verwandten zu stören. Ihr Liebling hatte seit dem vergangenen Abend genug zu denken, das wußte sie ja, und da sie auch die Theilnahme kannte, die er an ihrem eigenen Schicksal nahm, so schob sie sein Schweigen und sein zurückhaltendes Wesen fast allein auf diesen Umstand. Endlich aber schien Franz das ungewöhnliche Verhalten beider selbst zu gewahren, und so begann er von seinem Vater zu sprechen, dessen Reise er Schritt vor Schritt verfolgte, wobei er sich schließlich mit der Tante ganz leidlich unterhielt.

Als das Essen vorüber war, ging er einige Mal im Garten mit ihr auf und ab, dann aber zog er wieder den Malerrock an und suchte das Atelier auf, wo er sich fleißig an die Arbeit machte und mit Ausdauer darin fortfuhr, bis er plötzlich viel früher als sonst seine Pinsel reinigte und sich abermals zu einem Ausgange anschickte.

»Es ist doch sonderbar,« sagte er zu sich, »daß ich heute auf dem ganzen langen Wege kein einziges bekanntes Gesicht gesehen habe. Ich bin begierig, zu erfahren, ob es

mir heute Abend eben so gehen wird. Hoffentlich nicht! Der Abend ist schön, alle Welt ist im Freien, und vielleicht – vielleicht – ist meine Tante ausgegangen?« fragte er Resi, die ihm zufällig in den Weg trat, als er gerade das Haus verlassen wollte.

»Ja, Herr, sie ist nach dem Rugen spaziert. Ich sollte es Ihnen sagen, hat sie mir aufgetragen, vielleicht kämen Sie ihr nach.«

Franz nickte, schlug aber demungeachtet den Weg nach der Hauptstraße von Interlaken ein, ging einige Male darin auf und ab, schaute wieder nach allen Thüren, Balconen und Fenstern, und als er auch diesmal kein bekanntes Gesicht sah, lachte er fast fröhlich auf, und sagte mit einem leisen Anflug verhaltener Ungeduld:

»Thor ich! Das ist mein letzter einsamer Spaziergang bei Tage gewesen, und eigentlich ist es unverantwortlich, daß ich die schöne Zeit so ungenutzt verstreichen lasse. Ich hätte dafür etwas Gutes lesen oder malen, oder Tante Caroline im Walde des Rugen aufsuchen können. Nun, das soll mir für künftig eine Lehre sein. Vorwärts! Steigen wir einmal nach Felsenegg hinauf, es strömen ja so viele Menschen dahin. O, es ist ganz natürlich, da oben finden sie eine schöne Aussicht und genießen den Sonnenuntergang aus erster Hand. Wohlan denn, theilen wir ihren Genuß und machen wir die kleine Reise mit, damit wir das Bergsteigen nicht ganz verlernen.«

Bei diesen Worten schlug er den Weg über die gedeckte Zollbrücke ein, die über die schäumende Aar führt,

und bald stieg er den anmuthigen Bergpfad hinauf, womit die Landstraße über den Brüning beginnt und auf dem die Spaziergänger in wenigen Minuten nach dem reizend gelegenen Felsenegg gelangen, einer Pension mit Kaffeehaus, das jeden Abend von den periodischen Bewohnern Interlaken's reich bevölkert ist und eine verlockend schöne Fernsicht über den Brienzer See, die Aar und den östlichen Theil von Interlaken bietet, während gerade vor ihm die hohen Schneeberge der Jungfrau und ihrer Nachbarn aufragen und das weite, kostbare Bild in den schönsten Rahmen der Welt einschließen.

Felsenegg mit seiner luftigen, wie eine Klippe über den grünen Abhang vorragenden Terrasse, war auch heute dicht mit Menschen besetzt, die in einzelnen Gruppen an kleinen Tischen saßen, Wein, Bier oder Kaffee tranken und das liebliche, unter und vor ihnen aufgerollte Landschaftsbild mit Muße betrachteten. Franz hielt eine scharfe Umschau, schritt zweimal die Terrasse entlang und wollte sich eben, da er wieder kein bekanntes Gesicht bemerkte, auf einen einzelnen leeren Stuhl am Geländer niederlassen, als er plötzlich zusammenschreckte, denn in demselben Augenblick nahm er nicht weit von sich entfernt an einem Tisch drei Herren wahr, die mit der Wirthin von Felsenegg sprachen und eben ihren Kaffee, den sie bereits getrunken, zu bezahlen schienen.

Franz Marssen's gutes Auge schaute wie gebannt auf einen der drei Männer hin, denn er hatte ihn auf der Stelle erkannt. Es war kein Anderer, als der Vater der schönen Schottin, dessen Gesicht finster wie immer über die Aar

hinschaute, während einer seiner Begleiter mit der Wirthin einige Worte wechselte. In dem Augenblick aber, als er die Gruppe genauer studirte, standen die drei Herren auf und, ohne einen Blick um sich her zu werfen, schritten sie die Terrasse entlang, um ihren Rückweg nach Interlaken anzutreten.

Sie mußten dicht an dem Maler vorübergehen, und da sie ihm ihre Gesichter zukehrten, so nahm er mit höflichem Gruße den Hut ab, um sich seinem ehemaligen Reisegefährten bemerklich zu machen. Dieser jedoch schien für nichts Aeußerliches Sinn zu haben; er faßte wohl oberflächlich an den Hut, erhob aber kaum das drohende Auge gegen den jungen Mann und ließ auch nicht das geringste Erkennungszeichen merken, als er langsam und stolz an ihm vorüberschritt.

Wäre diese Begegnung Franz Marssen nicht zu überraschend gekommen und hätte er sich nur einige Ueberlegung dabei gegönnt, so hätte er ganz im Stillen den drei Männern folgen und auf diese Weise die Wohnung des einen von ihnen erfahren können, allein das fiel ihm gerade nicht ein, wie uns oft das am wenigsten einfällt, was uns zunächst zu unserm Ziele führt. Wenige Minuten mochten verstrichen sein, da kam ihm erst der richtige Gedanke, aber nun kam er zu spät, wie so viele gute Gedanken, und um doch nicht ganz vergebens dem Herrn begegnet zu sein, ging er in's Haus, suchte die Wirthin auf und fragte sie, ob ihr vielleicht die drei Herren bekannt wären, die an dem Tische gesessen hätten, den er ihr genau bezeichnete.

Die gute Frau besann sich nur kurze Zeit, dann sagte sie: »Ah, meinen Sie die drei Herren, die Thee tranken und von denen der eine einen so hellgelben Nankingrock trug?«

»Ob sie Thee tranken, weiß ich nicht, aber sie sind es, die ich meine, – kennen Sie sie?«

»O ja, wenigstens zwei von ihnen. Den kleinen dicken mit dem Nankingrock, und den großen mageren mit dem grauen Haar – sie wohnen schon lange in Interlaken und kommen fast alle Tage hierher, um eine Tasse Thee zu trinken.«

»Wer sind sie?«

»Der erste ist ein niederländischer Generalconsul und der zweite ein hannoverscher Geheimrath. Die Namen aber habe ich vergessen.«

»Und der dritte, den kannten Sie nicht?«

»Nein, er war heute zum ersten Mal hier, aber es muß ein vornehmer Herr sein, denn die beiden anderen redeten ihn »Excellenz« an und legten eine große Achtung gegen ihn an den Tag.«

Franz Marssen fuhr, wie von einer Biene gestochen, zurück, bedankte sich kurz und schlich wie ein geschlagener Mann davon. Das eine Wort: Excellenz! dröhnte ihm, er wußte nicht warum, in den Ohren wieder, denn noch niemals bis jetzt hatte in einem solchen Titel etwas ihn Verletzendes, etwas wie der Ausfluß einer ihm feindseligen Macht, gelegen. Jetzt aber, mit einem und zum ersten Male, störte ihn dieser Titel fast jählings aus seinen Träumen auf, es war ihm beinahe zu Muthe, als ob er in

seinem männlichen Wesen, seinem künstlerischen Stolz beleidigt worden wäre, und ohne sich noch einmal umzusehen, schritt er langsam und gedankenvoll den Berg hinunter, über die Brücke fort, um nach dem Höheweg zu gelangen, der vom Staub rollender Wagen und fluthender Menschen wirbelte und auf den sich bereits die Schatten des Abends niedersenkten, trotzdem die Gipfel der hohen Schneeberge noch lange den lieblichen Widerstrahl der sinkenden Sonne zeigten.

»Ah,« sagte er zu sich, als er wieder zu klaren Gedanken kommen konnte, »dieser Herr ist also eine Excellenz! Nun, dann ist auch seine Tochter eine sogenannte vornehme Dame, wie es ihrer so viele auf der Welt giebt und von denen die Welt so wenig hat. Ja, ja, ich glaube es gern, aber für mich – für mich – doch was will ich denn? Nichts will ich, gar nichts. Was konnte sie mir denn sein? Eine solche Dame bildet sich stets auf ihren Rang und Stand mehr ein als recht und billig ist, und betrachtet die armen Künstler als ein Mittel zum Zweck, als ein Spielwerk, einen Unterhaltungsgegenstand, dem man sich eine Minute hingiebt, wenn man gerade bei Laune ist oder Langeweile hat – und gegen eine solche Auffassung vom Künstlerthum streubt sich eben so sehr mein persönlicher wie männlicher Stolz. So, das wäre also abgemacht. Nun wollen wir uns keine Mühe mehr geben, sie wiederzufinden, es würde das nichts Angenehmes im Gefolge haben und ich kann meinen Kopf zu etwas besserem gebrauchen, als über eine solche Persönlichkeit lange nachzudenken. Abgemacht, Franz, und nun sieh Dir lieber da

drüben die Jungfrau an, das ist auch eine Excellenz, und eine recht große, ewige, unvergängliche, und sie läßt sich von mir eben so gern beschauen, wie von jedem Fürsten, und lächelt mir eben so gnädig, so freundlich, so herzlich zu.«

Mit solchen Gedanken schritt er durch Interlaken nach seinem Hause, aber trotzdem er nicht mehr über unbekannte Personen und ihre geheimen Verhältnisse nachdenken wollte, so brach sich doch immer von Neuem die Erinnerung an die in den Bergen verlebten Stunden in ihm Bahn, und gerade dadurch, daß die Person, an die sie sich knüpfte, ihm so weit entrückt war, wurde diese Erinnerung eine um so schönere, reinere, so daß er sich, als er endlich zu Hause anlangte, im Stillen jedes Wort mit Ruhe wiederholen konnte, was er mit ihr gesprochen, und sich zuletzt sogar darüber freute, wie eine solche zufällige Begegnung ohne näheres Bekanntwerden so wunderbare Empfindungen hervorrufen und eine so furchtbare Wirkung erzeugen konnte, wie wir hier gesehen, eine Wirkung, die ihn wenigstens um eine schöne Idee bereichert und ihm einen dankbaren Stoff für seine künstlerische Hand geboten hatte.

Noch immer sinnend und fast mit sich zürnend über den halb verlorenen Tag, trat er an den Tisch unter der Veranda, wo ihm Caroline mit herzlichem Gruße entgegenkam, ohne sich mit einer Sylbe zu beklagen, daß er sie nicht auf dem Rugen aufgesucht.

»O, wie bin ich froh,« rief sie, »daß Du wieder da bist, Franz! Hast Du Dich recht amüsirt auf Deinem Spaziergange?«

»O ja, Tante, wie man sich auf solchem Gange amüsirt, wenn man eben nichts Anderes zu thun hat.«

»Bist Du keinem Bekannten begegnet?« fragte sie halb schalkhaft weiter.

»Wie meinst Du?« erwiderte er erstaunt und hob das helle blaue Auge forschend gegen sie auf.

»Ich meine,« sagte sie und legte ihre weiße Hand sanft auf seine Schulter, »bist Du vielleicht heute Deiner schönen Reisegefährtin begegnet oder hast Du Dich gar nicht nach ihr umgesehen?«

»Ah!« dachte Franz. »Wir begegnen uns am Ende in einem und demselben Gedanken. Sei vernünftig, alter Freund und mach' ein unbefangenes Gesicht, Frauen sind schlau, wenn sie auch alt und grau sind. Nein,« sagte er dann laut, »ich bin ihr nicht begegnet; obwohl ich mich, die Wahrheit zu gestehen, – bisweilen nach ihr umgeschaut habe.«

»Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend, mein Lieber, und es giebt der Winkel viele in Interlaken, in die sich so kleine niedliche weiße Mäuse verkriechen können.«

»Weiße Mäuse?« fragte er lächelnd. »Wie kommst Du auf diesen sonderbaren Vergleich?«

»Wie man überhaupt auf einen Vergleich kommt – nimm es nur nicht übel, daß ich die schöne Schottin eine weiße Maus nannte, Du hast sie mir doch als mit einem wunderbar schönen Teint begabt geschildert?«

»Ja den hat sie auch, Tante, aber mit einer Maus möchte ich sie am wenigsten vergleichen.«

»Mit welchem Thiere denn sonst?« fragte Caroline heimlich lächelnd.

»Mit gar keinem Thiere – mit – mit –«

»Du hältst sie doch wohl nicht gar für eine Göttin?«

»Ach nein, aber – im Ganzen da hast Du es – für eine »excellente« junge Dame. Nun aber, Tante –«

»Was denn? Aber –«

»Ich habe Appetit – gieb mir bald etwas zu essen.«

»Oho, mein Junge, das ist ein gutes Zeichen, und bald sollst Du das Beste haben, was in Küche und Keller vorhanden ist.«

Drittes Kapitel. Die neuen Nachbarn.

Wenn von den Vorfällen und Erlebnissen der letzten Tage noch etwas Trübes und Beklemmendes in der Seele Franz Marssen's zurückgeblieben war, so hatte es ein gesunder tiefer Schlaf in der nächstfolgenden Nacht und ein fester männlicher Wille, der auf einer edlen Strebsamkeit und auf der Begeisterung für alles Gute und Schöne in der Welt basirte, wieder daraus verwischt und sein Gemüth war vollkommen klar und rein geworden, wie das Bild der Sonne es wird, wenn die Nebelwolken der Tiefe davon gewichen sind. Als er diesmal so früh wie sonst aufstand, fand er einen leicht bedeckten Himmel vor, der gerade das Licht gab, welches der Maler bei seiner Arbeit gern hat, und so setzte er für heute seinen Spaziergang aus und begab sich vor dem Frühstück in

sein Atelier, um sofort an die Arbeit zu gehen und wo möglich das am vorigen Tage Versäumte nachzuholen.

Als er das Rouleaux aufzog und in den benachbarten Garten blickte, lag eine stille friedliche Scene wie immer vor ihm. Auf dem grünen Rasen funkelten die Thautropfen, in den Blättern spielte ein leichter warmer Morgenwind, und zahllose Vögel jubelten von den obstschweren Zweigen der Apfelbäume ihr alltägliches Dankgebet zum Schöpfer empor.

Franz Marssen wurde von dem stillen Zauber, der auf diesem traulichen Bilde ruhte, tief ergriffen und lange schaute er mit feierlicher Andacht in den Gottesfrieden hinein, der vor ihm ausgebreitet lag. Endlich aber riß er sich doch davon los, rückte seine Staffelei am Fenster zurecht und ordnete Alles zur fleißigsten Arbeit an. Er hatte zuerst die Landschaft mit der Reiterin vorgenommen und an dieser selbst war er am weitesten vorgerückt. Sie wie der Schimmel waren bald fertig und nur noch einzelne Kleinigkeiten blieben zur günstigen Stunde nachzuholen, auf die ein Künstler, mag nun das Licht von außen oder innen kommen, immer hofft. Bis zum Frühstück weilte sein Pinsel auf dieser Stelle des Bildes, nachher aber wollte er an die große Föhre gehen, in deren Schatten die Reiterin hielt, um sie wo möglich noch heute zu vollenden und dann die erste Hand an die felsigen Umgebungen zu legen.

Um sieben Uhr verließ er das Atelier auf eine halbe Stunde und begab sich nach der Veranda des Vorderhauses. Freundlich von der Tante begrüßt und sie wieder heiter begrüßend, sprach er nur von seiner Arbeit und erschien der mütterlichen Freundin dabei so ganz der Alte und von seinem gestrigen schweigsamen Wesen befreit, daß sie eine große Freude darüber empfand und ihm versprach, heute Abend mit ihm einen Ritt in die Berge zu unternehmen, was sie nur selten und bei besonders günstiger Stimmung that.

Bald nach dem Frühstück aber trat er seinen Gang nach dem Hinterhause wieder an, ein Körbchen mit Brodkrumen tragend, die er den Vögeln im benachbarten Garten jeden Morgen zu streuen liebte und worauf sie zu der bestimmten Zeit schon zu warten schienen. Auch heute flogen sie zahlreich von allen Zweigen herbei und waren so eifrig in ihrer Mahlzeit, daß in wenigen Minuten der Vorrath aufgezehrt war und sie das Feld räumten, um sich an ihre geheimnißvollen Tagesbeschäftigungen zu begeben.

Noch war aber lange nicht der letzte Sperling auf sein luftiges Baumschloß zurückgekehrt, da saß Franz Marssen schon wieder vor der Staffelei, und unter seinen geschickten Pinselstrichen traten der Stamm und die knorrigen Aeste der Föhre rothbraun und golden schimmernd hervor und die dunklen Nadeln häuften sich daran immer üppiger an, so daß es eine Lust war, das Werk so rasch weiter vorschreiten zu sehen. So geschah es denn, daß

bei dem Maler die Außenwelt immer mehr in den Hintergrund trat und er weder sah noch hörte, was um ihn her und noch dazu in seiner unmittelbaren Nähe vorging. Mit Unrecht hat man den Künstlern oft vorgeworfen, daß in solchen Momenten der Welt abgestorben seien, aber man bedenkt dabei nicht, daß gerade diese Momente es sind, die ihre schönsten Werke schaffen, an denen die Mit- und Nachwelt mehr gewinnt, als wenn die Hand, die sie schuf, und der Geist, der sie erdachte, sich in jenen Stunden mit dem verführerischen und eben so leicht in Nichts versinkenden Treiben der Welt beschäftigt hätten.

Wenn aber Franz Marssen in diesen Augenblicken – es mochte etwa zwischen der neunten und zehnten Morgenstunde sein – noch Sinn für die ihm zunächst liegende Umgebung gehabt, so hätte er vielleicht doch Etwas wahrgenommen, was der Mühe des Hinschauens und Unterbrechung seiner Arbeit werth gewesen wäre. Zunächst hatte er vorher, als er die Vögel fütterte, übersehen, daß unsichtbare Hände in die Nähe seines Hauses, dem Fenster gerade gegenüber, einen grünen wollenen Teppich auf dem Rasen unter einem dichtbelaubten Apfelbaum ausgebreitet und darauf einen kleinen Tisch und zwei Stühle gestellt hatten. Später sodann, während seiner emsigen Arbeit, sah er nicht, daß eine Dame aus dem nahen Pensionshause mit einem Körbchen in der Hand herankam und sich an dem Tische, das Gesicht seinem Fenster zugekehrt, niederließ und nicht minder ämsig als er selber an einer bunten Stickerei zu arbeiten begann.

Diese Dame mochte schon vor einiger Zeit aus den zwanziger Jahren herausgetreten sein, aber sie sah noch immer ziemlich jugendlich aus, wozu ihre Freundlichkeit nicht das Wenigste beitrug, denn freundlich war dieses Geschöpf fast stets, häufig lächelte es, und wenn dieses Lächeln auch mitunter einen leichten Beigeschmack von duldender Ergebung hatte, so bewahrte es doch eine angenehme Frische und Natürlichkeit, mit denen der muntere Ausdruck der hellblauen Augen und die rothen Lippen des sonst blassen Gesichts in vollem Einklang standen. Die Haare dieser in einen dunkelfarbigen seidenen Morgenrock gehüllten Dame waren hellblond und fielen von den Schläfen in etwas langen zierlichen Locken über die Wangen, wenn sie sich zu ihrer Arbeit niederbeugte, und das that sie mit anhaltendem Fleiße, obwohl sie bisweilen auch das Gesicht erhob und nach dem offenen Fenster des Malers hinübersah, von dem sie indessen bei der sitzenden Stellung, welche er vor der Staffelei einnahm, nur den dunklen Kopf wahrnehmen konnte.

Aber diese Dame war nicht die einzige Person, die den grünen Schauplatz belebte, es befand sich vielmehr noch eine zweite in ihrer Nähe, die, langsam auf dem Rasen hin- und herschreitend, aufmerksam in einer Zeitung las, deren Größe und feiner Druck schon ihre Abstammung aus jenem Insellande verrieth, das sich rühmt, das Mutterland der »göttlichen und unfehlbaren« Times zu sein. Diese Dame ging, wie sie bedeutend jünger als die erste war, auch viel geschmackvoller und eleganter, obwohl immer noch höchst einfach gekleidet einher. Sie trug

ein mattgelbes, halb durchsichtiges Sommerkleid, das am Halse mit einem schmalen und gesteiften schneeweißen Kragen schloß, dabei die herrlichen Formen einer untadelhaften Büste hervortreten ließ und um die schlanke Taille von einem breiten glänzenden Ledergürtel zusammengehalten wurde, dessen ausgeschweifte Spitze hoch nach der Brust hinauf ging. Der Kopf dieser jungen Dame war mit einem kleinen, mit dunkelrothem Bande garnirten Strohhut bedeckt, dessen kaum sichtbar vorstehende und an der Seite aufgeschlagene Ränder weniger darauf berechnet schienen, die Sonnenstrahlen von der feinen Haut des Gesichts abzuwehren, als dem stolz getragenen Kopf mit den kurz geschnittenen Haaren zu einer sehr anmuthigen Zierde zu gereichen. Handschuhe trug diese Dame in diesem Augenblick eben so wenig wie die andere, obgleich sie mit keiner Arbeit beschäftigt war, vielmehr hielten die kleinen weißen Hände die große Zeitung an beiden Seiten im Gehen fest und dabei fielen die weiten Aermel zwanglos zurück und ließen einen Arm frei werden, wie man ihn nur selten so blüthenweiß und schön geformt sehen mag, was um so mehr in die Augen fiel, da nicht der geringste Schmuck, weder an ihm noch an den rundlichen Fingern zu bemerken war.

Die lesende Dame hatte schon geraume Zeit ihr politisches Studium fortgesetzt und war dabei wiederholt der anderen am Tisch beschäftigten näher gekommen, ohne mit ihr zu reden oder ihre Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Als sie aber endlich langsam dem Tische ganz nahe kam, legte sie leise das große Zeitungsblatt darauf

nieder, nickte der arbeitenden Dame freundlich und halb schalkhaft zu und warf dann einen raschen fragenden Blick nach dem Fenster des Malers hinüber, dessen reines Profil man von der linken Seite her bisweilen wahrnehmen konnte, wenn er einmal zufällig den Kopf etwas erhob. Bei diesem Blick nach dem Fenster hinauf können wir auch ihre Züge genauer prüfen und wir erkennen sogleich, daß das Gesicht in diesem Augenblick ungewöhnlich ernst und nachdenklich aussah, obwohl es von einer überraschenden Schönheit und Frische strahlte. Bei dem länger fortgesetzten Hinaufschauen des dunklen Auges sprach sich ein Zug künstlich verborgener Erwartung darin aus und ein leises Beben, das von Zeit zu Zeit die fein geschnittenen rothen Lippen erzittern machte, verkündete eine gewisse Ungeduld des Gemüths, mit einer Spannung vereint, die dem ganzen Antlitz ein eigenthümlich festes und characteristisches Gepräge gab.

Endlich schien die Geduld der jungen Dame die äußerste Probe überstanden zu haben, und sie schüttelte gegen ihre Gefährtin das reizende Köpfchen, auf eine Weise, als wollte sie damit ihre Verwunderung über den ausdauernden Fleiß des Malers ausdrücken. Die ältere Dame, als sie diese Geberde sah und ihren Grund erkannte, erbarmte sich ihrer und, ihre Arbeit bei Seite legend, ergriff sie rasch die große Zeitung und rollte sie lächelnd so heftig und schnell zusammen, daß das Papier ein lautes und weithin vernehmbares Rauschen ertönen ließ. Dann aber ergriff sie hastig ihre Arbeit wieder und blickte nur,

schelmisch lächelnd, verstohlen seitwärts nach dem Fenster hin, um die Wirkung ihres so plötzlich hervorgetretenen Beistandes zu erlauern. Kaum aber war das liebevolle Werk vollbracht, so erhielt sie einen kaum ernstlich gemeinten zürnenden Blick der jungen Dame, nebst einem Winke, sich bei dem Folgenden still und passiv zu verhalten und sie allein gewähren zu lassen.

Dieses Folgende sollte denn auch nicht lange auf sich warten lassen. Der Maler hatte ohne Zweifel das Rauschen des Papiers gehört, hob seinen Kopf neugierig in die Höhe und wandte das intelligente Gesicht nach dem Garten hin, so daß sich dasselbe zum ersten Male ganz und voll den beiden Damen zeigte. Dieses Gesicht aber drückte, als er die Ursache der ihn unterbrechenden Störung erkannte, ein so großes Erstaunen aus, daß die vorher so ernste junge Dame einen Moment lang ein heiteres Lächeln blicken ließ und nun, da ihre Anwesenheit einmal verrathen war, ohne alle Ziererei der grünen Hecke unter dem Fenster näherschritt, wo sie, vielleicht nur zwei Schritte davon entfernt, stehen blieb und ein einfaches »Guten Morgen, mein Herr!« dem Maler zurief, der sich von seinem Stuhle erhoben hatte und dicht an die Brüstung des Fensters getreten war.

In diesem Staunen aber verrieth sich durchaus nicht, daß er die junge Dame, auf die sich seine Blicke ausschließlich richteten, erkannt habe, mochte er nun im ersten Augenblick zu überrascht sein oder mochte das lange Kleid derselben, in welchem er sie noch nie gesehen, sie seinem Auge fremd erscheinen lassen. Aber da

half ihm die Dame selber zu dieser Erkenntniß, denn sie nahm langsam den Strohhut ab, grüßte damit, wie Männer grüßen, und sagte:

»Ich glaube, Sie sind so tief in Ihre Arbeit versunken, mein Herr, daß Sie nicht wissen, wer Ihnen einen so freundlichen guten Morgen bietet. Nun, so nehme ich meinen Hut ab und zeige Ihnen meine Haartracht und mein ganzes Gesicht – erkennen Sie mich jetzt vielleicht wieder?«

Es bedurfte von Seiten des Malers keiner Antwort, um ihr zu beweisen, daß er sie völlig erkannt habe, denn es sprach sich ein so freudiges Gefühl in seinen männlichen Zügen aus, als er dies strahlende, lebenswarme Antlitz sah, welches ihn im ersten Augenblick die Tochter der »Excellenz« ganz vergessen ließ, daß sie ihn auch ohne Worte verstand. Und doch, als er jetzt dieses Antlitz, das ihm so oft in der Erinnerung vorgeschwebt, ohne es zu wissen, einer strengeren Prüfung unterwarf, schien es ihm ein durchaus anderes Gepräge als früher zu tragen, und mit den scharf und fast spitz ausgestoßenen Worten, die er eben gehört, in Widerspruch zu stehen. Denn nicht wie sonst zeigte es in diesem Augenblick jenen kühnen, triumphirenden Ausdruck, den es in den Bergen gehabt, noch weniger die trotzige Beimischung, die ihn oft wider Willen halb angezogen, halb abgestoßen, nein, es leuchtete von einer weichen Milde wieder, wie nur ein ächt weibliches Gemüth verräth, und aus den sonst so feurig und streng blickenden Augen strahlte eine warme, Theil nahmvolle Gluth, die Franz Marssen wenigstens früher

noch nie darin wahrgenommen hatte. War es vielleicht die weiblichere Kleidung, fragte er sich blitzschnell, die dem schönen Gesicht diesen Ausdruck gab? Denn wie die stolze, halb männliche Schottenkleidung vortrefflich zu der kühnen Miene ihres damaligen Gesichts gepaßt hatte, so paßten jetzt die milderen, weichen Züge zu dem langen Morgenkleide, das sie viel größer als vorher erscheinen ließ, und höchstens in den kurz hervorgestoßenen Worten, womit sie ihn anredete, spiegelte sich noch einmal das dämonische Wesen eines herrischen Characters ab.

Aber da war endlich die Reihe der Rede auch an ihn gekommen, und ohne zu überlegen, was er sagte, stieß er die Worte hervor, die ihm zuerst auf die Lippen traten und seine ganze innere Bewegung aussprachen:

»Wie? Sind Sie es wirklich, die ich so unerwartet vor mir sehe?«

»Ja, ja doch, ich bin es!« rief sie mit ihrem alten heftigen Tone zurück. »Sparen Sie Ihre Verwunderung bis auf einen geeigneteren Zeitpunct auf und antworten Sie mir lieber schnell, denn ich habe lange genug auf Ihr Erwachen gewartet: Ist das Ihre Malerwerkstatt, in der Sie so ämsig arbeiten?«

»Ja, mein Fräulein, es ist die meine, Sie haben sie richtig aufgefunden.«

»Aber wo liegt das Haus, worin Ihre Familie wohnt, denn dies ist doch jedenfalls zu klein für mehrere Personen?«

»Dies Häuschen enthält unten nur einen Gartensaal und oben mein Atelier und liegt am Ende des Gartens meines Vaters. Unser Wohnhaus finden Sie vorn an der Straße, und von der Pension dort aus können Sie das Dach durch die Bäume ragen sehen.«

»Aha, ja, es ist das hübsche Haus mit der blumenreichen Veranda und den breiten Weingängen, nicht wahr? O, ich kenne es schon.«

»Ja, das ist es,« erwiderte Franz, sich allmälig von seinem Erstaunen erholend und zu ruhiger Fassung zurückkehrend. »Aber nun bitte ich Sie,« fuhr er fort, »sagen auch Sie mir jetzt, wie Sie hierhergekommen, in diesen Garten, wovon ich bisher nicht die geringste Ahnung hatte, da ich, seitdem ich wieder hier bin, noch keinen Menschen darin gesehen habe.«

»O, Sie werden jetzt oft genug Menschen darin sehen, denn *wir* wohnen ja nun in der Pension drüben. Wie wir aber dahin kamen, ist sehr bald gesagt. Wir waren zuerst in den Schweizerhof eingekehrt, aber meiner Mutter war es daselbst zu geräuschvoll, und die Zimmer ließen viel an wohnlicher Behaglichkeit vermissen. Mein Vater hatte bald nach unserer Ankunft einen Arzt rufen lassen, und der empfahl vor allen Dingen der Kranken Ruhe und Zurückgezogenheit von allem Treiben in Interlaken. Auch machte er meinen Vater zu diesem Zweck auf jene gerade leer stehende Pension aufmerksam, und so miethete dieser das kleine Haus für uns. Auf diese Weise bin ich, mit oder ohne Ihre Erlaubniß und ganz wider mein eigenes Vermuthen, Ihre nächste Nachbarin geworden, wie ich

vor einigen Minuten entdeckt habe. – Doch nun,« fuhr sie schalkhaft lächelnd fort, »da Ihre immer sehr große Neugierde befriedigt ist, lassen Sie auch mich eine Frage thun. Was malen Sie da?«

Franz Marssen lächelte. »Ein Bild!« sagte er etwas zögernd.

»Ja, das glaube ich Ihnen auf's Haar, aber was für Eins? Kann man es nicht sehen, oder ist es ein Geheimniß?«

Der Maler besann sich nur einen Augenblick, dann sagte er: »Ein Geheimniß ist es eigentlich nicht, obwohl ich, solange ein Bild noch nicht fertig ist, es Niemanden zu zeigen pflege.«

»O, ich bin Niemand für Sie, also zeigen Sie es mir!« rief sie mit einer so neckisch bittenden Miene, daß Franz Marssen nicht widerstehen konnte. Er trat an die Staffelei zurück, hob den ziemlich großen Blendrahmen ab und hielt ihn ihr hin, so nahe er ihn an das kleine Fenster bringen konnte.

»Da haben Sie es!« sagte er etwas zaghaft, da er in Zweifel war, ob sie sich selbst erkennen würde.

Die junge Dame, die ohne Widerspruch ein sehr scharfes Auge hatte, that, als ob sie das Bild aus der Entfernung, in welcher es ihr hingehalten wurde, nicht erkennen könne und sagte: »Es ist schade, ich kann es von hier aus nicht genau betrachten. Haben Sie auch fertige Bilder in Ihrem Atelier vorräthig?«

»Drei fertige und mehrere erst kürzlich begonnene, ja.«

»So. Ist es erlaubt, Ihr Atelier zu besuchen und sich von Ihren Leistungen zu überzeugen?«

»Warum nicht? Sollen Sie vielleicht ein Vergnügen darin finden, so bin ich jederzeit bereit, Ihnen meine Arbeit zu zeigen.«

Die Dame antwortete ihm nicht, sah sich rings im Garten um, und da sie nur die an dem Tische sitzende Gesellschafterin ihrer Mutter wahrnahm, die ruhig fortarbeitete, weil sie die in deutscher Sprache geführte Unterredung nur unvollständig verstand, so wandte sie sich wieder zu dem am Fenster stehenden Maler und sagte mit einer etwas befangenen Miene und leiserer Stimme als vorher:

»Sind Sie dort oben allein?«

»Ja, ich bin ganz allein, wie immer, wenn ich arbeite. Meine Verwandten kommen nur auf meine Einladung hierher, wenn ich ihr Urtheil über etwas Neues hören will. Sonst aber kommt wenig Besuch, da ich keine näheren Bekannten hier in Interlaken habe.«

Die Dame nickte befriedigt und schien sich dann auf irgend etwas zu besinnen. Plötzlich sagte sie mit einem viel sanfteren Aufblick zu dem Maler, als sie selbst vielleicht wußte: »Wohnen im Hause Ihres Vaters da drüben auch Damen?«

»Nur meine unverheirathete Tante wohnt darin und zwar gegenwärtig allein, da mein Vater verreist ist.«

»Verreist?« fragte die Dame überaus rasch und fast verwundert. »Wohin ist er denn gereist?« fügte sie mit nur halb unterdrückter Neugierde hinzu.

»In die Berge, mein Fräulein, wie er es im Sommer häufig thut, um sich zu erfrischen und seine Liebe zu der Natur zu stillen.«

»Aha, ich verstehe. Ja, das ist die beste Liebe, die es giebt. Hier lernt man sie kennen. Ich hege und pflege sie auch in mir und bin entschlossen, nächstens einen ernsthaften Ausflug zu unternehmen. Ich möchte mit Ihnen darüber sprechen und Ihren Rath einholen. Doch davon später. Für jetzt will ich – ja, ich will Ihre Bilder sehen. Ich bin neugierig, ob Sie mit der Farbe und dem Pinsel eben so gut umzugehen wissen, wie mit dem Bleistift. Gibt es vielleicht einen Eingang in Ihr Häuschen von diesem Garten aus, ohne daß man durch das Vorderhaus da drüben zu gehen braucht?«

Franz Marssen, obwohl etwas überrascht von dieser Frage, besann sich nicht lange. »Es giebt einen Eingang unmittelbar aus Ihrem Garten in diesen,« erwiderte er und deutete mit der Hand nach der rechten Seite hin. »Dort unten an dem großen Apfelbaum ist eine kleine Pforte, wozu sowohl mein Vater wie Ihr Wirth einen Schlüssel hat. Soll ich Ihnen den ersten aus dem Vorderhause holen?«

Sie besann sich nur einen Moment. »Nein, bleiben Sie, ich werde mir den von unserm Wirth geben lassen,« sagte sie, »und holen Sie uns nur von der Pforte ab. Aber ich möchte für jetzt keinem Mitgliede Ihrer Familie begegnen. Sieht uns Jemand in den Garten und in Ihr Haus gehen?« fragte sie mit einem eigenthümlich zaghaften Gesichtsausdruck.

»Es sieht Sie kein Mensch,« erwiderte Franz. »Meine Tante ist um diese Zeit stets im Hause beschäftigt, und in diesen abgelegenen Theil des Gartens tritt überhaupt nur selten Jemand außer mir.«

»Es ist gut,« lautete die Antwort heiter zurück. »Ich werde sogleich Miß Rosy benachrichtigen, was wir vorhaben, und sie wird mich gern begleiten, da sie, ohne daß Sie es wissen, Ihre Gönnerin ist. Warten Sie also einen Augenblick, ich hole nur den Schlüssel aus dem Hause.«

Sie nickte dem Maler freundlicher denn gewöhnlich zu und drehte sich nach ihrer Gefährtin um, die ihr neugierig forschend entgegenblickte.

»Miß Rosy,« sagte sie ruhig in englischer Sprache, »hören Sie auf mit Ihrer Arbeit, es giebt eine neue Unterhaltung für uns arme, gelangweilte Personen. Unser Reisegefährte erlaubt uns – ah, nun belebt sich Ihr starres Gesicht – seine Bilder in Augenschein zu nehmen, und den Genuß wollen wir uns nicht entschlüpfen lassen. Kommen Sie, wir wollen den Schlüssel holen, da unten soll eine Pforte sein, die zu dem Nachbar führt.«

Miß Rosy erhob sich hastig von ihrem Stuhl, ließ ihre Arbeit liegen und schloß sich mit aufgeheitertem Gesicht ihrer Gefährtin an, die im Gehen ihren Arm ergriff und sie ziemlich eilig der Pension entgegenführte.

Franz Marssen aber stand noch eine Weile am Fenster und sah den abgehenden Gestalten nach. Obgleich er dabei mit seinen Blicken an den schönen Formen der jüngeren hing, sprach er doch von der älteren und sagte zu

sich: »Also Miß Rosy! Nun, das ist doch ein Name, der erste, den ich einem Mitgliede dieser geheimnißvollen Familie beilegen höre. Wie lange wird es dauern, bis ich den zweiten und die Uebrigen vernehme? Aber sie werden bald hier sein – sieht es auch leidlich ordentlich hier aus? O ja, dank Tante Carolinens Sorgfalt kann sich mein kleines Asyl schon sehen lassen!«

Er trat von dem Fenster zurück, blickte flüchtig im Zimmer umher, rückte die Staffeleien der fertigen Gemälde zurecht und zog die herabgelassenen Vorhänge der Fenster auf, so daß jetzt das Licht von draußen hell hereinströmte und den bunten Raum mit einem freundlichen Schimmer übergoß. Als er aber hiermit fertig war, verließ er das Zimmer, ohne an das angefangene Portrait zu denken, das auf einer der bei Seite geschobenen Staffeleien stand, und ging in den Garten hinab, der kleinen Pforte zu, die in den Nachbargarten führte. Hier sollte er auch nicht lange warten. Bald hörte er Damenkleider über den Rasen rauschen, dann rasselte ein Schlüssel im Schloß, die Thür, die in einem kleinen Mauerwerk angebracht war, that sich auf, und Miß Rosy, die Engländerin, trat zuerst herein. Sobald sie aber den bekannten Reisegefährten vor sich sah, der auch ihr so manche Gefälligkeit erwiesen und dem sie immer mit Freundlichkeit entgegengetreten war, lächelte sie unbefangen, grüßte ihn und bot ihm, der schönen englischen Sitte folgend, die einen Bekannten durch eine Handreichung zu ehren sucht, ihre Rechte, eine Handlung, die die jüngere Dame, wie es schien, mit stiller Verwunderung aufnahm, obwohl

sie kein Wort darüber laut werden ließ und ihre sonst so verständlich sprechenden Augen im Zügel hielt.

»Da sind wir!« sagte sie, sich rasch in dem fremden Garten umblickend. Da sie aber nur einen langen, dichten Weingang vor sich sah, in dem sich Niemand außer dem Maler befand und der in gerader Linie nach dem in der Ferne sichtbaren Atelier führte, fuhr sie, schon weiter gehend, fort: »Ah, das ist hübsch hier, und Sie bewohnen ein artiges Gartenhäuschen. Nun kommen Sie schnell die Treppe hinauf und zeigen Sie uns, was Sie zu zeigen haben.«

Franz Marssen war den Damen voran die kleine Außentreppe hinaufgesprungen und hielt die Thür in der Hand, um den unerwarteten Besuch unverweilt in sein kleines Heiligthum eintreten zu lassen. Mit sichtbarer Spannung auf den Gesichtern folgten sie ihm und die Jüngere trat zuerst ein und ließ mit unruhiger Hast ihre Blicke in dem ziemlich vollen Raum umherschweifen, sobald sie sich darin befand.

»O,« rief sie, sich zu ihrem Wirthe umwendend und ihrer Begleiterin befriedigt zunickend, »das sieht ja ganz allerliebst und einladend hier aus, als ob eine sorgsame weibliche Hand bei der Aufräumung thätig gewesen wäre!«

»Das ist sie auch,« nahm Franz rasch das Wort. »Meine gute Tante selbst läßt es sich nicht nehmen, meine künstlerische Unordnung etwas im Zaume zu halten.«

»So. Ja, es ist hübsch hier und gefällt mir, schon wegen der Aussicht nach dem grünen Obstgarten; aber bilden

Sie sich nicht ein, daß wir Ihretwegen hierhergekommen sind. Wir machen diesmal nur der Kunst und ihrem Priester einen Besuch.«

»So fasse ich Ihre Anwesenheit auch auf, die mir gleichwohl sehr schmeichelhaft ist, mein Fräulein. Ich gehöre überhaupt nicht zu den Menschen, die sich leicht etwas zu ihren Gunsten einbilden. Ich sehe die Dinge im Leben nur an, wie sie sind, und denke nicht darüber nach, wie sie sein könnten. Doch sehen Sie da – da haben Sie meine fertigen Bilder und nun sagen Sie mir, ob Sie auf diesen beiden größeren hier den romantischen Schauplatz erkennen, den wiederzugeben ich mich mit eifrigem Bestreben bemüht habe.«

Er rückte bei diesen Worten zwei auf großen Staffeleien stehende Oelgemälde in kostbaren Rahmen in das vollste Tageslicht und die Damen traten rasch vor sie hin und betrachteten sie längere Zeit mit tiefem Schweigen, das von der Wirkung, die sie übten, deutliche Kunde gab. Daß diese Wirkung eine ergreifende war, wenigstens bei der jüngeren Dame, bewies ihr rascheres Athmen, und als sie sich nach geraumer Zeit nach dem bescheiden im Hintergrund stehenden Künstler umwandte, ließ ihr rosig belebtes Antlitz eine freudige Bewegung ihres Innern erkennen. Da athmete sie noch einmal tief auf und sagte mit wahrhaftem Gefühl:

»Ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich über Ihre Arbeit erstaunt bin. Nein, daß Sie ein solcher Künstler sind – ich wiederhole das gern – habe ich nicht gedacht. Ich

habe in aller Welt Orten viele schöne Landschaften gesehen, aber so wie diese beiden haben mich selten welche angesprochen. Ich mache Ihnen mein Compliment, und obgleich ich keine wirkliche Kunstkennerin bin, so fühle ich doch, daß diese Bilder zu meinem Innern sprechen. Es sind die Handeckfälle, ich erkenne sie sehr wohl wieder. Dieses bei sonniger Morgenbeleuchtung und dieses schaurige beim leise heraufdämmernden Abend. Das ist schön, das ist groß, und die Natur ist so vollkommen wiedergegeben, wie es, glaube ich, nur möglich ist.«

Und sie wandte sich nun zu ihrer Begleiterin und sprach in deren Muttersprache noch mehr ähnliche Bemerkungen aus, die Miß Rosy warm erwiderte. Von ihren Gefühlen gedrängt, trat diese zu dem Maler zurück, reichte ihm noch einmal die Hand und sagte:

»Ja, Sir, das ist schön und groß, und ich danke Ihnen, daß Sie mir diesen Genuß verschafft haben.«

Franz Marssen schwieg noch immer. Der Beifall, den seine Werke fanden, erfreute ihn und machte ihn stumm, nur hatte sein Antlitz eine höhere Färbung angenommen und seine Augen leuchteten mit lebhafterem Glanze über die Bilder und die sie bewundernden Beschauerinnen hin.

Nach einer Weile jedoch, während die Damen noch immer den stäubenden Wasserfällen ihre Aufmerksamkeit

schenkten, rückte er das dritte Bild vor einem Fenster zurecht, und als es ihm in der richtigen Beleuchtung zu stehen schien, sagte er: »Und nun haben Sie die Güte, einmal auf diesen Versuch zu blicken und mir Ihre Meinung darüber zu sagen.«

Die beiden Damen drehten sich nach dem neuen Gemälde um und starrten im ersten Augenblick wie geblendet darauf hin. »Was ist das? Daraus werde ich nicht klug!« rief die jüngere Dame, wobei sie jedoch das dunkle Auge nicht von dem Bilde abzuwenden vermochte.

»Weil Sie noch nie etwas Aehnliches in der Natur gesehen haben,« versetzte der Maler. »Es ist das Innere einer Eisgrotte im Grindelwaldgletscher, einer Kirche oder Capelle ähnlich ausgehauen, und, wie gesagt, ich habe nur versucht, das wunderbare Gebilde in Farben wiederzugeben, was eigentlich nicht möglich ist, wie Sie auch erkennen werden, wenn Sie es erst in Natur gesehen.«

»Aber die Natur hat es doch nicht gemacht, wie es hier dargestellt ist?« fragte die Engländerin.

»Nur halb, Miß: sie hat nur den rohen Stoff, das Eis im Gletscher dazu hergegeben, und die Menschenhand hat ihn bearbeitet und ausgehöhlt. So haben beide in Gemeinschaft etwas Wunderbares geleistet, und so sollte es eigentlich immer sein, Natur und Kunst müssen Hand in Hand gehen, wenn etwas Großes hervorgebracht werden soll.«

»Da haben Sie Recht,« bestätigte die Schottin. »Man kann also diese Eisgrotte in Wirklichkeit betreten?«

»Mit Leichtigkeit. Wenige Stufen führen vom Fuß des unteren Grindelwaldgletschers mitten in den Eispalast hinein und Sie können darin umherwandeln, wie Sie es in dieser Stube thun.«

»Das ist prachtvoll. Das muß ich sehen. Aber wie, nun sagen Sie mir,« wandte sie sich zu dem Maler um, »diese drei Bilder haben Sie schon lange fertig, wie es scheint, und sie sind noch nicht verkauft? Warum nicht?«

Franz Marssen zuckte die Achseln und erwiderte bescheiden: »Dafür giebt es zwei Gründe, mein Fräulein. Einmal findet sich nicht gleich für jedes Bild ein Käufer, und zweitens trenne ich mich schwer von den Erzeugnissen meiner Hand. Hat man sie einmal erst weggegeben, so sind sie für uns selbst verloren und niemals kann man sein Auge wieder daran erfreuen. Sehen Sie da, welchen Vortheil die schreibenden Dichter vor uns voraus haben. Wenn jene ihr Werk vollendet haben, so vervielfältigt es sich durch den Druck, es entschwindet weder ihrer Hand, noch ihrem Geiste und sie sind eben so im Stande, später ihre eigenen Fehler zu entdecken und zu verbessern, wie sich an ihren Vorzügen zu erfreuen, und das ist ein großer Sporn zu neuen Anstrengungen.«

»Sie haben abermals Recht,« sagte die junge Dame. »O mein Gott, diese Gemälde sind schön, und wäre ich reich – ach, leider bin ich es nicht – so dürfte kein Anderer als ich sie kaufen.«

Bei diesen Worten versenkte sie sich von Neuem in das Anschauen des letzten Gemäldes und ein fast wehmüthiger Blick fiel aus ihrem dunklen Auge darauf, den jedoch Niemand sah, da sie vor den Uebrigen stand.

Während sie nun die bläulich schimmernde Eisgrotte noch länger betrachtete oder zu betrachten schien, war Miß Rosy zwischen den vorderen Staffeleien hindurch zu den hinter denselben stehenden getreten, und plötzlich ließ sie einen Ausruf der Verwunderung hören, als habe sie etwas ganz Neues und Unerwartetes entdeckt. Die junge Dame vernahm denselben eben so wie Franz Marssen, und als dieser der Engländerin nachging, sah er sie vor dem Portrait und der neuen Landschaft stehen, die ihre Gefährtin als Reiterin auf dem Schimmel unter der Föhre zeigte.

»Mein Gott, Sir,« rief sie, »wann haben Sie das gemacht? Es ist ja von wunderbarer Aehnlichkeit!«

Die Jüngere war auch herangetreten und Franz, der sein Geheimniß enthüllt sah, antwortete nicht, sondern beschäftigte sich nur damit, die beiden Staffeleien vorzurücken, so daß auch ihre Bilder von dem Tageslichte Glanz und Leben erhielten.

Aber da wurde er durch einen seltsamen Blick der jungen Dame tief erschüttert. Sie trat ihm näher, suchte sein Auge, und beider Blicke trafen fest aufeinander. Wie der seinige fragend, voller Erwartung war, so war der ihrige voller Erstaunen, der mit einem stillen Vorwurf gepaart erschien. »Wie,« sagte sie halblaut und mit fast zusammengebissenen Zähnen, »ist das recht von Ihnen, mein

Herr? Wissen Sie, daß es nichts als Diebstahl ist, wenn man sich das Eigenthum eines Anderen, ohne Erlaubniß dazu zu haben, aneignet?«

»Diebstahl?« wiederholte Franz mit bebender Lippe. »O, Sie urtheilen zu hart und ich hatte eigentlich ein anderes Wort erwartet. Nein, sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an, Sie schrecken mich nicht mit Ihrem drohenden Auge nieder. Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß es Diebstahl ist, was hier begangen worden. Ihr Gesicht ist freilich Ihr Eigenthum und das kann Ihnen nichts auf der Welt rauben, als höchstens die Zeit, die an nichts Irdischem spurlos vorübergeht. Gott aber hat es geschaffen, nicht daß Sie allein es wohlgefällig betrachten, sondern er hat die Gunst Jedermann gewährt, der Augen von ihm empfangen hat.«

»So, das ist eine kühne Behauptung, aber sie berührt Ihre Handlungsweise nicht. Sie haben mein Gesicht, meine Gestalt, meine Kleidung nicht betrachtet, wie sie andere Menschen betrachten, sondern Sie haben Alles dies auf die Leinwand gesetzt, es sich also angeeignet – wider mein Wissen und Wollen – und darüber eben beklage ich mich.«

Franz Marssen schlug vor ihrem immer funkelnder aufleuchtenden Blick die Augen nieder und sagte still, fast traurig: »Ich habe nicht gedacht, daß Sie mein Thun verletzen würde, wie ich jetzt sehe, sonst hätte ich Sie nicht hierher geführt. Aber so viel muß ich Ihnen noch sagen, daß nicht ich dafür kann, daß sich dieses Gesicht

und diese Gestalt – daß sie die Ihrigen sind, ist Nebensache – meinem Auge so fest eingeprägt haben, so daß meine Hand es mit der Farbe wiedergeben konnte. Indessen sprachen Sie vorher von der Erlaubniß, es wiedergeben zu dürfen. Wenn ich gefehlt habe, so will ich versuchen, meinen Fehler zu verbessern, denn der Mensch kann die meisten seiner Fehler verbessern, wenn er will. Und so bitte ich Sie denn: erlauben Sie mir, daß ich diese Gemälde vollende und geben Sie mir gütigst Gelegenheit, sie möglichst vollkommen, so vollkommen auf der Leinwand darzustellen, wie – wie –«

Er schwieg, denn er fühlte selbst, daß er im Begriff stand, der Dame eine Schmeichelei in's Gesicht zu sagen. Sie winkte auch sogleich mit der Hand und lächelte dabei wieder freundlich wie vorher.

»Es ist wenigstens gut,« sagte sie, »daß Ihnen Ihr Vergehen zur Einsicht gekommen ist. Nun, so malen Sie denn die Bilder meinetwegen weiter, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben. Was hälfe es mir auch, wollte ich Ihnen diese Erlaubniß versagen – Sie kehrten sich doch nicht daran. Sie sind ein Mann, und die Männer glauben ja mit ihrer Machtvollkommenheit Alles auf Erden ungestraft thun zu können.«

»Sie urtheilen eben so strenge über die Männer überhaupt, wie über meine einfache Handlungsweise, aber das verschlägt mir nichts, das machen Sie mit sich selbst ab. Ich will Ihnen nur für Ihre Freundlichkeit meinen Dank aussprechen und nun erst recht fleißig beide Gemälde vollenden.«

Die junge Dame lächelte heiter. »Um beide wahrscheinlich so bald und so theuer wie möglich zu verkaufen, nicht wahr?« rief sie mit ihrem alten herrischen Wesen.

Franz Marssen's Gestalt richtete sich bei diesen Worten hoch auf und über seine Stirn ergoß sich eine dunkle Röthe. »Das ist ein Fehler von Ihnen,« sagte er dann mit leuchtendem Auge, »und Sie werden wohlthun, zu versuchen, ihn ebenfalls zu verbessern, wie ich den meinigen zu verbessern mich bemüht habe. Diese Bilder habe ich nicht gemalt, um einen materiellen Vortheil damit zu erzielen, o nein, sie sollen mir weiter nichts, weiter gar nichts sein,« wiederholte er mit lauterer Stimme, »als eine Erinnerung an eine Bergreise, die allein mir gehört und sonst Niemanden etwas angeht.«

Die junge Dame bebte unmerklich zusammen und ihr Auge senkte sich eine Weile vor dem sprühenden Auge des Redenden. Als sie es aber wieder erhob, lag ein fast sanfter Ausdruck auf den dunklen Augensternen und so sagte sie auch mit ungleich milderer Stimme als vorher: »Ich will meinen Fehler auch verbessern, mein Herr, wenn ich Ihnen auch sagen muß, daß Sie ein etwas strenger Lehrmeister sind. Meinetwegen, behalten Sie diese Erinnerung an die Berge, aber geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie Niemanden sagen, in welcher demüthigenden Lage Sie mich auf dem Rhonegletscher erblickt haben.«

Franz Marssen schrak zusammen. »Das thut mir leid,« rief er bewegt, »den Fehler kann ich nicht mehr verbessern, ich habe es schon meinem Vater und meiner Tante erzählt, vor denen ich bisher keine Geheimnisse hatte.«

»Ihrem Vater und Ihrer Tante? Nun, Sie sind wenigstens aufrichtig und bekennen Ihre Fehler. Sie haben sich gegen jene Personen wohl Ihrer Handlungsweise gerühmt, wie?«

»Welcher Handlungsweise?«

»Daß Sie ein leichtsinniges Mädchen aus großer Gefahr befreiten –«

»Dessen rühmt sich kein edler Mann, mein Fräulein, und es wäre das erste Mal, daß meine Lippen etwas gesprochen, was mein Herz nicht einmal empfunden hat.«

»Dann bin ich zufrieden. Aber sonst werden Sie doch Niemanden mein damaliges Mißgeschick verrathen?«

»War denn das so demüthigend für Sie, daß Sie es Niemanden wissen lassen wollen?«

»Ja, daß Sie es nur wissen, ja – ich vertrage Alles, aber keine Demüthigung. Dagegen sträubt sich mein Herz, meine Seele, mein ganzes Wesen – ich hasse den, der mich demüthigt oder mich gedemüthigt sieht – und nun kennen Sie mich.«

»Ach, mein Fräulein, in dieser Beziehung glaube ich Sie schon länger zu kennen,« erwiderte Franz Marssen mit einem wehmüthigen Anflug in seiner Stimme, »und lassen Sie mich zu unserem Gespräch schließlich den

Wunsch fügen, daß nicht das Leben selbst diese Demüthigung übernehmen möge, die Sie keinem Menschen gestatten wollen.«

Sie hob ihr wie mit Blut übergossenes Gesicht stolz gegen ihn auf, und ein neuer funkelnder, fast zorniger Blick schoß ihm entgegen. »Wie meinen Sie das?« fragte sie bitter.

»Wie ich es sagte: so hart die Menschen oft gegen einander sind, das Leben im Großen und Ganzen – nennen Sie es meinetwegen Schicksal – ist oft härter als alle Menschen zusammengenommen, und davor, daß *Sie* das erfahren, behüte Sie Gott! Das meinte ich, und ich möchte diesmal nicht unrecht von Ihnen verstanden sein.«

Die junge Dame senkte den Kopf, als sänne sie über etwas nach, oder als höre sie die so mild und wohlwollend gesprochenen Worte in ihrem Ohre nachsummen. Dann aber raffte sie sich zusammen, suchte ihrem Blicke einen freundlicheren Ausdruck zu geben und nickte dem Maler zu. »Ich danke Ihnen,« sagte sie, »und nun haben wir lange genug in Ihrem Atelier geweilt. Kommen Sie, Miß Rosy, es ist nicht gut, wenn man so lange den Dunst dieser Oelfarben einathmet, er fällt einem schwer auf die Brust – und so leben Sie wohl, mein Herr. Wir danken Ihnen eben so für die Erlaubniß, Ihre Bilder zu betrachten, wie für die Belehrung, die Sie uns dabei angedeihen ließen.«

Sie stand schon auf der obersten Treppenstufe. Die Engländerin aber, nachdem sie noch einen raschen Blick über die Gemälde geworfen, reichte dem Maler flüchtig

die Hand und sagte: »Auch ich danke Ihnen, Sir, und ich glaube,« fügte sie leiser hinzu, während ihre Begleiterin schon die krachende Treppe hinabschritt, »Sie haben, so viel ich von Ihrer Rede verstand, *Miß Edda* eine gute Lehre gegeben. Guten Morgen, Sir!«

Viertes Kapitel. Am Fenster und unter dem Apfelbaum.

Franz Marssen begleitete seinen Besuch, der rasch den Weingang hinabschritt, höflich bis an die kleine Pforte und verabschiedete sich dann mit stummen Verbeugungen, da auch von Seiten der Damen kein Wort mehr gesprochen wurde. Aber mit sinnend auf die Brust niedergebeugtem Kopfe betrat er sein Malerzimmer wieder, und es dauerte etwas lange, ehe er ihn wieder erhob und seine Augen auf die Arbeit richtete, die so eben eine so seltsame Unterhaltung hervorgerufen hatte.

»Da haben wir ja den zweiten Namen,« sagte er endlich zu sich, »und fürwahr, einen hübschen und vielbedeutenden obendrein. – Miß Edda! Aha! Ist der guten Miß Rosy dieser Name nur unwillkürlich über die Lippe geschlüpft, oder hat sie ihn mir mit Bedacht verrathen? O nein, welchen Grund sollte sie dazu haben? Also nehmen wir das Erste an. Gut. Jetzt kann ich mein Bild doch mit einem Namen benennen. Edda! welch schöner, klangvoller, gewichtiger Name! Mutter der Erde, Schöpferin alles Guten und Schönen auf Erden, außerdem Inbegriff aller Vernunft und Poesie, in welcher Gestalt oder Form sie des Menschen Herz erfreuen mag – nun das lasse ich gelten,

aber im Uebrigen hat diese Edda mir heute gerade nicht lauter Gutes und Schönes geboten, sie hat mich vielmehr recht bitter und herbe angeblickt, und auch ihre Worte waren oft recht kalt und schneidend zugespitzt. Welch' seltsames Wesen im Gegensatz zu der unnachahmlich schönen Erscheinung: welcher Widerspruch von Augenblick zu Augenblick! Als ich sie heute Morgen zum ersten Male sah, als sie die dunklen Augen zu mir erhob, war sie so mild und sanft, wie nie; sie sah mich fast bittend oder mitleidig an, als hätte sie in mir ein armes, unter menschlicher Leidenschaft blutendes Opfer vor sich, und plötzlich erfaßt sie wieder ihr herrischer Trotz, ihre Stirn zeigt eine gebieterische Hoheit, und aus ihren Augen sprühen verzehrende Blitze, als wollte sie mein Innerstes versengen! O ja, das mag zwar Alles recht interessant und unterhaltend für den sein, der Gefallen an solchem Widerspruch findet, aber für mich ist es eben nicht erfreulich, es läßt mich zu keinem behaglichen Empfinden kommen und fast – fast beängstigt es mich. So, nun wollen wir unsere Reflexionen beendigt haben und wieder an die Arbeit gehen. Jetzt aber kommt das Portrait an die Reihe, denn ich habe dem prächtigen Gesicht trotz alledem wieder ein paar hübsche Züge abgelauscht.«

Bald darauf lag das stille Malerzimmer in seinem früheren Halbdunkel da, und Franz Marssen, nachdem er sich nur flüchtig überzeugt, daß Niemand mehr im benachbarten Garten sei, saß wieder vor der Staffelei und gab sich ungestört seiner Arbeit hin. Ob mit der früheren

Unbefangenheit und geistigen Sicherheit, wollen wir dahingestellt sein lassen, denn einen kleinen Nachhall hatten die Worte, die vorher gesprochen waren, gewiß in seinem Innern zurückgelassen, und je häufiger er sich jedes derselben wiederholte und die damit verbundenen Blicke sich vergegenwärtigte, um so befangener wurde er, und die vorher schon eingestandene Beängstigung wuchs zu einer unbestimmten, ihm bisher ganz fremden Besorgniß an. Wohl mochte er sich fragen, wenn er den Grund dieser seltsamen Empfindungen erforschen wollte, warum er beängstigt und besorgt sei, aber er fand keine genügende Antwort darauf, und höchstens schien ein instinctartiges inneres Vorgefühl in ihm zu walten, das ihm wie eine unbekannte, nie vernommene Stimme eine Art von Warnung zuflüsterte. Wovor aber wollte ihn diese Stimme warnen? Auch das wußte er nicht, aber am Ende schien es doch dieses dämonisch funkelnde, schwarze Auge zu sein, das ihn jetzt wieder aus seinem eigenen Bilde auf eine so geheimnißvolle, bedeutsame Weise anschaute, denn in diesem Auge lag ein Blick, wie er noch nie einen ähnlichen im Leben gesehen. War es ihm doch bisweilen, als ob aus diesem strahlenden Lichtmeer ein Pfeil hervorschießen könne, der, aller Riegel und Schranken seines Willens spottend, mit unaufhaltsamer Gewalt sich Bahn bis zu der Stelle bräche, in welcher die Empfindungen des Menschen ihre Wohnung haben.

Während er sich aber im Stillen diese Bemerkungen vorsprach oder dachte, wie man bisweilen halb im Traume zu denken pflegt, wenn man mit etwas ganz Anderem beschäftigt ist, malte er fleißig weiter, und erst als es halb ein Uhr war, legte er seine Geräthschaften zusammen, schloß die Thür des Zimmers und begab sich nach dem Vorderhause, um mit Tante Caroline allein das Essen einzunehmen.

Das Erste, was diese ihm erzählte, war, daß sie am Morgen einen Boten von Doctor Marssen erhalten habe, der ihnen von Kandersteg aus angezeigt, daß er wahrscheinlich einige Tage länger ausbleiben werde, als ursprünglich in seiner Absicht gelegen. Er habe seine Reisetour geändert und wolle der »Weißen Frau« einen Besuch abstatten, wenn Michel, den er erwarte, ihm nicht einen anderen Vorschlag zu machen habe. Er sei ganz munter und wünsche ihnen dasselbe.

»Daran thut er recht,« sagte Franz, als die Tante ihren Bericht abgestattet hatte, »und ich begreife es wohl, daß man, wenn man einmal unterwegs ist, von seinem Wege abschweift. Es liegt eine magnetische Gewalt in diesen Bergen, und ist man erst einmal darin, so kann man sich ihnen so leicht nicht wieder entziehen. Ich wünschte, Du machtest einmal eine weitere Partie mit uns, es würde Dir das recht wohlthun, Tante, und Du würdest doch auch die geheimen Mächte der Berge kennen lernen.«

»Mein lieber Junge,« erwiderte sie, »ich habe die geheimen Mächte der Ebene genügend kennen gelernt und

trage nach denen der Berge, wenn sie noch schlimmer sind, wie Du meinst, nicht das geringste Verlangen. Dehnt Ihr Eure Partien so weit aus, wie Ihr wollt, ich aber will mich hier mit meinen kleinen begnügen. Ihr habt Kräfte und Lust, da draußen umherzuschwärmen und die Berge zu ersteigen, ich brauche die meinen für das Haus und meine Pflichten darin, und weiter zieht mich meine Neigung nicht.«

»Aber heute Abend reiten wir doch?« fragte der Neffe.

»Ich habe es Dir ja versprochen, und hast Du mich je mein Wort zurücknehmen sehen, mein Junge? – Doch nun sage mir einmal, Du bist ja heute Morgen sehr fleißig gewesen und bist wohl sehr weit mit der schönen Reiterin vorgerückt, da Du nichts von Dir hast sehen oder hören lassen?«

Franz lächelte und machte dabei ein Gesicht, als trage er ein gewaltiges Geheimniß in sich, eine Maske, die, wie er wußte, stets einen großen Eindruck auf die gute Tante übte. Sie sah ihn auch sogleich fragend an, und in ihren sanften Zügen drückte sich eine unverhohlene Neugierde aus.

»Wenn Du heute nichts von mir gesehen oder gehört hast,« sagte er mit ernsterer Miene, »so hast Du sicher weder die Augen noch die Ohren recht aufgemacht, denn gerade heute hätten beide viel Neues bei mir wahrnehmen können.«

»Was denn? O, so sprich doch nicht in Räthseln und laß mich so lange warten; denn daß Dir etwas Ernstliches begegnet ist, habe ich Dir – um aufrichtig zu sein – angemerkt, sobald Du vorher in meine Nähe tratest.«

»So. Was Du schlau bist! Nun ja, ich habe heute Morgen einen sehr interessanten Besuch gehabt.«

»Besuch? Wer war denn da?«

»Zwei Damen, liebe Tante.«

»Zwei Damen? Bei Dir? Du scherzest!«

»Nein, ich rede im vollsten Ernst. Doch, Du wunderst Dich mit Recht, und ich habe es auch gethan. Mit einem Wort: in der benachbarten Pension drüben ist eine Familie eingekehrt, die mir bekannt ist, und zwei Damen aus dieser Familie sahen mich am offenen Fenster malen, und so wurden sie begierig, meine Bilder zu sehen, und ich zeigte sie ihnen. Das ist das Ganze.«

»So, so!« sagte die Tante sinnend. »Aber wer war es denn? Ich irre mich wohl, wenn ich glaube, daß Dir die schöne Reisegefährtin wieder begegnet ist?«

»Nein, darin irrst Du nicht, denn sie und die Gesellschafterin ihrer Mutter, eine Engländerin, Miß Rosy genannt, waren es selbst, die mich besuchten.«

Die Tante schwieg eine Weile, dann sagte sie mit bedächtiger Miene: »Das ist eigentlich seltsam, Franz, nimm es mir nicht übel, ich meine, daß Dich ein paar so junge Damen im Atelier besuchen –«

»Nein, Tante, seltsam ist es nicht, und gerade daß sie mich im Atelier besuchen, ist das Natürliche dabei, denn

sie kamen ja nicht zu mir, dem Mann, sondern zu mir, dem Künstler, und das sagte die schöne Schottin auch.«

»Freilich, wenn man es so nimmt, hast Du Recht. O, was Ihr Künstler Euch doch für interessante Vorrechte herausnehmt! Das sollte einmal einem anderen jungen Manne begegnen, was würde die Welt da schreien, und wenn er auch noch so unschuldig und rein wäre! Aber Du wirst mir ja ganz roth, mein Junge? O, beunruhige Dich nicht über meine altjüngferliche Ansicht. Ich bin die letzte, die Dir diesen gewiß angenehmen Besuch mißgönnen könnte. War die junge Dame denn recht freundlich gegen Dich oder kehrte sie wieder ihre vornehme Miene heraus?«

Franz fiel bei diesen Worten plötzlich die »Excellenz« ein, und er starrte eine Weile gedankenvoll vor sich hin. »Nun,« sagte er langsam, »im Ganzen trug sie ihr gewöhnliches Benehmen zur Schau. Freundlich, was man so nennt, ist sie eigentlich nie, aber bei ihrem eigenthümlich abspringenden Wesen – ich kann es nicht anders bezeichnen – ist es schon viel, wenn sie nicht immer sprudelt wie ein tosender Wasserfall. Ich wünschte wohl, Du möchtest sie sehen und mir dann Dein Urtheil über sie sagen. Ja. Jedenfalls ist es eine ungewöhnliche Erscheinung, und man findet einen endlosen Stoff zu Studien an ihr.«

»Das glaube ich auch,« sagte die Tante gedankenvoll, »obgleich ich sie noch nicht gesehen habe. Wenn Dein Bild so weit fertig ist, daß man ihre Züge erkennen kann, so laß es mich wissen. Hörst Du?«

»Ich höre, Tante, o ja!« sagte der ebenfalls in Gedanken dasitzende Neffe. – »Aber sprich, ist es Dir recht, wenn wir um sechs Uhr reiten? Und wohin zieht Dich Dein Verlangen?«

»Mir ist Alles recht, was Dir recht ist. Um sechs Uhr also. Gut, ich werde die Pferde bestellen. Und wohin? Nun, über Felsenegg hinaus nach dem Thurmberg und dann nach Ringenberg und Schadenburg. Ich möchte einmal wieder den Brienzer See von oben herab überschauen.« –

Dieser anmuthige und nicht zu angreifende Ritt wurde, wie es verabredet, auf den vortrefflich geschulten Pferden ausgeführt, und beide hatten das größte Vergnügen daran. Als sie aber in der Abenddämmerung zurückkehrten, mußten sie eine Zeit lang vor der Zollbrücke halten, denn viele Wagen und Fußgänger bewegten sich über dieselbe nach Interlaken hin, da der schöne Abend alle Welt auf die Straßen gelockt hatte. Bei dieser Gelegenheit wurden die beiden Reiter, ohne es zu wissen, sehr aufmerksam aus einem Wagen betrachtet, in dem vier Damen saßen, und wenn Franz Marssen seine guten Augen wie gewöhnlich zur Hand gehabt, hätte er seiner Tante die schöne Schottin zeigen können, die eine der vier Damen war, und zwar gerade die, welche die im einfachen schwarzen Reitkleide erscheinende Tante Caroline mit Blicken musterte, wie sie wohl selten ein schönes Auge neugieriger und forschender ausgestrahlt haben mag.

Wieder war der neue Tag unter einem leicht bewölkten Himmel aufgewacht, um hoffentlich, wie der vorige, gegen Mittag die Wolken schwinden und die Sonne strahlend durchdringen zu sehen. Als Franz Marssen nach einem kurzen Morgenspaziergange bei der Tante zum Frühstück erschien, fand er sie eifrig mit Nähen beschäftigt, und als er sie fragte, wie es komme, daß sie schon so früh ihre Nadel in Bewegung setze, sagte sie:

»Ich muß mich heute frisch daranhalten, mein Junge. Die Resi wäscht, und mir liegt die Sorge für Haus und Küche allein ob. Doch warum erkundigst Du Dich so angelegentlich nach meinen Geschäften? Du hast ja doch sonst für dergleichen Dinge keine Augen?«

»O doch, liebe Tante, und heute sogar mehr als sonst. Ich hätte es nämlich gern gesehen, wenn Du etwa um zehn Uhr zu mir in's Atelier gekommen wärst, Deine Arbeit mitgebracht und mit mir ein wenig, während ich arbeitete, geplaudert hättest.«

Die Tante hob verwundert ihr sanftes blaues Auge auf und sah den Redenden lächelnd an. »Warum denn das?« fragte sie.

»Ich habe Dir ja schon gestern gesagt, daß ich wünschte, Du möchtest die Bekanntschaft der – der schönen Nachbarin machen, und dazu böte sich vielleicht heute Morgen die beste Gelegenheit.«

Nun blickte Caroline erst recht verwundert auf, und mit einer Spannung, die aus allen ihren Zügen sprach,

fragte sie: »Erwartest Du denn etwa heute nochmals ihren Besuch?«

»Ganz gewiß nicht, denn jetzt läge ja kein Grund mehr vor, mein Atelier zu besuchen, da sie sich bereits mit seinem Inhalt bekannt gemacht hat. Aber in den Garten kommt sie gewiß, und dann könntest Du sie ja bequem sehen.«

»Ach so, Franz! Ja, nun verstehe ich Dich. Doch heute muß ich leider diesem Vergnügen entsagen, die Wirthschaft erfordert nothwendig meine Anwesenheit im Hause. Ein andermal vielleicht, und dann will ich sehr gern Deinem Wunsche Folge leisten.« –

Franz hatte sein Frühstück beendigt und verließ mit freundlichem Kopfnicken die Veranda, um sich nach dem Malzimmer zu begeben. Als er aber diesmal, nachdem er das Fenster geöffnet, den Vögeln ihr Futter zuwarf, ließ er sein Auge, aufmerksamer als am vorigen Tage, über den benachbarten Garten schweifen, allein so tief er auch in das vor ihm liegende Grün eindrang, er nahm keinen Menschen darin wahr, obwohl der Tisch mit den beiden Stühlen noch immer auf der alten Stelle unter dem Apfelbaum in der Nähe des Fensters stand.

»Ah,« sagte er zu sich, »es ist Niemand da bis jetzt, aber die Neigung wiederzukommen, scheint vorhanden, sonst hätte man wohl den Tisch und die Stühle wegnehmen lassen. Nun, heute soll mich nicht erst das Geknatter einer englischen Zeitung auf die Anwesenheit eines

Fremden aufmerksam machen, ich werde mein Auge offen halten, und so leicht soll mir keine Dame entschlüpfen, mag sie nun ein schwarzes oder ein gelbes Kleid tragen.«

Und in der That, obwohl er fleißig bei der Arbeit war, sein Auge hielt er offen und von Zeit zu Zeit blickte er forschend über den Garten hin, der jedoch einsam und verlassen blieb und sich mit seiner Morgenfrische, seiner warmen Luft und den noch immer sichtbaren Perlen des Nachtthaus umsonst geschmückt zu haben schien.

Endlich, etwa um zehn Uhr, wurde dieser Einsamkeit ein Ende bereitet, denn nachdem erst einige helle Stimmen in der Ferne hörbar geworden, trat von dem Hause her, auf dem einzigen Kieswege, der den Garten durchschnitt, eine weibliche Gestalt heran, die wieder ein hellgelbes Kleid trug und keine andere als die Zeitungsleserin von gestern sein konnte.

Franz Marssen hatte sein Auge also nicht vergeblich offen gehalten; er sah die junge Dame heranschreiten, und obwohl er noch vor der Staffelei saß, hatte er jeden ihrer Schritte verfolgt, bis sie endlich, langsam gehend, den Tisch erreichte, sich auf einen Stuhl daran niederließ und, ohne einen Blick nach dem offenen Fenster zu werfen, abermals eine Zeitung aus der Tasche zog und wieder zu lesen begann.

Franz, an das eigenthümliche Wesen der geheimnißvollen Miß Edda schon gewöhnt, und entschlossen, ihr keinen Schritt entgegen zu thun, rührte sich nicht. Er malte so eifrig wie je und nur ganz verstohlen blickte er

bisweilen seitwärts, ohne irgend eine Veränderung in der Stellung oder Aufmerksamkeit der Lesenden wahrzunehmen.

Diese kleine Scene mochte etwa eine Viertelstunde gedauert haben, als die Dame die Zeitung auf den Tisch legte, ihren Kopf nach dem Fenster umwandte und, da sie den stillen Künstler bemerkte, aufstand und sich seinem Fenster näherte.

Jetzt erhob sich auch Franz, der Alles bemerkt hatte, stellte sich aufrecht an's Fenster hin und rief der Nahenden einen höflichen: »Guten Morgen!« entgegen.

»Guten Morgen, Herr Maler!« rief sie mit ihrer hellen Stimme zurück und winkte vertraulich herauf, wobei Franz zu seiner Freude bemerkte, daß sie wieder mild und freundlich aussah, wie gestern am Anfang ihrer Unterhaltung, so daß er ganz die Tochter der »Excellenz« in ihr vergaß und sie nur für das nahm, was sie ganz gewiß am meisten war: für ein junges und dabei recht schönes und seltenes Weib.

»Nun,« fuhr sie gleich nach dem Morgengruß fort, »ich bin eigentlich nur hierher gekommen, um mich zu überzeugen, ob Sie fleißig sind. Sind Sie weit vorgerückt seit gestern?«

»Leidlich, mein Fräulein, und heute hoffe ich noch weiter vorzurücken, wenn Sie mir vielleicht die Ehre erweisen, mir einige Minuten zu Ihrem Portrait zu sitzen, womit ich so eben beschäftigt bin.«

Sie hob, gerade nicht unwillig, aber doch auch nicht freundlich das Gesicht zu ihm auf und sagte mit ihrer

alten abweisenden Miene: »Ich hoffe, das wird nicht gerade unerläßlich sein. Ein guter Maler, wie Sie ja doch sein wollen und wirklich sind, muß jedes Gesicht, das ihm der Aufbewahrung werth erscheint, zeichnen, malen und treffen können, wie man es nennt, ohne daß eine Modellsitzung nöthig wäre. Auch haben Sie mich ja jetzt oft genug gesehen und müssen meiner Gesichtszüge gewiß sein.«

»Ich bin ihrer auch gewiß, o ja, aber einzelne feine Linien und Striche malt man doch gern nach der Natur, um das Ganze vollendet erscheinen zu lassen, und wenn man eine gute Gelegenheit dazu hat, läßt man sie sich so leicht nicht entschlüpfen. Ich denke, Sie werden das ganz natürlich finden?«

»Mag sein. Nur das Wort: *gute Gelegenheit* gefällt mir nicht. Was wollen Sie eigentlich damit sagen?«

»Ich preise im Stillen ganz einfach damit den Zufall, der Sie hier so ganz unerwartet in meine Nähe geführt hat.«

»Aha, ja; sehen Sie wohl, der Zufall hat es in dieser Beziehung ganz gut mit Ihnen gemeint, und er hat uns wirklich, wie ich Ihnen an den Reichenbachfällen sagte, noch einmal zusammengeführt.«

»Viele Menschen glauben an keinen Zufall,« bemerkte Franz Marssen ernst, »sondern nennen es Bestimmung.«

Miß Edda wurde bei diesen Worten ungewöhnlich ernst und senkte einen Augenblick den Kopf; als sie ihn aber bald wieder erhob, sagte sie lächelnd: »Ich gehöre nicht zu den Menschen, die es so nennen. Die Vorsehung,

denn sie allein könnte doch nur die bestimmende Macht sein, müßte viel zu thun haben, wenn sie sich um alle kleinen Begegnisse der Menschen bekümmern und sie veranlassen oder verhindern wollte. Zu welcher Klasse von Menschen gehören Sie denn, halten Sie es mit dem Zufall oder mit der Bestimmung?«

»Das wage ich doch nicht so rasch zu entscheiden. Es giebt Thatsachen im Leben, die für Beides sprechen. In diesem Falle aber,« fügte er lächelnd hinzu, »bin ich geneigt, es für einen reinen Zufall zu halten und stimme also einmal mit Ihnen vollkommen überein.«

»Wie, sind wir denn so sehr in unsern Ansichten verschieden? Wollten Sie das andeuten?«

Franz lächelte und nickte dabei. »Es mag wohl so sein,« sagte er, »wenigstens betrachten Sie viele Dinge und Verhältnisse in der Welt, wahrscheinlich auch die Menschen, aus einem ganz anderen Gesichtspuncte als ich.«

»Das thun wohl die meisten Menschen, und ich – ich bin durchaus nichts Absonderliches, und Sie wahrscheinlich auch nicht. Doch nun hat unser Morgengruß lange genug gedauert, und ich darf Sie nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten. Malen Sie ruhig weiter, ich werde mich unter diesen schönen Apfelbaum setzen. Dann können wir uns unterhalten, ohne schreien zu müssen und – und wenn sie ein geschickter Dieb sind, wozu Sie doch einmal in meinen Augen Anlage haben, so können Sie die *gute Gelegenheit* benutzen, die Ihnen jetzt – *freiwillig* geboten

wird, was anzuerkennen Sie hoffentlich großmüthig genug sein werden.«

Und ohne auf seine Antwort zu warten, die jedenfalls einen Dank eingeschlossen haben würde, trat sie mit ihrem stolzen sicheren Schritt an den Tisch zurück, holte sich selbst einen Stuhl herbei und setzte sich auf den Rasen unter dem Apfelbaum, der dem Fenster des Ateliers am nächsten stand. Alsdann zog sie eine feine Näharbeit aus der Tasche und fing mit leicht vorgebeugtem Kopfe sogleich zu arbeiten an. Der Maler dagegen ließ sich diese freiwillig gebotene Gelegenheit nicht entschlüpfen, er rückte seine Staffelei dicht an das Fenster, schraubte das darauf stehende Bild höher und schickte sich nun an, seine Arbeit stehend fortzusetzen.

Nach einiger Zeit aber, während welcher er sich vergebens bemüht hatte, sein gemaltes Gesicht mit dem natürlichen zu vergleichen, das bei der vornübergebeugten Haltung unter dem kleinen Hute verschwand, sagte er: »Sie verzeihen, mein Fräulein, aber ich wollte nicht Ihren niedlichen Hut malen; Sie sind so gütig gewesen, mir Ihr Gesicht darzubieten und nun verstecken Sie es schon.«

Die junge Dame erwiderte nichts hierauf, lächelte nur still vor sich hin und nahm den Hut ab, den sie neben sich auf den Rasen legte. Darauf zog sie eine kleine Bürste aus der Tasche, strich sich ungenirt damit ein paarmal durch das dichte braune Haar und sah dann erst schalkhaft zu dem Künstler empor.

»Sind Sie Unersättlicher nun endlich zufrieden?« fragte sie.

»So sehr, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen meinen Dank aussprechen soll.«

»O, o, Sie wissen ja, ich liebe den in Worten bestehenden Dank nicht. Bedanken Sie sich damit, daß Sie mein Gesicht nicht schlechter darstellen als es ist.«

»Ich werde mir die größte Mühe damit geben. Doch, ich wollte mir zuerst eine Frage erlauben: wie befindet sich Ihre Frau Mutter?«

Ueber Miß Edda's bisher heiteres Gesicht flog ein trüber Schatten. »Ach,« sagte sie, »sie befindet sich nicht sonderlich. Ich fürchte, diese Reise wird auf ihre angegriffene Gesundheit nicht heilsam wirken. Sie leidet an einer ganz ungewöhnlichen Abgespanntheit, Erschlaffung und, fast möchte ich sagen Fühllosigkeit. Der Arzt hat ihr gesagt, sie müsse die ungestörte Ruhe genießen, sich von allen lärmvollen Zerstreuungen fernhalten und im Herbst nach einem südlicheren Klima gehen.«

»Was für einen Arzt hat Ihr Herr Vater angenommen?«

»Ich kenne seinen Namen nicht, doch traue ich ihm nach seinem Aussehen keine große Weisheit zu. Sollte dieser Mann ihr aber nicht helfen können, so werde ich« – setzte sie mit bedeutsamem Nachdruck und langsamer sprechend hinzu – »meinem Vater den Rath geben, zu einem berühmten Arzte seine Zuflucht zu nehmen, von dem ich zufällig gestern habe reden hören.«

»Soll denn dieser berühmte Arzt in Interlaken wohnen?« fragte Franz Marssen, nicht ohne Spannung die nun folgende Antwort erwartend.

»Ja. Eine Dame, deren Mann vor einiger Zeit bei einer Excursion in die Berge Schaden genommen, hat ihn einer Bekannten, mit der ich gestern zusammentraf, außerordentlich gerühmt.«

Franz hielt im Malen inne, sah zum Fenster hinaus und fragte mit leicht erröthetem, doch freudigem Gesicht: »Wissen Sie vielleicht den Namen dieses Mannes?«

Miß Edda erröthete gleichfalls, als sie des Malers gespanntes Gesicht wahrnahm, und schaute zuerst vor sich nieder, als besinne sie sich auf den Namen. Dann aber erhob sie schnell den Kopf, senkte ihre klaren Augen fest entschlossen in die ihr begegnenden und sagte mit auffallend lauter, wie mit Mühe hervorgestoßener Stimme: »Ich glaube, die Dame nannte ihn Doctor Marssen.«

Franz lächelte freudig und nickte ihr in seiner natürlichen, vertraulichen Weise zu. »Das ist mein Vater, mein Fräulein,« sagte er ruhig.

»Ihr Vater?« rief sie erstaunt zurück. »O, das ist ja seltsam. Da haben wir wieder einen hübschen Zufall, nicht wahr?«

»Oder eine Bestimmung?« erwiderte Franz lächelnd. »Ja, Doctor Marssen ist mein Vater, und so haben Sie richtig meinen Namen entdeckt, wie ich den Ihrigen.«

»Wie?« rief sie. »Sie wüßten meinen Namen? Woher denn?«

»Miß Rosy nannte ihn gestern – ich glaube auch zufällig, denn hier kann ja keine Bestimmung obwalten.«

Miß Edda's Gesicht verfinsterte sich. »Scherzen Sie nicht. Was für einen Namen nannte sie Ihnen?« fragte sie fast streng und überaus hastig.

»Mir hat sie ihn gar nicht genannt, mein Fräulein; sie redete Sie nur damit an glaube ich.«

»Das ist mir entgangen. O! Und wie lautete der Name?«

»Miß Edda, wenn ich recht gehört habe.«

»O, was das betrifft, so haben Sie gute Ohren, ich weiß es. Also nun haben Sie es endlich herausgebracht! Das ist ein großer, wichtiger Fund, nicht wahr?«

»Nein,« versetzte Franz, den Kopf schüttelnd, »nicht gerade groß und wichtig, aber angenehm; ich weiß wenigstens gern, wie der Mensch sich nennt, mit dem ich mich beschäftige.«

»Das ist mir ganz gleichgültig,« rief sie mit einer Miene, die offenbar verrieth, daß sie in diesem Augenblick nicht die Wahrheit sprach. »Aber daß Ihr Vater ein Arzt ist, wußte ich bisher noch nicht,« fügte sie nach einer Pause hinzu.

»Eigentlich ist er es hier nicht,« nahm nun Franz das Wort auf und erklärte ihr die Stellung seines Vaters in Interlaken.

»Er würde also wohl nicht meine Mutter besuchen, wenn die Noth uns dazu veranlassen sollte?« fragte die Dame.

»Ohne Zweifel doch, und wenn ich ihn darum bitte, wird er Ihre Frau Mutter sogleich besuchen.«

Die junge Dame sprang von ihrem Stuhl auf, wie von einer unsichtbaren Feder emporgeschnellt, aber fast augenblicklich setzte sie sich wieder, und wenn auch ein Kampf in ihrem Innern vorging, er ging so rasch vorüber, daß nicht einmal mehr die Spur davon auf ihrem sprechenden Gesicht wahrnehmbar war. Dieses Gesicht aber nahm plötzlich einen ungemein weichen, fast bittenden Ausdruck an.

»Herr Marssen,« sagte sie, »nein, thun Sie das nicht, ich bitte Sie darum. Mein Vater ist ein seltsamer Mann, Sie kennen ihn ja. Er will nur, daß die Menschen thun, was er von ihnen verlangt, und handelt man ihm entgegen, oder kommt man ihm unerwartet zuvor, so nimmt er es übel. Erführe er, daß auf mein Geheiß oder auf meinen Wunsch ein fremder Arzt in unser Haus käme, er würde mir grollen, und das – das werden Sie doch gewiß nicht wünschen.«

»Ganz gewiß nicht, und Sie können überzeugt sein, daß ich kein Wort mit meinem Vater über Ihre Frau Mutter reden werde.«

»Kann ich Ihnen *fest* darin vertrauen,« fragte sie noch einmal.

»Wie in Allem, mein Fräulein, ich gebe Ihnen mein Wort.«

»So danke ich Ihnen, und diese Sache ist abgethan. Nun zu etwas Anderem. Wer war die schwarzgekleidete Dame, mit der Sie gestern Abend über die Aarbrücke ritten?«

»Ah, haben Sie uns gesehen? Ich habe keine Ahnung davon, daß Sie uns begegnet sind.«

»Das weiß ich wohl, denn Sie waren mit Ihrer interessanten Reiterin vollauf beschäftigt.«

Franz hob seinen Kopf in die Höhe und zeigte dabei ein überaus freundliches Gesicht. »O ja,« versetzte er, »ich war vollauf mit ihr beschäftigt, und das bin ich immer, wenn ich bei der guten Seele bin, die mir überhaupt nur selten das Vergnügen macht, mit mir auszureiten. Es war meine Tante Caroline, mein Fräulein, die Sie gesehen haben.«

»Nur ihre Gestalt habe ich gesehen, und die war stattlich genug. Sie ist nicht verheirathet, nicht wahr?«

»Ach nein,« erwiderte Franz mit einem stillen Seufzer.

»Ist sie jung oder alt?« fuhr die unermüdliche Fragerin fort.

»Sie ist fünf Jahre jünger als mein Vater, und der zählt fünfundfünfzig Jahre. Ehemals soll sie ein sehr schönes Mädchen gewesen sein, und ich finde sie noch immer hübsch. Vor allen Dingen aber ist sie sehr gut.«

»Hübsch!« sagte die junge Dame, als hätte sie die letzten Worte überhört. »O ja, das mag wohl sein, wenigstens versprach ihre Figur und Haltung das. Sieht sie Ihnen ähnlich?«

»Wohl kaum. Sie ist blond, ich bin dunkelhaarig, wie mein Vater. Sie hat sanfte, weiche, fast wehmüthige Züge, und ich –«

»Nun,« fuhr Miß Edda fort, als er im Reden inne hielt – »und Sie, was haben Sie Ihrer Meinung nach für Züge?

Ich dächte, sehr strenge, unbändig und übermännlich sehen Sie auch nicht aus?«

»Uebermännlich? Wie verstehen Sie das?«

»Nun, entsetzen Sie sich nur nicht, ich meine es nicht so schlimm, vielleicht habe ich auch einen unrichtigen Ausdruck gebraucht. Sie wissen ja, daß ich eine Ausländerin bin. Im Ganzen sehen Sie aus wie ein Mann, und das ist die Hauptsache für Sie, denke ich. Doch nun zu Ihrer Tante zurück. Hat sie etwas vom Wesen einer alten, vertrockneten und erkalteten Jungfer?«

»Nicht das Geringste, mein Fräulein, sie ist im Gegentheil das freundlichste, gefälligste, gutmüthigste Wesen, was man sich denken kann, das den wärmsten Antheil an anderen Menschen nimmt und stets an sich zuletzt denkt, wenn von den Vortheilen aller die Rede ist.«

»Nun, Sie tragen da glänzende Farben auf. Doch still – da kommt die plauderhafte Miß Rosy, und nach ihrem Gesicht zu urtheilen, bringt sie eine Botschaft. – Was giebt es?« rief sie der Engländerin entgegen, die etwas eilig vom Hause herangeschritten kam und es ganz natürlich zu finden schien, daß Miß Edda so nahe bei dem Maler unter dem Apfelbaum saß.

Nachdem sie Franz Marssen einen Gruß mit der Hand zugewinkt, meldete sie, daß so eben Besuch im Hause eingetroffen sei und daß man Miß Edda zu sprechen wünsche.

»*Miß Edda*,« – sie betonte das Wort stark – »wird auf Befehl erscheinen, meine Liebe, aber wer hat es denn so eilig, daß er schon vor elf Uhr Besuch macht?«

»Es ist die holländische Familie, die mit Ihnen über die bewußte Partie Verabredung treffen will.«

»Ah, ist es das? Das ist gut. Ich komme sogleich. Und Sie, Herr – Herr Marssen, ach ja, ich muß mir den Namen merken – malen Sie noch weiter?«

»Bis halb ein Uhr werde ich fleißig sein, mein Fräulein.«

»Gut, so treffe ich Sie noch, sobald der Besuch fort ist. Ich habe noch mehr mit Ihnen zu sprechen. Guten Morgen!«

Franz sah die beiden Damen nicht ganz gleichgültig von seinem Atelier fortgehen, das gestand er sich auch selbst ein. »Jedenfalls,« sagte er zu sich, »ist diese Miß Edda ein eigenthümliches Wesen und, bei Gott! nicht uninteressant. O wie schade, daß eine so weite Kluft zwischen ihrem und meinem Kreise liegt – sie ist ja die Tochter einer Excellenz – sonst hätte ich im Ganzen eine recht hübsche Bekanntschaft gemacht. Merkwürdig, wie sie sich so genau nach Allem erkundigt – das ist in Wahrheit eine englische oder vielmehr schottische Neugierde. Aber daß sie mir nun doch trotz ihrem kleinen Trotzkopf gesessen hat, ist vortrefflich. Jetzt sehe ich erst, was ich vollbracht habe, obgleich meine Gedanken stets bei ihrer Plauderei waren. Doch ich will mich ein wenig ruhen – es ist warm heute – ja, jetzt merke ich es erst.« –

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, so sah unser Freund, der schon wieder bei der Arbeit war, die Dame im gelben Morgenkleide herankommen. Als sie sich ihrem alten Platze näherte, trat er einen Augenblick an's

Fenster, sie aber richtete keinen Blick auf ihn, sondern setzte sich sogleich auf den Stuhl nieder und nahm die bei Seite gelegte Arbeit wieder vor.

»Ist Ihr Besuch schon so früh fortgegangen?« erlaubte sich der Maler zu fragen, der ruhig an seine Staffelei zurückgetreten war.

»Natürlich, sonst wäre ich ja nicht hier, um mich abermals von Ihnen – berauben zu lassen. Jetzt malen Sie ruhig weiter, und ich werde das Gespräch fortsetzen, welches vorher abgebrochen wurde. Ich muß noch einmal von Ihrer Tante sprechen, denn ich fühle mich ihr sehr verpflichtet.«

»Sie? Meiner Tante verpflichtet?« rief Franz verwundert und hielt schon wieder im Malen inne.

»Bitte, soll ich Sie noch einmal ersuchen, in Ihrer Arbeit fortzufahren? Unterbrechen Sie sich nicht zu oft, die guten Gelegenheiten finden sich nicht so häufig, wie gerade heute, wo mein Vater außerhalb beschäftigt ist und meine Mutter sich mit Miß Rosy begnügt. Also weiter und sehen Sie mich dabei nicht häufiger an, als durchaus nöthig ist. Ja – ich fühle mich Ihrer Tante verpflichtet, das heißt im Namen meiner Mutter, der sie ihr ruhiges Pferd geliehen hat.«

»O, ja, das geschah auf meine Bitte –«

»Ach so! Sie meinen, eigentlich wären wir allein Ihnen verpflichtet?«

Franz Marssen lächelte. »Ich erhebe keine Ansprüche, mein Fräulein, das wissen Sie ja,« sagte er dann.

»Ich weiß es, und Sie wissen es auch von mir, daß ich meine *gefühlten* Verpflichtungen nicht gern in Worte kleide. Bei Ihrer Tante ist das etwas Anderes – ihr werde ich meinen herzlichen Dank aussprechen, sobald ich sie einmal sehe, und das geschieht vielleicht bald.«

Franz schaute wieder verwundert auf. »Das würde eine große Freude für meine Tante sein,« sagte er warm.

»Und für mich auch. Ist Ihre Tante heute und morgen im Vorderhause beschäftigt?«

»Den ganzen Tag fast ist sie thätig, und Morgens ist sie fast immer unter der Veranda zu finden. Soll ich sie vielleicht rufen?«

»O nein, das würde sich nicht ziemen. Ich werde sie schon einmal sehen. Bleiben Sie bestimmt bis halb ein Uhr hier?« fragte sie mit ihrem alten herrischen Blick.

»Ja, ich habe es gesagt, und ich halte mein Wort.«

»O, Ihr Wort verlange ich darauf nicht. Ich glaube Ihrer einfachen Versicherung. Nun aber noch rasch eine Frage, und dann muß ich Sie verlassen. Haben Sie Lust, eine Gesellschaft von Damen und Herren, in der auch ich mich befinde, in den nächsten Tagen auf einem Ausflug in die Berge zu begleiten? Wir beabsichtigen, über die Wengernalp nach Grindelwald zu gehen, *Ihre* wunderbare Eisgrotte zu besuchen und dann des Gletscher und die benachbarten Gipfel zu besteigen, so weit und hoch wir kommen können. Also entscheiden Sie sich – rasch!«

»Das geht so rasch nicht, mein Fräulein,« antwortete Franz und trat mit dem Pinsel und der Palette in den

Händen an das Fenster. »Erst möchte ich mir zu fragen erlauben, aus welchen Personen die Gesellschaft besteht?«

»Das kann Ihnen einerlei sein. Ich bin dabei. Sie haben also wenigstens *eine* Bekannte, und außerdem wird noch ein Herr uns begleiten, der Sie schätzt und stets mit Achtung von Ihnen spricht. Wenn ich ihm nicht absichtlich Ihr stilles Asyl verschwiegen hätte, würde er Sie heute schon besucht und also gestört haben, und ich weiß, daß die Künstler sich nicht gern in ihren Arbeiten unterbrechen lassen. Das danken Sie mir, und ich bitte, es nicht zu vergessen. Doch nun lassen Sie mich auf die Bergreise zurückkommen. Mein Vater und meine Mutter bleiben von der Partie zurück. Ersterer hat unendlich viele und lästige Geschäfte, und meine Mutter ist zu leidend, um sich bewegen zu können. Auch haben sie beide an der Furca und der Grimsel genug für's Erste. Ich aber bin ein Nimmersatt im Bergsteigen. Ich muß mehr, ich muß Alles sehen.«

»Schon wieder *Alles*? O, beschränken Sie sich doch. Sehen Sie nur Einiges gut, dann sehen Sie mehr, als wenn Sie Alles oberflächlich sehen.«

»Ich liebe es nicht, daß Sie mich belehren wollen. Sie wissen es ja. Doch Sie haben meine Frage umgangen – Sie wollen also *nicht* mit?«

Da sie die letzten Worte wieder mit dem ihr eigenen herausfordernden Trotze sprach, so faßte sich der Maler ein Herz ihr auf ähnliche Weise zu begegnen. »Nein,« erwiderte er kurz, »wenigstens nicht eher werde ich mich entschließen, als bis ich weiß, aus welchen Mitgliedern

die Gesellschaft besteht. Gesellschaften, in die ich nicht gehöre, liebe und suche ich nicht.«

Miß Edda machte große Augen, und von jetzt an sprach sie ruhiger, sanfter und fast überredender. »Sie suchen sie ja nicht,« sagte sie, »man hat sie Ihnen ja angetragen. Seien Sie doch nicht so starrköpfig. Warum sollte die Gesellschaft Ihnen nicht passen? Sind Sie so anspruchsvoll?«

»Ich nicht, aber die Gesellschaft könnte es sein.«

»Das ist *meine* Sache. Mit einem Wort: wollen Sie oder nicht?« rief sie mit einem Male wieder trotziger denn je.

»Wenn Sie so kategorisch sprechen, muß ich mich wohl rasch entschließen, will ich nicht unhöflich erscheinen. Also denn – wenn *Ihnen* meine Gesellschaft genehm ist – ja, dann will ich mit.«

»Nun, das befriedigt mich, und mehr verlange ich nicht. Die Sache ist abgemacht. Den Tag und die Stunde werde ich Ihnen noch bestimmen. Aber wie? Noch Eins. Sie sind ja hier bekannt. Wollen Sie für gute Führer den Gletscher hinauf und auch für Pferde sorgen?«

»Für *Ihr* Pferd ist gesorgt, Sie sollen wieder den Schimmel reiten.«

»Das werde ich diesmal nicht thun. Sie sollen nicht wieder zu Fuß gehen und neben mir her keuchen und sich so übermäßig anstrengen. Das hat mir neulich leid genug gethan. Nein, Sie sollen reiten, wie wir Alle.«

»Nun gut, dann sollen Sie meiner Tante Fuchs reiten!«

»Auch dafür danke ich, wenn *Sie* ihn mir verschaffen wollen. Ich will Ihnen nicht noch einmal verpflichtet sein.

Sie erheben zu große Ansprüche an meine Dankbarkeit. Daß ich hier wie gefesselt sitzen muß, ist ein Beweis davon.«

»Wenn ich sie nicht bei diesen Worten lächeln sähe, könnten Sie mich kränken. Aber ich verstehe, Sie wollen sich selbst den Fuchs von meiner Tante erbitten, wie?«

»Sie sind fast zu klug für einen Menschen und haben meine Absicht wirklich errathen. Doch still, das Uebrige wird sich finden. Sie werden also für Führer und Pferde sorgen?«

»Die anderen Herrschaften werden Pferde genug in Lauterbrunnen und Grindelwald finden, und für Führer nach dem Gletscher, wenn er durchaus bestiegen werden soll, werde ich sorgen, ja.«

»Gut. So wünsche ich Ihnen einen guten Morgen, und wenn Sie in Ihrer Arbeit nicht weiter gekommen sind, so ist es nicht meine Schuld. Warum sind Sie so streitsüchtig!«

Dabei winkte sie ihm mit der Hand, nickte vornehm vertraulich und ging so rasch fort, daß dem Nachschauenden keine Zeit blieb, auch nur ein Wort zu sprechen. So verfolgte er sie denn nur mit den Augen, und wenn er dabei auch den Kopf über das seltsame Wesen schüttelte, welches sie an den Tag gelegt, so konnte er doch nicht umhin, sich einzugestehen, daß sie unter allen Umständen eine interessante Persönlichkeit sei, deren schönen Körper zu malen eine eben so angenehme Arbeit war, wie ihrer geistreichen Plauderei zuzuhören, wenn diese auch oft von Stacheln und Spitzen strotzte und bisweilen

tiefer eindrang, als es sonst Worte aus dem Munde eines so schönen Wesens zu thun pflegen.

Fünftes Kapitel. Die Warnung.

Franz hielt das gegebene Wort, und erst einige Minuten nach halb ein Uhr verließ er das Malzimmer und begab sich in das Vorderhaus. Er fand daselbst den Tisch schon gedeckt und Alles in bester Ordnung, wie alle Tage, und Caroline erschien in ihrem sauberen Hauskleide von dunkelbraunem Camelot, als ob sie keine der früher angedeuteten Wirthschaftsgeschäfte zu besorgen gehabt hätte.

»Guten Tag, liebe Tante,« begrüßte er sie. »Bist Du Deiner Hausplagen Herr geworden, und kannst Du jetzt ruhig bei Tische sitzen?«

»O, schon lange, mein Junge, und seit einer Stunde ist die Resi und bin ich fertig, und nun sind wir wieder im Stillen alten Geleise. Aber Du bist auch fleißig gewesen und hast wacker bis Mittag vor der Staffelei ausgehalten, nicht wahr?«

Franz lächelte heiter. »Ja,« sagte er, »aber das ist kein Wunder, ich bin auf angenehme Weise an die Arbeit gefesselt worden, denn meine Reisegefährtin ist wieder im Garten gewesen und hat meine Bitte erhört und mir gestattet, mein Bild nach der Natur zu verbessern und zu vervollkommnen.«

»Nun,« versetzte die Tante gedehnt, »das ist doch keine so gewaltige Gnade, die sie Dir da erwiesen, mein Freund! Wahrhaftig nicht. Manches schöne Weib würde

sich glücklich schätzen, wenn es ein Künstler von Deinen Fähigkeiten malen wollte! So sehe ich wenigstens die Sache an.«

»Du bist sehr gütig, Tante, nur begünstigst Du mich in diesem Falle doch etwas über die Gebühr. Viele schöne Frauen würden sich allerdings schon aus Eitelkeit gern copiren lassen, aber daß es diese eine thut, die nicht an Eitelkeit leidet, ist unter den vorliegenden Umständen eine Seltenheit. Wenn Du sie kenntest, würdest Du mich besser verstehen und Dich mit mir über die mir zugefügte Gunst freuen.«

»O, o, ich freue mich ja, aber – da wir einmal von schönen Frauen sprechen, so will ich Dir erzählen, daß ich heute eine große Schönheit gesehen habe.«

»Wo denn?« fragte Franz.

»Nun, wo denn sonst als hier, ich habe ja das Haus heute noch nicht verlassen.«

Franz spitzte die Ohren. »Hat sie Dich denn besucht?« fragte er, seine Augen auf irgend einen Gegenstand heftend, um das Gesicht der Tante zu umgehen.

»Mich besucht? O, wie käme eine Fremde wohl dazu, mein Sohn? Nein, sie ist hier vorübergegangen. Ich hatte mich eben angekleidet und stand auf den Stufen vor der Veranda und band meine Blumen an. Da kamen langsam die Straße entlang zwei Damen geschritten, und als sie vor unserm Hause waren, blieben sie stehen und betrachteten es sich ganz genau. Ich war anfangs nicht darüber verwundert, denn es sehen sich ja so viele vorübergehende Menschen unsere blumengeschmückte Veranda

an, aber da fiel mein Auge mit einem Mal auf das Gesicht der einen Dame, und da mußte ich mich wohl verwundern, denn ein so schönes Geschöpf habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.«

»Wie sah es denn aus? Beschreibe mir doch einmal das Gesicht,« bat Franz.

»Ja, Du lieber Gott, wie kann man ein schönes Gesicht denn beschreiben, mein Junge? Man kann doch nicht mit Farben und Linien sprechen. Oder soll ich Dir sagen, es sah aus wie Milch und Blut, wie Lilien und Rosen, das sagt Dir doch auch nichts – es war aber mit einem Wort reizend, unendlich schön.«

»So,« sagte der Maler still, »das hätte ich auch gern gesehen. Wie war denn die Figur? Hast Du einen Blick darauf geworfen? Denn Du weißt, daß eine gute Figur eine schöne Frau erst vollkommen schön macht.«

»O ja, das weiß ich. Aber gerade die Figur war göttlich, Franz. Du weißt, ich kann die zerbrechlichen Dingerchen nicht leiden, wie man sie so häufig in Wespentaillen eingedrechselt findet. Aber diese war nicht so steif eingewickelt, sie bewegte sich frei und frisch und zeigte Formen, wie sie jedes Weib haben sollte, wenn man es doch zu dem ›schönen‹ Geschlecht rechnen will.«

»Ei, ei, diese Schönheit muß ja von ganz besonderer Art gewesen sein! Wie war Deine Göttin denn gekleidet?«

»Ah, das verdient das größte Lob, mein Junge. Sie war sehr einfach gekleidet, und doch merkte man ihr an, daß sie etwas auf ihr Aeußeres hielt. Sie trug ein mattgelbes, weites Sommerkleid ohne allen Besatz, aber auch ohne

Crinoline, Gott sei Dank, und doch sah sie rund und vollkommen darin aus. Auf dem Kopf hatte sie ein kleines neckisches Strohgeflecht mit rothen Bändern sitzen, und über die Schultern war eine weiße Mantille von durchsichtigem Mull geworfen. Im Uebrigen – aber warum lachst Du?«

Franz lachte wirklich laut und lange, als ob er sich kaum bemeistern könne. »Ich lache,« sagte er endlich, »weil Du so genau schilderst, daß ich sie malen könnte. Ich will es nachher versuchen. Hast Du nach Tische einen Augenblick Zeit, um mit in mein Atelier zu kommen?«

»Gewiß, mein Junge, aber was soll ich dort?«

»Ich will unter Deiner Anleitung die Skizze zu dieser Schönen entwerfen – doch nein, ernstlich gesprochen, Tante, ich muß Dir durchaus ein Bild zeigen und Dich um Deine Meinung befragen.«

»Bist Du schon so weit damit vorgerückt?«

»Du sollst es sehen und selber urtheilen; doch jetzt laß uns speisen, mein alter Appetit meldet sich wieder.«

»Der soll bald befriedigt sein, mein guter Junge!« –

Die Tante eilte fort, und bald stand das Essen auf dem Tisch, und beide ließen es sich nach gethaner Arbeit wohlschmecken. Als sie aber fertig waren, erhob sich Franz und erinnerte die Tante an ihr Versprechen.

»Hast Du es denn so eilig?« fragte sie.

»Diesmal, ja. Komm nur, Du sollst bald erfahren, warum.«

Sie folgte ihm sogleich nach dem Gartenhause, stieg rasch hinter ihm her die Treppe hinauf, und wenige

Augenblicke später stand sie vor den beiden Bildern, die ihr Neffe zuletzt gemalt und die in der Hauptsache schon ziemlich weit vorgeschritten waren. Aber da, als sie kaum den ersten Blick darauf gerichtet, fuhr sie fast erschrocken zurück.

»Franz!« rief sie erstaunt. »Was sehe ich!«

Dieser erwiderte lächelnd: »Nun ja, ich sehe auch, was zu sehen ich fast überzeugt war. Ich kann Dir die schöne Dame zwar nicht im gelben langen Morgenkleide und im neckischen Strohhütchen zeigen, aber ich zeige sie Dir zu Pferde und in schottischer Tracht, die ihr wahrlich nicht weniger gut steht, wie mir Dein Gesicht zu sagen scheint.«

»Wie, Franz, das wäre Deine Reisegefährtin, mit der Du von der Grimsel herabgekommen bist?«

»Freilich ist sie es.«

»Nun, dann habe ich sie heute Morgen auch gesehen, und ich muß Dir bekennen, daß Du sie mir neulich lange nicht schön genug geschildert hast, obwohl ich schon glaubte, Du übertriebest. Aber bei Gott, dieses Weib ist ein Engel –«

»Bisweilen!« sagte Franz ernst und nur halblaut.

»Wie meinst Du das?« fragte die aufmerksame Tante, die immer noch erstaunt vor den beiden Gemälden stand und bald das eine, bald das andere anstarrte.

»Nun, ich sagte Dir's ja schon: diese Dame hat Waffen von der Natur empfangen, die sie eben nicht ungeschickt zu gebrauchen versteht. Sieh nur den Blick da an – wie gefällt Dir der?«

Die Tante stand in Anschauen versunken da. »Du hast Recht,« sagte sie nach einer Weile, »der Blick hat etwas Dämonisches, tief Ergreifendes und fast Drohendes. Aber so hat sie mich nicht angeschaut. Weißt Du wohl – ich will Dir ganz ehrlich meine Meinung sagen, und Du mußt es mir nicht übel nehmen – so interessant das Gesicht und so reizend diese schottische Tracht ist, es liegt etwas Selbstständiges, ich möchte sagen Kecktrotziges in dem Ganzen, was mir bei alledem nicht behagt und was ich an dem schönen Wesen heute Morgen nicht bemerkt habe.«

»Nun,« rief der Maler siegreich lächelnd, »wenn Dir dieses eigenthümliche Wesen nicht behagt, so behagt mir um so mehr Deine Bemerkung, denn wenn Du die getadelten Züge herausfindest, so heißt das nichts Anderes für mich, als daß ich diesmal die Natur vollkommen getroffen habe.«

»Also wirklich, sie sieht so aus, wie Du sie gemalt hast?«

»Vollständig, Tante, und besonders in jenen Reisekleidern und wenn sie sich mit mir zankt.«

»Sie zankt sich mit Dir?« rief die Tante erstaunt.

»Nun, ich nenne es so: eigentlich sind es nur kleine Wortscharmützel, die auch ihr Angenehmes haben, und wenn sie vorüber sind, schwindet jenes kecktrotzige Wesen, wie Du es nennst, und das Weib tritt wieder in seine Rechte.«

»Gott sei Dank, daß Du das sagst. Ich hatte Deine Reisegefährtin schon im Stillen liebgewonnen, und da ich diesen Blick sah, in dem eine versengende Flamme

brennt, erschrak ich, obgleich ich eigentlich nicht weiß, warum. Wenn sie aber bei alledem ein Weib ist, wie Du sagst, nun, dann hat sie auch weibliche Gefühle, und ich will ihr nicht zu viel gethan haben.«

»Sie kann mit Deinem Urtheil zufrieden sein, Tante, denn sie schien Dich heute Morgen bezaubert zu haben.«

»Das hatte sie, ja,« erwiderte sie, still mit dem Kopfe nickend, »aber Dein Bild hat mich wieder etwas entzaubert, und nun weiß ich nicht, wer von uns Beiden recht gesehen. Nun, male sie nur erst fertig, dann wollen wir weiter darüber sprechen. Ich bin neugierig, was Leo dazu sagen wird, wenn er es sieht. Jetzt aber muß ich gehen, mein Junge, Du sammt Deiner Schönen darfst mir mein Mittagsschläfchen nicht entziehen; ich bin etwas müde vom Hin- und Herlaufen. Gehen wir heute Abend ein wenig spazieren?«

»Gern. Um welche Zeit?«

»Ich denke, vor sieben nicht, es ist so arg heiß.«

»Punct sieben Uhr bin ich bei Dir, und nun lebe wohl!«

Franz ging noch nicht sogleich wieder an seine Arbeit. Er zündete sich eine Cigarre an und spazierte wohl eine Stunde lang in den schattigen Weingängen des Gartens sinnend langsam auf und ab, denn die Sonne war wirklich wieder des Gewölks Herr geworden und strahlte in voller Gluth vom wolkenlosen Himmel nieder. Erst um drei Uhr betrat er sein kühles Malzimmer und schickte

sich an, an dem Bilde weiter zu arbeiten, als er durch laute Stimmen unterbrochen wurde, die vom Nachbargarten aus sich hören ließen und von denen er die eine zu erkennen glaubte, da sie so hell und klar wie keine andere erklang. Er blickte aus dem Fenster, aber er nahm Niemanden wahr, und so begab er sich an die Arbeit. Noch einiger Zeit jedoch lockte ihn dieselbe Stimme nochmals an's Fenster, aber wiederum hatte er die kaum begonnene Arbeit vergeblich unterbrochen, und nun nahm er sich vor, sich weder durch Stimmen noch durch sonst etwas stören zu lassen, sondern fleißig bis um sechs Uhr zu malen, wo er sich nach dem Vorderhause begeben und zum Ausgehen ankleiden wollte.

Um vier Uhr brachte ihm Resi wie gewöhnlich Kaffee, und eben hatte sie sich wieder entfernt, als er, vor der Staffelei stehend, an dem Tische im Garten die beiden Damen bemerkte, die er vorher sprechen zu hören geglaubt und die keine anderen als Miß Edda und Miß Rosy waren. Letztere saß an dem Tische in ihrem gewöhnlichen Hauskleide und arbeitete im Schatten des Apfelbaumes; erstere dagegen, in einem reizenden, mit kleinen bunten Blüthen durchwebten weißen Kleide, den Hut auf dem Kopf und den Sonnenschirm in der Hand, stand vor ihr, sprach mit ihr und drehte ihm dabei den Rücken zu. Da hob plötzlich die Engländerin den Kopf in die Höhe, sah nach seinem Fenster hinauf und flüsterte ihrer Gefährtin einige Worte zu.

Franz, der sich unaufgefordert nicht in ihre Unterhaltung mischen wollte, arbeitete ruhig weiter, bis er plötzlich erlauschte, daß Miß Edda sich langsam entfernte und nur die Engländerin auf ihrem Platze zurückblieb. Als die abgehende Dame aber ganz aus seinem Gesichtskreise getreten war, drehte er sich nach dem Fenster hin, und da Miß Rosy in diesem Augenblick den Kopf zu ihm erhob, begrüßte er sie, was sie auf der Stelle mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit erwiderte.

Franz trat an das Fenster und sagte, indem er sich der englischen Sprache bediente: »Es ist heute der erste Nachmittag, Miß, den Sie im Freien verbringen. Scheuen Sie die große Hitze nicht?«

»Nein, Sir, ich fliehe sie sogar, indem ich mich hierher begebe, denn in unserm Hause ist es noch heißer als hier. Unsere Kranke befindet sich dabei behaglicher als wir, denn sie schläft ganz vortrefflich, weshalb ich jetzt einmal eine freie Stunde benutze, während Miß Edda einen Besuch macht.«

»Aha!« dachte Franz, »darum also hat sie sich so fein gekleidet. – »Ihre Kranke befindet sich also besser?« fragte er dann laut.

»Besser, das will ich nicht sagen, Sir, sie ist und bleibt immer krank genug,« und bei diesen Worten nahm ihr friedfertiges Gesicht einen fast kummervollen Ausdruck an.

»Halten Sie sie für sehr krank?« fragte Franz wieder.

Die Engländerin sah sich scheu im Garten um, da sie aber Niemanden bemerkte, stand sie von ihrem Stuhl auf,

kam dem Fenster näher und setzte sich auf den Stuhl vor der Hecke unter den Apfelbaum, der noch von der Morgensitzung her daselbst stand. »Darf ich Ihnen vertrauen, und wollen Sie mich nicht verrathen, Sir?« fragte sie mit einem wehmüthig bittenden Aufblick.

»Sie können mir vertrauen, und ich verrathe Sie nicht,« erwiderte Franz mit seinem ehrlichsten Gesicht, während ihm doch das Herz etwas lebhafter schlug.

»Nun denn, ich fürchte sehr für die arme Lady. Ich halte sie für kränker, als ich ihrem Gemahl und Miß Edda gestehen darf. Ich möchte beide nicht mit meiner Meinung erschrecken, und doch glaube ich, daß ich ein richtigeres Urtheil habe als sie.«

»Was für ein Urtheil haben Sie denn?« fragte Franz beklommen, auf den das ängstliche und geheimnißvolle Wesen der Engländerin einen tiefen Eindruck machte.

»Daß die Lady den Sommer nicht überleben wird.«

»O! An welcher Krankheit leidet sie denn eigentlich?«

Miß Rosy blickte wieder scheu umher, als sie sich aber allein sah, sagte sie mit noch leiserer Stimme: »Sie leidet an einer überaus schmerzlichen und kaum heilbaren Krankheit, denn ich glaube, Sir, ihr Herz ist krank und erliegt einem unüberwindlichen Heimweh!«

»Heimweh? Sollte das eine so schwere Krankheit sein?«

»Unter Umständen, ja, das hat auch unser Arzt gesagt, der noch immer hofft, daß der Anblick der Berge sie heilen wird, da sie sich eben nach den Bergen ihrer Heimat sehnt.«

»Darin irrt sich vielleicht der Arzt. Gerade der Anblick dieser Berge muß sie an die ihrigen erinnern und also auch die Krankheit nähren, wie ich es auffasse. Aber warum reist sie denn nicht nach Hause?«

Die Engländerin warf einen vielsagenden, aber ihm unerklärlichen Blick nach dem Maler hinauf und zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht,« sagte sie noch leiser als vorher, »und darum darf ich mich auch nicht bekümmern. Ach, bitte, sagen Sie Miß Edda nicht, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe, sie hat mir über alle Familienverhältnisse das tiefste Schweigen auferlegt, und ich gehorche ihr auch. In diesem Falle aber bin ich so ängstlich, daß ich mich freue, einmal offen mit Jemanden reden zu können, da ich unter den vielen fremden Menschen hier Niemanden habe, dem ich mich mittheilen kann.«

»Seien Sie versichert, daß ich ihr Vertrauen zu schätzen weiß und daß ich verschwiegen bin. Ich nehme Antheil an dieser Kranken.«

»Das weiß ich wohl – Sie haben es ja in den Bergen bewiesen, und darum spreche ich zu Ihnen.«

»Ist der Vater Miß Edda's noch verreist?« fragte er nach einer kleinen Pause.

»Er ist jetzt fast immer unterwegs,« sagte die Engländerin zögernd, »bald hier, bald da, und scheint nirgends Ruhe zu haben. Auch hat er viel zu thun. Heute ist er in Bern. – Doch schweigen wir davon und erfüllen Sie mir eine Bitte.«

»Reden Sie!«

»Malen Sie doch gefälligst weiter, wir könnten beobachtet werden – es giebt hier *sehr* scharfe Augen.«

»Von Wem denn beobachtet?«

Die Engländerin schwieg und schüttelte den Kopf, als dürfe sie auch darüber nicht sprechen.

Franz war sogleich an seine Staffelei zurückgetreten und malte langsam weiter. Es tauchte eine ganz neue Gedankenreihe in seinem Kopfe auf. Die Geheimnisse, die über der ihm bekannt gewordenen Familie schwebten, verdichteten und verdüsterten sich vor seinen Augen, so daß er fast peinlich davon berührt wurde. Von der Engländerin konnte und mochte er keine weitere Auskunft erhalten, und von Miß Edda hatte er in dieser Beziehung gar nichts zu erwarten. So war er tief in Gedanken versunken und bemerkte dabei nicht, daß sich Miß Rosy wieder nach dem Tisch zurückbegeben hatte, von wo sie nur zuweilen einen forschenden Blick nach ihm herüber warf, gerade als bewache sie ihn oder als habe sie den geheimen Auftrag erhalten, ihn nicht aus dem Auge zu lassen.

So verging die Zeit allmälig; als es aber etwa halb sechs Uhr war, kam der Diener der fremden Familie in den Garten und schritt gerade auf den Tisch zu, an welchem Miß Rosy noch immer schweigend saß. »Miß Rosy,« sagte er, als er ihr nahe war, »Miß Edda ist nach Hause gekommen und wünscht Sie zu sprechen.«

Miß Rosy stand sogleich auf, nahm ihr Körbchen mit der Stickerei auf, und indem sie sich gegen den Maler freundlich verbeugte, legte sie mit einer verständlichen

Geberde einen Finger auf die Lippen und sagte: »Sie haben es wohl gehört, ich werde gerufen. Leben Sie wohl, Sir, und vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben.«

Franz grüßte eben so freundlich hinüber, und bald darauf lag der Nachbargarten wieder einsam wie gewöhnlich vor seinen Augen. Er fühlte sich heute mehr denn je von der Arbeit ermüdet, woran vielleicht die große Hitze schuld war. So reinigte er denn seine Pinsel, stellte Alles in Ordnung, schloß das Fenster, ließ den Vorhang herab und schickte sich an, das Malzimmer zu verlassen, das nun auch wieder in seine alte Einsamkeit versank. Bald darauf sah man ihn nachdenklich den Weingang hinab nach dem Vorderhause schreiten, und als er dasselbe in seiner heiteren grünen Umgebung liegen sah, war ihm zu Muthe, als falle ein Alp von seiner Brust, der bang und geheimnißvoll darauf gelastet hatte.

Seines Versprechens eingedenk, mit der Tante um sieben Uhr spazieren zu gehen, fand er sich pünctlich bei ihr ein, das heißt, er begab sich etwas vor der festgesetzten Zeit nach der Veranda, wo er die fleißige Hausfrau, mit einer Arbeit beschäftigt, im Sommer in der Regel zu finden pflegte. Allein sie war diesmal nicht da, und eben wollte er sie im Garten aufsuchen, als Resi ihm in den Weg trat und seine Frage nach Tante Caroline dahin beantwortete, daß dieselbe noch in ihrem Zimmer sitze.

»In ihrem Zimmer?« sagte Franz leise zu sich. »Da ist sie ja selten, wenn es so heiß ist.« Und rasch schlug er den Weg dahin ein, klopfte an die Thür und trat in das Zimmer, sobald der Hereinruf der Tante laut geworden war.

Diese saß in einem behaglich eingerichteten Gemach, vom Fenster weit entfernt, auf dem Sopha und hatte die Hände unthätig im Schooße liegen, ein ihren Neffen, der gewohnt war, sie beständig arbeitsam zu sehen, befremdender Anblick, so daß er erstaunt vor ihr stehen blieb und sie, bevor er ein Wort sprach, aufmerksam und forschend betrachtete.

»Bist Du krank?« rief er besorgt aus, als er ihr ernstes und nachdenkliches Gesicht in's Auge faßte, auf dem sichtliche Spuren einer kaum vorübergegangenen inneren Bewegung zu bemerken war.

Sie lächelte sanft und schüttelte leise den Kopf, und indem sie die rechte Hand nach ihm ausstreckte, sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Milde und Freundlichkeit:

»Nein, Franz, ich bin nicht krank, ich denke nur so eben etwas nach, und das hat mich vielleicht ein wenig ernst gestimmt.«

»Worüber denkst Du denn nach?« fragte er theilnehmend, indem er, dem Zuge ihrer Hand folgend, an ihrer Seite auf dem Sopha Platz nahm und ihre Hand in der seinen behielt.

Ihr immer noch schönes dunkelblaues Auge senkte einen tiefdringenden Blick in die seinen, dann, als sie

sein ruhiges, offenes Gesicht eine Weile geprüft, lächelte sie abermals, wiewohl etwas gezwungen, und sagte langsam und mit auffallender Betonung: »Ich habe einen recht unverhofften Besuch gehabt, Franz.«

»Einen Besuch, und unverhofft? O, das ist ja in der Regel angenehm. Wer war es denn?« fragte er, mit jeder Sylbe langsamer redend, da er beinahe schon den unerwarteten Besuch errieth.

»Rathe einmal!« sagte die Tante und lächelte auf eine ganz seltsame, geheimnißvolle Weise.

»Ja, wie kann ich das?« versetzte er und senkte unwillkürlich den Kopf.

»Nun,« fuhr sie lebhafter fort, »zerbrich Dir den Kopf nicht, mein Junge, Du erräthst es gewiß nicht. Mit einem Wort: Deine Reisegefährtin vom Rhonegletscher hat mich besucht!«

»Also wirklich!« rief er und gab sich Mühe, seine mit Freude gemischte Verwunderung in einigen Schranken zu halten.

»Ja, wirklich, und eben dieser Besuch, siehst Du, hat mich einigermaßen nachdenklich gemacht und ernst gestimmt.«

»Warum denn? Die junge Dame scheint eben nicht vortheilhaft auf Dich gewirkt zu haben?«

Caroline wiegte den Kopf hin und her, als überlege sie, was sie darauf erwidern solle. »Nun, das will ich doch nicht sagen,« brachte sie endlich hervor, »aber nun gedulde Dich mit Deinen Fragen, ich will Dir Alles berichten, wie es gekommen, was wir gesprochen, und dann

auch, welchen Eindruck das junge Mädchen auf mich gemacht hat. – Sieh, ich saß da eben bei meinem Kaffee unter der Veranda, da trat die junge Dame, die gestern unser Haus vom Wege drüben gemustert, um die Ecke. Sie kam schnell zu mir heran und begrüßte mich mit einem so freundlichen und zuvorkommenden Wesen, als hätte sie mich schon längst gekannt, nachdem ich ihre Frage, ob sie die Ehre habe, Doctor Marssen's Schwester vor sich zu sehen, bejahend beantwortet hatte. Mein erstes Erstaunen schwand sehr bald, und ich ward von der ungewöhnlichen Erscheinung so schnell gewonnen, daß ich sie einlud, bei mir Platz zu nehmen und mit mir eine Tasse Kaffee zu trinken. Das that sie und auf eine mich so bezaubernde Weise, daß ich sie ganz zu fragen vergaß, welcher Umstand mir die Ehre ihres Besuches verschaffe. Aber sie ließ mich nicht lange auf die Beantwortung dieser unausgesprochenen Frage warten. Ohne alle Umstände fing sie von ihrer Reise an zu sprechen, erwähnte flüchtig das Zusammentreffen mit Dir und stattete mir dann im Namen ihrer Eltern den herzlichsten Dank für die so bereitwillig geliehenen Pferde ab, womit sie ohne allen Zwang die neue Bitte verband, ihr meinen Fuchs noch einmal zu einer ähnlichen kleinen Reise zu leihen, wenn ich desselben nicht benöthigt sei.«

Franz hatte, ohne sich zu regen, der ruhigen Erzählung der Tante bisher zugehört, und nur seine unwillkürlich arbeitenden Gesichtsmuskeln verriethen, welchen Antheil er an derselben nehme. Als sie nun aber schwieg,

lächelte er und sagte dann: »Sie scheint Dir also doch gefallen zu haben, diese kecktrotzige Dame. Hast Du denn nun etwas so Dämonisches und Drohendes an ihr entdeckt, wie Du es bei Betrachtung ihres Portraits zu finden glaubtest?«

»Nein, Franz,« erwiderte Caroline nach einigem Zögern, als sei sie sich noch nicht ganz klar über diesen Punct. »Es ist wunderbar, sie hat gegen mich nichts so Selbstständiges und Widerspruchvolles gezeigt, wie Du es mir an ihr geschildert hast, im Gegentheil, sie war von einer erstaunlichen weiblichen Milde und Freundlichkeit, ja, oft schien mir eine nur mit Gewalt unterdrückte Herzlichkeit durchschimmern zu wollen, und das, ja, warum soll ich es nicht gestehen, hat mich ganz wohlthätig berührt.«

»Ah, siehst Du, ich dachte es mir wohl. Nun bist Du also mit meiner neuen Bekanntschaft ausgesöhnt, nicht wahr?«

Caroline antwortete nicht gleich, sie war wieder in stilles Nachdenken verfallen, aus dem sie sich nur mit Mühe aufzuraffen schien. »Ausgesöhnt?« sagte sie leiser, das Wort des Neffen langsam wiederholend. »Nun ja, so ziemlich wenigstens, und ich kann mir wohl denken, daß und warum sie einen so günstigen Eindruck auf Dich gemacht hat, aber eben so auch, warum sie Dich wiederum abgestoßen hat.«

»So, kannst Du Dir das denken? Ei, da bin ich begierig, Deine Wahrnehmungen kennen zu lernen. – Doch hat sie

sonst gar nichts von mir gesprochen?« fragte er, sich ein möglichst gleichgültiges Ansehen gebend.

»Kein Wort, als daß Du, wie ich Dir schon gesagt, die Veranlassung warst, die Vortrefflichkeit unserer Pferde kennen zu lernen. Aber weißt Du, Franz – das waren die Lichtseiten dieses Besuchs – er hat auch einen Schatten bei mir hinterlassen.«

»Aha, jetzt beginnt die weibliche Kritik!« dachte Franz. – »Einen Schatten?« fragte er, etwas rascher athmend. »Nun, was hat denn denselben verursacht?«

»Eins hat mir gar nicht an ihr gefallen, mein Sohn, und ich will es Dir gerade heraus sagen.«

»Was war denn das?« fragte er mit etwas unsicherer Stimme, da die Erzählende wieder stockte.

»Sie hat auch mir ihren Namen nicht genannt, obgleich ich sie bat, ihn mir zu nennen, und das that sie mit einer Miene, die mich doch etwas an einen in ihr nagenden weltlichen Stolz erinnerte. Doch ich will nicht zu schnell urtheilen, sie ist vielleicht eine jener vornehmen Personen, die es nicht für nöthig halten, gewöhnlichen Menschen, wie wir es wahrscheinlich in ihren Augen sind, ihren Namen und Stand zu enthüllen.«

Franz schien etwas betroffen. »Also diesen Stolz hast Du auch an ihr bemerkt?« fragte er. »Ich glaubte, sie würde Dich denselben weniger haben fühlen lassen, als mich.«

»O, ich kann mich ja nicht über sie beklagen, mein Freund. Sie war und blieb im Ganzen, wie sie gleich im

Anfang gewesen, freundlich und mild, obgleich sie in gewisser Beziehung etwas vornehm Ablehnendes – Du verstehst mich schon – an den Tag legte.«

»Ja, ja, ich verstehe nur zu gut. Aber was sprach sie denn sonst noch mit Dir?« fragte Franz nach einiger Zeit, da die Tante wieder in ihr nachdenkliches Schweigen verfallen war, als verhehle sie dem aufmerksam Zuhörenden noch etwas, oder als wage sie sich nicht ganz mit der Sprache heraus.

»O, wenn ich Dir das Alles erzählen wollte, müßte ich lange sprechen, Franz,« sagte sie endlich. »Gott weiß, wo sie die Fragen alle hernahm, denn sie erkundigte sich nach allem Möglichen. So fragte sie mich unter Anderm, wie es mir hier gefiele, und ob ich zufrieden und glücklich wäre, ob ich mich im langen stillen Winter nicht langweilte, so daß sie mich bisweilen fast in Verlegenheit setzte; aber in allen diesen Fragen sprach sich eine so herzliche Theilnahme aus, daß ich mich doch ordentlich gerührt davon fühlte. Da faßte ich mir ein Herz und kam noch einmal auf meine Frage nach ihrem Namen zurück. »Nun,« sagte sie da, »ich will Ihnen wenigstens sagen, daß ich selbst Edda heiße, aber mehr werde und darf ich Ihnen nicht sagen, eben so wenig wie irgend einem Menschen hier. Verdenken Sie mir das nicht,« fügte sie bittend hinzu, und ergriff mit ihrer reizenden Hand die meine und drückte sie wiederholt, »aber wenn ich auch viel jünger und unerfahrener bin als Sie, meinen Pflichten komme ich eben so streng nach wie Sie.« – Was haben Sie denn für schwere Pflichten zu erfüllen? fragte

ich darauf, da sie auf dieses Wort einen starken Nachdruck legte.«

»Ich muß vor allen Dingen meinem Vater gehorsam sein,« sagte sie mit einem ernsten Gesichtsausdruck, »und der hat wohl seine Gründe, daß er durchaus unerkannt sich in der Schweiz aufhält. Seine Stellung in der Welt verlangt das einmal, nicht gerade zu meiner besonderen Freude, aber ich leide auch darunter nicht sonderlich, da es mir im Ganzen einerlei ist, wofür man mich hält. So führt er auch hier einen Namen – ich sage das nur Ihnen allein – der nicht sein wahrer Name ist, aber Ihnen muß ich das sagen, damit Sie nicht glauben, ich wollte blos Ihnen unseren wirklichen Namen verschweigen, während ihn andere kennen. Einen falschen Namen aber *Ihnen* als den wirklichen anzugeben, bin ich nicht im Stande, da mir die Lüge nie verhaßter vorgekommen ist, als wenn ich in Augen schaue, wie die Ihrigen sind, das heißt, so treu und redlich, wie sie nur ein Mensch haben kann.« – Das Alles sprach sie mit klaren Worten und verständlichem Sinn, und doch verstand ich sie nicht ganz, wie mir überhaupt vieles in ihrem Wesen räthselhaft vorkam. Jedenfalls, und ich wundere mich, daß Dir das noch nicht aufgefallen ist, spricht sie das Deutsche mit einiger Mühe, sie accentuirt die Worte scharf und besinnt sich oft lange auf einen Ausdruck, der dann vielleicht nicht immer das sagte, was er sagen soll.«

»Aber das ist ja ganz natürlich, beste Tante,« fiel ihr Franz in die Rede, »da sie eine Ausländerin und wahrscheinlich eine Schottin ist.«

»Nein, das glaube ich nicht,« sagte Caroline bestimmt, »vielmehr glaube ich, daß sie eine geborene Deutsche ist, die nur von Jugend auf, wie vornehme Kinder, mehr fremde Sprachen als ihre Muttersprache hat sprechen müssen. Ich habe mir schon gedacht, ihr Vater sei ein armer, kleiner Winkelprinz, wie wir bei uns so viele haben, und der –«

Franz lachte laut. »Nein, liebe Tante,« sagte er, als sie ihn verwundert anblickte, »darin täuschest Du Dich. In dieser Beziehung habe ich eine viel richtigere Entdeckung gemacht, und da sie mir anfangs ziemlich gleichgültig erschien, habe ich bisher noch nicht darüber gesprochen.« Und nun erzählte er ihr, wie ihm an jenem Nachmittag auf Felsenegg die Wirthin gesagt, daß sie den Fremden habe als Excellenz anreden hören, aber er sagte ihr nicht, daß dieser Titel in Bezug auf die schöne Tochter ein so großes Unbehagen in ihm erzeugt hatte.

»So,« sagte Caroline. »Also eine Excellenz! Na, das ist auch was Rechtes! In meinen Augen hat das nicht viel zu bedeuten und in den Deinen hoffentlich auch nicht. Wir legen auf andere Dinge mehr Werth als auf weltliche Titel und Würden, nicht wahr, mein Junge?«

Franz nickte blos, denn er wußte nicht, was er darauf erwidern sollte. »Hast Du ihr denn Dein Pferd zugesagt?« fragte er plötzlich, im Stillen froh, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand leiten zu können.

»Natürlich, und wie konnte ich anders, da sie mich so herzlich bat und mir außerdem sagte, daß Du sie auf einige Tage in die Berge begleiten würdest. Willst Du denn das nicht?«

»Gewiß, liebe Tante, sie sprach erst heute Morgen mit mir darüber, und ich sagte es ihr halb und halb zu.«

»Thu' es ganz, thu' es ganz, mein Junge, und vergnüge Dich, ich wünsche es Dir von Herzen und Dein Vater auch. Du arbeitest Dich noch todt, wenn Du so fortfährst, wie Du jetzt wieder begonnen hast.«

»O, o, man stirbt von der Arbeit nicht, wenigstens nicht so leicht, wie man beim Müßiggang verkommt.«

Caroline hatte ihr Gesicht zu Boden geneigt und starrte trüb vor sich hin, und es war Franz gerade so, als ob sich in ihrer Brust etwas losringe, was ihm bisher noch vorenthalten war. Er sollte auch nicht lange darauf warten. Plötzlich erhob sie den Kopf wieder, ergriff fest seine Hand, sah ihn mit einem unaussprechlich liebevollen Blick an und sagte:

»Franz!«

»Was wünschest Du, liebe Tante?« fragte er zärtlich.

»Es liegt mir noch etwas auf dem Herzen, was ich vergeblich niederzukämpfen suche. Ja, sei mir nicht böse, aber ich muß es Dir sagen, ich darf es Dir nicht verschweigen, denn ich habe Dich zu lieb, um Dich nicht vor Schaden bewahren zu wollen.«

»Vor Schaden? Woher droht er mir denn?«

»Man kann nie wissen, von welcher Seite er kommt, und deshalb muß man jederzeit nach allen Richtungen

hin vorsichtig sein. Doch hier habe ich nur eine Seite im Auge, und ich will Dir jetzt den Vorhang davon fortziehen. Ja, mein Junge, ich will und muß Dir eine Warnung zukommen lassen, so seltsam das auch aus meinem Munde, Dir gegenüber, klingen mag. Und gerade vor diesem Mädchen, dieser geheimnißvollen Edda will und muß ich Dich warnen. Denn sieh: daß dieses Mädchen Dich mächtig anzieht, habe ich vom ersten Augenblick an gemerkt, so sehr Du auch manches Einzelne an ihr auszusetzen hattest. Und das ist mir auch erklärlich, ich verdenke es Dir gar nicht, daß sie Dir gefällt, denn sie ist wunderbar schön, fast zu schön für eine menschliche Creatur, und wer weiß, wie viel Unglück sie damit schon gestiftet hat oder noch stiften wird. Aber sieh, mein Junge, und nun kommt es: bei all' dieser Schönheit liegt etwas Gefährliches, etwas, was ich eben nicht nennen kann, weil ich nicht weiß, was es ist. Daß es aber vorhanden ist, sagt mir mein weibliches Gefühl. Ich habe sie mir recht genau angesehen, Franz, habe jeden Zug dieses fast durchsichtig klaren, herrlichen Gesichts durchforscht, und da will mich bedünken, als ob in diesem rothbraunen, glühenden Auge etwas, wie soll ich sagen, etwas Raubthierartiges schlummerte – still, unterbrich mich noch nicht. In der Tiefe desselben, gleichsam im Hinterhalte lauernd, und ich habe tief genug hineingeschaut, liegt etwas, was ich nicht verstehe, woraus ich nicht klug werden kann, aber es ist jedenfalls etwas Dunkeles, Finsteres, wovor ich

zurückbebe, und was mich ängstigt. Hier hast Du nun Alles, was ich Dir sagen kann. Hüte Dich also vor dieser unbekannten Gefahr – ich bitte Dich darum. Denn sieh', je schöner ein solches Weib ist – ich möchte sie beinahe mit Deiner berühmten Rheinnixe, der Loreley, vergleichen – um so gefährlicher ist es für einen jungen Mann, der arglos mit seinem Herzen umgeht und darum auch arglos in eine Schlinge fallen kann. Ich kenne das Leben, mein Lieber, und möchte Dich vor Schmerzen bewahrt sehen, in die schon viele Unerfahrene und Schuldlose gefallen sind. Ach!« – und hier fing Caroline leise zu weinen an – »ich kenne diese Schmerzen aus Erfahrung, mein Sohn, und daß ich Dir das sage, mag Dir beweisen, wie gern ich Dir sie ersparen möchte. Alles Unglück, welches ich durch mein ganzes vergangenes und zukünftiges Leben mit herumschleppe, ist durch eine unausrottbare Liebe entstanden, die ich zu einem meiner nicht Würdigen hegte. Hüte Dich also vor einer Liebe zu einer *Deiner* nicht Würdigen –«

»Aber, liebe Tante,« unterbrach sie Franz fast heftig, »Du setzest da Dinge voraus, die noch gar nicht existiren –«

»Still, mein Sohn, still, die Liebe meldet sich nicht gehorsamst an und bleibt, demüthig anklopfend, vor der Thür stehen, wenn sie in ein Herz einziehen will, sondern sie stürzt sich kopfüber hinein, und dann ist es vorbei, mit dem Nachdenken und dem Schutze dagegen.«

»Woraus schließest Du denn, daß sie sich auch kopfüber in mein Herz stürzen könnte?«

»Franz,« rief die Tante, »sei ehrlich mit mir, da Du es mit Dir selbst bist – sage mir offen: hat dieses schöne, unbegreifliche Wesen nicht einen tiefen Eindruck auf Dich gemacht? Aber ich will die Wahrheit hören.«

Franz erröthete leicht, aber er konnte noch ruhig und mit gutem Gewissen antworten: »O ja, einen gewissen Eindruck hat sie auf mich gemacht, aber sie zu lieben, Tante, davon bin ich weiter entfernt, als Du denken magst.«

»O, ich denke noch gar nicht daran, hoffentlich habe ich auch keinen Grund dazu, aber ich warne Dich ja blos, damit Du nicht in Unheil gerathest. Wüßtest Du, wer und was sie ist – ob sie die Tochter einer Excellenz oder eines Grafen ist, das wäre mir ganz einerlei – aber –«

»Ich bitte Dich, Tante,« unterbrach sie Franz noch einmal und stand von seinem Platze auf, »laß das lieber, Du ängstigst Dich und mich wirklich ohne Noth. Du nimmst eine Sache so ernst, die ich noch in mir selbst fast als Scherz betrachte.«

»Daß Du Dich nur nicht in Dir selbst irrst! Ein von den Schleiern der Zukunft verhülltes Schicksal kann man nicht ernst genug nehmen, und jedes Menschen Schicksal und Zukunft, also auch die Deinen, sind noch verhüllt. Doch, mein Junge, ich will aufhören, davon zu reden, ich sehe, es ist Dir unangenehm, und vielleicht bin ich wirklich etwas zu weit gegangen. Doch noch *ein* Versprechen sollst Du mir geben – willst Du?«

»Gern, Tante, wenn ich es halten kann.«

»Wenn Du willst, kannst Du es halten. Sage es mir, wenn Dein Herz einmal sprechen sollte, ob früher ob später, und laß mich die Erste sein, die Dir zu Deinem Wohle Glück wünscht, oder, was Gott verhüte, die Erste, die Dich von einem falschen Schritt zurückhält, den ein fremdes Auge immer besser erkennt als das eigene. Willst Du das?«

»Ja, Tante,« rief Franz heiter lachend, »das will ich, mein Wort darauf!«

»Gut, ich halte Dein Wort fest. Und nun, da Du wirklich herzlich lachen kannst, bin ich wieder froh, denn ich sehe, daß dieses Feuerauge Dir doch noch nicht die Seele verbrannt hat.«

»Nein, meine Seele ist noch nicht verbrannt, da hast Du recht, und um Dir das zu beweisen, wollen wir jetzt unsern Spaziergang antreten und dabei recht heiter und guter Dinge sein.«

Sechstes Kapitel. Der Antritt einer neuen Bergreise.

Obgleich es Franz Marssen möglich, ja sogar nicht einmal schwer gewesen war, auf dem abendlichen Spaziergange mit der guten Caroline eine ziemlich heitere Laune zur Schau zu tragen, so war er im Grunde doch nichts weniger als wirklich heiter gestimmt, denn jene Unterredung hatte in seinem Gemüth wie einen bitteren Bodensatz, den Anreiz zu ernstem Nachdenken hinterlassen, der langsam in ihm fortwirkte und erst ganz zum Durchbruch kam, als er spät Abends wieder allein war,

als die dunkle Nacht herabsank und er nun in ungestörter Stille sich Rechenschaft über den vergangenen Tag und die Ereignisse ablegte, die derselbe herbeigeführt. Und je länger er nun über die seltsame Warnung der Tante nachdachte, um so mehr mußte er sich gestehen, daß dieselbe für jetzt freilich ziemlich gegenstandslos, aber für die Zukunft doch nicht so ganz ohne Bedeutung sei, wie sie ihm im ersten Augenblick hatte erscheinen wollen. So fühlte er sich durch ihre Auffassung der Sachlage allerdings etwas eingeschüchtert, um so mehr, da sich allmälig ein, freilich nur halb klares Bewußtsein bei ihm einstellte, als sei die erfahrene Frau denn doch in vielen einzelnen Dingen der Wahrheit ziemlich nahe gekommen.

»Nun ja,« sagte er endlich, nachdem er sich alle ihre Worte noch einmal wiederholt hatte, »wenigstens meint sie es gut mit mir, und es kann niemals schaden, wenn man überall und zu jeder Zeit auf seiner Hut ist. Ich werde mich streng beobachten, ich werde jedes Wort, was aus dem Munde jenes geheimnißvollen Wesens kommt, genau prüfen und meine Antwort eben so genau erwägen, und ertappe ich mich auf einem gefahrvollen Wege, wie ihn Tante Caroline schon von ferne wittert, dann will ich lieber eine Bekanntschaft abbrechen, die mir für die Folge keine Freude verspricht und ohne die ich ja doch auch am Ende ruhig und zufrieden hätte leben können. Nur diese Reise in die Berge mitzumachen, werde ich nicht umhin können. Ich habe es einmal versprochen,

und sie soll der Prüfstein sein, ob ich mich dieser Bekanntschaft noch länger erfreuen darf, oder ob ich sie kurz abbrechen muß.«

So dachte Franz Marssen in der stillen, dunklen geheimnißvollen Nacht, wo Alles viel schwärzer und trüber, auch unkenntlicher und gefährlicher aussieht als bei Tage. Am hellen Morgen aber, als er die Augen aufschlug, als er einen reinen, klaren Himmel gewahrte und die Sonnenstrahlen auf Gräsern und Blättern blitzen und glühen sah, da war er wieder der sorglose, ruhige Mann geworden, wie er es immer gewesen, und er mußte über sich selbst und Tante Caroline lächeln, daß diese im Stande gewesen war, durch ihre phantastischen, nebelhaften Hirngespinste, wie er es nannte, ihn auch nur einen Augenblick in Bezug auf seine Handlungsweise zweifelhaft zu machen. »Nein, nein,« sagte er sich nun, »fort mit euch, ihr nächtlichen Schatten und Phantasiegebilde. Ich sehe jetzt Alles klar, wie es ist. Warum soll ich eine Bekanntschaft aufgeben, wenn irgend ein Anderer, sollte dies selbst Tante Caroline sein, dadurch beängstigt wird. Mich, mich beängstigt sie noch nicht, mich erfreut und befriedigt sie, und ich sehe nicht ein, warum ich mein Auge nicht auch gern auf einem schönen Geschöpfe sollte ruhen lassen, wenn Millionen andere es mit Freude betrachten. So, nun bin ich in der rechten Stimmung, einen kühnen Pinsel zu führen, und ich will auch gleich damit meinen Tag beginnen und dem Schöpfer durch meine Kunst ein Danklied singen, daß er mir ein so wundervolles Modell vor Augen geführt hat.«

So finden wir ihn denn schon am frühen Morgen an der Staffelei eifrig beschäftigt, und mit großer Vorliebe malte er diesmal an dem sichtbar vorschreitenden Portrait die schönen frischrothen und vollen Lippen, wobei er nur bedauerte, daß es ihm nicht gestattet sei, auch die kleinen, milchweißen Zähne durchschimmern zu lassen, die so oft, wenn Miß Edda einmal gelacht hatte, seine Freude gewesen waren, denn er, der selbst so schöne Zähne hatte, war ein Liebhaber dieser herrlichen Zierde, und er behauptete oft gegen andere Künstler, daß er lieber ein Gesicht mit minder schönen Augen als Zähnen sehen und also auch malen wollte.

Um sieben Uhr nahm er wie gewöhnlich mit Tante Caroline das Frühstück ein. Sie war heiter und ruhig gestimmt, wie am Spätabend vorher, denn ihre Besorgnisse hatte sie ja nun ausgeschüttet, und es war Windstille in ihrem Herzen eingetreten. Auch erschien ihr Franz so überaus fröhlich gelaunt, daß sie selbst immer fröhlicher ward und ein ganz anderes Aussehen gewann, als am Nachmittag des vorigen Tages, wo sie jene düstere Warnung ausgesprochen hatte.

Um acht Uhr aber saß unser Freund schon wieder vor der Staffelei, und da ihm einige schwere Pinselstriche in den feineren Linien um den Mund meisterhaft geglückt waren, so hatte er sich in eine so freudige Stimmung hineingearbeitet, daß er jetzt fast lachen mußte, wenn er an die ernste Unterhaltung am Abend vorher zurückdachte. »Kommen Sie nur wieder, Miß Edda,« sagte er still zu sich, »Sie werden sehr bald finden, daß Sie mir nicht

gefährlich sind. Als Maler liebe ich Sie gewiß, und das darf mir keiner verdenken; als Mensch aber fürchte ich mich vor keiner Schönheit, auch vor der ihrigen nicht, und sie soll mir nur Freude und Genuß, aber wahrhaftig kein Herzklopfen verursachen.«

So sprach er, ohne damit das Schicksal herausfordern zu wollen; aber das Schicksal ist wachsam und hat ein scharfes Ohr; es vernimmt oft den leisesten Ruf und, da es auch schnell auf den Füßen ist, führt es uns oft rasch in den Weg, was wir noch so eben gedacht haben. So sollte es auch heute und hier der Fall sein. Denn kaum hatte der Maler seinen kleinen Monolog gehalten, so vernahm sein Ohr ein seltsames Rauschen von gewissen dünnen und feinen Stoffen über den Rasen hin, und ehe er noch sein Auge erhob, um sich zu überzeugen, was dasselbe veranlaßt habe, deutete schon sein Herz, wider sein Wissen und Wollen, durch raschere Schläge an, daß es errathen habe, wer der Nahende und was die Ursache dieses Rauschens sei.

Als Franz Marssen den Kopf erhob und nach dem Garten blickte, sah er Miß Edda mit einem Körbchen in der Hand unter dem Apfelbaume stehen, in dem ebenfalls Brodbrocken enthalten waren, wie sie die Vögel erst kurz vorher von dem Maler empfangen hatten. Sie streute sie eben auf den Rasen aus, aber kein Vogel kam herbei, um das so reichlich Gebotene mit seinem Schnabel aufzupicken. Sie blickte sich mit ihren großen Augen neugierig fragend nach den Zweigen im Kreise um und dabei geriethen dieselben in den Bereich des Fensters, bis sie

plötzlich auf zwei andere Augen trafen, die lächelnd auf sie und ihr Thun herniederschauten, das offenbar eine Nachahmung der schon öfter belauschten Morgenspende war.

»Guten Morgen!« rief sie mit ihrer klangreichen Stimme herauf. »Ist das nicht merkwürdig? Sehen Sie doch! Zu mir kommt kein Vogel herunter, und wenn Sie pfeifen und sie rufen, fliegen sogleich Hunderte herbei – ich habe es neulich wohl mit angesehen.«

»Sie stehen ihnen zu nahe, mein Fräulein, und deshalb fürchten sie sich vor Ihnen. Ich stehe hier außer ihrem Bereich und kann ihnen nichts anhaben; die Thiere sind klug genug, um das zu wissen.«

»Also ist es gefährlich, oder wenigstens Furcht einflößend, wenn man Jemand so nahe steht?« fragte sie, sich wieder nach den Vögeln auf den Bäumen umschauend.

»Die Sperlinge mögen es so aufnehmen,« erwiderte Franz ernst, »bei anderen Geschöpfen, die größer und stärker sind, mag es indessen nicht der Fall sein.«

»Das ist ein wahrer Trost für mich, den Sie da sprechen,« versetzte die schöne Schottin neckend, »denn sonst würde ich es wahrhaftig nicht mehr wagen, mich unter diesen Apfelbaum in die Nähe Ihres Fensters zu setzen. Ich bin nur ein Weib und fürchte mich leicht.«

Sie sagte das mit einem Anflug von Ironie und Franz merkte es wohl, aber er war innerlich so verwundert, daß die junge Dame gleich im Anfange ihrer Unterhaltung auf

dieses Thema kam, daß er sich im Stillen die Frage vorlegte: ob es wohl möglich sei, daß sie seine Unterredung gestern mit der Tante Caroline gehört habe?

Und siehe da, kaum hatte er an Letztere gedacht, so erhob Miß Edda ihren Kopf noch einmal zu ihm und sagte mit einem ganz anderen, viel milderen Gesichtsausdruck als vorher:

»Sie wissen wohl schon, daß ich gestern bei Ihrer Tante gewesen bin, nicht wahr?«

»Ja, mein Fräulein, ich habe es gehört und mich darüber aufrichtig gefreut.«

»Warum gefreut?« fragte Miß Edda mit einem Aufblick voll merklicher Spannung.

»Weil Sie meiner guten, zurückgezogen lebenden Tante einen so freundlichen Besuch abgestattet haben.«

»Den war ich ihr schuldig, und wissen Sie, daß ich sie recht oft besuchen werde, wenn ich erst aus den Bergen zurückgekehrt bin? Ja, das ist mein Vorsatz, und ich führe stets aus, was ich mir vornehme.«

»Sie sind sehr gütig und meine Tante wird Ihnen dafür sehr dankbar sein.«

»Ja,« fuhr sie fort, ohne auf seine letzten Worte zu achten, »Ihre Tante hat mir sehr gut gefallen. Sie ist eine weiche, liebevolle, herzliche Frau, die eine überaus zarte und weibliche Seele hat.«

»Haben Sie das so bald entdeckt?«

»Auf der Stelle. Ich sehe scharf. Uebrigens war es leicht, das zu erkennen. Ihr Gesicht spricht deutlich genug. Es sieht bisweilen etwas schwermüthig aus und

macht den Eindruck, als habe Ihre Tante in ihrem Leben vielen Kummer gehabt.«

»O ja!« sagte Franz Marssen, der schon längst wieder an seine Staffelei zurückgetreten und bemüht war, sein Portrait von der Nähe derer, die es darstellte, Vortheil ziehen zu lassen.

»Sie sagen das sehr gleichgültig!« scholl es etwas herbe zu ihm hinauf.

»Gleichgültig? Gott bewahre mich davor! Der große Kummer, den meine Tante im Leben erfahren, ist mir nie gleichgültig gewesen und kann es auch wohl der Natur der Sache nach nicht sein. Ich habe nur noch zwei Verwandte am Leben, meinen Vater und seine Schwester, und in diesen beiden concentrirt sich alle meine Liebe.«

»Das ist auch recht,« lautete es sanfter herüber, »doch nun lassen Sie mich von etwas Anderem sprechen. Es wird Zeit, daß ich Ihnen die nöthigen Mittheilungen über unsere Reise mache. Die Gesellschaft wird sich morgen früh um sechs Uhr vor unserer Thür einfinden, und wenn wir vollzählig sind, fahren wir ab. Mein Vater bleibt zu Hause und Miß Rosy leistet meiner Mutter Gesellschaft. Ich selbst werde unter dem Schutze einer holländischen Familie reisen, mit der mein Vater schon lange befreundet ist. – Nun, Sie sagen ja nichts – steht Ihnen das Alles nicht an?«

Franz hielt im Malen inne, wandte sein Gesicht zum Fenster hinaus und sagte mit einem stillen Seufzer: »Was soll ich denn dazu sagen? Sie wollen mich also wirklich mitnehmen?«

»Wie? Sie fragen noch? Haben Sie mir nicht gestern schon zugesagt? Oder können Sie sich vielleicht von Ihrem Portrait da drinnen nicht trennen?«

Jetzt lächelte Franz und, sich leicht verbeugend, sagte er: »Da das Original selber mit von der Partie ist, wird mir der Abschied von der Copie leicht werden. Wohin geht die Reise zunächst?«

»O, Sie scheinen ja sehr vergeßlich zu sein. Man muß wirklich mit Ihnen Nachsicht haben. Also: zunächst geht es über die Wengernalp nach der Eisgrotte im Grindelwaldgletscher, und von da am nächsten Tage so tief in die Wildniß hinein, wie wir vordringen können. Ich will Ihnen einmal zeigen, daß auch Frauen nicht allein einen Willen, sondern auch Muth und Kraft haben, ihn auszuführen.«

»Ich habe weder an Ihrem Willen noch an Ihrem Muthe gezweifelt, und wie weit Ihre Kraft reicht, werde ich bald durch den Augenschein kennen lernen. Sie werden doch bis Lauterbrunnen fahren?«

»Natürlich. Aber wir sind sechs Personen und haben nur *einen* Wagen; für Sie wird also kein Platz mehr darin sein.«

»Incommodiren Sie sich meinetwegen nicht, ich habe ein gutes Pferd und werde also von Hause aus reiten.«

»Nun, dann sind wir ja einig, Gott sei Dank! Es hat mir ordentlich Mühe gemacht, alle die verschiedenen Querköpfe unter einen Hut zu bringen, und Sie haben zuletzt auch noch eine störrische Miene gezeigt. Ich werde Ihnen das nicht vergessen und bei Gelegenheit Vergeltung

üben. Jetzt aber erlauben Sie mir die Frage: wie weit sind Sie mit dem Portrait gekommen? Wird es bald fertig sein?«

Franz zuckte die Achseln. »Das hängt nicht allein von mir ab,« sagte er.

»Von Wem denn?«

»Von Dem, der dazu eben so nöthig ist wie ich – also von Ihnen. Im Ganzen ist es gediehen, das kleinere Detail spare ich mir für eine günstigere Zeit auf. Auch muß ich Sie nothwendig noch einmal in Ihrem schottischen Reitkleide sehen.«

Miß Edda lächelte verschmitzt. »So. Nun, das muß man sich also merken. Haben Sie Geduld!« –

»Ihre Frau Mutter,« begann der Maler nach einiger Zeit wieder, »befindet sich also leidlich?«

»Sie behauptet es wenigstens und hat mich mit Gewalt zu diesem Ausflug gedrängt. Ich bin ihr zu lebhaft, sagt sie mir alle Tage, und selbst mein Schweigen ist ihr zu laut. Miß Rosy wird mich daher vollkommen vertreten, die ist sogar still, wenn sie spricht.«

»Ihr Herr Vater ist ja auch da!«

»O ja, freilich, aber der wird ihr nicht viel Unruhe machen, er ist wenig zu Haus. Er hat hier einen Kreis von Männern gefunden, mit denen er nach Gefallen politisiren kann. Es ist ein Glück, daß ich die Jeremiaden dieser Herren nicht alle Tage anzuhören brauche, ich habe die Politik schon lange satt.«

»Haben Sie sich denn viel in Ihrem Leben damit beschäftigt?«

Miß Edda wollte eine Antwort darauf geben, aber sie besann sich. »Halt!« rief sie mit einem Mal, »das geht Sie nichts an. Sie dürfen nicht zu tief in meine Karten blicken. Sie haben schon viel zu viel gesehen. Ihre Augen sind gut organisirt, und Ihr Kopf unterstützt sie redlich. Sie sind eigentlich zum Kundschafter geboren.«

»Gibt es auch weibliche Kundschafter?« fragte Franz, von der Seite nach dem blühenden Gesicht der Dame schielend, das sich voll und warm nach ihm hingewandt hatte.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich frage danach, weil ich glaube, daß das weibliche Geschlecht für diese Kunst – Diplomaten machen sogar eine Wissenschaft daraus – großes Talent besitzt und weil ich, wenn ich eine große Meisterin darin auffinden könnte, gern bei ihr Unterricht nehmen würde.«

Das Gesicht der Dame entzog sich ihm in diesem Augenblick, und er konnte beim besten Willen nicht wahrnehmen, ob ein unterdrücktes Lächeln oder eine vorübergehende Verlegenheit ihre Züge belebte. Nach einer Weile aber erhob sie den Kopf wieder und sagte:

»Wenn Sie noch einen maliciösen Zug in meinem Gesicht anbringen wollen, so beeilen Sie sich. Meine Zeit ist abgelaufen, und ich muß an die Toilette denken.«

»Wollen Sie sich noch schöner kleiden, als Sie gewöhnlich gekleidet gehen?«

»Bitte! Das gehört nicht in Ihre Kunst – Diplomaten nennen es vielleicht auch eine Wissenschaft. Malen Sie

geschwind, ich gebe Ihnen nur noch fünfzehn Minuten Zeit.«

»Dann sitzen Sie gefälligst still und wenden Sie den Kopf nicht so häufig von meinem Fenster fort.«

Mit einer ironisch zustimmenden Verbeugung wandte sie ihm nun den schönen Kopf zu, und in den nächsten fünfzehn Minuten verhielt sie sich so still, daß der Maler seine Freude daran hatte und unter leichter Plauderei eine reiche Ausbeute für seinen Pinsel gewann. Kaum aber hatte die kleine Uhr, die an Miß Edda's Gürtel hing, ihr gesagt, daß die fünfzehn Minuten vorüber seien, so sprang sie hastig auf und rief:

»So, nun habe ich lange genug Modell gesessen und mich fürchterlich gelangweilt. Jetzt will ich mich meiner Freiheit bedienen und sie damit beginnen, daß ich Ihnen einen guten Morgen wünsche. Rüsten Sie sich also bis morgen. Um sechs Uhr werde ich die Ehre haben, Ihnen unsere Reisegesellschaft vorzustellen.«

»An mir soll es nicht fehlen, doch haben Sie mir noch nicht gesagt, auf wie viel Tage ich mich einzurichten habe.«

»Rechnen Sie drei oder vier, Sie werden sich ja wohl so lange Urlaub ertheilen dürfen. Und nun leben Sie wohl!«

Sie nickte vertraulich, zog ihr leichtes Tuch nach den Schultern empor, setzte den Hut, den sie vorher auf den Rasen geworfen, auf das glänzend braune Haar und rauschte von dem Apfelbaum fort. Franz, dem die plötzliche Stille vor seinem Fenster fast drückend vorkam, sah ihr lange nach, dann schüttelte er den Kopf und kehrte

zur Staffelei zurück, wo er mit fast liebevollen Blicken seine Arbeit überflog und mit sorgsamer Hand bald Dies, bald Jenes ausführte, bis es ihm endlich zu still in dem engen Raume wurde und auch er sich anschickte, unter Menschen zu gehen. Am Nachmittag aber blieb er einsam bei seiner Arbeit, keine der Nachbarinnen ließ sich blicken, und schon um fünf Uhr stellte er für die nächsten Tage das Malen ein, räumte das Atelier auf und, nachdem er den zärtlichsten Abschied von seinen Bildern genommen, schloß er das kleine Zimmer zu, das er erst nach mehreren Tagen wieder betreten sollte – in welcher Stimmung, mit welchen Gefühlen, ob zufrieden mit sich und Anderen – das lag noch Alles hinter dem Schleier der Zukunft verborgen, und kein menschlicher Blick war scharf genug, die Falten desselben zu durchdringen.

Als er an diesem Nachmittage aber nach dem Vorderhause kam, fand er Tante Caroline, die er am Mittag schon von seiner bevorstehenden Reise unterrichtet hatte, beschäftigt, sein Reisegepäck zu ordnen und alles zu dem kleinen Ausflug Nothwendige zurechtzulegen. Jürgen hatte bereits Auftrag erhalten, mit dem wohlausgeputzten Fuchs schon um vier Uhr am nächsten Morgen aufzubrechen und die später kommende Gesellschaft in Lauterbrunnen zu erwarten. Außerdem war er mit einigen wollenen Decken, der Gletscherrüstung des Malers und seiner eigenen versehen, denn Jürgen war ein so eifriger Bergsteiger wie sein Herr und liebte es eben so, in den Gletschern herumzuklettern wie dieser.

Endlich war Caroline mit ihren Zurüstungen fertig. Ein kleiner Mantelsack, den der Schimmel tragen sollte, war mit Wäsche gefüllt, der Bergrock, die festen, mit Nägeln beschlagenen Schuhe, der Alpstock, der Regenmantel lagen in des Malers Zimmer bereit, so daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um Alles sich anzueignen. Als Franz diese sorgsamen Vorbereitungen in Gegenwart der guten Tante mit freundlichem Blick überflog, faßte er ihre Hand, drückte sie warm und sprach ihr in herzlichen Worten seinen Dank aus.

»Laß es gut sein, Franz, laß es nur gut sein,« erwiderte sie, »ich habe das Alles heute wie immer sehr gern gethan. Vergnüge Dich nur recht nach Herzenslust und komm gesund, heiter und glücklich wieder zurück, damit wir wie bisher unsere Freude an Dir haben.«

»Freude sollt Ihr haben, das verspreche ich Euch,« erwiderte Franz fröhlich.

»Aber es muß auch die rechte sein, mein Junge.«

»O, es giebt ja keine linke Freude!« scherzte er. – Und so blieben sie zusammen bis zum späten Abend, wo endlich der Abschied genommen wurde, denn Caroline sagte, sie würde sich morgen früh einmal einen guten Tag machen und recht lange schlafen. Im Grunde aber wollte sie ihn am Morgen vor der Abreise nicht mehr sprechen, denn ihr Herz wurde schwer, wenn sie an diese Reise dachte, und so oft sie über das ruhige, leidenschaftslose Gesicht des geliebten Neffen mit prüfendem Auge glitt, sagte sie sich zu ihrem Trost, daß zwar noch keine Spur von Sorge und Kummer darin zu entdecken sei, daß sie

aber dennoch ihre Ahnung nicht bemeistern könne, die ihr zuflüsterte, daß auch dieses Gesicht bald seine ruhige Glätte und seinen friedlichen Ausdruck verloren haben würde, denn das Feuerauge jenes Mädchens erfüllte sie immer wieder mit neuer Besorgniß, es schaute sie an Tag und Nacht, und wie es auf sie so aufrührerisch wirkte, glaubte sie, werde und müsse es auch bald auf Franz wirken.

Ob dieses Vorgefühl nun ein richtiges war oder ob blos ihr weibliches Herz dasselbe aus übertriebener Besorgniß empfand, wird die Folge lehren. Wenn man aber Franz Marssen selber beobachtete, als er diesen Abend vom festesten, gesundesten Schlaf umfangen im Bette lag, schien jene Besorgniß in der That übertrieben zu sein, denn nie war er so ruhig und so glücklich eingeschlafen, und das schien denn doch dafür zu sprechen, daß bisher nur sein Auge von dem Feuerblick des fremden Mädchens begeistert, sein Herz aber noch in keiner Fiber davon in Flammen gerathen war.

Ein prachtvoller Sommermorgen war über dem Bödeli und allen seinen benachbarten Bergen und Thälern aufgegangen. Die Sonne war ohne alles Gewölk über den Horizont getreten und hatte gleich von Anfang an Großes und Kleines mit ihrem goldensten Glanze überstrahlt. Die

Luft war von einer so seltenen Klarheit und Durchsichtigkeit, daß drei Meilen weit entfernte Eisfelder und Bergspitzen dicht vor den Häusern des Dorfes zu liegen schienen, und um keinen der tausend Berggipfel, die rings um Interlaken zu sehen, flatterte der kleinste Nebelstreif oder ein verrätherisches Wölkchen.

Als Jürgen kurz vor vier Uhr, wie ihm befohlen war, den Maler weckte, betraf dessen erste Frage das Wetter.

»Die Sonne scheint hell wie sonst am Mittag, es ist ganz windstill, aber die Luft ist zu klar und zu heiß,« erwiderte Jürgen. »Ich glaube nicht, daß wir für die ganze Reise gutes Wetter behalten.«

»Oho!« rief Franz. »Das wollen wir nicht hoffen, aber fast scheint es mir auch so. Zieh doch den Vorhang da auf und laß mich einmal nach der Jungfrau hinaufsehen. So. Ah, ja, Du hast Recht, eine solche Klarheit ist schön, aber sie dauert in der Regel nicht lange. Doch, wir müssen uns fügen. Bist Du zum Abgang bereit?«

»Alles fertig, Herr, und dem Fuchs stehen die rothen Seidenbänder in den Mähnen nicht übel.«

Der junge Mann lächelte. »Hast Du mir im Stall Alles zur Hand gelegt, daß ich den Schimmel selbst satteln kann, wenn es Zeit ist?«

»Alles liegt an Ort und Stelle, Sie brauchen blos zuzugreifen.«

»So ist es gut, und nun halte Dich nicht länger auf. Am Steinbock treffen wir uns um halb acht Uhr wieder.«

Jürgen empfahl sich, und wenige Minuten später ging er neben dem stattlichen Fuchs langsam einher, um die

Kräfte des Thieres zu schonen, dem heute noch ein tüchtiger Marsch bis Grindelwald über die Berge bevorstand.

Franz dagegen kleidete sich rasch an, und so sehen wir ihn bald wieder in dem grauen Bergrock mit grünen Aufschlägen und Kragen, im Tyrolerhut mit dem Gemsbart, und um den Hals, unter dem umgeklappten Hemdenkragen ein leichtes bundseidenes Tuch geschlungen. Nur statt der langen Stiefel, die er auf der Furca des Regens wegen getragen, trug er heute dicksohlige feste Schuhe, mit scharfen Nägeln beschlagen, auf dem Spann zugeschnürt, und lange graue Beinkleider, die weit und bequem genug waren, um das beim Bergsteigen stark arbeitende Knie nicht zu hindern.

Um fünf Uhr brachte ihm Resi sein Frühstück, und er ließ es sich wohlschmecken. Als er aber damit fertig war, begab er sich in den Stall und begrüßte den Schimmel, der allein stand, was ihm selten begegnete, und seiner Ungeduld und seinem feurigen Muthe durch frohes Gewieher Luft machte.

»Aha,« sagte Franz, das schöne Thier liebevoll streichelnd, »Du siehst mich fragend an und schnupperst an meinem Bergrock herum. Haha, Du kennst ihn schon, nicht wahr? Nun, mache Dich nur fertig zu einem starken Marsch, Du wirst Deine Knochen heute Abend schon fühlen, wie wir alle, o ja!«

Und während er dies sprach, begann er ihn zu satteln, was sich der Schimmel willig gefallen ließ, denn er kletterte gern über die Berge und durch die frische Luft der

Hochalpen. Als das Pferd auch gezäumt und der Mantelsack und der Regenmantel hinter dem Sattel festgeschnallt war, ließ er ihm Freiheit, sich auf den Hof zu begeben, und es war klug genug, sich ruhig vor der Veranda aufzustellen, wo es gewöhnlich bestiegen wurde.

Franz sah nach der Uhr und fand, daß nur noch einige Minuten an Sechs fehlten. So ging er denn zu Resi in die Küche, sagte ihr Lebewohl und bat sie, die Tante und den Vater, wenn er zurückkäme, freundlich von ihm zu grüßen.

»Reisen Sie mit Gott,« sagte die junge Magd, »und nehmen Sie sich vor den Eisgruben in Acht!«

Franz nickte ihr zu, und sie folgte ihm vor die Thür, wo sie ihn den Schimmel besteigen und langsam abreiten sah.

Franz Marssen war absichtlich noch nie an dem Nachbarhause vorübergegangen, so lange die ihm bekannt gewordene Familie darin wohnte; heute trat er den Weg dahin zum ersten Male an und, wie er sich gestand, war ihm nicht ganz behaglich dabei zu Muthe, denn neben der schönen Gestalt Miß Edda's tauchte in seinem Gedächtniß das finstere, feindselige Gesicht ihres Vaters und das leidende Antlitz ihrer Mutter auf, die beide niemals einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatten, da der eine eben so hochmüthig, rauh und ungesellig, wie die andere apathisch und herablassend gegen ihn gewesen war.

Aber da hatte er das niedliche Pensionshaus schon erreicht, das dem seines Vaters im Aeußeren glich, nur keine so große und so reich mit Blumen geschmückte Veranda aufzuweisen hatte und noch stiller und zurückgezogener von allen übrigen Nachbarwohnungen lag. Vor und in dem Hause war noch Niemand sichtbar, obgleich es schon vor einiger Zeit sechs Uhr geschlagen hatte. Als Franz eben auf der Straße davor langsam auf und ab ritt und noch einmal nach dem einen Fenster hinüberschaute, erschien eine Gestalt hinter den Scheiben, die er im ersten Augenblick nicht wiedererkannte. Erst als sie das Fenster öffnete und einige Worte zu ihm heraussprach, sah er, wer es war, und seine Verwunderung wuchs, als er das Gesicht und die Miene des alternden Mannes genauer betrachtete. Es war der Vater Miß Edda's, im bunten seidenen Schlafrock und eine rothe Sammetmütze auf dem graugesprenkelten Haar tragend. Aber der Mann kam dem aufmerksamen Maler diesmal wenigstens um zehn Jahre älter als früher vor; wie sein Haar mehr gebleicht erschien, so drückte seine Miene bei Weitem nicht mehr den starren Sinn, den finsteren, abweisenden Hochmuth aus, dafür aber trat der schon erwähnte leidende Schmerzenszug um seinen Mund stärker hervor, und das scharfe dunkle Auge blickte unsicherer und viel milder als damals um sich.

Wie war diese Veränderung an dem sonst so rüstigen und wohlbeleibten Mann in so kurzer Zeit möglich gewesen? fragte sich Franz. Welche Erfahrungen oder gar Leiden hatte er in den wenigen Tagen durchgemacht, die so

sichtbare Merkmale auf seinem Gesichte zurückzulassen im Stande waren? Doch, eine Antwort konnte er sich später eben so wenig wie jetzt geben, wo seine Aufmerksamkeit sogleich auf die Worte des Herrn gerichtet wurde, der den Maler auf der Stelle wiedererkannte und, ohne gerade besondere Freude über dies Wiedersehen an den Tag zu legen, ihn doch mit einer gewissen ungezwungenen Höflichkeit begrüßte.

»Guten Morgen, mein Herr,« sagte er und rückte dabei leise an seiner Sammetmütze. »Sie sind der Erste, der vor der Thür hält, und müssen sich also noch einige Minuten gedulden; der Wagen wird, denke ich, gleich kommen. Edda höre ich auch schon in ihrem Zimmer, sie wird nicht auf sich warten lassen. Uebrigens bin ich zufrieden, daß Sie mitgehen. So ist doch ein verständiger Landeskundiger bei der Hand. Zügeln Sie das Ungestüm meiner Tochter, wo es sich nöthig macht, das Mädchen vergißt nur zu oft, daß es kein Mann ist. Sie haben sie ja kennen gelernt.«

»Sie werden also nicht mitfahren?« fragte Franz, um doch einige Worte zu sprechen.

»Ich, ach nein, ich kann meine Frau nicht gut verlassen und habe außerdem viel zu thun. Auch ist mir die Ebene lieber als alle Berge zusammengenommen. Ich habe sie neulich sattgekriegt.«

»Darf ich mir erlauben, mich nach dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin zu erkundigen?«

Ueber das braune und characteristische Gesicht des Fremden glitt es wie eine düstere Wolke, und er machte eine Geberde mit der Hand, die mehr sagte als seine Worte: »Es geht schwach,« erwiderte er, »wie es schon lange geht, aber ich hoffe, daß es bald besser wird. Die Luft ist hier auch noch nicht milde genug.«

»Nein, mild ist sie allerdings im Ganzen nicht, aber so gehen Sie doch weiter nach Süden.«

Jetzt krampfte sich das Gesicht des Mannes, wie von einem tief inneren Schmerz bewegt, zusammen, und um seinen Mund zuckte es wie von einer unsichtbaren leidenschaftlichen Erregung. Dennoch lauteten seine Worte viel milder denn vorher, als er sagte: »O, wie gern ginge ich hier fort, aber ich bin wie Prometheus an den Felsen geschmiedet. Auch will meine Frau nicht mehr reisen, die letzten Erfahrungen, die sie dabei machte, waren zu trauriger Art.«

So viel und anhaltend in einem Athem hatte Franz diesen Mann noch nie sprechen hören, und fast wurde eine Art Theilnahme in seiner Seele für ihn geweckt, als er die kummervollen Züge betrachtete, die sich während des Sprechens wie dämonische Schatten um seine düster blickenden Augen legten. Ihr Gespräch wurde aber unterbrochen, denn so eben kam ein großer eleganter Wagen angerollt, in dessen Innern vier fremde Personen, und auf dessen Bock neben dem Kutscher ein junger Mann saß,

den Franz auf der Stelle erkannte, obgleich er einen hellfarbigen Bergrock und einen braunen Strohhut trug, eine Tracht, die dem kleinen stillen und ernsten Herrn ein ganz eigenthümliches Gepräge verlieh.

Kaum hielt der Wagen, so sprang dieser kleine Mann von dem Bock herab und eilte mit freudigem Gesicht auf Franz Marssen zu.

»Baron Tekeli!« rief dieser. »Also Sie sind mit von der Partie? Ei, das hatte ich nicht erwartet!«

»Ich auch nicht, ich auch nicht!« rief der schwarzbärtige Ungar, dem alten Bekannten wiederholt die Hand schüttelnd, und wie früher vergeblich nach deutschen Worten suchend, um seine Gefühle auszudrücken. »Ah – ich habe nicht gewußt – daß ich das Vergnügen haben würde – es ist eine vollkommene Ueberraschung.«

»Auch für mich, Herr Baron, und ich freue mich gleichfalls, Sie wiederzusehen.«

Während die beiden Männer abseits, wo Franz auf seinem Schimmel hielt, ihre Begrüßungen austauschten, wollen wir uns flüchtig die anderen vier Insassen des Wagens betrachten, da sich jetzt die beste Gelegenheit bieten möchte, sie einigermaßen kennen zu lernen. Die Gesellschaft bestand aus zwei Herren und zwei Damen, von denen je eine Person vorgeschrittenen Alters und die beiden anderen jung und blühend waren. Der ältere Herr war derselbe in Nanking gekleidete Fremde, den wir schon früher auf Felsenegg in Begleitung Sr. Excellenz oberflächlich sahen, ein kleiner, gedrungener Mann

mit etwas dickem Bauche und raschen ungelenken Bewegungen, aber mit gutmüthigem Gesicht, auf dem eine heitere Lebensanschauung in jeder Falte ausgeprägt lag. Es war dies ein holländischer General-Consul, namens von der Swinden, der, wie sich später erwies, eine diplomatische Sendung in Bern ausführte und gegenwärtig zum Vergnügen mit seiner Familie einige Wochen in Interlaken weilte.

Dieser joviale Herr ließ in seinem ungekünstelten Aeußern eben so wenig den Diplomaten wie den steinreichen Mann erkennen, denn er sah im Ganzen sehr einfach, sogar nüchtern und fast spießbürgerlich aus, wozu freilich seine unbeholfene Figur und sein glatt geschorenes braunrothes Gesicht das Ihrige beitragen mochten. Er verstand nur wenige deutsche Worte und unterhielt sich gewöhnlich in französischer Sprache; jene Worte aber, die er bei Gelegenheit gewissermaßen als Schlagwörter anbrachte, kamen stets auf eine komische Weise aus seinem zahnlosen Munde und erregten in der Regel ein heiteres Gelächter bei der Gesellschaft, da er sie auffallend breit und mit holländischem Accent aussprach. »Ich habe Muth! Vorwärts!« war einer seiner Lieblingsausrufe, und damit mischte sich am häufigsten, wenn er sich freute: »Sehr schön!« »Welch' ein Berg!« »Viel Schnee!« »Ist das Eis?« und dergleichen mehr. Im Ganzen aber war er überaus gesprächig und ein warmer Bewunderer der schönen Natur, wobei er einen gewaltigen Respect vor Leuten

hegte, die im Stande waren, über ein glattes und tief gefurchtes Eisfeld zu gehen, auf dem er, aus Furcht in einen Abgrund zu fallen, keinen Schritt zu thun wagte.

Eine höchst gefällige und angenehme Erscheinung war seine Gemahlin, eine ebenfalls corpulente und schwerfällige Dame, die ihrem Pferde die Wengernalp hinauf keine geringe Last zu tragen gab. Ihr Gesicht aber war noch hübsch und frisch, trotz der etwas niedrigen holländischen Stirn und der kleinen hellgrauen Mausaugen, und wenn sie sprach, geschah es stets mit einer gemüthlichen Freundlichkeit in den belebten Zügen, so daß sie jederzeit eines guten Eindrucks auf ihre Zuhörer gewiß sein konnte. Mit der deutschen Sprache, und sie hatte die Leidenschaft, sich stets deutsch ausdrücken zu wollen, sprang sie indessen sehr willkürlich um, denn die wenigen Worte, die sie verstand, sprach sie mit holländischen Endigungen oder französischem Accent aus, wußte sich aber dabei immer verständlich zu machen, wobei ihre fleischigen, mit kostbaren Ringen bedeckten Hände eifrig durch Geberden halfen, die eben so viel Komisches zur Schau trugen wie die Worte ihres Gemahls.

Die zweite Dame war die achtzehnjährliche Tochter beider, ein zartes, anmuthiges, kleines Geschöpf, obgleich ihr frischblühendes Gesicht dieselbe niedrige Stirn wie das der Mutter zeigte. Aus ihren hellblauen Augen strömte ein beständiger Frohsinn und ein sonnenklares jungfräuliches Glück, für das es weder Schranken noch Schatten auf Erden gab. Ihr blonder Lockenkopf war in steter Bewegung, schaute nach jedem fremden Gegenstande,

jeder Bergspitze hin, und ihr kleiner kirschrother Mund floß von Fragen über, die sie an Jeden richtete, der in ihre Nähe kam. Sie sprach dabei sehr gut deutsch und diente daher ihren Eltern als Dolmetscherin, ein Amt, welches diese sehr häufig in Anspruch nahmen und stets mit einer väterlichen oder mütterlichen Liebkosung erwiderten, die lächelnd und dankbar aufgenommen wurde. Obgleich diese junge Dame sehr zart und fast schwächlich erschien, so bewies sie doch später eine ungemeine Ausdauer und ebensoviel Muth und guten Willen, selbst große Schwierigkeiten zu überwinden, wie Miß Edda, der sie jedoch eben so weit an Gelenkigkeit und Kraft nachstand, wie sie darin den steifen vorsichtigen Ungar und sogar den jungen Mann überflügelte, der beständig in ihrer Nähe war.

Dieser vierte Insasse des Wagens war ein niederländischer Marineoffizier, auf einer Urlaubsreise begriffen und der verlobte Bräutigam der jungen Holländerin. Er war ein gewandter, angenehmer junger Mann mit bartlosem, blassen Gesicht, aber von langsamen Bewegungen und einer fast dem Ungar gleichkommenden Schweigsamkeit. An der schönen Natur, die ihn umgab, fand auch er ein großes Gefallen, ein bei Weitem größeres aber noch an seiner Braut, für die allein er nur Augen zu haben schien, und deren kleine Hand er jeden Augenblick ergriff, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu bot.

Der Bräutigam war in einen ähnlichen weiten Nankingrock wie sein Schwiegervater gekleidet, auch trug er feste Bergschuhe und bewachte mit Argusaugen zwei

große Alpstöcke, von denen der eine seiner Braut, der andere ihm selber zur Stütze dienen sollte. Die ältere Dame, wohl schwerlich zum Bergsteigen geneigt, war in rothbraune schwere Seide gehüllt und trug einen breitrandigen Strohhut: die junge Dame dagegen ging im leichten grauen Sommerrock einher, den sie später hoch aufschürzte und dabei ohne Scheu die dünnen Beinchen zeigte, die doch so viel Ausdauer und Kraft entwickeln sollten. Um die Brust hatte sie einen leichten Shawl geschlungen, dessen Enden hinten in der Taille zu einem festen Knoten geschürzt waren, und auf dem Kopf trug sie ein Barett von grauem Stroh mit blauem Schleier, das mittels eines breiten Bandes um das rundliche Kinn festgebunden war. So war sie nach ihrer Meinung zu einer schwierigen Bergreise wacker ausgestattet, und auf ihr Schuhwerk hatte sie auf Zureden Miß Edda's eine große Sorgfalt verwandt, denn es war fest und, gleich den langen Stiefeln dieser, mit kleinen scharfen Nägeln beschlagen, eine Vorkehrung, deren Nützlichkeit die furchtlose Schottin auf dem Rhonegletscher hinreichend würdigen gelernt hatte.

Bald nachdem der Wagen vor das Haus gefahren war, öffnete der Diener des Schotten die Thür, und Miß Edda, von Miß Rosy bis an den Schlag begleitet, trat heraus. Franz Marssen, in diesem Augenblick gerade mit dem Ungar im Gespräch begriffen, der sich jedoch rasch von ihm losmachte, als die junge Dame sichtbar wurde, bemerkte zu seinem Vergnügen, daß diese wieder wie auf der ersten Reise in ihrer kleidsamen schottischen Tracht

erschien, und dieser Anblick, obgleich er mit keinem besonderen Gruße von ihr beglückt wurde, versetzte ihn in eine Stimmung, die der ähnlich war, wie er sie auf der Furca gehabt, da er ihr zum ersten Mal bei Tische gegenübersaß.

Die Familie des Holländers begrüßte Miß Edda mit herzlichen Worten, die diese eben so herzlich erwiderte; während nun aber der Diener einen kleinen Reisesack und eine wollene Decke nebst Plaid im Wagen unterbrachte, näherte sich Franz der Thür und begrüßte Miß Rosy, die ihm freundlich einen guten Morgen bot, glückliche Reise wünschte und durch ihre Miene ihr Bedauern ausdrückte, daß sie die angenehme Fahrt nicht mitmachen könne.

Der ältere Herr im Wagen wechselte noch einige Worte mit dem im Fenster lehnenden Freunde, und als auch zwischen ihnen die besten Reisewünsche und Abschiedsworte ausgetauscht waren und Miß Edda nach einem flüchtigen Blick auf den Maler ihren Platz eingenommen hatte, setzte sich das Gefährt in Bewegung, sobald der Ungar wieder auf den Bock neben den Kutscher gestiegen war. Die drei Damen, die Mutter in der Mitte, saßen im Fond des bequemen Wagens, ihnen gegenüber der General-Consul und der Bräutigam, und unter heiterem, sogleich beginnenden Gespräch ward die Fahrt angetreten, ohne daß ein Mensch irgend eine Rücksicht auf den in der Nähe ruhig zu Pferde haltenden Reisegefährten genommen hätte.

Dieser zog nun noch einmal seinen Hut gegen den Herrn im seidenen Schlafrock hin, und dann trabte er dem Wagen nach, der, von stattlichen Pferden gezogen, schnell, wie man in der Schweiz immer fährt, auf der glatten Straße dahin rollte.

Franz Marssen, der ein aufmerksamer Beobachter aller Vorgänge gewesen war, begann diese Vergnügungsreise mit eben nicht angenehmen Empfindungen. Man hatte es nicht der Mühe werth gehalten, ihn der Gesellschaft vorzustellen, und das peinliche Gefühl, welches Jedermann unwillkürlich ergreift, dem eine solche Zurücksetzung zu Theil wird, machte sich in seinem eben nicht allzu reizbaren Herzen und seinem bescheidenen Geiste doch auf der Stelle geltend.

»Das fängt gut an,« sagte er zu sich, »ich gratulire mir selber zu der Fortsetzung. Das Ende kann angenehm werden!«

Indessen sollte er sich nicht lange zurückgesetzt fühlen. Als man die letzten Häuser von Interlaken hinter sich hatte und die obstreichen Gärten und grünen Wiesen der Landschaft sich öffneten, bog sich ein geschmeidiger Hals plötzlich zum Wagen heraus, und als nun zwei dunkle Augen den einsamen Reiter stolz und sicher hinter dem Wagen hertraben sahen, erhielt er einen großartigen Wink mit der Hand, wie zum Zeichen, daß er keineswegs vergessen sei.

Kaum hatte sich die winkende Miß Edda wieder auf ihren Platz in den Wagen zurückgesetzt, so rief sie dem Ungar zu: »Herr von Tekeli, Sie haben doch Ihren alten

Bekannten von der Furca den Herrschaften hier vorgestellt?«

Der sich sofort umwendende Ungar, der über die Nähe der schönen jungen Dame Alles vergessen zu haben schien, zeigte ein verlegenes Gesicht und suchte, wie gewöhnlich, vergeblich nach Worten, um seine Unterlassungssünde einzugestehen.

»O – das geht ja doch nicht!« rief Miß Edda mit fast zürnendem Ausdruck ihrer funkelnden Augen. »Lassen Sie sogleich den Kutscher halten!«

Der Befehl war bald gegeben. Der Wagen hielt und einige Secunden später brachte Franz seinen Schimmel neben dem Wagen zum Stehen, beinahe ahnend, daß dieser Aufschub allein seiner Person gelte.

»Meine Herren und Damen,« sagte nun Miß Edda zu ihren Begleitern, »da Herr von Tekeli es vergessen hat, Ihnen unsern Reisemarschall vorzustellen, so hole ich das Versäumte hoffentlich noch zeitig genug nach und erlaube mir, Sie gegenseitig mit einander bekannt zu machen.« Und nun erfolgte eine umständliche Vorstellung, wie es Brauch in guter Gesellschaft ist; die Herren zogen die Hüte, die Damen verbeugten sich mit lächelnder Miene und rasch wurden einige Worte ausgetauscht, wie sie bei solcher Gelegenheit gesprochen zu werden pflegen. Als dies aber geschehen, trieb der Kutscher wieder die Pferde an, und die Reise wurde eben so rasch fortgesetzt, wie sie unterbrochen worden war.

Siebentes Kapitel. Die Verklärung auf der Wengernalp.

Unter munterem Geplauder im Wagen hatte man den weniger schönen ersten Theil der Fahrt bald zurückgelegt. Als man aber eben hinter *Mülinen* den *Sextenbach* überschritten hatte und in die enge Schlucht eingetreten war, welche von der weißen *Lütschine* durchströmt wird, wo die felsigen Bergwände sich zu beiden Seiten steil aufthürmen und das Rauschen des stürzenden Wassers das Ohr des Reisenden nicht mehr verläßt, machte sich wieder ein kleiner Aufenthalt nöthig, da sich ein Hemmschuh unter dem Wagen von seinem Haken gelöst hatte und zwischen die Räder gerathen war. Gerade im Angesicht des sagenreichen *Bösenstein's*, wo dies geschah; kam auf der Landstraße den Reisenden ein einzelner Reiter auf einem stattlichen Rappen entgegen, der sich gemüthlich die Felswände zu beiden Seiten anschaute und auch mit lächelnd forschendem Gesicht die im Wagen sitzende Gesellschaft betrachtete. Kaum aber hatte Franz Marssen, der zufällig seine Augen nach einer anderen Stelle gerichtet hielt, den Reiter erblickt, so ließ er einen frohen Ausruf hören und trabte an den Rappen heran, der seinen Nachbar im Stall, den Schimmel, sogleich mit lautem Gewieher begrüßte.

Während dies geschah, rollte der Wagen wieder weiter und die beiden Reiter hielten ungestört eine Zeit lang neben einander, rasch einige Worte mit einander austauschend und sich herzlich dabei die Hände drückend.

»Ich habe es schon von Jürgen gehört, den ich vorher gesprochen, daß Du eine Fahrt in die Berge beabsichtigst,« sagte Doctor Marssen, der eben von seiner Reise zurückkehrte. »Das freut mich. Wer waren die im Wagen Sitzenden, die zu Deiner Gesellschaft zu gehören scheinen?«

Franz nannte sie dem Vater der Reihe nach, und dieser lächelte befriedigt. »Das ist recht, das ist recht,« sagte er, »und ich kann Deinen Plan nur billigen. Aber auf das Wetter dürft Ihr nicht zuverlässig rechnen: es ist hier unten zu heiß, und die Fernen und Höhen sind mir viel zu klar. In den Bergen werdet Ihr es viel kälter finden, es ist in dieser Nacht sogar Schnee gefallen, und Michel aus Grindelwald, der mich begleitete, gratulirte mir, daß ich vor dem Ausbruch des Unwetters in den Bergen die Heimkehr anträte. Also nehmt Euch in Acht und geht nicht zu hoch.«

»Ich denke nicht, daß wir es thun werden, da zwei Damen den Weg auf den Gletscher mitmachen. Werde ich den Michel noch zu Hause treffen? Ich möchte seine Hülfe auch in Anspruch nehmen.«

»Ja, Michel ist zu Hause und eben mit mir zurückgekehrt. Ich bin zuerst auf dem Gipfel der *Weißen Frau* und dann auf dem *Eiger* gewesen und habe ein paar köstliche Tage verlebt – Caroline ist doch wohlauf?«

»Munter und frisch, ja, und grüße sie tausendmal von mir!«

Der Vater nickte und schüttelte dem Sohn noch einmal die Hand. »Gott befohlen!« rief er, »und nun laß

Deinen Schimmel ausgreifen, damit Du die Gesellschaft wieder einholst. Heute wenigstens habt Ihr einen guten Tag. Glück auf zur schönen Wengernalp! Lebe wohl, mein Junge!«

Die beiden Männer trennten sich. Der Vater hielt noch einen Augenblick an und sah mit väterlichem Stolz den jugendlichen Reiter auf dem schmucken Pferde an dem brausenden Wasser der Lütschine und den starrenden Felsmauern entlang galoppiren, dann wandte auch er sich und ritt langsam und zufrieden der Heimat zu, deren friedliche Ruhe er schon aus der Ferne wohlthuend empfand.

Als Franz den während seines Zurückbleibens artiger Weise etwas langsamer fahrenden Wagen wieder einholte, erwarteten ihn schon zwei lebhafte funkelnde Augen mit einiger Ungeduld, und gar zu gern hätte sich auch eine Frage über Miß Edda's Lippen gedrängt, das merkte ihr der Reiter wohl an, als er ihres Gesichts auf einen Augenblick habhaft wurde. Allein da der Staub der trockenen Straße gerade nach der Seite hinüberzog, auf der Miß Edda im Wagen saß, so ließ Franz seinen Schimmel jetzt auf der entgegengesetzten Seite traben, und da die Fahrt schnell vorwärts ging, wurde das Reden in der Nähe des laut rauschenden Wassers beschwerlich. Auch lenkte die reizende Gestaltung des Lauterbrunnenthals, in welches man nun jenseits Zweilütschinen gelangte, die Aufmerksamkeit der Reisenden nach außen hin, und bald machte der eine und bald die andere die

Gefährten auf die wunderbare Formation der Kalksteinfelsen und auf die zahllos herniederrinnenden, gießenden und sprudelnden Wasserstrahlen aufmerksam, denen eben das Lauterbrunnenthal seinen Namen verdankt.

Kaum aber war man in den engen Gebirgskessel gekommen, in welchem das Dorf gleichen Namens liegt, und hier vor dem Gasthof zum Steinbock, wo Jürgen seinen jungen Herrn mit einem lauten Jauchzer empfing, aus dem Wagen gestiegen, so sagte Miß Edda zu Franz Marssen, als er sich nach ihrem Befinden erkundigte und dabei einige Schritte mit ihr von der Gesellschaft seitwärts trat:

»Mir geht es gut; aber sagen Sie mir, war der Rappe, der uns unterwegs begegnete, nicht das Pferd, welches Miß Rosy von der Grimsel aus ritt? Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihn nicht wieder erkannt hätte.«

»Sie haben ein scharfes Auge, nicht nur für Menschen, sondern auch für Pferde – ja, es war meines Vaters Rappe, der meinen Schimmel, neben dem er im Stall zu stehen pflegt, so freundlich mit Wiehern begrüßte.«

»Und der Mann, der Sie mit einem so strahlenden Lächeln willkommen hieß, wer war das?« fragte Miß Edda mit einer fast hastig hervorquellenden Neugier.

Franz lächelte freudig und erwiderte mit einem Anflug unwillkürlichen Stolzes: »Das war mein Vater, mein Fräulein, und ich hätte Ihnen denselben gern vorgestellt, wenn Sie nicht so rasch davongefahren wären.«

»So,« erwiderte Miß Edda sinnend und seine letzten Worte mit einem leichten Zucken der Lippen fast überhörend, »also das war Ihr Herr Vater, der Doctor Marssen! So, so! Wie mir däucht, war es ein stattlicher Mann, mit einem frischen Gesicht und von kräftigem Wuchs. Dies Gesicht, männlich und fest, hat mir gefallen; es lag eine unläugbare Intelligenz in seinen blauen Augen, und es könnte mir Vertrauen einflößen.«

»Sie sind sehr gütig, und ich glaube auch, daß mein Vater dasselbe verdienen würde.«

»Aber eine Aehnlichkeit mit Ihnen habe ich nicht bemerkt.«

»Und doch sind wir uns in vielen Einzelnheiten ähnlich.«

»Um das zu erkennen, habe ich ihn nur zu flüchtig gesehen. Doch nun genug zwischen uns. Kommen Sie zu den Damen und reden Sie einige Worte mit ihnen. Es sind vortreffliche Leute, und sie werden hoffentlich auch Ihren Beifall finden.«

Nach diesen Worten trat sie mit Franz unter einen schönen Nußbaum, der vor dem Gasthof zum Steinbock stand und in dessen Schatten sich die Gesellschaft auf eine Bank niedergelassen hatte, um eine kurze Berathung zu halten.

»Hier bringe ich Ihnen, meine Herren und Damen, unsern landeskundigen Reisemarschall,« sagte Miß Edda, »und ich erlaube mir die Bemerkung hinzuzufügen, daß wir gut thun werden, wenn wir in Allem, was unsere Reise betrifft, seinen Vorschlägen beistimmen. Ich habe

Herrn Marssen's Localkenntnisse zu prüfen Gelegenheit gehabt. Was thun wir nun nach Ihrer Meinung zuerst?« wandte sie sich an den jungen Mann.

»Wenn es Ihnen gefällig, so begeben Sie sich sämmtlich nach dem Staubbach, den Sie dort oben wahrnehmen, und sehen sich seinen Sturz an. Unterdessen bestelle ich die Pferde, und sobald sie gesattelt sind, steigen wir an der Kirche da drüben auf, um ohne Zeitverlust nach der Wengernalp aufzubrechen, die wir etwa in drei Stunden erreichen werden.«

»Drei ganze Stunden müssen wir reiten?« fragte die alte Holländerin mit einem etwas langen Gesicht.

»Ja, drei volle Stunden, und es geht fast immer bergan. Das ist aber erst unser Morgenziel, und bis zum Abend werden Sie wohl noch fünf weitere Stunden im Sattel zubringen müssen, wenn Sie nicht bisweilen bergabwärts gehen wollen.«

»O mein Himmel!« rief die Dame ihrem Mann zu – »hast Du verstanden, van der Swinden?«

»O ja, o ja, meine Liebe, und mir ist das recht, ganz recht. Ich habe Muth. Da, da hüpfen die jungen Leute schon voran. Komm, vorwärts! O wie viel Wasserbäche fließen hier von den Felsen!« –

Einige Minuten später holte Franz die vorangegangene Gesellschaft ein und fand sie dicht an der perpendiculär sich senkenden Felswand, von welcher der Staubbach mit seinen viel bewunderten Wasserperlen herabstürzt.

Sie betrachteten den sich allmälig bildenden Regenbogen, der bei dem hellen Sonnenschein oben in der Höhe schon sein schimmerndes Farbenspiel zeigte.

»Viel Wasser ist es nicht, was herunterkommt,« bemerkte Miß Edda, »aber die Art und Weise des stäubenden Falles ist neu und interessant.«

»Auch die Höhe, von der er herabstürzt, mein Fräulein, macht ihn merkwürdig,« versetzte Franz Marssen, »denn er hat beinahe tausend Fuß bis zum Boden zurückzulegen.«

»Kann man da oben hinauf und sehen, wie er den kühnen Sprung beginnt?« fragte die Braut.

»Mit Leichtigkeit, mein Fräulein. Wenn man das Dorf Mürren besucht, um von dort drüben das Silberhorn der Jungfrau aus nächster Nähe zu betrachten, muß man über ihn fortgehen. Von dort oben hat man eine ähnliche Aussicht, wie sie uns heute auf der Wengernalp erwartet.«

»Wir werden Mürren auch besuchen,« nahm nun Miß Edda wieder das Wort, »das soll unsere nächste Partie sein, Elise, und wenn wir uns im Bergklettern geübt und an die Kälte gewöhnt haben, steigen wir auch eine Strecke auf die Jungfrau hinauf.«

»Das werden Sie wohl nicht ausführen,« bemerkte der Maler, »sondern lieber andere, Ihnen zusagendere Wege aufsuchen.«

»Wer sagt Ihnen, daß mir die Wege zur Jungfrau hinauf nicht zusagen?«

»Ich sage es, denn ich kenne sie, und mir selbst ist die Ersteigung der Jungfrau viel zu beschwerlich und überdieß zu wenig lohnend. Die ewig junge Dame ist von einer etwas spröden Beschaffenheit und hat ein eiskaltes Herz; sie reißt aus der Ferne hin und verführt durch ihre zauberhafte Schönheit, wenn man aber in ihre unmittelbare Nähe kommt, erstarrt und tödtet sie.«

»Da theilt sie mit mancher irdischen Jungfrau einige Eigenschaften!« bemerkte der Ungar mit einem heimlichen Blick auf die ernst in die Höhe sehende Miß Edda, während die Braut ihren Arm zärtlich in den ihres Bräutigams legte und leise flüsterte: »Ich habe diese Eigenschaft nicht, Jan, nicht wahr?«

Miß Edda achtete auf diese Bemerkungen kaum. Ihr strahlendes Auge blieb lange auf dem Staubbach und seinen gigantischen Umgebungen haften, und als sie es endlich wieder zur Erde sinken ließ, nickte sie dem Maler ernst zu und sagte: »Ihr Heimatland ist schön, man möchte Sie fast darum beneiden.«

Franz Marssen's männliches Gesicht überzog bei diesen Worten eine dunkle Röthe, und er sprach die folgenden Worte so leise, daß ihn kaum die neben ihm stehende Schottin verstand: »In der Regel wird man um Dinge beneidet, die andere nicht glücklich machen würden, wenn sie sie im Besitz hätten.«

»Wie meinen Sie das?« lautete die etwas streng klingende Antwort. »Warum würde mich die Schweiz nicht glücklich machen?«

»Weil Sie eine zu nordische Natur sind, um sich hier im Süden genügend zu acclimatisiren.«

»Was verstehen Sie unter einer nordischen Natur?«

»Im Norden herrscht die Kälte, die Strenge, die Härte vor,« erwiderte Franz Marssen ausweichend, »aber dafür ist er auch mit vielen anderen Zierden geschmückt, die ihn oft angenehmer als den Süden erscheinen lassen.«

»Halten Sie mich für kalt, hart und streng?«

»Ja!« sagte des Malers Auge, obgleich seine Lippen kein Wort hören ließen.

»Da kommen die Pferde!« rief die vor Glück strahlende Braut. »Komm schnell, Jan, und laß uns die flinksten nehmen!«

Alle schlugen nun den steinigen Weg nach der hübschen neuen Kirche ein, wo Jürgen schon neben dem Fuchs und dem Schimmel stand, mit abgezogenem Hute und freudig lächelnd, als er die schöne Schottin wieder in seine Nähe kommen sah.

»O mein Gott,« rief die junge Holländerin, »wer soll denn dies schöne glatte Pferd mit dem reizenden Bänderschmuck reiten?«

»Dies Pferd hat Herr Marssen für mich besorgt,« sagte Miß Edda. »Es gehört seiner Tante, meine Liebe, und Sie werden sehen, wie leicht es mich den Berg hinaufträgt.« Und während sie es sprach, zog sie den Fuchs selbst an einen einzeln daliegenden Stein, stieg hinauf, und einen Augenblick später hatte sie sich ohne jede Hülfe leicht wie eine Feder in den bequemen Sattel geschwungen.

Die anderen Mitglieder der Gesellschaft kamen jetzt allmälig auch heran und nahmen die gemietheten Pferde in Augenschein, schwere, starkknochige Gäule, von denen Eins unbändig mit dem Vorderfuße scharrte, als wittere es bereits voller Zorn, welche Last man ihm den Berg hinaufzutragen zumuthen würde.

»Die Pferde scheinen ja sehr unruhig zu sein, lieber Mann,« sagte die alte Holländerin zu einem der Pferdeführer. »Sind sie auch gut abgerichtet, und werden wir nichts zu befürchten haben?«

»Von den Pferden gewiß nicht, Madame, sie gehen immer geradeaus, und den Weg kennen sie so genau wie wir. So, nehmen Sie nur getrost diesen Wallach hier, der ist stark genug für Sie.«

»Nimm ihn, nimm ihn, Beate!« rief der gutmüthige General-Consul – »und ist kein Hengst für mich da? Ich habe Muth!«

»Nein, Herr, Hengste haben wir nicht, die taugen nicht zu der mühseligen Arbeit. Nehmen Sie den Braunen da, so, er versteht auch seinen Mann zu schleppen, selbst den muthigsten.«

»Wo führt denn der Weg da oben im Zickzack hin?« nahm seine Gemahlin wieder das Wort. »Der scheint ja in den Himmel hinaufzusteigen –«

»Das ist just der Weg, den Sie heute zu steigen haben,« sagte der Führer lächelnd, »er führt nach der Wengernalp.«

»O Du gerechter Himmel! Und da muß ich hinauf?«

»Beeile Dich nur, daß Du erst in den Sattel kommst, Frau!« rief jetzt der Holländer, der schon hoch zu Rosse saß.

Mit einiger Mühe, wobei auch Franz Marssen half, war die schwerfällige Dame in den Sattel gehoben, und nachdem man ihre Kleider geordnet, ihr den Zügel in die Hand gegeben und sie selbst den Führer gebeten hatte, nicht von ihrer Seite zu weichen, fing der Zug an, sich in Bewegung zu setzen, da die jungen Leute schon längst in den Bügeln saßen.

Voran ritt das muthige Familienhaupt, dem unmittelbar seine Frau folgte, unter wiederholten Zurufen und Bitten nach allen Seiten, sie nicht allein zu lassen und nicht zu rasch zu reiten, um Gotteswillen aber nicht zu galoppiren. Der furchtsamen Mutter schloß sich die furchtlose Tochter an, und dieser folgte natürlich Herr Jan van der Hooft, der zärtliche Bräutigam. Hinter diesem kam Miß Edda mit dem Fuchs, den man absichtlich nicht an die Spitze des Zuges gestellt, weil er rascher als alle übrigen Pferde schritt, und eben wollte der Schimmel sich seinem guten Freunde anschließen, als Baron Tekeli sein Pferd gewaltsam antrieb und Franz Marssen den Vortritt abgewann. So schloß dieser denn den Zug, nachdem Jürgen mit einem abermaligen, weit über die Berge schallenden Jauchzer den Pferden das Zeichen zum Abmarsch gegeben hatte.

Im Anfange, als es nur mäßig steil bergan ging, unterhielten sich die hinter einander reitenden Personen, nur die alte Holländerin sprach nichts, aus Furcht, daß

ihr Pferd dadurch scheu werden oder einen Fehltritt thun und sie abwerfen könne; höchstens fragte sie ihre Tochter einmal leise, ob sie auch festsitze, und als sie von dieser Seite alle möglichen Beruhigungen erhalten hatte, ergab sie sich in ihr Schicksal, befahl im Stillen ihre Seele Gott und wandte ihr Auge nicht von dem breiten Rücken ihres Gemahls ab, der schon jetzt, wahrscheinlich vor Muth, so stark schwitzte, daß sein heller Nankingrock sich an manchen Stellen dunkler und dunkler färbte. Als nun aber der Weg sich steiler und steiler erhob, die schmalen Zickzackgänge desselben ihren Anfang nahmen und die Pferde laut zu keuchen begannen, verstummte das Gespräch selbst zwischen dem Brautpaar. Miß Edda verhielt sich von Anfang an ungemein still und saß in sich gekehrt auf ihrem gelenkig emporklimmenden Pferde; der Ungar sprach aus alter Gewohnheit nicht und behielt nur den Fuchs mit seiner anmuthig sich bewegenden Reiterin im Auge, während Franz Marssen den ganzen langen Zug ruhig überschaute und seinen Blick bald auf diesem, bald auf jenem Gegenstand haften ließ.

So ritt man etwa eine Stunde langsam weiter, bis man vor einer Hütte anhielt, wo Erfrischungen feil geboten wurden, und hier ersuchte der Maler die erhitzten Reisenden, ein wenig zu verweilen und vom Dorfe Wengern aus, zu dessen unterm Theil man gelangt war, einen Blick rückwärts zu werfen. Aber da erscholl von allen Lippen ein Ausruf freudigen Staunens und ungetheilter

Bewunderung. Tief unter ihnen, da, wo sie hergekommen, sahen sie in dem grünen engen Thalkessel die Häuser von Lauterbrunnen liegen, die wie kleine Kartenhäuschen mitten aus ihren Gärten niedlich hervorlugten, wobei die großen Nußbäume nur wie winziges Gesträuch erschienen. In der Höhe weit darüber hinaus erhoben sich gewaltige Bergriesen, in lang fortlaufender Kette, wie das Breithorn, das Gspalt- und Tschingelhorn; der schwarze Mönch stieg mit seinem spitzen Haupte drohend darüber auf, der Schmadrigletscher züngelte seinen langen weißen Eisstrom kühn in die Tiefe hinab, und in der Mitte von allen erhob sich die königliche Jungfrau mit ihren unabsehbaren Eisfeldern, die plötzlich wie eine Beherrscherin des Bergreichs gigantisch emporstieg und den reinen Schnee ihrer Spitzen in den Strahlen der Morgensonne blitzen ließ. Ganz unten am Ende sah man, wie einen dünnen Silberfaden, den Staubbach sich von seiner Höhe stürzen, und Alles ringsum, Berg und Thal, Eis und Schnee funkelte und glänzte unter dem hellleuchtenden Lichtkörper, der am blauen Himmel wolkenlos thronte und seine heißen Strahlen liebreich niedersandte, ohne im Stande zu sein, damit die mächtigen Eisströme zu schmelzen, die sich auf allen Seiten von Berg zu Thal ringelten.

»Das ist ja ein kostbarer Anblick!« rief die junge Holländerin entzückt aus und drückte sich fest an ihren Bräutigam an, der, ganz vor Erstaunen, das wunderbare Gemälde sich vor seinen Augen entrollen sah. »O Gott, ja, wie groß und schön ist doch Deine Welt!«

»Ja,« sagte Franz Marssen still und feierlich, »sie ist schön, und gerade weil sie so schön ist, hat er sie den Menschen zum Wohnsitz angewiesen, denn er liebte die Menschen und glaubte von ihnen, daß sie ihn überall und immer in seinem Geiste und seiner väterlichen Liebe verstehen würden.«

Kein Mensch antwortete auf diesen Ausbruch warmen, menschlichen Gefühls, aber bei allen schien er zu wirken. Die Braut faßte die Hand ihres Bräutigams, die Mutter winkte liebevoll ihrem Gatten zu, Miß Edda schaute, ganz in den Anblick verloren, über die Gletscher und Thäler fort, und der Ungar suchte ihr die Empfindungen vom Gesicht abzulesen, wenigstens sah er mehr nach diesem als nach den Schönheiten der Gegend hin. Franz Marssen wollte sich eben, an der Schottin vorüberreitend, der älteren Dame zuwenden, als ihn ein Wink von der Hand Miß Edda's einen Augenblick zurückhielt und sie mit bewegter Stimme und ohne ihre ernste Miene zu verziehen, sagte:

»Sie haben Recht. Das ist göttlich schön, mehr *kann* man nicht sagen. Das, was ich hier sehe, wage ich nicht zu skizziren, es würde für meine Kräfte eine zu schwierige Aufgabe sein.«

»Mir ist es auch zu schwer, und vielleicht dürfte sich kein Maler der Welt vermessen, diesen grandiosen Ueberblick malen zu wollen. Wäre sein Gemälde auch noch so schön, es würde immer nur einen kleinen Theil des großen mannigfaltigen Ganzen wiedergeben können,

und selten begnügt sich ein Mensch, einen Theil darzustellen, wo er das Ganze so nahe vor Augen hat.«

Ueber das lebensvolle Gesicht der Schottin glitt ein ironisches Lächeln, einem rasch vorüberfliegenden Blitze gleich. Ihr alter herausfordernder Geist schien über sie zu kommen, und sie sagte kurz und beinahe bitter: »Sie gehören wohl auch zu denen, die sich nicht gern mit einem Finger begnügen, wenn sie die ganze Hand haben können?«

Franz Marssen ließ einen leuchtenden Blick über sie laufen, verbeugte sich leicht und erwiderte: »Wenigstens gehöre ich zu denen, mein Fräulein, die gern eine ihm dargebotene Hand ergreifen; wenn man mir aber auch keinen Finger giebt, so weiß ich mich dennoch zu begnügen und fühle mich – ja, fühle mich – ziemlich wohl dabei.«

Miß Edda lächelte nicht mehr, wie sie es noch so eben gethan, sie nickte nur zustimmend und sagte leise, wie vor sich hin: »Ja, Sie sind ein genügsamer Mann, das muß man Ihnen lassen. Sie machen es wie jener Philosoph, der auf Alles resignirte, was sein habsüchtiger Sinn nicht sein Eigen nennen konnte.«

Jetzt lächelte Franz und versetzte heiter: »Aha, das ist ja die alte Fabel von den sauren Trauben. Sie wollten mich eigentlich einen Fuchs nennen und haben mir gütigst den Mantel eines Philosophen umgehängt. Ich danke Ihnen. Aber wie – wollen Sie keine Erdbeeren essen?«

Miß Edda wandte sich von ihm ab und dem Ungar zu, der ihr schon einige Mal eine Tasse voll gezuckerter Erdbeeren dargeboten hatte. »Sie sind mir zu sauer, trotz des Zuckers,« sagte sie, »überdieß pflege ich nicht zu essen, wenn mir die Seele voll göttlicher Gedanken ist. Ich danke, Herr Baron!« –

Schon an diesem ersten Halteplatze begegneten den Reisenden viele Eingeborene in ihren Feierkleidern, denn es war ein Sonntag. Einige von ihnen kamen von Wengern herab, um in die Kirche nach Lauterbrunnen zu gehen, andere aber stiegen keuchend den steilen Berg hinauf, und diese waren mit Körben und Taschen beladen, die reichliche Vorräthe von Speise und Trank enthielten.

Den steilsten Weg hatte man jetzt überwunden, und der Zug schritt nach einigen Minuten in der vorigen Ordnung weiter, nur daß der Maler diesmal die Spitze einnahm und absichtlich einen Seitenweg über die grüne Matte einschlug, über die man jetzt zwischen halb verfallenen Holzzäunen und an getrennt stehenden Häusern des Dorfes Wengern vorüberzog. Dennoch schlängelte sich der Weg allmälig höher und höher, und plötzlich gelangte man auf eine saftig grüne Alm, wo einzelne erbärmliche Hütten standen, die an diesem Sonntag leer zu sein schienen.

Franz Marssen hielt sein Pferd an und ließ die Gesellschaft herankommen. »Was sind das für reizend gelegene Hütten?« fragte die alte Holländerin, die Alles wissen mußte, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr auf ihrem geschulten Pferde keine Gefahr drohe.

»Es sind Sennhütten, gnädige Frau, und in ihnen wird der Käse bereitet, wozu die Milch von den höher gelegenen Alpen herabgetragen wird.«

»Sennhütte? Sennhütte?« rief Fräulein van der Swinden. »O, die muß ich besuchen, ich habe noch keine Sennhütte gesehen und mich schon lange darauf gefreut.«

»Das Vergnügen können Sie hier bequem haben, wenn Sie einen Augenblick absteigen wollen.«

Der aufmerksame Bräutigam war schon aus dem Sattel und hob die leichte Last mit Wonne auf die Erde. Die Anderen aber blieben auf den Pferden, denn Miß Edda kannte diese elenden Hütten schon, die sie auf dem Wege zur Furca und anderswo zur Genüge betrachtet.

Franz Marssen dagegen war auch abgestiegen und ging auf die erste beste Hütte zu, die man unverschlossen fand. Kaum hatte er die Thür geöffnet und die junge Holländerin war ihm neugierig zur Seite getreten, so fuhr sie mit einem Ruf des Schreckens zurück, denn der Anblick des schmutzigen Innern, verbunden mit dem üblen Geruch des halb fertigen Käses, widerte sie auf eine unglaubliche Weise an, zumal sie eine an Reinlichkeit und Sauberkeit gewöhnte Holländerin war.

»Nein, nein,« rief sie, »das ist schrecklich! O, ich will lieber meine Illusionen behalten und nicht diese grausame Wirklichkeit sehen. O wie herrlich hab' ich mir auf hoher Alp die Hütte einer Sennerin vorgestellt und nun, was finde ich hier?«

Miß Edda, die herangeritten war, lachte und sagte: »Meine liebe Elise, Sie müssen sich gewöhnen, auf ähnliche Weise alle Ihre jugendlichen Illusionen schwinden zu sehen. Wie Sie sich die Sennhütte und die Sennerin falsch vorgestellt, so stellen sich die Menschen auch oft die Welt vor und werden eben so arg von ihr getäuscht. Ach, mir ist in der Schweiz noch keine einzige hübsche, geschweige denn eine schöne Schweizerin vor Augen gekommen.«

»Sie werden heute noch eine zu sehen bekommen,« sagte jetzt Franz Marssen. »Oben im Gasthaus der Wengernalp haust eine schöne Frau, und in ihr werden Sie zugleich das Urbild einer echten Schweizerin kennen lernen. Diese Frau ist auch eine Sennerin gewesen, und es sind also doch nicht alle Illusionen falsch.«

»Ist das Wahrheit?« fragte Miß Edda zurück, »und kennen Sie diese Frau?«

»Ganz gewiß, und ich kenne sie recht gut. Ich habe sie schon oft besucht, wenn ich mein Herz an dem schönsten Berge der Schweiz weiden wollte. Uebrigens hat sie einige Aehnlichkeit mit Ihnen, nur daß sie größer und stärker an Gestalt ist und daß ihre Augen blau und ihre Farben dunkler sind.«

»Nun, da bin ich neugierig!« rief Miß Edda. »Reiten Sie zu, Herr von Tekeli, die anderen säumen mir zu lange, und ich will auch einmal eine schöne Schweizerin sehen.«

Der Weg wurde nun ohne ferneren Aufenthalt fortgesetzt, höchstens ließ man nur dann und wann die Pferde

einige Minuten verschnaufen. Man stieg theils durch Waldungen in die Höhe, theils ritt man über anmuthig gelegene Matten mit herrlichen Aussichten, wo industriöse Bergbewohner auf Posten standen und das gewaltige Alphorn bliesen, oder ein Kanonenrohr abschossen, um die Reisenden das herrliche zwanzigfache Echo ihrer Berge vernehmen zu lassen. Das schönste Echo aber erzeugte Jürgen mit seiner hellen, durchdringenden Stimme. Bald jodelte, bald jauchzte er, sobald ihn nur ein ermunternder Blick traf, und in den Pausen pflückte er Blumen und brachte sie ihnen, wobei er freilich die Schottin begünstigte, der er schon einen ganzen Busch dunkelrother Alpenrosen zugereicht hatte. Obgleich man aber bereits auf eine beträchtliche Höhe gelangt war, so brannte die Sonne doch heiß hernieder, und die Damen fühlten sich nach dreistündigem Reiten ermüdet und sehnten sich danach, eine Stunde zu ruhen.

»Sind wir bald oben?« fragte Miß Edda Jürgen, als sie den letzten, überaus steilen Weg in der obersten Waldung erkletterten.

»In zehn Minuten, und da – da thun sich schon die Schneefelder der Jungfrau auf, meine Dame.«

»Wo ist Dein Herr?«

»Er reitet da hinten ganz langsam und sieht sich die Eisbäche an. Die kann er nicht genug sehen.«

Miß Edda nickte ihm zu und ritt rascher auf dem ebener gewordenen Pfade fort, den ihre Vorgänger schon erreicht und damit alle Waldungen überwunden hatten. Endlich sah man das einfache Landhaus, welches jetzt

den stolzen Namen »Hôtel-de-la-Jungfrau« führt, in der Nähe an einem Abhange, gerade der Jungfrau gegenüber, vor sich liegen, und als man es erreicht, bemerkte man eine Menge Gäste, unter denen sich eine Gesellschaft von sechs Engländern durch ihre extravagante Kleidung sowohl wie durch ihr Benehmen besonders hervorthat, indem sie bei der Cognacflasche ziemlich laute und gerade nicht sehr erbauliche Reden führte.

Während die Holländer an eine lange Bank in der Nähe der Halle unter dem weit vorspringenden Dach ritten, um dort abzusteigen, drehte Miß Edda, weil dort nahebei die Engländer saßen und neugierig glotzend ihre Gläser schon in die Augen geklemmt hatten, ihren Fuchs herum, um eine abgelegenere Stelle zu suchen, wo sie unbeachtet absteigen könnte. In diesem Augenblick sprang aus der Hausthür eine zierlich gekleidete, ungemein kräftig gestaltete Frau mit einem schönen, offenen Gesicht hervor, und da sie Miß Edda's Wunsch zu errathen schien, trat sie heran und fragte sie, ob sie ihr beim Absteigen behülflich sein dürfe.

»Sind Sie die Wirthin?« lautete die rasche Gegenfrage.

»Ja, meine Dame, die bin ich.« Und schon streckte sie ihre kräftigen Arme derselben entgegen, um sie vom Pferde zu heben.

»Sind Sie auch stark genug dazu – kann ich Ihnen vertrauen?«

Die kräftige Schweizerin lächelte, und ihr blaues Auge nickte dem schwarzen, ihr entgegenschauenden vertraulich zu. »Kommen Sie,« sagte sie, »Sie sind nur eine

Puppe für mich, ich habe schon schwerere und steif gefrorene Männer vom Pferde gehoben.« Und im Nu hatte sie bei diesen Worten die Reiterin im Sattel fest erfaßt und setzte sie sanft auf den Boden hin, indem sie sie mit freundlichen Worten willkommen hieß.

In diesem Augenblick kam auch Franz Marssen herangeritten. Sobald die Frau ihn sah, sprang sie zu ihm hin und reichte ihm die Hand nach dem Pferde hinauf.

»Grüß Sie Gott, Herr Marssen!« rief sie fröhlich. »Ah, Sie kommen heute in großer Gesellschaft – das haben Sie ja noch nie gethan.«

»Man macht Fortschritte, Frau Wirthin. So, guten Tag! Und nun tischen Sie uns ein gutes Frühstück dort unter der Halle auf, aber nicht in der Nähe der Engländer, obgleich sie sich den besten Platz ausgesucht haben.«

»O, die haben schon gespeist, und ich will die Branntweintrinker bald los werden. Ich habe die Herren schon lange satt, sie verscheuchen mir nur die Gäste, die mir lieber sind. In zehn Minuten sollen die Herrschaften an demselben Tische sitzen, den diese Herren jetzt einnehmen.«

Miß Edda hatte dies Gespräch mit angehört. »Darauf bin ich neugierig,« sagte sie zu sich, »aber die Frau scheint leisten zu können, was sie will – und hübsch ist sie auch, das ist wahr.«

»Nun,« redete Franz Marssen sie freundlich an, indem er mit der Hand auf die abgehende Wirthin deutete, »habe ich Recht gehabt?«

»Ja, wenigstens darin, daß sie hübsch ist; ich nehme mein Vorurtheil gegen die Schweizerinnen zurück.«

Die Holländer saßen schon fast erschöpft und überaus erhitzt unter dem vorspringenden Dache neben den laut lachenden Engländern, die mit ihren frechen blauen Wasseraugen eine Dame nach der andern auf das Genaueste betrachteten. Da trat die Wirthin an den Tisch heran, wischte die Platte desselben mit einem Tuche ab und sagte in englischer Sprache, indem sie sich an Franz Marssen wandte: »Haben Sie sich nicht gewundert, Sir, heute so viele Menschen bergauf steigen zu sehen?«

»Ja, was giebt es denn heut' in der Nähe, und wo ziehen die vielen Jauchzer und Jodler hin?«

»Sie gehen alle nach der kleinen Scheideck. Punct zwölf Uhr beginnt das große Schwingfest –«

Weiter kam sie nicht mit ihrer Rede. Die Engländer hatten kaum das Wort »Schwingfest« vernommen, so sprangen sie von ihren Bänken auf, und der eine, ein langer junger Mensch mit ungeheuren Schultern und Armen, aber einem überaus frechen und vorlauten Gesicht, trat an die Wirthin heran und fragte:

»Schwingfest? Auf der kleinen Scheideck? Ist das wahr?«

»Yes, Sir, und um zwölf Uhr beginnt es.« –

In fünf Minuten schon waren die Engländer ihren nachfolgenden Pferden und Trägern vorausgegangen, und der herrliche Platz mit der Aussicht auf die Jungfrau war leer geworden. Die Wirthin lud jetzt des Malers Gesellschaft ein, auf demselben sich niederzulassen, wobei

sie Miß Edda freundlich zulächelte und mit dem blühenden Kopfe anmuthig nickte.

Während man die Plätze wechselte und die Vorbereitungen zum Frühstück getroffen wurden, entfernte sich Franz Marssen von der Gesellschaft und suchte sich eine einsame Stelle hinter der anderen Seite des Hauses, von wo aus man die abstürzenden Klippen und die unermeßlichen Schneefelder der Jungfrau unmittelbar vor Augen hatte. Hier nahm er auf einer ihm schon bekannten Bank Platz, hob sein Auge empor und überließ sich seinen Gedanken, die eigentlich nur Grübeleien oder vielmehr dunkle Gefühle waren, deren er sich nie an diesem bezaubernden Orte entschlagen konnte.

Von dem Augenblick an, wo er diese hohe Region betreten hatte, war ein eigenthümlicher Geist über ihn gekommen. Ungeachtet seiner Energie und Willensstärke gehörte er doch zu jenen sensiblen Künstlernaturen, die, allen Eindrücken der Außenwelt nachgebend, plötzlichen Stimmungen unterworfen sind und in solchen bald wehmüthig in sich selbst versinken, bald in thatkräftige Begeisterung gerathen und dabei den inneren Productionstrieb, der gebieterisch in ihnen waltet, gleichsam wie eine wuchernde Pflanze sich entwickeln fühlen. In solchen Stimmungen entspringen bei wirklichen Künstlern oft die schönsten Ideen, und indem sie, wie Franz Marssen an diesem Orte, so Großes vor Augen haben, erwacht in ihnen der fast unwiderstehliche Drang, wenn nicht Aehnliches, so doch möglichst Schönes nachzuschaffen, so weit es eben ihre menschliche Kraft zuläßt.

Wenn ein solches, der Wehmuth verwandtes Gefühl eine Schwäche ist, so ist sie sehr verzeihlich, und Niemand sollte sie tadeln oder bekritteln, da sie die Mutter so vieler die Welt zierender Kunstwerke geworden ist.

Bei unserm Freunde nun wurde durch eine solche Stimmung die ihm innewohnende Kraft und Entschlossenheit niemals in Fesseln gelegt, und hätte sich jetzt eine Gelegenheit geboten, dieselbe zu zeigen, so würde sie sich so vollkommen thätig erwiesen haben, wie in jedem anderen Augenblick. Aber dabei war sein Herz weich und mild gestimmt, das irdische Leben mit allen seinen kleinen Sorgen und Qualen trat in solchen seltenen Momenten in den Hintergrund, und es öffnete sich ihm eine große neue Welt voll namenlosen Glanzes und Reizes, und diese genoß er am liebsten in der Stille, von Niemanden gestört und nur mit sich und seinem Innern zu Rathe gehend.

So hatte er vielleicht zehn Minuten auf dieser Stelle gesessen und den wunderbaren Riesenbau der Jungfrau in allen Einzelnheiten betrachtet, als ein leiser Tritt hinter ihm hörbar wurde und eine reizende Gestalt sich an seiner Seite aufstellte. Er war jedoch so tief in Anschauen versunken, daß er die Annäherung derselben nicht eher bemerkte, als bis sie dicht neben ihm stand. Langsam wandte er nun den Kopf zur Seite, und da sah er Miß Edda stehen, die, die Augen auf den vor ihr liegenden Berg gerichtet, unaufgefordert neben ihm auf der Bank Platz nahm, nachdem er sich erhoben und sie schweigend begrüßt hatte.

»Herr Marssen!« sprach da eine helle und wohllautende Stimme zu ihm, die jedoch etwas leiser als gewöhnlich zu Tage trat.

»Womit kann ich Ihnen dienen, mein Fräulein?«

»Sie sind heute den ganzen Morgen merkwürdig schweigsam gegen mich gewesen – worin liegt das? Tragen Sie mir nach, daß ich Sie heute Morgen fünf Minuten später, als es sich schickte, der Gesellschaft vorstellte?«

»O mein Gott, nein, daran habe ich noch gar nicht wieder gedacht, obgleich es mich einigermaßen in Verlegenheit setzte. Wie könnte ich Ihnen das nachtragen?«

»Also Sie sind mir nicht böse deshalb?«

»Ganz gewiß nicht, ich bin in diesem Augenblick sogar weit davon entfernt, überhaupt Jemanden auf der Welt böse zu sein.«

»Aber warum sind Sie denn so schweigsam?«

Der Maler erhob die rechte Hand und deutete auf den ungeheuren Coloß ihm gegenüber, dessen in den blauen Lüften verschwindendes Haupt mit Schnee und Gletschern bedeckt war, die ihm wie weiße lange Locken bis tief über die breite Brust herabhingen. »Sehen Sie da,« sagte er fast wehmüthig, »beim Anblick einer solchen Schöpfung verstummt in der Regel jede Sprache – auch die meine.«

»Die meine aber nicht, und ich will mit Ihnen reden.«

»Ich hindere Sie gewiß nicht daran – reden Sie!«

Aber sie schwieg, denn sie hatte in dem reinen blauen Auge, welches sich eben auf ihr Gesicht gerichtet, ein wirklich tiefes Gefühl gelesen, und ein solches Gefühl ist

ansteckend. So wandte sie denn ihr Antlitz ebenfalls den Schneefeldern zu und starrte lange unbeweglich darauf hin.

»Finden Sie diesen Anblick nicht groß und erhaben?« fragte er endlich.

»O, das bedarf ja kaum einer Frage. Ich finde, er geht über alle Beschreibung. Alle meine Erwartungen sind übertroffen, und nun sehe ich auch, daß ich da oben nicht hinauf kann, denn es würde meine Kräfte übersteigen. Aber warum hat mir die Natur die Sehnsucht nach diesen Höhen in die Seele gelegt, wenn sie mir nicht die Kraft verlieh, sie zu erreichen?«

»Der Mensch muß sich leider ja immer in seinen Wünschen beschränken. Er darf nicht fliegen wollen wie der Vogel, nicht schwimmen wie der Fisch – er ist mit seinen Füßen auf die Erde angewiesen, und so sollten sich seine Wünsche auch nicht über dieselbe erheben. Höchstens eine unklare, bisweilen verzweifelnde Hoffnung darf er hegen –«

»Nun, Sie schweigen ja schon wieder? Welche Hoffnung darf er hegen?«

Franz Marssen schwieg noch eine Weile, dann sagte er ruhig: »Daß er einst mächtigere Schwingen besitzen wird, um zu Höhen zu gelangen, wie da eine vor uns liegt.«

Jetzt blieben beide, die funkelnden Augen und vielleicht auch ihre Wünsche auf diese unerreichbare Höhe gerichtet, stumm. Als aber die Pause etwas lange dauerte und drückend wurde, da sagte Franz Marssen plötzlich:

»Ich bedaure, daß Ihre Frau Mutter das nicht sehen kann. Ich glaube doch, daß dieser Anblick sie ergriffen und tief bewegt hätte.«

Miß Edda athmete leise auf und schüttelte ungläubig den Kopf. »Ich glaube es nicht,« sagte sie, »dazu ist sie nicht mehr kräftig genug. Nur eine starke Seele wird von solchen Wundern ergriffen, meiner Mutter Seele aber ist, wie ihr Leib, matt und gleicht einem schwachen Rohr, das ein leichter Wind schüttelt und zur Erde beugt. Ach nein, auch ist sie eben so wenig nach der Schweiz gekommen, um das zu sehen, wie mein Vater.«

»Aber mein Gott, warum ist er denn hergekommen?«

Miß Edda sann eine Weile nach, dann sprach sie mit bedeutsamem Ernst: »Ich habe es Ihnen ja schon einmal angedeutet. Er hat hier eine bestimmte Aufgabe zu lösen, die ihn nöthigt, mit allerlei Menschen in Verkehr zu treten. Er erfüllt also hier, wie überall, wo er bisher weilte, nur eine Pflicht, eine trockene und kalte und daher erkältende Pflicht. Nun denn, und damit er nicht allein eine schwere Aufgabe zu lösen hat, habe ich mir auch eine gestellt, mir eine Pflicht auferlegt, und diese ist weniger trocken und kalt als die seine. So unterstütze ich ihn auf meine Weise und werde es thun, so lange es geht, bis ich an mein Ziel gelangt bin.«

»Sie seufzen dabei, indem Sie dies sagen, und so klingt mir Alles, was ich aus Ihrem Munde höre, noch seltsamer, und ich verstehe Sie nicht. Was für eine Pflicht haben Sie sich denn auferlegt?«

Sie lächelte und dachte eine Weile nach, dann aber sagte sie, und Franz wußte nicht, ob sie im Scherz oder Ernst redete, denn ihre Worte widersprachen dem unbefangen und heiter blickenden Gesicht: »Vielleicht ist mir die Pflicht, die schwere Pflicht zu Theil geworden – den Menschen auf den Grund ihrer Herzen zu schauen.«

»O, das ist keine so schwere Aufgabe, wenigstens wie ich sie erfasse.«

»Sie erfassen vielleicht Manches zu leicht und Anderes zu schwer. Man kann sich selbst davon keine Rechenschaft geben. Ihr Herz, zum Beispiel, mag nicht tief, ich meine, nicht unerforschlich tief sein –«

»Aber das Ihre – so will es mich wenigstens oft bedünken.«

Sie lächelte, während sie dies sagte, und fast eben so wehmüthig, wie er vorher gelächelt. »Sie halten mein Herz für verstockt, nicht wahr?« fragte sie.

»Ich möchte wenigstens einmal die Stimme hören, die es zu öffnen im Stande ist.«

Sie wollte eben antworten, aber in diesem Augenblick rollte ein tief und dumpf dröhnender Ton durch das Gebirge drüben, und das leicht geweckte Echo dröhnte ihn lange und geisterhaft nach.

»Was ist das?« fuhr Miß Edda in die Höhe. »Haben wir ein Gewitter?«

»Ja, ein Schneegewitter, eine Lawine –«

»Wie, eine Lawine? Hier?«

»Ja, wir sitzen in der Region, wo sie am häufigsten donnern, und da – da können Sie sogar eine sehen.«

»Wo? Wo?«

»Dort! Bemerken Sie die schwarze Schlucht in der Mitte des Berges?«

Es erfolgte ein tiefes Schweigen ringsum. Drüben aber, dicht unter dem Gipfel der Jungfrau, hatte sich, vielleicht von der zunehmenden Tageswärme abgelöst, ein Eisblock losgebrochen und war auf ein frisches Schneefeld hinabgerollt. In dem Schneefelde begann ein silberner Staub aufzuwirbeln; einer dichten Nebelwolke gleich schwebte Etwas eine Weile in der Luft, dann verschwand es spurlos in einer Schlucht, plötzlich aber kam es unten in der Tiefe wieder wie ein stäubender Wasserfall hervor, und bald darauf donnerte es gewaltig, als ob ein dreifaches Gewitter seine Stimme ertönen ließ.

Miß Edda schauerte vor Entzücken und Staunen. »Das war wirklich eine Lawine?« fragte sie.

»Ja, eine Staublawine.«

»Aber das bißchen Schnee kann doch nicht solchen krachenden Ton erzeugen?«

»Das bißchen Schnee? Wissen Sie, daß sich dort eben vielleicht tausend Zentner mit einem Male sechstausend Fuß tief hinunterstürzten? Es war also eine große Masse, nur durch die Ferne, in der sie fiel, erschien sie so klein und winzig.«

»Sie haben Recht. Das ist groß, das Größte von allem. O, wenn doch noch eine fallen wollte!«

»Da kommt sie schon! Da! Sie verstehen es, die schlafenden Geister der Luft zu wecken.«

Ein zweiter Schneesturz erfolgte. Bald darauf noch mehrere. Die zwei Augenpaare verschlangen mit adlerartiger Schärfe jeden äußeren Vorgang da drüben, und auch in ihren aufgeregten Herzen zitterten die Schallwellen nach, die allmälig zu ihren Ohren gelangten.

»Kommt das hier häufig vor?« fragte Miß Edda leise und tief ergriffen.

»In dieser Jahreszeit, und wenn die Sonnenstrahlen auf den Schnee wirken, oft.«

»Ach, was ist das köstlich! Wir haben hier mehr Genuß als am Rhonegletscher und sind diesmal außerordentlich vom Wetter begünstigt.«

»Bis jetzt, ja. Aber mein Vater warnte mich. In den Bergen, sagte er, glaubt man an die Beständigkeit des Wetters nicht, und mir selbst ist die Luft zu klar und fein. Wir überblicken Meilen und wissen es nicht.«

Miß Edda verfiel wieder in Schweigen und starrte lange nach dem Jenseit der tiefen Schlucht, welche die Wengernalp von der Jungfrau trennt. Da raffte sie sich endlich zusammen. »Ich weiß nicht, wie es kommt,« sagte sie, »das ist Alles so schön, so groß, so überwältigend, und doch, glaube ich, sind wir nicht in der besten Laune, es wahrhaft zu empfinden, wie es empfunden werden muß. Woher mag das kommen?«

»Ich weiß es nicht, wenn wir nicht eben durch diese Größe und Schönheit vor uns überwältigt und also benommenen Geistes sind. *Meine* Laune wenigstens ist nicht schlecht, das versichere ich Ihnen, und ich habe

mich über nichts zu beklagen und nehme das mir Gebotene dankbar an. Und hier wird einem viel geboten, denke ich.«

Die junge Schottin spielte mit einer schönen Alpenrose, die sie schon lange in der Hand hielt. »Nun,« sagte sie mit einem Male scherzend, »wenn Sie so dankbar gegen die Vorsehung sind, die Ihnen so Vieles bietet, so will ich hoffen, daß Sie es auch gegen Menschen sind, wenn sie Ihnen wenig bieten. Hier haben Sie eine Blume, die ich vorher auf der Alp gepflückt. Geben Sie mir Ihren Hut her, ich will sie daran befestigen. So. Ich wünschte, es wäre eine Wunderblume, und sie wäre im Stande, Ihre Laune fortan aufzuheitern, wie sie auf unserer ersten Reise war. Diese Reise ist schöner, und Sie sind nicht mehr der Alte. Ihre Harmlosigkeit ist verschwunden, und Sie träumen bisweilen.«

»Das liegt in meiner Natur. Manche Menschen können nicht dafür, daß sie im Schlafe träumen, ich nicht, daß ich es im Wachen thue. Doch für die Blume meinen besten Dank. Wenn sie auf dem Hute vertrocknet ist, werde ich sie zur Erinnerung an »die Jungfrau« aufbewahren. Wer weiß, was sie noch als Leiche für Wunder wirkt, da sie aus der Hand einer –«

»Sie wollen doch nicht Heiligen sagen?« fuhr sie neckisch fort, da er schwieg.

Er konnte nichts erwidern, denn sie wurden unterbrochen. Es war die hübsche Wirthin, die lächelnd herantrat und die beiden jungen Menschen freundlich einlud,

zu Tisch zu kommen, da das Frühstück eben aufgetragen werde.

Als die beiden Bewunderer der schönen Natur an den Tisch unter dem überhängenden Dach des Wirthshauses traten, kam von der anderen Seite das Brautpaar hastig und freudenvoll heran.

»Vater! Mutter! O Edda, da sind Sie ja – was haben wir gesehen!« rief die junge Holländerin. »Rathet, rathet, geschwind!«

»Ich rathe schlecht,« sagte der phlegmatisch auf seinem Stuhle lehnende Holländer, »zumal wenn ich müde bin. Ich habe mit meiner guten Alten ein kleines Schläfchen versucht, und das wird uns ganz gut bekommen.«

»Also Ihr habt auch nichts *gehört*?« fragte die hübsche Tochter verwundert.

»Nichts, mein Kind, gar nichts!« antwortete die Mutter.

»Nun, was haben Sie denn gesehen und gehört, liebe Elise, was wir nicht gesehen und gehört hätten?« fragte jetzt Miß Edda.

»Lawinen! Zwei, drei und noch mehr. Habt Ihr es denn wirklich nicht donnern gehört?«

»Donnern?« fragte die alte Holländerin und sah sich fast ängstlich nach allen Himmelsgegenden um.

»Still, Kind, still!« sagte der Mann im Nankingrock. »Sei unbesorgt, ich habe Muth!«

Edda erzählte jetzt in aller Ruhe, daß sie ebenfalls die Lawinen bewundert und was sie sonst noch gesehen hätten, als eine Magd eine Schüssel mit Fleisch auf den Tisch setzte nebst zwei Flaschen Burgunder, von denen der Marineoffizier eine sogleich in die bereitstehenden Gläser leerte.

»Was ist denn das für Fleisch?« fragte der alte Holländer nach einer Weile. »Das schmeckt ja ganz merkwürdig und fremdartig.«

Die am Tische zur Bedienung bereitstehende Wirthin lächelte und sagte: »Es ist Gemsbraten, mein Herr. Mein Mann hat vorgestern drüben am Fuße der Jungfrau ein junges Thier geschossen.«

»Gemsbraten!« riefen alle, nur Franz Marssen verhielt sich still und sah die Wirthin forschend von der Seite an, worauf diese lächelnd ihren Platz am Tisch verließ und in das Haus ging.

»Es schmeckt allerdings eigenthümlich,« bemerkte der Bräutigam, »aber doch eigentlich gut und kräftig. Nun, das kann man bei einer solchen Strapaze gebrauchen. Aber meinen Sie wirklich,« wandte er sich an den Maler, »daß es Gemsbraten ist?«

»Ich verstehe mich nicht so recht darauf,« erwiderte dieser. »Ich für meine Person halte es nur für einen wild gemachten und schmackhaft zubereiteten Ziegenbraten, aber man darf die hübsche Frau nicht mit Zweifeln an ihrer Aussage kränken. Jedoch kann es auch von einer Gemse herrühren, da diese hier oft geschossen werden.«

»So wollen wir es getrost für solchen essen!« rief Miß Edda. »Auch mir schmeckt es gut.«

Alle aßen und tranken mit dem besten Appetit, auch die andern Speisen, die reichlich, wie überall in der Schweiz, und rasch aufeinander folgten. Als endlich die Wirthin abermals erschien und noch eine bestellte Flasche Burgunder brachte, sah die alte Holländerin sie scharf an und sagte, nachdem sie wieder fortgegangen war:

»Liebe Edda, der Herr Maler – ich vergesse immer Ihren Namen, verzeihen Sie – hat doch Recht gehabt, als er unterwegs sagte, daß Sie dieser Frau ähnlich sehen, obgleich Sie ganz andere und viel schönere Augen haben.«

»O bitte, rühmen Sie meine Rabenaugen nicht zu sehr; das beste an ihnen ist, daß sie Alles sehen, was sie sehen wollen. Aber von dieser Aehnlichkeit sehe ich wenig oder nichts, obgleich ich den besten Willen dazu habe.«

»Das kann man auch selten selbst sehen,« nahm der schweigsame Baron Tekeli das Wort, »nicht wahr, mein Herr?«

»Bisweilen doch,« erwiderte Franz, an den die Frage gerichtet war. »Aber in diesem Falle geht es mir seltsam; ich finde jetzt keine Aehnlichkeit mehr zwischen den beiden Gesichtern.«

Miß Edda sah ihn groß an. »Wie käme denn das?« fragte sie langsam.

»Seitdem Sie die Lawinen gesehen haben, hat sich Ihr Gesicht verändert,« sagte er sich leicht verbeugend.

»Verändert?« fragte sie erstaunt.

»Ja, und ich habe schon oft gefunden, daß sich inmitten einer Scenerie, wie wir sie hier vor Augen haben, Menschengesichter rasch veränderten. Ich erkläre mir das sehr einfach. Wenn die Schönheit und Größe der Natur erst in dem Herzen der Menschen gleichsam wie Blumen aufgehen, so nehmen auch ihre Gesichter einen anderen Ausdruck an – das heißt, sie verklären sich – und gerade für diese Veränderung glaube ich als Maler ein Auge zu haben.«

»O mein Gott!« rief der Bräutigam mit einem entzückten Blick auf die erröthende Braut, »das habe ich Elisen vorher auch schon gesagt.«

Diese hielt ihm den Mund zu und legte den anderen Arm um seinen Hals. »Nun denn,« sagte die alte Holländerin zu ihrem Mann, »dann wollen wir uns nachher diese Scenerie auch ansehen, es ist immer etwas Schönes und Gutes, wenn sich das Gesicht eines Menschen im Leben verklärt. Trinken wir auf diese Verklärung ein Glas, und mag uns Allen die Reise wohl bekommen.«

Alle stießen mit den Gläsern an und nickten sich, hier vertraulich, dort höflich einander zu.

Achtes Kapitel. Das Schwingfest auf der Scheideck.

Während die Gesellschaft speiste, fanden sich allmälig noch mehr Gäste von Lauterbrunnen her ein, die mit ihnen demselben Ziele zustrebten, obgleich auch schon andere von der kleinen Scheideck anlangten, die Grindelwald am frühen Morgen verlassen hatten. Franz Marssen

hatte Jürgen und den Pferdeführern genau die Zeit ihres Aufbruchs bestimmt, und diese stellten sich pünctlich mit den Pferden ein, um den kurzen Weg nach der Scheideck anzutreten, wo man den Kaffee trinken und dabei in aller Gemüthlichkeit dem Kampfe der sich schwingenden Schweizer zusehen wollte.

Als die Gesellschaft sich zur Abreise fertig gemacht hatte und die Absicht zum Aufsteigen kundgab, kam die hübsche Wirthin wieder zum Vorschein und stellte sich neben dem auf ihre Anordnung abseits geführten Fuchs auf. Miß Edda trat heran und sah sich nach einem Tritt um, der ihr das Aufsteigen erleichtern sollte, da Niemand und namentlich kein Mann in ihrer Nähe war.

Die Wirthin bemerkte wohl, was die schöne Reiterin suchte, und lächelte dabei. »Sie brauchen keinen Tritt, mein Fräulein,« sagte sie, »und sollen mit meiner Hülfe schon in den Sattel kommen, wie ich Sie auch herausgebracht habe. So, treten Sie dreist in meine Hand, und Sie werden rascher als die andern bedient sein.«

Bei diesen Worten bückte sie sich und hielt ihre rechte Hand so tief hin, daß Miß Edda bequem den Fuß darauf stellen konnte. Diese jedoch besann sich eine Weile, ob sie es thun solle oder nicht, da sie aber einen ermuthigenden Blick aus den freundlichen blauen Augen erhielt, setzte sie ihr zierliches Stiefelchen fest hinein, und alsbald hob die starke Frau sie empor, und im Nu hatte sie sich in den Sattel geschwungen.

»Sehen Sie wohl,« rief die Schweizerin, die augenscheinlich die schöne Schottin liebgewonnen, »wie leicht

und gut das ging? So, und nun liegen auch Ihre Kleider, wie sie liegen müssen. Ach, was ist das für eine reizende Tracht, die Sie tragen, und wie hübsch steht sie Ihnen, wenn Sie zu Pferde sitzen! Wo trägt man eine solche, ich habe sie noch nie gesehen?«

»In Schottland, wenigstens eine ähnliche,« erwiderte Miß Edda, leicht erröthend.

»Nun, da haben die Damen Geschmack, aber alle werden auch nicht aussehen wie Sie.«

Miß Edda nickte ihr dankbar zu, und als die anderen Damen schon abritten, sagte sie mit gewinnender Herzlichkeit: »Ich danke Ihnen, liebe Frau, und nun geben Sie mir auch so freundlich die Hand, wie Sie sie vorher Herrn Marssen gegeben. Ich kenne Sie zwar nicht so lange wie er, aber ich mache dieselben Ansprüche an Ihre Gefälligkeit.«

Die Schweizerin reichte ihre große weiße Hand der kleinen Rechten der Schottin hin und drückte sie warm. »Reisen Sie glücklich,« sagte sie, »und heitern Sie wo möglich Herrn Marssen auf, er sieht merkwürdig bedrückt und sorgenvoll aus. Früher war er heiterer als heute.«

»Sie kennen ihn wohl schon lange?« lautete die ernst gesprochene Gegenfrage.

»O nein, erst ein Jahr, aber ich weiß, daß er kein flüchtiger Wildfang ist, wie es viele Andere sind, und daß er ein offenes Herz für alles Gute und Schöne hat. Das werden Sie ihm auch wohl schon angemerkt haben, nicht wahr?«

Miß Edda nickte und reichte der Frau noch einmal die Hand. »Leben Sie wohl,« sagte sie, »Ihr Wunsch soll möglichst erfüllt werden, und ich hoffe Sie noch öfter wiederzusehen.«

Mit diesen Worten ritt sie den beiden Damen nach, die schon auf sie warteten, während die Herren noch im Hause beschäftigt waren, dem Wirthe die Zeche zu bezahlen, da weder der Ungar noch Franz Marssen zugeben wollten, daß der reiche Holländer, wie er es bereits hinter ihrem Rücken gethan, die Rechnung allein abschloß.

Endlich aber hatten sie sich geeinigt, stiegen in die Sättel und ritten den sie erwartenden Damen nach. Nur der Maler bestieg seinen Schimmel nicht, vielmehr ging er, nachdem er der Wirthin die Hand gereicht und einige Worte mit ihr gewechselt, hinter den Herren zu Fuße her, und sein kluges Pferd folgte ihm Schritt vor Schritt auf den Fersen nach.

»Warum steigen Sie nicht auf?« rief ihm Miß Edda entgegen.

»Ich habe das Bedürfniß, eine Strecke zu gehen,« rief er ihr zu. »Der Weg nach der Scheideck ist so kurz und gut, daß man ihn ohne Mühe und mit Behagen zurücklegen kann.«

»O, dann wollen wir auch gehen!« rief die junge Holländerin. »Ich gehe so gern, und das Reiten macht die Glieder so steif.«

»Nein, meine Damen, Sie müssen noch zu Pferde bleiben,« erwiderte der Maler. »Sie haben unterwegs eine so reiche Augenweide, daß Sie zu langsam gehen würden,

wenn Sie zu Fuße wären, und wir dürfen keine Secunde Zeit verlieren. Uebrigens werden Sie ihre Füße heute noch genug anstrengen müssen, denn nach Grindelwald hinab läßt es sich nur unbequem reiten, da der Weg steil und beschwerlich ist.«

»Gut, so reiten wir noch,« entschied Miß Edda. »Bleiben Sie aber gefälligst in unserer Nähe und nennen Sie uns die Namen der Berge, die hier zur Rechten aufeinander folgen.«

So schritt denn Franz Marssen hinter den Eltern zwischen den beiden jungen Reiterinnen her, denen sich der Ungar und Herr van der Hooft zunächst anschloß, während Jürgen mit dem leise wiehernden Schimmel die Nachhut bildete.

Selten nur mag man in der mit so vielen schönen Puncten gesegneten Schweiz einen Weg finden, der dem von der Wengernalp nach der kleinen Scheideck führenden gleicht. Ueber hügelartig gebildete grüne Matten, die von weidenden dunkelbraunen Kühen reich belebt sind, steigt er sanft bergan, und ihm zur Seite zieht sich die gewaltige Finsteraarhorngruppe entlang, deren Gipfel im Berner Oberlande am höchsten aufragen und deren Formationen, obwohl sie so reich und mannigfaltig sind, doch etwas Gemeinsames haben: eine imponirende Wirkung auf den Beschauer, die eben auf ihrer Größe und Mächtigkeit beruht und deren Schönheit in Bezug auf die zahlreichen Eisströme von keinem anderen Gebirge der Erde übertroffen wird.

Franz Marssen nannte den Damen die einzelnen Gipfel, die im blauen Aether bis zu ihren höchsten Schneespitzen klar sichtbar wurden, und sie verfolgten mit bewunderndem Auge die sich in Schlangenwindungen herabringelnden Gletscher, von denen hie und da noch immer eine Staublawine niederrauschte, deren gewaltigen Donnerton nun auch die Eltern der Braut vernahmen. So zog man denn von der im Mittagsglanze strahlenden Jungfrau fort, an dem schwarzen finsteren Mönch und dem doppelspitzigen Eiger vorüber, sah einen Augenblick das gewaltige Finsteraarhorn in der Ferne auftauchen und begrüßte auch das silbern glänzende Schreckhorn, dem dann die beiden Grindelwaldgletscher folgten, die man aber erst sieht, wenn man dicht in ihre Nähe gelangt ist.

»Die Natur scheint mir hier immer großartiger zu werden,« sagte Miß Edda einmal zu ihren Begleitern. »Hier folgt ein Gletscher dem andern, eine Schlucht öffnet sich in die andere, und das Rauschen in der Tiefe vermischt sich mit dem Donner in der Höhe, so daß man nicht weiß, wohin man sein Auge und sein Ohr wenden soll. Das ist köstlich, Elise, nicht wahr?«

Diese nickte, denn ihr Auge hing entzückt an den anmuthig geschweiften Eisflüssen und den starren Schneehäuptern darüber, Franz Marssen aber erwiderte: »Ja, insofern man hier eine längere Reihe von Bergen mit ihren Gletschern mit einem Blick überschaut, wird die Natur noch großartiger als vorher. Auf der kleinen Scheideck

haben Sie den ganzen Kranz vor sich und stehen obenein auf einer weiten, saftig grünen Wiesenfläche sicher und weich, und darum hat man auch das volksthümliche Schwingfest dahin verlegt, zu dem alle die Mädchen pilgern, die Sie da vorn im Sonntagsstaat einherziehen sehen.«

»Mädchen?« fragte Miß Edda. »Was haben denn die bei dem Kampfspiel der Männer zu thun?«

Franz Marssen lachte. »Wo in der Welt, mein Fräulein,« sagte er, »wird ein öffentliches Fest begangen, an dem keine Frauen und Mädchen Theil nähmen! Die Einen lockt die Neugierde, die Andern die Theilnahme an dem Geschick ihrer Verwandten, oder auch die Lust an Vergnügungen überhaupt. Wer unter den jungen starkknochigen Burschen heute siegt, trägt Monate lang einen großen Namen mit sich herum, und ein solcher Sieger hat etwas Anziehendes für das hiesige weibliche Geschlecht. Nach dem Kampf aber wird getcanzt und gejodelt bis in die Nacht hinein, und da die Jungfern das schreckliche Kirschwasser, mit Honig und Safran versetzt, nicht sparen, das sie heute ihren Geliebten aus eigener Tasche credenzen, so endet das Fest in der Regel lauter als es begonnen und artet nicht selten zu einem wilden Bacchanale aus, von dem mancher mit geschundenen Gliedern heimkehrt.«

»So. Wie lange werden wir dem Kampfe zuschauen?«

»Wir dürfen uns nur eine Stunde auf der Scheideck aufhalten, wenn wir die Eisgrotte im Grindelwaldgletscher besuchen und Abends in Grindelwald selber die Führer zur morgenden Partie dingen wollen.«

»Ja, das wollen und müssen wir,« rief Miß Edda. »Elise und ich haben schon den Plan für morgen entworfen, und Sie werden ihm hoffentlich beistimmen.«

»Wenn er ausführbar ist, gewiß. Wie lautet der Plan?«

»Das sollen Sie heute Abend als Dessert beim Abendtische erfahren.«

»Dann bitte ich, nicht zu spät zu speisen, da der Führer, den ich dingen werde, noch Vorbereitungen treffen und seine Kameraden zusammenrufen muß.«

Die beiden jungen Damen nickten beifällig und lächelten sich schelmisch zu.

»Die Damen haben einen großen Plan ausgeheckt,« sagte nun Herr van der Hooft, »aber ich hoffe, Sie werden ihm Ihre Beistimmung versagen, denn man kann doch unmöglich in den Bergen, am Ende gar auf dem Eise, eine Nacht unter freiem Himmel zubringen, und die beiden Damen sind abenteuerlich genug gesinnt, dergleichen für möglich zu halten.«

»Bei schlechtem Wetter ist es allerdings unmöglich,« erwiderte Franz. »Aber eine so weite und gewagte Excursion werden die Damen doch nicht vorhaben. Uebrigens giebt es in der Nähe des unteren Grindelwaldgletschers, den sie doch wohl nur zu besteigen gedenken, Hütten genug, die eine Rast für die Nacht darbieten, wenn sie

nöthig werden sollte, was ich indessen nicht glaube, da ein solches Nachtquartier mit Unbequemlichkeiten –«

»Still, still!« unterbrach ihn Miß Edda. »Diesmal entscheiden *wir*, und die gestrengen Herren werden sich fügen. Was nützt uns das Besteigen eines Gletschers, wenn wir nicht einen Blick in das geheime Weben und Walten der Natur thun dürfen, und gerade eine Nacht unter Eistrümmern soll köstlich und unvergeßlich sein. Wir beide lieben nun einmal dergleichen und sind keine Schwächlinge, wie Sie denken, Herr van der Hooft. Und schließlich, was andere Damen vor uns vollbracht haben, kann auch von uns gelöst werden. Da haben Sie es, doch so weit sind wir noch nicht und nur, wenn Herr Marssen als Sachverständiger seine Einwilligung absolut versagt, folge ich ihm. Das fürchte ich aber nicht. – Doch was ist das?«

Man war auf eine fast unabsehbar weite, grüne Matte hinausgetreten, die mit kräftig duftendem und kräuterreichem Alpgras bedeckt war. Zur Rechten senkte sie sich bald steiler, bald sanfter zu einem tiefen Abgrunde hinab und jenseit desselben ragten die vorhergenannten schneeigen Bergriesen auf. Die ganze Matte war überaus reich von schönen Kühen beweidet, die mit ihren am Halse hängenden großen Glocken ringsum ein harmonisches Geläut vernehmen ließen und theils gesättigt im Grase lagen und behaglich wiederkäueten, theils ruhig und langsam umherschlenderten und weiter fraßen. Zwischen ihnen hie und da tauchte ein malerischer Heustadel, eine

Sennhütte oder auch ein Nothstall für plötzlich ausbrechendes Unwetter auf, und das ganze große Landschaftsbild trug einen so überraschend friedfertigen und idyllischen Character, daß die so plötzlich darin Eintretenden sich gleichsam in eine neue Welt versetzt glaubten.

Da wurde der langsam vorschreitende und Alles in Augenschein nehmende Zug dadurch aufgehalten, daß die voranreitende Frau van der Swinden plötzlich ihr Pferd anhielt und angstvoll zurückrief:

»O mein Gott, meine Herren, da ist ja eine Herde von mehr als tausend Kühen vor uns! Wo kommen denn die mit einem Male her? Es wird doch kein wilder Stier darunter sein, der uns angreift?«

Franz Marssen trat zu ihr heran und beruhigte sie, indem er ihr erzählte, daß die Kühe den ganzen Sommer hier versammelt blieben, daß sie eben so klug und gutmüthig wie auch an den Anblick der Menschen gewöhnt wären, und daß er selber in der Nähe keinen Stier wahrnähme.

»Vorwärts, vorwärts!« rief der kleine Mann im Nankingrock. »Haltet Euch nicht auf, Kinder, und Du, Frau, fürchte Dich nicht – ich habe Muth!«

So ließ die Dame denn ihr Pferd wieder gehen, sah sich aber mit angstvollen Blicken nach allen Seiten um, während die jüngeren Personen der Gesellschaft mit Vergnügen das anmuthige Bild betrachteten und alle ungefährdet durch die Reihen der zahmen, hin und her wandelnden Thiere ritten, die sie mit klugen Augen anglotzten und bisweilen einem Pferde streckenweis zur Seite

blieben, als wollten sie mit ihm freundliche Unterhaltung pflegen.

Die Matte aber dehnte sich immer weiter aus, bis an ihrem Ende ein neues hübsches Haus sichtbar wurde, in dessen Nähe, wie man schon aus der Ferne sah, eine große Menschenmenge versammelt war.

»Was ist das da vorn?« fragte Miß Edda den Maler, der wieder zu den jüngeren Damen zurückgerufen war, da diese ihn mit zahllosen Fragen zu bestürmen hatten.

»Das ist unser nächstes Ziel, die kleine Scheideck, mein Fräulein, und wir haben den Schauplatz des Schwingfestes sogleich erreicht. Von dem Hause an aber – es heißt mit Recht Hôtel-Bellevue – führt der Weg abwärts nach Grindelwald und von dort aus können Sie vier Stunden lang zu Fuß gehen, wenn Sie so viel Ausdauer besitzen.«

»O, wir haben Ausdauer genug,« rief die junge Holländerin: »Strapazen giebt es für uns nicht. Herr von Tekeli, Sie sind ja immer so gütig, reiten Sie doch geschwind voraus und bestellen Sie uns den Kaffee auf einen Platz, wo wir den Wettkampf überschauen können.«

Der diensteifrige Ungar wollte sein Pferd eben in Trab setzen, als Franz Marssen rief:

»Bleiben Sie hier, Herr von Tekeli, und Sie, mein Fräulein, empfangen die Meldung, daß ich, Ihren Wunsch schon früher errathend, für die Erfüllung desselben bereits gesorgt habe. Schon vor einer Stunde ist von der Wengernalp einer der Pferdeführer abgesandt, und Sie werden Alles, was Sie bedürfen, vorbereitet finden.«

»Sie sind ein vortrefflicher Reisemarschall,« rief die alte Holländerin zurück, »und ich muß unsre gute Edda loben, daß sie uns Ihre Begleitung verschafft hat. Swinden, Mann! siehst Du, wir finden den Kaffee bereit, und gleich dabei ein Schauspiel, was vielleicht noch kein Holländer mit Augen geschaut hat.«

Der alte Holländer drehte sich herum und zeigte sein rothes, schweißtriefendes Gesicht, das gleichwohl vor Freude und Zufriedenheit strahlte. »Sehr gut, Mynheer,« sagte er zu Franz Marssen und winkte ihm mit der Hand zu: »ich lobe Sie – Sie sind ein sehr – ein sehr guter Reisemarechal!«

Als die Reisenden sich dem Hôtel-Bellevue näherten, fanden sie, daß links davon auf einem hervorragenden und mit dem weichsten Rasen bedeckten Platze mehr Menschen versammelt waren, als sie aus der Ferne wahrgenommen zu haben glaubten, nur hatten sie sich in einen großen Kreis zusammengedrängt und standen hier in vielen Reihen dicht geschaart hinter einander, die von Kirschwasser und Leidenschaft erhitzten Gesichter nach dem Mittelpuncte des Kreises gerichtet, in dem so eben die Vorbereitungen zum ersten Wettkampfe getroffen wurden.

Jürgen, der aus Erfahrung wußte, daß sein Herr, der früher mit seiner Hülfe schon einmal so unsanft abgewiesen war, der jungen schottischen Dame niemals beim

Auf- oder Absteigen behülflich war, trug eine zur Hand stehende bewegliche Treppe an den Fuchs heran, und so war Miß Edda die Erste, die den Boden erreichte, während Herr van der Hooft zuerst seiner Braut und dann mit größerer Mühe seiner Schwiegermutter aus dem Sattel half.

Unmittelbar neben dem Kreise der schaulustigen Schweizer hatte der vorausgesandte Führer zwei Tische zusammengestellt und Bänke ringsherum gerückt, vor denen er nun Wache stand, um sie den ihm zugehörigen Herrschaften ungeschmälert zu überweisen. Kaum war dies geschehen, so trug eine der Töchter des Hauses den bestellten Kaffee nebst Zubehör herbei, und nachdem die erwünschte Labung hastig eingenommen war, stiegen die Herren auf die Bänke, um so besser in den Kreis blicken zu können. Sehr bald standen auch die Damen neben ihnen, und nun hatten alle das seltsame Schauspiel dicht vor sich, welches alsbald seinen Anfang nehmen sollte.

Bekanntlich besteht der schweizerische Schwingkampf darin, daß sich zwei Männer, die sich messen wollen, gegenseitig um beide Oberschenkel ein festes Tuch knüpfen, welches beiden Kämpfern zu einer leicht faßlichen Handhabe dient. Damit diese nun einem Jeden die möglichste Sicherheit bietet, knüpft ein Gegner dem anderen die Tücher um, die jedes Mädchen in Bereitschaft hält, und dies geschieht stets mit größter Sorgfalt, da von der Dauerhaftigkeit dieser Vorrichtung sehr viel und oft mehr als von der Kraft und Geschicklichkeit der Kämpfenden abhängt. Sitzen die Tücher fest, so beginnt das ernsthafte

Spiel damit, daß beide Kämpfer sich in eine vornüber gebeugte Stellung begeben und ihre Köpfe gegen die rechte Schulter des Gegners stützen. Dann ergreift einer mit den Händen die Handhaben an den Schenkeln des anderen, und gegenseitig versuchen sie sich daran in die Höhe zu heben und, wenn dies gelungen, schließlich dergestalt auf die Erde zu werfen, daß der Eine oder Andere auf den Rücken fällt. Es dauert oft sehr lange, bis dies gelingt, und in der Regel stehen die Kämpfer, zumal wenn sie sich gewachsen sind, lange wie unbeweglich in der unbequemen Stellung, obgleich sie gewiß unausgesetzt alle ihre Kraft und List anwenden, um dem Gegner eine schwache Seite oder einen Moment des Nachlasses seines Griffes abzugewinnen, was sie ja sogleich an ihren eigenen Schenkeln fühlen müssen. Ist derselbe aber erst oder nur eins seiner Beine von der Erde gehoben, so schleppen und werfen sich die Kämpfenden unter dem Beifalls- oder Angstgeschrei der Zuschauer pfeilgeschwind herum, sind aber erst beide Beine vom Boden gehoben, so dauert das Spiel nicht mehr lange, der Stärkere schwingt den Besiegten in horizontaler Lage wüthend um seinen eigenen Körper im Kreise herum, bis er ihn nicht mehr halten kann oder seines Sieges überdrüssig ist, und der Besiegte stürzt krachend mit dem Rücken zuerst auf den Boden, wobei der Sieger in der Regel über ihn hinfällt, da der Fallende den Werfenden fast immer krampfhaft an den Handhaben festhält. Anfangs pflegt das gewagte Spiel mit Ruhe und Gleichmuth zu beginnen, je länger es aber dauert, um so erbitterter und erregter werden die

Kämpfer, und zuletzt tragen ihre bleichen oder blau aufgeschwollenen Gesichter die Spuren der wildesten Leidenschaft und Kampfbegier, wobei es denn nicht selten geschieht, daß einer der Kämpfenden beim heftigen Niederstürzen einen ernstlichen Schaden nimmt. Häufig bekennt sich der einmal Geworfene nicht sogleich als besiegt und beginnt nach kurzer Erholung den Kampf von Neuem, in der Regel aber wird er wieder geworfen, und hat sogar Schreiber dieses einen und denselben Mann sieben Mal hinter einander von einem viel kleineren Gegner erbarmungslos zu Boden schleudern sehen, da nicht immer die Größe und Stärke, vielmehr die Gewandtheit und Geschicklichkeit wie bei allen dergleichen körperlichen Uebungen den Ausschlag giebt.

Als nun unsere Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit dem beginnenden Spiele zuwandte, wurden eben die Tücher geknüpft, und da dies eine ziemliche Zeit in Anspruch nahm, so hatte man Muße genug, die Gesichter der Zuschauer zu mustern, die hier mit Stolz und Freude, dort mit Sorge und Angst auf ihre befreundeten Kämpfer blickten.

An vier Puncten, einander gegenüber stehend, war je ein älterer und erfahrener Mann als Kampfrichter aufgestellt, gleich hinter ihnen her drängten sich die Frauen und Mädchen in ihrem Putz mit lang flatternden bunten Bändern an den Mützen, in rothen und schwarzen

Miedern und Röcken, und dabei dieselbe Leidenschaftlichkeit wie die Männer auf den erhitzten Gesichtern tragend. Um die Weiber herum stand ein dichterer Kreis zuschauender Männer, Jünglinge und Knaben, die, so lange die Vorbereitungen dauerten, laut schrieen und tobten, dagegen mäuschenstill wurden, sobald der Kampf begann.

An einer Seite aber innerhalb des Kreises standen diesmal auch Fremde, und mit Leichtigkeit erkannten die Mitglieder unserer Reisegesellschaft die sechs Engländer wieder, welche die hübsche Wirthin vom Jungfrauhotel so klüglich und schnell nach der Scheideck getrieben hatte.

Wenn viele der eingeborenen Zuschauer schon nicht mehr ganz in nüchternem Zustande waren, so ging es den Herren Briten nicht besser, und was die Leidenschaftlichkeit und Aufgeregtheit ihrer bärtigen Gesichter betraf, so konnten sie den Schweizern sogar zu Mustern dienen, denn ihre weit vorspringenden Augen glühten vor Kampfbegier, und die Erwartung in ihren Mienen hatte sich zur krampfhaften Spannung gesteigert, da sie nicht unbeträchtliche Wetten abgeschlossen, wer von den beiden zuerst Kämpfenden den Sieg davontragen würde.

Die ersten Kämpfer waren ein großer, langarmiger und breitschultriger Mann von einigen zwanzig Jahren mit fuchsrothem Haar und einem listigen unangenehmen Gesicht; der zweite aber ein viel kleinerer, muskelkräftigerer und behenderer. Dieser Letztere war ein Kellner des Gasthauses selbst, und auf ihn blickten viele Mädchen mit

Freude und Stolz, da er nicht allein ein hübscher Junge von neunzehn Jahren, sondern auch ein bekannter und geübter Schwinger war. Dagegen hatten nur zwei Engländer auf ihn als Sieger gewettet, während die vier anderen dem großen Manne im Voraus den Preis zuerkannten.

Endlich waren die Tücher festgeknüpft und hinreichend geprüft, und nun legte sich wie auf einen Wink von höherer Hand das Getümmel und Geschrei, und eine fast athemlose Stille trat unter den Zuschauern ein. Jetzt senkten die Kämpfer ihre Köpfe wie die Stiere, die mit den Hörnern zusammenrennen wollen, und stemmten sich fest gegen die feindlichen Schultern, die Hände griffen in die Handhaben, und der Kampf begann.

Eine Zeit lang standen die beiden Männer unbeweglich, nur bisweilen bemerkte man einen Ruck, den irgend ein Arm versuchsweise ausübte, aber kein Bein wich vom Rasen, vielmehr schienen sich nur alle vier fester und fester in die Erde zu graben. Plötzlich aber kam Leben in die todte Gruppe; mit Gewalt schleuderten sie sich links und rechts, so daß der Kreis der Zuschauer flüchtend aus einander stob, aber er schloß sich von Neuem wieder, sobald die Ringer wieder der Mitte zuwirbelten. Da, und Niemand sah, wie es geschah, erhob der kleine Kellner mit einem Mal das eine Bein seines Gegners, dieser hüpfte stramm und fest auf dem andern mit ihm im Kreise herum, nach kurzer Zeit aber wurde auch das zweite widerstrebende Bein vom Boden erhoben, der lange Mann ward von dem kleinen wie eine todte Masse im Kreise

herumgeschwungen, und gleich darauf dröhnte der Boden vom Falle seines schweren Körpers wieder, wobei der Kellner über ihn hinschlug, ihn aber so lange festhielt und geschickt zu drängen wußte, bis er völlig auf dem Rücken lag.

Die Kämpfer hatten keinen Schaden genommen und richteten sich unter tosendem Beifallsgeschrei der Zuschauer sogleich wieder auf. Ihre Gesichter sahen blauroth und geschwollen aus, und ihre Augen waren mit Blut unterlaufen. Nichtsdestoweniger packten sie sich nach einer Minute Rast mit athemloser Wut von Neuem, und kurze Zeit darauf wurde der große Schweizer noch einmal so unsanft wie vorher und gleich auf den Rücken zu Boden geschleudert, so daß er eine Weile bewegungslos liegen blieb und sich erst erhob, als einige theilnehmende Mädchen sich über ihn niederbeugten und ihn ermunterten, aufzustehen, wenn er dazu im Stande sei. Da sprang er wüthend auf, ballte die Fäuste gegen seinen triumphirenden Gegner, schleuderte ihm einen drohenden Blick zu und verschwand in der Menge, um seinen Gegnern nicht länger zur Zielscheibe ihres Spottes zu dienen.

Da aber erlitt die Fortsetzung des ernsten Spieles eine unerwartete Unterbrechung. Der eine Engländer, ein ungeheuer kräftiger und wohlgebauter junger Mann mit vollem Bacchusgesicht und mähnenartigem Bart, sprang in den Kreis und redete mit eifrigen Geberden die Kampfrichter an, die zuerst verwundert aufhorchten, dann unter sich nachdenklich berathschlagten, endlich aber dem Willen des Engländers geneigt zu werden schienen, als

derselbe eine Hand voll Louisd'or aus der Tasche zog und dem ältesten Kampfrichter einhändigte.

Gleich darauf wurde der siegreiche Kellner herbeigerufen und ihm eine Frage vorgelegt. Er besann sich nur kurze Zeit, sah den mächtigen Briten mit prüfendem Blick an, nickte lächelnd mit dem Kopfe, und die Sache war abgethan, der Wunsch des Fremden sollte erfüllt werden.

Unterdessen waren zwei andere Kämpfer mit schon geknüpften Tüchern in den Kreis getreten und ein neuer Kampf begann.

Miß Edda hatte eigentlich schon genug an diesem ersten Ringkampf. Sie schüttelte mißfällig das Haupt und blickte fragend nach ihrem Nachbar hin, der kein Anderer als Franz Marssen war und dicht neben ihr auf der Bank Platz gefunden hatte.

»Geben Sie Acht,« flüsterte er ihr zu, »es giebt eine Comödie. Dem übermüthigen Engländer dort juckt das dicke Fell, und er hat nicht eher Ruhe, als bis er es auf der Erde reiben kann. Sehen Sie da, er zieht sich schon den chocoladenfarbigen Rock aus und wirft den Filz auf die Erde. Da giebt er auch seine Uhr und Brieftasche ab. Ha, ich hätte wahrhaftig selbst Lust, ihn etwas unsanft die Mutter Gäa küssen zu lassen.«

»O,« rief Miß Edda fast zürnend, »Sie werden doch dies grobe Spiel nicht mitmachen wollen? Denken Sie daran, welche Demüthigung es für Sie und für uns Alle wäre, wenn Sie geworfen würden!«

Franz Marssen lachte. »Nun,« sagte er heiter, »ich verstehe diese Kniffe auch ein wenig, aber ich denke wirklich nicht ernstlich daran, mich an dem Kampfe zu betheiligen, obgleich ich nicht so empfindlich gegen Demüthigung bin wie Sie. Männer werden im Leben öfter gedemüthigt als Frauen, und sie müssen es leider ertragen, ohne zu murren.«

»Aber, mein Gott, ich begreife nicht, wie man sich Angesichts dieser ehrwürdigen weißen Berge balgen, Branntwein trinken und schreien kann. Am liebsten säße ich auf dem Rasen und starrte denkend und schweigend die Erde an, die mir hier schöner als der Himmel selber vorkommt.«

»Da haben Sie Recht, und diesmal stimmen wir vollkommen mit einander überein. Doch sehen Sie da, der Engländer theilt nicht unsern Geschmack, er macht sich zur Arbeit fertig. Ha, und da liegen seine Louisd'or auf einem Tisch –«

»Ja, und der kleine Schweizer hat einen Franc daneben gelegt – das also ist die ganze Beute, die der edle Brite erjagen kann, wenn man den Ruhm nicht in Anschlag bringt, den er hier für ganz Old-England einerndtet.«

Während dies Gespräch geführt wurde, war der zweite Kampf auch schon entschieden, und jetzt trat der Engländer mit dem Kellner in den Kreis, und dieser band ihm die Tücher um seine mächtigen Schenkel fest. Mit

fest zusammengebissenen Zähnen und starr hervorspringenden Augen maß er dabei seinen gegen ihn zwerghaft erscheinenden Gegner, warf dabei seinen Landsleuten einen vielsagenden Blick zu, die eben eine neue Wette eingingen, und als dann zwei unparteiische Männer des Kellners Handhaben untersucht und geeignet gefunden hatten, schickten sich beide Kämpfer zu ihrem Vorhaben an.

Seltsam war es dabei zu sehen, wie steif und ungelenkig der Engländer seinen dicken Kopf gegen die Schulter des Schweizers beugte, und mit welcher Siegesgewißheit er mit seinen mächtigen Händen die Handhaben desselben ergriff. Wenn er aber geglaubt hatte, den kleinen Mann wie eine Feder emporheben und einer Schwalbe gleich durch die Luft wirbeln zu können, so irrte er sich, denn der Schweizer war wie an den starren Boden seiner Heimat gewachsen, und es gelang dem Engländer beim besten Willen nicht, ihn davon loszureißen. Bei dieser ungeheuren Anstrengung verlor sein Gesicht alle Aehnlichkeit mit dem Antlitz eines Menschen und nahm mehr und mehr das Aussehen der blauroth aufgeschwollenen Maske eines Pavians an; bald darauf waren auch seine feinen Beinkleider schon von dem gewaltigen Zerren und Heben des Schweizers zerrissen, ehe er noch einmal die Handhaben desselben von der Stelle bewegt hatte.

Unbeweglich standen auch diese Kämpfer eine geraume Zeit, keinen Zoll breit Erde gab der eine dem andern Raum – da stießen die fünf zuschauenden Engländer ein

Jubelgeschrei aus, denn sie glaubten, den Sieg ihres heroischen Landsmannes in den Händen zu haben. Der kleine Schweizer war nämlich auf ein Knie gesunken, und es sah wirklich aus, als ob ihn die Wucht seines schweren Gegners zu Boden gedrückt habe. Plötzlich aber schnellte er wie eine Feder in die Höhe, und in demselben Augenblick war der Engländer emporgerissen, wirbelte wie ein Kreisel herum, und gleich darauf, in seinem bodenlosen Zustande nicht an das Festhalten des Gegners denkend, wurde er von diesem dicht vor den Füßen der Landsleute auf den Rasen geschleudert, so daß ringsum ein lauter Krach gehört ward.

Ein ungeheures, anhaltendes Jubelgeschrei aus allen Kehlen der anwesenden Schweizer dröhnte bis zu den ewigen Bergen hinüber, nur die Engländer schrieen nicht mit, sondern standen mit bleichen und langen Gesichtern da, vor Verwunderung und Schrecken außer Stande, ihrem verdutzten Freunde zu Hülfe zu kommen. Diesen aber weckte endlich das sich immer wiederholende Siegesgeschrei der Schweizer aus seinem Taumel. Er erhob sich erst langsam auf die Knie, dann auf die Füße, deren einer einen Schuh verloren hatte, und mit einem stieren Aufblick gegen seinen frohlockenden Besieger hin ballte er die Fäuste vor dem Leibe zusammen, als wollte er ihn damit nach Boxerart niederschlagen.

Da aber sprang ein Dutzend junger Männer auf ihn ein und drängte ihn und seine Gefährten gewaltsam aus dem Kreise, während der Kellner von den Kampfrichtern den ihm gebührenden goldenen Preis einzog, mit lachendem

und vor Aufregung bleichem Gesicht sich durch die Menschenmenge Bahn brach und in das Gasthaus lief, aus dem er bald wieder mit einer blauen Schürze bekleidet herauskam, um als gekrönter Sieger dem weiteren Verlauf des Kampfspieles müßig zuzuschauen.

Miß Edda sprang von der Bank, und die Holländerinnen folgten ihr sogleich nach. »Ich habe genug gesehen,« sagte sie zu Franz Marssen, »und bin für heute und hoffentlich auch für immer gesättigt. Pfui, welche Rohheit – nicht dieser Schweizer, die nur eine alte wilde Sitte üben – sondern diese so gebildet sein wollenden Fremden, daß sie sich in eine Sache mischen, die sie nichts angeht. Nein, Herr Marssen, Sie haben Recht, der Mensch muß nicht schwimmen wollen wie ein Fisch und fliegen wie ein Vogel, und der Engländer mag boxen, aber zum Schwingen taugt er nicht, denn dabei geräth er aus seinem Element. Ich bin froh, daß meine Mutter keine Zeugin dieses Schauspiels gewesen ist. Sie würde den Tod auf der Stelle gehabt haben, denn einen Landsmann, wenn er auch nur ein halber ist, unter dem Beifallsgejauchze und den Spottreden dieser Kuhhirten mit zerrissenen Kleidern am Boden liegen zu sehen, würde für sie eine unerträgliche Schmach gewesen sein. Kommen Sie, meine Herren und Damen, und lassen Sie uns unsern Kaffee austrinken, und dann, wenn die Pferde sich genügend geruht, wollen wir in Gottes Namen unsern Weg fortsetzen, ich sehne mich nach anderen Scenen, als diese war.«

Alle folgten ihrem Vorschlage gern, und nach etwa zwanzig Minuten wurden die Pferde vorgeführt, die Eltern der Braut stiegen auf, und die ganze Gesellschaft, alle Uebrigen zu Fuß, traten den Weg nach Grindelwald unter dem noch lange ihnen nachhallenden Jubelgeschrei der aufgeregten Schweizer an.

Neuntes Kapitel. Die Eisgrotte im Grindelwaldgletscher.

Wie sehr man sich auch freuen mag, daß man, nach so langem, beschwerlichem Ritt die Wengernalp hinauf von der Scheideck aus, den anfangs ganz bequem bergabführenden Weg nach Grindelwald wieder zu Fuß fortsetzen kann, so verwandelt sich die anfängliche Zufriedenheit doch schon oft nach zweistündigem Gehen, namentlich wenn die liebe Sonne ihre heißesten Strahlen über die kahlen Halden und Matten ausgießt, in ein stilles Murren, was abermals beweist, daß der Mensch selten im Stande ist, lange in einem und demselben Zustande auszudauern, selbst wenn es der behaglichste und friedlichste wäre.

Während Herr van der Swinden und seine Gemahlin ihren Weg ruhig zu Pferde verfolgten, schritten die jüngeren Reisenden unter bald ernsten, bald heiteren Gesprächen langsam hinter ihnen her, und sogar gelang es der überaus munteren und scherzhaften Braut, dem bisher immer schweigsamen und nur in steter Aufmerksamkeit für Miß Edda verharrenden Ungar das Siegel von

den Lippen zu lösen und ihn zu einzelnen Mittheilungen aus seinem früheren Leben zu veranlassen. So legte man ohne große Mühe Strecke auf Strecke zurück, stieg bald einen kleinen Hügel hinauf, bald einen großen Berg hinab, bis man, leidlich erhitzt und Gott dankend, wenn einmal ein Stückchen Wald zu durchstreifen war, der kühleren Schatten warf, in der Alpigelner Sennhütte anlangte, wo man eine halbe Stunde zu rasten und sich zu erquicken beschlossen hatte.

Auf dem fast dreistündigen Wege bis hierher hatte man zur Rechten immer die erhabene, schon früher genannte Bergkette vor Augen, die Gegend selbst aber, durch die man schritt, war selten verlockend schön, im Gegentheil oft öde, wüst und mit zerbröckelten Felstrümmern bedeckt, die von uralten Lawinenstürzen herrühren mögen und die Pfade, denen man folgen muß, bisweilen unangenehm und beschwerlich machen.

Von jener Sennhütte aus aber beginnt der Weg nach Grindelwald hinab stark zu fallen und dabei überaus steinig, schlüpfrig und theilweise morastig zu werden, weil unzählige kleine Quellen aus dem aufgerissenen Boden sickern, so daß selbst ein rüstiger Fußgänger oft Mühe hat, auf diesem Wege munterer Laune zu bleiben, wenn die Sonne ohne Nachlaß und unerbittlich auf seinen Scheitel brennt.

Franz Marssen hatte den Damen diese Unbill redlich vorher verkündigt, allein sie erklärten sich für rüstig genug, den Weg noch anderthalb Stunden länger, selbst unter schwierigeren Verhältnissen fortzusetzen, und so lieferten sie schon an diesem Tage eine Probe ihrer Ausdauer, die jeden an der Reise Theilnehmenden befriedigen mußte. Auch Herr van der Swinden, als er hörte, daß der Weg sehr steil bergab führe, entschloß sich, von jetzt an zu Fuß zu gehen und sich seinem neuen Alpstock anzuvertrauen, den bisher einer der Pferdeführer benutzt hatte, und der nun also doch nicht vergebens gekauft sein sollte. Dagegen gesellten sich zwei Führer zu der alten Holländerin, die durchaus nicht zu Fuß gehen wollte, und unterstützten von beiden Seiten ihr Pferd, das unter der schweren Last mühsam den Berg hinabkeuchte und nur äußerst langsam vorschreiten konnte, da die Steilheit oft beträchtlich und an einzelnen Stellen sogar so bedeutend war, daß die Reiterin es endlich dennoch für gerathener hielt, hundert Schritte weit bergab zu klettern, als Gefahr zu laufen, über den tief niedergebeugten Kopf des Pferdes einen Abhang von tausend Fuß Tiefe hinabzustürzen. Auf diesem bedenklichen Wege wandte Franz Marssen der guten Dame alle Aufmerksamkeit zu, und da er zu gelegener Zeit auch dem mühsam fortstolpernden General-Consul unter die Arme griff, so gewannen diese biederen Leute ihn außerordentlich lieb, und zuletzt war er fast eine Art Heiland und ein Retter in der Noth für sie geworden, dessen Ausspruch immer größeres Gewicht erhielt und stets von ihnen befolgt wurde.

So ging die Reise, nachdem man sich in jener auf luftiger Höhe gelegenen Sennhütte an süßer Milch und duftigen Erdbeeren erfrischt, jetzt langsam von Statten, und auf dem ganzen Wege blieb Franz Marssen bei den älteren Leuten, während die Jüngeren ihr Heil allein versuchen mußten. Endlich aber gegen fünf Uhr langte man in der Tiefe des Grundes an, der links nach dem Dorfe, rechts nach dem unteren Gletscher von Grindelwald führt, und nachdem man sich hier noch einmal geruht, sämmtliche Pferde nach dem nächsten Gasthof vorausgesandt und Zimmer und Betten hatte bestellen lassen, traten alle den Weg durch Hecken und an einsamen Häusern vorbei nach dem Gletscher an, den man endlich zur rechten Seite zwischen seinen Felsgrenzen wie eine riesige grauweiße Schlange bis fast an das Dorf sich herabringeln sah.

Da alle Wanderer erhitzt, die beiden älteren Leute aber wie in Schweiß gebadet waren, gebot Franz Marssen, den Weg im langsamsten Schritt fortzusetzen, wenn man sich nach dem Gletscher begeben wolle, und alle folgten ihm gern, obgleich die beiden jungen Damen sich nicht bezähmen konnten, voranzuschreiten, um die ersten zu sein, die den Gletscher mit der vielgerühmten Eisgrotte aus der Nähe sähen.

Nur zwei Führer hatte der Maler bei der Gesellschaft zurückbehalten, die für die leicht gekleidet Gehenden warme Tücher und Röcke trugen, deren man in der Nähe des Eises so sehr benöthigt ist.

So gelangte man endlich zu der gewaltigen alten Moräne, welche eine Viertelstunde lang vor dem Fuß des unteren Gletschers ausgebreitet liegt, und da sich alle über die zahllosen größeren und kleineren Felsblöcke wunderten, die im wirren Durcheinander den verschlammten Boden bedeckten und fast den Weg versperrten, bisweilen aber auch die einzige kunstlose Brücke über ein seichtes Wassergeriesel bildeten, welches beständig aus den Gletschern hervorsickert, so hörten sie mit Erstaunen von dem Maler, daß auf der Stelle dieser Steinwüste noch vor wenigen Jahren eine saftige Wiese gelegen, daß der Gletscher aber an einem Tage in kurzer Zeit über die ganze Wiese vorgerückt sei und sie völlig verschlungen habe. Das abgelagerte Eis war allmälig geschmolzen, und nur die Steintrümmer, die es mit von den Felsen heruntergebracht, waren liegen geblieben, in Folge welches Unglücks der Besitzer dieser Wiese, die sein einziger Reichthum gewesen, ein armer Mann geworden war.

»Das ist traurig und sieht auch recht traurig aus,« sagte Miß Edda, die sich wieder mit den Andern vereinigt hatte. »Also so sieht eine alte Moräne aus! Nun, am Fuße des Rhonegletschers gefiel es mir besser, da wuchsen doch Alpenrosen und Gras, aber hier sehe ich nichts als eine unfruchtbare, starre graue Steinwüste, die mich ganz melancholisch stimmen könnte, wenn Melancholie in meinem Blute läge.«

»Sie haben Recht,« erwiderte Franz Marssen, »der Rhonegletscher sieht von unten her malerischer aus als der von Grindelwald, aber oben ist dieser viel, viel schöner

und großartiger, obgleich ich noch nie weiter als bis zur obersten Hütte an seinem rechten Rande am Anfang des Eismeeres gekommen bin.«

»Stiereck!« sagte der eine Führer, der die Worte gehört hatte.

»Ja, so heißt sie, glaube ich. Und da oben hat es mir allerdings sehr gut gefallen.«

»Also Sie sind noch nicht auf dem Zäsenberg gewesen?« fragte Miß Edda lächelnd.

»Nein, mein Fräulein, ich habe nur davon sprechen hören, daß man dort oben, wo die im Berner Oberlande am höchsten gelegene und von Menschen bewohnte Hütte steht, eine bezaubernd schöne und seltsame Welt vor sich haben soll.«

»Nun dann freuen Sie sich, denn eben nach dem Zäsenberge wollen Elise und ich Sie alle führen.«

Franz Marssen wollte seine Bewunderung über den kühnen Entschluß äußern, aber er kam nicht dazu. Man war eben an den Fuß des Gletschers gelangt, aus dessen düsterem Eisgewölbe sich die schwarze Lütschine brausend und rauschend die wilde Bahn zum Tageslicht bricht. Alle standen still und Niemand sprach ein Wort, so sehr waren Aller Augen gefesselt, als man endlich den noch ziemlich hohen Fuß des berühmten Gletschers vor sich sah, der nichts weniger als schneeweiß und blau, sondern schmutzig grau, mit Steintrümmern und Staub bedeckt erschien, womit er allerdings keinen ergreifenden Eindruck auf Augen machte, die so schöne und glanzvolle Puncte an diesem Tage bewundert hatten.

Franz Marssen lächelte still vor sich hin, als er die getäuschte Erwartung auf den Gesichtern seiner Gesellschaft las, und mit ruhiger Miene bat er die Damen, sich hier auf einen Stein niederzulassen und sich gehörig abzukühlen, da das Gletschereis schon eine bedeutende Kälte an dieser Stelle ausstrahlte, weshalb sich Herr van der Swinden und seine Gemahlin auch bereits in ihre Tücher hüllen ließen.

»Ja, da thun Sie recht,« sagte der Maler. »Hüllen auch Sie sich leicht ein, meine Damen; später, wenn wir das Innere des Gletschers besuchen, werden Sie aller Ihrer Tücher benöthigt sein.«

»Das Innere des Gletschers?« fragte Fräulein Elise. »Kann man denn wirklich das Innere eines solchen Eisberges besuchen?«

»Gedulden Sie sich und bereiten Sie sich auf einen Anblick vor, der wenigstens neu und originell ist, was man von wenigen Dingen auf der Welt sagen kann.«

»Nun, da bin ich neugierig, und Sie auch, liebe Edda, nicht wahr? Der Anblick dieses morschen und zerbröckelnden Schneehaufens hat uns eben keine großen Erwartungen beigebracht, vielmehr viele meiner schönen Illusionen zerstört.«

»Fassen Sie sich in Geduld, wiederhole ich, man darf eine Sache weder loben noch tadeln, bevor man sie gesehen hat.«

Nach einer Viertelstunde, die Miß Edda in der größten Ungeduld zugebracht und dabei nur mit sichtbarer Mühe ihre vorwärts drängende Hast bewältigt hatte, sprang sie mit einem Male von ihrem Steinsitz auf und rief:

»Anstatt kühler zu werden, werde ich jeden Augenblick heißer; die Sonne da oben meint es heute fast unbarmherzig gut mit uns. Wer jetzt nicht mit mir gehen will, bleibe zurück, ich werde dann meinen Weg allein finden.«

Fräulein van der Swinden war gleich nach ihr aufgesprungen und beide junge Damen, heißblütig wie kein Anderer, standen eben im Begriff, ohne Säumen dem Häuschen zuzuschreiten, in dessen Nähe ihnen einer der Führer den Eingang in den Gletscher bezeichnet hatte, als Franz Marssen sich ihnen in den Weg stellte und rief:

»Nein, meine Damen, ich bitte Sie dringend, gehen Sie nicht allein voraus; gönnen Sie uns vielmehr, Ihre Mienen zu sehen, wenn Sie etwas Ihnen ganz Neues schauen. So lassen Sie denn Ihre Eltern voran, Fräulein van der Swinden, sie haben die nöthige Ruhe zu diesem Wege und nun, Mann,« wandte er sich an einen der Führer, »geben Sie die Tücher und Röcke her, und dann führen Sie die Herrschaften die Leitertreppe hinauf.«

»Ja,« rief der alte Holländer, »das war ein verständiges Wort, mein Freund. Ich bin ruhig wie ein gebratenes Huhn, denn die Unruhe, die noch in mir war, habe ich den steilen Berg herunter ausgetobt. Vorwärts, Frau, ich habe Muth! Vorwärts, meine Kinder!«

Alle nahmen jetzt ihre Tücher und Oberröcke in Empfang, hingen sie sich um und schritten dann dem vorangehenden Führer nach, der sie nach dem niedlichen Häuschen führte, welches ein speculativer Schweizer – man sagt, es sei derselbe, der durch den Gletscherfall die schöne Wiese eingebüßt – auf einem großen Steinhaufen errichtet, um den Reisenden Erfrischungen, Mineralien und sonstige, dem Boden entsprossene Producte zu bieten, wofür er sich allerdings einen leidlichen Preis zahlen läßt. Ob *er* aber oder ein Anderer auf den sinnreichen Gedanken gekommen, den Reisenden den geheimnißvollen Gletscher zu öffnen und das menschliche Auge einen Blick in die wunderbare Werkstatt der Natur thun zu lassen, ist einerlei, jedenfalls ist das Unternehmen ein glückliches und so geschickt ausgeführt, daß man es mit dem innigsten Dank anerkennen muß.

Vor dem noch neuen Hause stand ein niedliches Mädchen in Oberländer Tracht und forderte bescheiden für jede Person, die die Gletschergrotte betreten wollte, fünfzig Centimes. Der alte Holländer, immer großmüthig und freigebig, wenn es an's Bezahlen ging, griff in die Tasche und nahm ein kleines Goldstück heraus.

»Reicht das, mein Kind, für uns Alle?« fragte er.

Das Mädchen lächelte und knixte. »Das ist viel zu viel, mein Herr!« sagte sie erröthend.

»So behalte den Ueberschuß für Dich und schaffe Dir einen Bräutigam an, der so hübsch ist wie Du.«

»Den hab' ich schon!« lachte das Mädchen hinter ihm her und lief triumphirend in das hölzerne Haus zurück.

»Vorwärts!« rief nun der muntere Holländer, »vorwärts, meine Kinder, ich habe Muth!«

Unmittelbar hinter dem Häuschen sah man auf einem festen Untergestell von Holz eine leichte Brücke erbaut, die ziemlich steil in die Höhe führte und schlüpfrig von dem Gletscherwasser war, welches unaufhörlich von dem ungeheuren Eisgewölbe herab rieselte und tröpfelte, und höchstens an kalten Tagen oder in der Nacht erstarrte, wenn die Sonne ihre Einwirkung versagte. Der alte Holländer glitt gleich beim ersten Schritt von dem glatten Brett aus und, indem er einen besorgnißvollen Blick nach der Oeffnung im Eise emporhob, die am Ende der Brücke in den Gletscher gebrochen war, rief er laut:

»Herr Maler, Herr Maler! Leihen Sie mir Ihren starken Arm, oder ich bin ein verlorener Mann!«

Auf diese Weise kam Franz Marssen an die Spitze des Zuges, und dem Ungar fiel das Loos zu, Miß Edda die glatte Brücke hinaufzuführen, wie Herr van der Hooft es mit seiner Braut that. Endlich war man ohne Schwierigkeit bis an den eigentlichen Gletscher gelangt, trat unter den tröpfelnden Eisbogen, der den Eingang bildete, ging ein paar Schritte in eine Art gewölbten Corridors hinein und blieb dann stehen, um sich gegenseitig stumm anzublicken und mit verwunderten Mienen zu fragen, ob es denn Wirklichkeit und Wahrheit sei, was man jetzt vor und rings um sich sah.

»Vorwärts!« rief Franz Marssen. »Jetzt gehen Sie sicher, Herr van der Swinden, und ich lasse Sie los.«

Mit diesen Worten überließ er das alte Ehepaar sich selbst und schritt in die Tiefe des Corridors hinein, und die andern folgten ihm langsam, staunend über das seltsame Wunderwerk, welches vor ihren fast geblendeten Augen lag.

Und in Wahrheit, wunderbar ist es, was das Auge hier schaut! Man wandelt auf sicheren Brettern, die auf dichten Eisboden gelegt sind, durch einen Corridor wie in ein Haus von Eis hinein. Das Eis aber ist durchsichtig wie das reinste geschliffene Glas, an den Rändern und Kanten der vorspringenden Gegenstände farblos wie Quellwasser, in der Tiefe derselben aber von einem unbeschreiblichen schönen Blau, das immer dunkler und gesättigter wird, je mehr die Dämmerung zunimmt, in der man hier wandelt, eine Dämmerung, die durch den dumpfen Widerhall, welcher der menschlichen Stimme von allen Seiten folgt, etwas Unheimliches und doch wunderbar Erregendes, Verlockendes hat.

Die Menschen, die dies Werk, um so zu sagen mitten in das Herz der Natur hinein gearbeitet, haben mit ihren Aexten nach den Regeln der Baukunst eine Reihe von Hallen ausgebrochen, die Decken darüber künstlich gewölbt und glatte Säulen aus dem rohen Eisstoff ausgehauen, so daß man in einen Tempel mit Nebenkapellen zu treten glaubt, wie außer in diesen Gletscherländern keiner mehr in der ganzen Welt existirt.

In der Mitte des Hauptsaales erhebt sich eine ungeheure Säule von ungefähr zwölf Fuß im Durchmesser, die allein im Stande ist, den darüberragenden Eisberg zu stützen, und von ihr aus führen strahlenförmig auslaufende Gänge und Gallerieen nach verschiedenen Richtungen hin, durch deren Wände man theilweise wie durch Wände von Glas blickt, die aber sämmtlich in ihren dickeren und tieferen Lagen jene herrliche Bläue zeigen, die man nicht genug bewundern kann, da ihr keine andere blaue Farbe an Schönheit, Reinheit und regelmäßiger Abstufung gleichkommt, wie denn das prächtigste Azur des Himmels dagegen trübe und rauchartig geschwärzt erscheint. Von den gewölbten Decken tröpfelt nun mit singendem, metallisch klingendem Ton das klarste Wasser nieder, welches die von außen eindringende Wärme vom Eise ablöst, aber im Fallen und Aufschlagen erstarrt und gefriert es wieder, und so erzeugen sich wunderbare Gestalten und Formen, die an allen Wänden consolenartig prangen und von dem Deckengewölbe vielgestaltig herabhängen, wie Tropfsteingebilde, nur daß sie hier durchsichtig wie Glas sind und in tausend bunten und prachtvollen Farben spielen.

Franz Marssen stellte sich mit dem Rücken gegen die breite Säule auf und ließ die Damen und Herren an sich vorüberziehen, um ihre Gesichter zu mustern. Alle waren stumm, betroffen und blickten sich mit seltsam fragenden Mienen wie in einer neuen Welt nach allen Richtungen um.

»Nun,« sagte der junge Mann zu Miß Edda, als sie in seine Nähe gelangt war, »was sagen Sie jetzt? Habe ich Ihnen zu viel versprochen?«

Miß Edda schüttelte mit einem unbeschreiblich milden Lächeln den Kopf. »Nein,« erwiderte sie, »aber ich kann kaum sprechen, meine Empfindungen drücken wie ein Alp auf meine Brust; lassen Sie mich noch eine Weile schweigend verharren, nachher will ich Ihnen meine Gedanken sagen. Doch nein, Eins muß ich Ihnen gleich sagen. Wissen Sie, daß mir dies Alles, obgleich ich es noch nie gesehen, dennoch bekannt vorkommt, als erinnerte ich mich eines Traumes, den ich einst gehabt? Doch es war kein Traum, Sie zeigten mir auch etwas Wirkliches. Ja, Ihr Gemälde steht vor meiner Seele, und ich sehe, wie treu und wahr Ihre Hand dies Märchen von Eis wiedergegeben hat. O, o, bin ich, sind wir denn alle noch Menschen? Beinahe komme ich mir wie ein Geist, eine unterirdische Elfe, eine Gnome vor – ja, ja, das ist das Wunderbarste, was ich je in meinem Leben gesehen, und wenn es von etwas noch Wunderbarerem übertroffen werden kann, so sind es allein die unaussprechlichen Empfindungen, die mich in diesem Augenblick beherrschen.«

Sie winkte ihm mit der Hand und schritt schweigend weiter. Franz Marssen aber trat rasch aus der Grotte in's Freie hinaus und rief den daselbst stehenden Mädchen zu, doppelt so viel Lichter wie sonst anzuzünden, aber sie alle mit einem Mal herein zu bringen.

Die Gesellschaft bewegte sich indeß, immer von Neuem staunend, in den weiten Gängen umher; kein Mensch

dachte an die Kälte, die er einathmete, das Gefühl der Seele war zu mächtig, um die Gefühle des Körpers zum Durchbruch kommen zu lassen.

Da, nach einiger Zeit, erhellte sich plötzlich der Eingang der Grotte, und in vorher unbeachteten Nischen und auf festen Vorsprüngen der Wände wurden schnell Laternen und Lichter aufgestellt, welche nun ihr grelles Licht mit magischer Wirkung in den blauen Eisräumen verbreiteten, die es, von allen Ecken und Enden tausendfach glitzernd, flammend und strahlend zurückwarfen. Wie durch einen Zauberschlag war die tiefe blaue Farbe des Eises verschwunden, Alles ringsum blitzte wie von reinem Crystall, mit Diamanten, Rubinen und Edelsteinen von allen Farben besetzt, so daß das geblendete Auge fast erschrak und nicht wußte, wohin es sich wenden sollte, um irgendwo einen Punct der Ruhe, des Schattens, der Erholung zu finden.

In wenigen Minuten war das ganze Innere der Grotte erleuchtet und strahlte wie ein feenhafter Glaspalast. Frau van der Swinden hatte sich an den Arm ihres Mannes gehängt und ihren Kopf an seine Schulter gelehnt, denn sie war wie betäubt, und die Thränen standen ihr in den Augen. Hinter den Eltern schritt das Brautpaar einher, sich fest umschlungen haltend und an einander pressend, wobei es süße Worte austauschte, um seine Empfindungen kund zu thun. Der arme Ungar aber war fast peinlich geblendet; er wischte sich beständig die Augen und gab unarticulirte Töne in seiner Muttersprache von sich, die wild und seltsam klangen und das Wesen

des sonst so stillen Mannes ganz umgewandelt erscheinen ließen.

Franz Marssen weidete sein Auge an dem Entzücken Aller; er schlich bald diesem, bald jenem nach, keins von ihnen konnte sich satt sehen, und doch begannen sie schon allmälig Alle zu frösteln. Die ersten, welche die Grotte verließen, waren die Eltern der Braut. Ihnen mußte der Ungar folgen, da er stark zu husten anfing. Das Brautpaar hielt noch eine Weile aus, dann aber folgte es ebenfalls den Eltern nach, die sich draußen in der verhältnißmäßig warmen Luft erquickten, wie sie sich vorher an der kühlen erquickt.

Franz Marssen dagegen wandelte noch immer einsam in den blitzenden Hallen herum und trat endlich in einen schmaleren Nebengang, den er früher noch nicht betreten und den man erst neuerdings gebrochen hatte. Am Ende dieses Ganges fand er eine Art Altar von Eis aufgerichtet und reich mit kleinen brennenden Wachskerzen geschmückt, zwischen denen Alpenrosen, Blumen und Moos in sinniger Weise angebracht waren, was einen reizenden Anblick gewährte, indem so die Erzeugnisse des Sommers und Winters neben einander standen und an Farbenpracht und Schmelz sich gegenseitig den Rang abzulaufen schienen.

Als der Maler aber vor den kleinen Altar trat und in der, am Ende sich etwas erweiternden, blitzenden Capelle den Blick umherschweifen ließ, fiel dieser auf eine Gestalt, die, fest in ihr Plaid gewickelt, mit vor der

Brust gefalteten Händen, still und in sich versunken seitwärts von dem so lieblich geschmückten Altare stand und das dunkle Auge träumerisch von einer Stelle zur andern schweifen ließ.

Es war die schöne Schottin, die noch allein hier zurückgeblieben war, da sie sich nicht so rasch von ihrem wunderbaren Märchen trennen konnte. Ihr Gesicht, von dem so hell blitzenden Eise umgeben, schien bleich zu sein, doch war es fast wie durchsichtig anzuschauen und strahlte von einem seltsamen Gefühlsglück. Als Franz Marssen an ihre Seite trat, drehte sie sich langsam herum, ihr Gesicht hob sich zu dem seinen empor, und beider Augen fielen aufeinander. Aber nicht wie sonst senkten sich jetzt die Blicke dieser Augen, im Gegentheil, sie schienen sich sogar festzuhalten, und immer tiefer und tiefer drangen die Strahlen des einen in die unergründliche Tiefe der andern, bis sie, gegenseitig sich gleichsam verschlingend, wie festgewurzelt an einander haften blieben.

Aber welcher Ausdruck lag dabei auf den beiden so verschieden gestalteten Gesichtern! Aus dem ihren, das früher so stolz, fast hochmüthig gestrahlt, war aller Stolz, aller Hochmuth verschwunden, mit ihm das Gefahrdrohende und Raubthierartige, wie es Tante Caroline seltsamerweise genannt, und dafür leuchtete eine unbeschreibliche Milde, eine bezaubernde Freundlichkeit aus

jedem ihrer wunderbar schönen Züge, die niemals schöner, vollendeter gewesen waren, als in diesem Augenblick, und den Augen des Malers fast überirdisch verklärt erschienen.

Aus Franz Marssen's ebenfalls bleichem Gesicht war dagegen die frühere Resignation einer edlen Seele und das demuthsvolle Gepräge der Unterordnung gewichen, die so oft darin zu erkennen gewesen, wenn er das schöne Weib, das jetzt an seiner Seite stand, bescheiden anblickte: nein, stolz, männlich, kraftvoll erschien jetzt dieses Gesicht, es sprach sich ein energischer Wille, eine bewußte feste Selbstständigkeit darin aus, aber auch bei ihm hatte die schöne Natur verklärend gewirkt, denn, gleichsam von unsichtbarem Athem angehaucht, thronte ein höherer geistiger Schwung auf seiner festen Stirn, und eine Kühnheit spielte um die festgeschlossenen Lippen, die Miß Edda wenigstens noch nie darauf bemerkt hatte.

Aber immer noch schauten sich beide fest und unverwandt an. Bisweilen war es, als ob der Eine oder die Andere etwas sagen wollte, aber immer blieben ihre Lippen geschlossen und stumm, als wären sie nicht im Stande, an diesem geheimnißvollen Orte, der alle ihre bisherigen Anschauungen so weit überragte und sie gleichsam wie eine fremde Welt umschloß, ein gewöhnliches Wort zu sprechen, das sie an das Leben in einer geräuschvolleren, aber bei Weitem nicht so schönen Welt erinnerte.

Da wurde der Zauber, der beide gefangen hielt, plötzlich gebrochen, denn die Stimme des wieder in die Grotte getretenen Herrn van der Hooft rief laut hinter ihnen: »Fräulein Edda! Herr Maler! Wo sind Sie? Wollen Sie sich denn in diesem Eiskeller zu Eis erstarren lassen?«

Im ersten Moment zögerten die beiden Gerufenen noch, von dem einmal eingenommenen Platze zu weichen. Es war ihnen, als ob der Ruf, den sie so eben gehört, ihre Nerven schmerzlich erschüttert hätte und, als ob ihr Geist sich nicht entschließen könnte, wieder in eine Welt zurückzukehren, die weniger von Eis erfüllt war als diese und doch dem armen Menschenherzen noch viel mehr und verletzendere Kälte entgegenträgt. Ein leichtes Beben umspielte endlich Miß Edda's Lippen, und indem sie sie leise öffnete, wie der Kelch einer schönen purpurrothen Blume sich öffnet, hauchte sie kaum verständlich die Worte hervor: »Kommen Sie,« und gleich darauf war sie dem ihr mit fast verworrenem Sinn nachschauenden Maler verschwunden, gleich einer hellen Lichtgestalt aus einer höheren Welt, die man nur einmal im Leben und dann nie wiedersieht.

Da raffte auch er sich aus den Zauberbanden empor, die ihn umschlungen hatten; alles warme Blut, was in seinen Adern war, strömte in sein Herz, in seinen Kopf zurück, und er war wieder der anspruchslose Mensch geworden, der er früher gewesen – freilich, ob ganz derselbe, das wollen wir hier noch nicht zu entscheiden wagen, eben so wenig, wie wir zu entscheiden vermögen, ob die Lichtgestalt, die vor ihm die warme Luft gesucht, nicht

auch eine bedeutsame Erinnerung an diese traumvollen Minuten mit sich hinausgenommen hatte.

Als Franz Marssen wieder die Brücke nach dem Häuschen hinunterschritt, fand er die Gesellschaft auf Bänken vor demselben sitzend und sich lebhaft über das eben Gesehene unterhaltend. Nur Miß Edda saß stumm neben ihrer Freundin und schaute nachdenklich nach der Sonne hinauf, die nicht mehr weit von den Schneekuppen der Berge entfernt war, hinter denen sie bald versinken sollte. Nach kurzer Rast aber ging man dann wieder den Weg zurück, den man gekommen war, kletterte über die Steine, setzte über die leise murmelnde Lütschine und lenkte die Schritte dem Gasthofe »Zum Gletscher« zu, in dem die vorausgesandten Führer und Jürgen für das Unterkommen der Gäste hinreichend gesorgt hatten.

Auf diesem ganzen Wege sprach weder Miß Edda noch Franz Marssen ein Wort. Stumm schritten sie bald neben, bald hinter einander her, bis sie vor das neue Gasthaus gelangt waren, wo Letzterer dem Herrn van der Swinden erklärte, daß er sich ohne Säumen nach dem Dorfe begeben wolle, um den berühmten Gemsjäger Michel, seinen Bekannten, aufzusuchen, den er bitten werde, sie, wie die jungen Damen es wünschten, am nächsten Morgen auf das Eismeer des Grindelwaldgletschers und darüber fort nach dem abgelegenen Zäsenberge zu führen.

Zehntes Kapitel. Der Gemsjäger Michel.

Der in der ganzen Umgegend von Grindelwald als Bergsteiger und Gemsjäger berühmte Michel, der zuverlässigste Fremdenführer nach allen Richtungen der Schweiz, vorzüglich aber in der Umgebung seines Heimatdorfes, lebte, wenn er Niemanden in die Berge zu begleiten hatte oder nicht sein gefährliches Waidwerk trieb, als ehrlicher Schuhmacher in Grindelwald, wo er ein kleines Häuschen in einem winzigen Kirschgarten besaß und im Winter weniger von dem Ertrag seiner Hände als Handwerker, als von dem Verdienst zehrte, den er sich im Sommer von wohlhabenden und abenteuernden Reisenden erworben hatte.

Da wir ihn bereits im ersten Kapitel dieser Erzählung in Mürren kennen gelernt haben, so brauchen wir hier keine genaue Beschreibung seiner Person mehr zu liefern und erwähnen nur, daß sich der kühne Mann von seiner damaligen Demüthigung noch immer nicht völlig erholt hatte, daß er seit jenem Unglückstage zurückgezogener denn je lebte und daß er namentlich den Besuch der Wirthshäuser vermied, um so den Fragen und Anspielungen seiner Gefährten aus dem Wege zu gehen, von denen mancher Neidische nur zu geneigt sein mochte, ihn wenigstens mit spöttischen Blicken zu betrachten, da der Ruf des allbeliebten Mannes es selten zu verdächtigen Worten kommen ließ.

Franz Marssen war etwa vor Jahresfrist mit seinem Vater schon einmal im Hause des Gemsjägers gewesen, um

ihn zu einer Bergfahrt nach der Umgebung der Grimsel abzurufen, und so ging er denn, ohne Jemanden zu fragen, die Dorfstraße hinab, deren Häuser, durch Gärten getrennt, etwas weit aus einander lagen, und gelangte sehr bald zu der Wohnung Michel's, die sich schon äußerlich durch reiche Verzierung ihrer hölzernen Pfosten und Giebel mit Gems- und Steinbockhörnern vor anderen auszeichnete.

Als Franz Marssen in den schmucklosen Vorgarten des Hauses trat, sah er unter einem kleinen Kirschbaum Michel selber in Hemdsärmeln sitzen, ruhig seine Pfeife rauchend und sorgfältig die Sohlen seiner Bergschuhe betrachtend, deren Nägel er mit einer Feile zu schärfen oder theilweise zu erneuern im Begriff stand. Nicht weit von ihm an einem wackligen Tisch saß seine Frau, ein derbes, frisches Weib mit einem fast männlichen Gesicht, und putzte mit geschickter Hand den Stutzen ihres Mannes, mit dem sie fast eben so gut umzugehen wußte wie er und sein elfjähriger Sohn, der im Garten mit zwei Buben aus der Nachbarschaft mit einer Armbrust nach einer hölzernen Scheibe schoß.

Michel hatte so eben seine Pfeife bei Seite gelegt und pfiff ein lustiges Lied zu seiner leichten Arbeit; von Zeit zu Zeit jodelte er auch still vor sich hin, nach der Art der Lerche, die im engen Käfig nur leise und klanglos zwitschert, und erst, wenn sie auf das freie Feld unter Gottes blauem Himmel gelangt, ihr fröhliches Lied laut und jubelnd in die Lüfte schmettern läßt. Als Franz,

von dem Ehepaare unbemerkt, an die kleine Gartenpforte trat, hatte Michel eben seine zweite Schuhsohle geschärft, hob nun beide empor und betrachtete das kräftige Leder und die spitzen Nägel mit sichtbarem Wohlgefallen, vielleicht schon wieder mit Sehnsucht der Stunde entgegensehend, die ihn in die Berge führen sollte, denn Leute seines Schlages glauben nur zu leben, wenn sie eine halsbrechende Bergfahrt ausführen, oder wenn sie die flüchtige Gemse auf fast unzugänglichen Schneepfaden verfolgen und oft mit furchtbaren Anstrengungen, unter Entbehrungen aller Art, einen hochgelegenen Punct in den Bergen ihrer Heimat erreichen, den nur Wenige oder gar keiner vor ihnen jemals betreten hat.

»Guten Abend, Michel!« rief da eine freundliche Stimme dem leise pfeifenden Mann zu, dessen braune, bis an die Ellbogen entblößten Arme die ungeheuren Muskeln zeigten, deren Kraft und eiserne Ausdauer weit und breit unter allen seinen Gefährten bekannt waren.

Michel hob schnell das kluge, energische Gesicht in die Höhe, und als er den Maler sah und auf der Stelle erkannte, sprang er von seinem Schemel auf, lief ihm mit springenden Sätzen, wie nur ein Gemsjäger sie hat, entgegen und rief:

»Getröste mich Gott! Was seh' ich? Wie, Sie sind es, Herr Marssen? Nun, am Morgen den Vater und am Abend den Sohn zu begrüßen, das muß in Wahrheit etwas zu bedeuten haben. Wahrlich, da schwebt der heilige Geist doch gewiß in der Mitte, nicht? Nu, nehmen Sie's nicht

übel, Herr Maler, das soll kein Spott von mir sein. Darauf verstehe ich mich nicht, und ich habe vor dem heiligen Geist just so viel Respect, wie jeder andere gute Christ. Aber bei meinem blitzblank polirten Stutzen da, was führt Sie denn her, Herr? Sie kommen doch nicht auf Kundschaft nach dem Vater? Der ist heute Morgen nach dem Bödeli abgeritten, nachdem er mit mir eine herrliche Fahrt auf die weiße Frau und den Eiger gemacht hat. Ja, Herr, Ihr Vater ist ein Mann, mit dem Unsereins gern zu thun hat. Es ist ein Vergnügen, mit ihm in den höchsten Bergen herum zu klettern. Der hat ein Falkenauge und einen schwindelfreien Kopf wie ich, und einen Fuß, so gelenkig und straff, wie der einer Gemse, und das ist wahrhaftig nicht wenig gesagt. Aber nun, Herr, was schwätze ich denn da? Kommen Sie doch heran und setzen Sie sich, Sie scheinen heute auch schon einen guten Weg gemacht zu haben, das sehe ich Ihnen an der Nase an.«

Franz Marssen hatte dem zu Hause redseligen und auf seinen Wanderungen meistens schweigsamen Gemsjäger während seiner langen Rede wiederholt die derbe Hand geschüttelt und war ihm jetzt an den Tisch gefolgt, wo bisher die Frau mit dem Stutzen beschäftigt gewesen war. Nachdem er auch diese begrüßt und ihr ebenfalls die Hand gereicht hatte, setzte er sich auf die Bank und erzählte Michel, daß er mit einer Gesellschaft auf einer kleinen Bergreise begriffen und jetzt gekommen sei, um ihn selbst zu einem Ausfluge in der Nähe aufzufordern.

Michel's kühnes blaues Auge blitzte bei diesen Worten heller auf: er warf einen hastigen Blick auf seine neugeschärften Schuhe und rief: »Ob ich es mir nicht gedacht habe heute den ganzen Tag! Wenn man einmal im Sprunge ist, kommt immer Gelegenheit zu weiterem Sprunge, und da haben wir's – gleich nach Ihrem Vater kommen Sie. Aber ich bin bereit, natürlich, wie immer, und gern. – Woraus besteht denn Ihre Gesellschaft?« setzte er lauernd hinzu.

»Aus zwei älteren und, mich eingerechnet, fünf jüngeren Personen, von denen die beiden ersteren zu Hause in Grindelwald bleiben.«

»Hm! So! Also fünf! Sind es lauter erfahrene und geübte Bergsteiger oder nur hüpfende Dilettanten?« fragte der Gemsjäger mit spitzem Lächeln weiter.

Auch Franz Marssen lächelte. »Nein,« erwiderte er etwas kleinlaut, »erfahrene Bergsteiger sind eigentlich gar nicht darunter, wenn Ihr mich nicht als solchen gelten lassen wollt, der ich eben von den Eisfeldern des Montblanc zurückgekehrt bin. Von den vier Anderen sind zwei ganz unerfahrene Fußgänger, ein Holländer und ein Ungar, und endlich zwei junge Damen, die vor Sehnsucht brennen, mit Eurer Hülfe etwas von Euren Bergen zu sehen.«

Michel zog ein krauses Gesicht und biß die Zähne aufeinander. »Damen!« sagte er, fast verächtlich, »das liebe ich nicht, mit denen kann man keine vernünftige und angenehme Bergtour unternehmen.«

»Warum nicht? Diese Damen sind nicht zimperlich wie andere, im Gegentheil, sie sind muthig wie ein Mann und –«

»Uebermüthig, wollen Sie sagen,« unterbrach ihn Michel, »ha, *die* Gattung kenne ich auch, und das ist noch schlimmer, denn diese Puppen kennen die Gefahr nicht und glauben nicht daran, wenn man sie ihnen zeigt, sie treten immer wie auf einem hölzernen Stubenboden auf, wo nur eine dünne Schneeschicht liegt.«

»Ihr braucht das nicht von ihnen zu besorgen,« erwiderte Franz ernsthaft, »sie sind vernünftig, folgsam und überschätzen ihre Kraft nicht; und dauerhaft sind sie, ich habe sie schon erprobt, und den besten Willen haben sie gleichfalls – was wollt Ihr mehr?«

»So. Na, dann muß man es mit ihnen wohl einmal versuchen, obwohl ich seit jenem Unfall mit dem Frankfurter Herrn – Sie wissen es ja – besorgt und vorsichtig geworden bin. Na, Gott sei Dank, Ihr Vater sagt ja, es gehe ihm gut, und so bin ich noch einmal mit einem blauen Auge weggekommen. – Aber wie weit soll denn die Reise mit den Damen gehen?«

»Nicht gar zu weit, aber es ist doch immer eine Tagereise.«

»Nur eine Tagereise? Ah, dann bin ich dabei – und wohin?«

»Nach dem Zäsenberge über das Eismeer des unteren Gletschers fort.«

Michel schüttelte wieder besorgt den dichtbehaarten Kopf und sah nach dem Himmel über den Bergen empor,

die er von seinem Garten aus leicht bestreichen konnte. »Hören Sie,« sagte er rasch, »die Sache gefällt mir doch nicht recht.Den Weg nach dem Zäsenberge mache ich allein bei günstigem Wetter hin und zurück freilich mit Leichtigkeit in einem halben Tage ab, aber mit Damen und unerfahrenen Männern brauche ich einen vollen Tag dazu. Die wollen an jedem Eisblock stehen bleiben, in jedes Loch schauen, die wollen sich unterhalten, die wollen sich ruhen, die wollen, Gott weiß was noch, und ich bin noch nie vor spätem Abend nach Grindelwald zurückgekehrt, wenn ich mit solchen Leuten den beschwerlichen Weg unternommen habe. Nun aber, wie dann, wenn sich das Wetter ändert, he? Und ich glaube gewiß, daß es das thut. Denn schauen Sie mal da, haben Sie schon je solche Klarheit der Fernen verspürt? Haben Sie schon je solche rothe Lichter auf den Schneekuppen gesehen, wie sie sich jetzt eben zu entwickeln beginnen? Dabei ist es so windstill, daß man jede Mücke summen hört, und ich habe einen frischen Föhn lieber als solche verteufelte Ruhe in der Luft. Nein, lieber Herr Marssen, ich sage es Ihnen im Voraus: morgen Mittag, spätestens Nachmittag, werden wir einen Umschlag des heißen Wetters erleben. Es wird eine hübsche Bise mit schwarzen Wolken kommen und einen ganzen Sack voll Schnee auf die Eislöcher schütten. Und wo bleiben wir dann mit Ihren Damen, he?«

»Nun, auf dem Zäsenberge, denke ich. In der Noth werden sie sich zu behelfen wissen.«

»Herr, Sie sind noch nicht auf dem Zäsenberge gewesen, nicht wahr? Nun, dann wissen Sie auch nicht, wie

sich eine Nacht in der Kälte dort oben zubringt, obendrein mit blondgelockten Damen, wie wahrscheinlich die Ihrigen es sind. Haha! Ja, wenn das Eismeer nicht zwischen Grindelwald und dem Berge läge, über das man wieder zurück muß, dann wollte ich fünf gerade sein lassen, aber das Eismeer ist, an sich ganz leicht übersteigbar, bei Schneegestöber ein unartiges Ding, und ich selber weiche ihm lieber aus, wenn es geht.«

Franz Marssen wandte den Kopf nach den Bergen hinüber und schüttelte ihn dann. »Mein Vater hat mich auch schon gewarnt,« sagte er, »aber die Führer, die uns von Lauterbrunnen her begleiteten, meinten, morgen werde sich das gute Wetter noch halten.«

»Die Führer!« fuhr Michel ergrimmt auf, »und den Kerlen glauben Sie? Bei Gott, Herr, die schwätzen immer den Leuten nach dem Munde, wenn sie ihren Profit dabei haben; ich aber, Herr Marssen, ich bin kein gewöhnlicher Führer, ich bin ein erprobter Gemsjäger, und ich sage Ihnen, daß wir spätestens morgen Abend ein Gewitter haben werden, wie lange keins in diesen Bergen gehaust hat. Die Hitze war förmlich erdrückend acht Tage lang, und länger hält sie hier in einem Ruck nie aus.«

»Nun,« sagte Franz Marssen, der seit Kurzem nicht in der Stimmung war, dem Lieblingswunsche Miß Edda's entgegenzuarbeiten, »dann wollen wir uns beeilen, wollen früh aufbrechen und die Damen darauf vorbereiten, daß wir eine Nacht irgendwo bleiben müssen, wenn das Unwetter kommt.«

»Nein, das wollen wir ihnen nicht sagen, lieber Herr, das macht die armen Dingerchen ängstlich, und Angst macht schwach. Wir aber, wir wollen uns darauf vorbereiten, wenn die Reise denn doch unter allen Umständen gemacht werden soll. Wissen Sie was? Ich werde nachher mit Ihnen zu Ihren Damen gehen und mir sie ansehen. Halte ich sie für dauerhaft und vernünftig, dann werden Sie mir's bald anmerken, und dann soll die Reise vor sich gehen, wenn sich das Wetter bis morgen früh sechs Uhr nicht geändert hat. Sagen sie mir aber nicht zu, das heißt, muß ich sie für Zierpüppchen halten, dann wird nichts daraus, und da haben Sie mein Wort darauf, denn ich bin verantwortlich für Alles, da ich doch einmal die Caravane anführen soll.«

»Ihr habt Recht,« versetzte der Maler, »und so soll es sein. Alle Vorkehrungen bleiben Euch überlassen, auch mögt Ihr die Zahl unserer Begleiter bestimmen, wie die Nahrungsmittel, die wir mitnehmen müssen. Es darf an nichts fehlen, lieber ein Mann mehr als einer zu wenig, es sind wohlhabende Leute, die Euch freie Hand geben.«

»Ach was, wohlhabende Leute! Arme Hungerleider kommen nicht hierher, das versteht sich von selber, und einen Führer für Jeden nehme ich so wie so. Wo wohnen Sie denn?«

»Im Gletscherhotel am Ende dort.«

»Aha, ich weiß schon. Nun, ich werde nicht auf mich warten lassen. Gehen Sie nur immer voran, ich komme in einer halben Stunde nach. Ich will mich nur ein bischen

reinlich anziehen, wenn ich doch einmal in Damengesellschaft gerathen soll, was ich eben nicht liebe. Auch werde ich meinen Buben da mitbringen, der kann gleich die anderen Führer und Träger zusammen trommeln, wenn wir einig sind, während ich mich mit dem Wirth wegen der Nahrungsmittel bespreche. Abgemacht. Da haben Sie meine Hand. Wenn nur das Wetter aushält!« fügte er mit einem Blick nach den Bergen hinzu, die wie in glühender Lohe zu strahlen begannen. »Da, da haben wir es, sehen Sie es wohl?«

Franz Marssen's Auge folgte seiner deutenden Hand, und er nickte ihm zu. »Ja, ich sehe es, so schön habe ich die Alpen fast noch nie glühen sehen. Also Ihr kommt gleich?«

»In einer halben Stunde bin ich da. Verlassen Sie sich auf Michel, den Gemsjäger!« – –

Als Franz Marssen von seinem kurzen Gange nach dem Gasthof zurückkehrte, fand er die Gesellschaft auf einem anmuthig gelegenen Rasenplatz vor dem Hause um einen schon gedeckten und mit Weinflaschen besetzten Tisch sitzen und die prachtvolle Aussicht bewundern, die vor ihnen ausgebreitet lag. Und in der That, eine schönere und großartigere mochte es so leicht nicht wieder geben, zumal wenn man in Betracht zog, in welcher Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit sie jetzt nach vollbrachter Anstrengung von dem sicheren Ruheplatz aus, in unbewegter, warmer Abendluft genossen wurde.

Schon bei gewöhnlicher Tagesbeleuchtung wird der Beobachter, wenn sein Auge von dem Dorfe Grindelwald

aus über den mit grünen Wiesen und Ahornbäumen bedeckten Vordergrund nach dem ungeheuren Rundgemälde dieser himmelanstrebenden Felsriesen mit ihren Gletschern emporschaut, von Staunen und Bewunderung ergriffen. Die mit ewigem Firn belasteten Spitzen stechen mit ihren hellen, weiß und bläulich schimmernden Farbentönen scharf gegen die grauen und braunen Felskämme ab, und damit das großartige Bild nicht des tieferen Schattens entbehre, streben dichte und fast schwarz erscheinende Tannenwälder bis zu der Höhe empor, in welcher die starre Kälte des Eises und Schnees der Vegetation ihre bestimmte Gränze gesetzt hat.

Unendlich und fast zauberisch verschönert aber wird dies Bild durch eine glückliche Beleuchtung, wie sie an diesem Abend stattfand, denn die vom Horizont schon verschwundene Sonne vergoldete so eben die Spitzen mit einem dunkelrosarothen Schimmer, der nach der Tiefe hin allmälig blasser wurde und endlich die unteren Gletscherterrassen wie in einen ätherischen Nachtmantel zu hüllen schien.

Zumeist nach links erhob sich, über gewaltigen Felsmauern aufstrebend, das schöne *Wetterhorn*, dessen blendender Firn, wie von einer bengalischen Flamme erleuchtet, in glühendster Pracht glänzte und gleichsam mit feurig goldenem Auge von seiner Höhe herab sich die farbenreiche Tiefe beschaute. Neben ihm stieg der

schroff abgeschnittene *Berglistock* auf, der gegen die unter ihm liegenden Schneemassen dunkel und gespenstisch hervortrat. Neben ihm, weiter zur Rechten vorschreitend, thürmte sich in voller Breite die kahle Felspyramide des *Mettenberges* auf, hinter der sich, gleichsam zaghaft, obgleich im Ganzen noch riesiger, ein Theil des Schreckhorns verbarg. Zwischen den festen Wänden des *Wetterhorns* und dem *Mettenberg* wälzte sich der obere Grindelwaldgletscher aus seiner dunklen Thalkluft hervor und erschien, da auch er rosig bestrahlt war, einer ungeheuren Zunge ähnlich, die in gewundener Richtung sich durch die schönen grünen Matten und Gehölze des ihn umgebenden Thales herniederringelte. Ihm zur Seite, blendend weiß bei gewöhnlicher Beleuchtung, aber jetzt golden schimmernd, stieg der Kamin der *Viescherhörner* auf und dann folgte der riesige *Eiger* mit seinen starrenden Eismassen und seinem himmelhohen, schroff emporragenden Gipfel. Zwischen ihm und den kahlen Wänden des *Mettenberges* aber lag die wilde Kluft geöffnet, durch welche der viel längere und größere untere Grindelwaldgletscher aus den unnahbaren Regionen des *Vieschergrates* und der *Strahleck* hervorbricht, gräulich zerklüftet in seiner Höhe und da, wo das berühmte Eismeer liegt, in sonderbar geformten Eisthürmen sich mit jähem Schwunge nach der Ebene wälzend, in der endlich, wie wir aus der Nähe gesehen, die schwarze Lütschine, glücklich, der eisigen Haft entronnen zu sein, aus ihrer dunkelblauen Eisgrotte an das Tageslicht hervorströmt.

Als Franz Marssen, der schon unterwegs im Gehen dieses prachtvolle Gemälde bewundert hatte, sich der Gesellschaft näherte, die in stummem Entzücken an dem langen Tische saß, richteten sich aller Augen auf ihn, und die alte Holländerin wies ihm sogleich einen Stuhl zwischen sich und ihrem Manne an, den man schon für ihn in Bereitschaft gehalten hatte.

»Ah, da sind Sie ja,« rief sie ihm entgegen, »nun setzen Sie sich endlich. Sie müssen ja übermäßig ermüdet sein, und sehen noch immer so erhitzt aus!«

Franz Marssen setzte sich und trank sogleich von dem Wein, den ihm der General-Consul mit freudestrahlendem Gesicht eingoß.

»Nun,« rief Herr van der Hooft, ungeduldig, den Ausfall seines Besuches bei dem Gemsjäger zu erfahren, »was für Nachricht bringen Sie mit? Wird uns der Mann führen, der hier einen so guten Ruf besitzt, wie man allerseits hört?«

»Ja,« erwiderte Franz, während aller Augen auf ihm wurzelten, »er wird uns führen und bald selbst erscheinen, um die Gesellschaft, die sich ihm anvertrauen will, kennen zu lernen und mit ihr seine Verabredungen zu treffen.«

»Aber wenn ich nicht irre,« nahm nun Miß Edda mit seltsam befangenem Wesen das Wort, »tragen Sie doch noch einiges Bedenken auf Ihrem Gesicht. Heraus mit der Sprache, was giebt es für ein Hinderniß in Betreff unserer Reise?«

»Sie haben ein scharfes Auge,« versetzte Franz Marssen bedeutsam, »aber ein eigentliches Bedenken für unsere Reise giebt es jetzt noch nicht, indessen kann es kommen. Michel traut dem guten Wetter nicht recht.«

»O, das kann nur ein Irrthum sein,« rief der Bräutigam, für den es keine Schrecken auf der Welt gab, so lange das blaue Auge neben ihm heiter blickte. »Auf einen so schönen, goldklaren Abend *kann* kein schlimmer Morgen folgen.«

»Die Bergbewohner verstehen sich besser darauf, als wir, Herr van der Hooft. Auch fürchtet Michel nicht für den Morgen, nur für den Abend will er keine Garantie übernehmen, und unsere Rückkehr dürfte dann nicht so angenehm wie unser Hingang sein. Sehen Sie – dort oben liegt das Eismeer, darüber müssen wir fortschreiten nach dem gegenüberliegenden Rande und wieder zurückkehren, ehe wir geborgen sind.«

Miß Edda warf ihm einen lächelnden, ermuthigenden Blick zu: »Lassen Sie den Rückweg immer etwas schwierig sein,« sagte sie, »wir haben dann doch das Beste genossen und finden zu Hause ein warmes Bett. Sie wissen ja, wir fürchten uns nicht, und es schadet uns nichts, selbst wenn wir einmal tüchtig naß werden sollten.«

Während man nun von dem so eben aufgetragenen Abendbrod speiste, sprach man noch hin und her über alle Möglichkeiten, die sich auf einer an sich nur kurzen Tagereise einstellen könnten, und malte sich eben das bevorstehende Vergnügen mit grellen Farben aus, als

vom Gasthause her, mit hochaufgerichtetem Kopfe, stolzen, ruhigen Schrittes und mit höchst neugierigem Gesichtsausdruck Michel herankam, an der Hand, wie weiland Wilhelm Tell, seinen Knaben führend, der ein eben so strammer Bursche wie sein Vater zu werden versprach.

Der Gemsjäger trug an diesem Abend seine besten Kleider. Auf dem kraushaarigen dunklen Kopf saß ein spitzzulaufender Tyrolerhut mit dem Gemsbart und der hochaufragenden Feder eines wilden Vogels. Eine neue, braunwollene Jacke umgab in weiten Falten seine breite mächtige Brust, die mit einem weißen Hemd bedeckt war, dessen offener Kragen durch ein lose umgeschlungenes Tuch zusammengehalten wurde. Den Leib schnürte ein breiter, seidengesteppter Ledergürtel mit hoher Schneppe ein. Seine riesigen Schenkel bedeckten schwarze Manchesterhosen, die dicht oberhalb des Kniees, das er entblößt trug, mittels einer silbernen Schnalle befestigt waren. Seine ungeheuren Waden aber umschlossen prall dunkelblaue wollene Zwickelstrümpfe, und auf den breiten Füßen hafteten die schweren Bergschuhe, die er eben zu Hause zur neuen Gletscherfahrt frisch geschärft hatte.

Als der Gemsjäger die Gesellschaft mit den Damen so nahe vor sich sah, nahm sein kühnes Gesicht einen Ausdruck bescheidener Verlegenheit an. Er blieb einen Augenblick stehen, als suche er Jemanden mit dem Auge heraus, dann aber, als er Franz Marssen wahrnahm, der sogleich aufstand und ihm entgegentrat, zog er hastig den Hut ab, schwenkte ihn zweimal um den Kopf und

stieß einen nur halb unterdrückten jodelnden Ton aus, der offenbar eine freundliche Begrüßung sein sollte.

Der Maler faßte jetzt seine Hand, und ihn dicht an den Tisch führend, sagte er: »Hier, meine Damen und Herren, stelle ich Ihnen den Freund und Reisegefährten meines Vaters, den berühmten Gemsjäger Michel aus Grindelwald vor, und hier, lieber Michel, seht Ihr die beiden Damen, die Ihr mit uns drei Männern morgen, so Gott will, nach dem Zäsenberg führen sollt.«

Michel nickte den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft mit freundlichem Blick zu, worin eine fast herzliche, aber immerhin kühne Vertraulichkeit lag, und reichte dann seine Hand dem alten Holländer hin, der ebenfalls aufgestanden und ihm entgegengetreten war.

»Guten Abend,« sagte Michel mit einer Stimme, in deren zurückgehaltener Kraft sich noch eine gelinde Befangenheit aussprach, »aber Sie, alter Herr, wollen doch wohl nicht mit den Gletscher hinauf?«

»Gott bewahre mich davor! Ich und meine Frau haben gewiß keine Lust dazu, obgleich ich muthig genug bin. Wir bleiben zu Hause und gönnen unsern Kindern und Freunden allein das Vergnügen.«

»Da haben Sie auch Recht; wer weiß, ob alle ein Vergnügen daran haben werden!«

»Warum?« fragte Miß Edda mit scharfem Aufblick, auf die der ungekünstelte Gemsjäger einen guten Eindruck hervorgebracht hatte.

Michel, den man unterdeß an den Tisch genöthigt und zufällig einen Stuhl neben Miß Edda angewiesen

hatte, ließ seine großen Augen langsam und fest über die Gestalt und das Gesicht der redenden jungen Dame schweifen. Sein Blick wurde daher immer erstaunter, und endlich, gegen Franz hin, wohlgefällig mit dem Kopfe nickend, sagte er langsam und lächelnd:

»Sie gefallen mir, mein Fräulein, Sie haben ein muthiges Gesicht und tragen da obendrein eine sehr passende Kleidung für das Bergsteigen. Bei meinem Stutzen, so etwas Gescheites habe ich noch nie gesehen! Nun werde ich Sie, wenn Sie es erlauben, in meine besondere Obhut nehmen. Aber wie ist es denn mit der anderen jungen Dame hier? Na, mein Fräulein, Sie haben auch ein dralles Gesicht, aber tragen Sie auch keinen Reifrock von Stahl, wie es jetzt bei den närrischen Leuten in der Ebene Sitte ist?«

Alle lachten laut, Fräulein Elise aber sagte: »Nein, mein lieber Mann, obgleich ich ihn zu Hause getragen, habe ich ihn doch abgelegt, sobald ich an die Gränze der Schweiz gekommen bin. Ich sehe ein, daß er hier ganz überflüssig, ja, offenbar hinderlich ist.«

»Na, da sind Sie ja auch vernünftig,« rief Michel frohlockend und trank ein ihm dargebotenes Glas Wein, »und mit Ihnen beiden denke ich schon ein kleines Wagniß ausführen zu können. Aber wie steht es denn mit Ihrem Schuhwerk? Das zeigen Sie mir einmal her.«

Miß Edda stand sogleich auf, setzte ihren zierlichen Fuß auf einen Stuhl und sagte lächelnd: »Da sehen Sie – sind diese Stiefel Ihnen recht?«

Michel bückte sich nieder, nahm den gelbbraunen Stiefel in die Hand, strich prüfend darüber hin, untersuchte die Sohle mit den Fingern und sagte endlich lächelnd:

»Das ist ein gutes Lederwerk und von kunstfertiger Hand zusammengefügt. Ich würde mich ihm zwar keine zwei Stunden anvertrauen, aber für Sie wird es wohl bis morgen Abend reichen.«

»O, ich denke noch länger!« versetzte die Schottin, von Neuem lächelnd.

»Das wollen wir sehen. Man darf den Tag nicht vor dem Abend loben, und eine Schuhsohle nicht eher, als bis sie sich bewährt hat. – Nun kommen Sie an die Reihe, mein Fräulein. Herauf mit dem Pfötchen!«

Die junge Holländerin hob ihren schweren Bergschuh ebenfalls auf einen Stuhl, und dabei wurde das dunkelblaue Beinkleid sichtbar, welches sie unter dem Kleide trug. Michel besah mit Kennerauge den Schuh, befühlte ihn und dann rief er: »Ah, den haben Sie in Interlaken gekauft, das ist gute Waare, und damit kommen Sie aus. Nun bin ich zufrieden, meine Damen, und um die Herren bekümmere ich mich nicht, die können für sich selber sorgen.«

Man hatte sich wieder gesetzt und aß weiter, woran nun auch Michel nach des alten jovialen Holländers Aufforderung Theil nehmen mußte.

»Sie haben mir noch immer nicht meine Frage beantwortet,« fing Miß Edda von Neuem wieder an – »warum sollten wir kein Vergnügen an dem Gange nach dem Zäsenberge finden?«

Michel warf einen raschen Blick nach den Bergen hinauf, deren dunkle Glühfarbe jetzt in ein bleiches Rosa übergegangen war, und sagte, den rechten Zeigefinger an die Adlernase legend: »Weil es schlechtes Wetter geben kann, mein schönes Fräulein. Und was fangen Sie an, wenn ein Gewittersturm ausbricht und wir mitten auf dem spaltenreichen Gletscher sind, wie?«

»Das weiß ich ganz gewiß,« erwiderte Miß Edda kühn. »Wir gehen dann dahin, wohin Sie uns führen, denn Sie werden doch gewiß irgend ein schützendes Obdach kennen?«

»O ja, das kenne ich, und mehrere sogar, und Sie haben da keinen üblen Entschluß gefaßt. Aber wenn Sie nun eine Nacht unterwegs bleiben müßten, wie dann?«

»Dann fügen wir uns darein,« nahm die junge Holländerin das Wort – »wir sind keine zimperlichen Zierpuppen, müssen Sie wissen.«

»Nein, nein,« rief der alte Holländer, »das sind sie beide nicht, und meine Tochter hat Muth, wie ich!«

»Muß es denn aber durchaus eine Nacht sein?« fragte die besorgt werdende Mutter.

»Nein, liebe Madame, es *muß* keine Nacht sein,« erwiderte Michel, »aber es *kann* eine daraus werden, wer will das vorher bestimmen – ich bin nur ein Mensch und kein Gott, der den Wind und die Wolken da über den Bergen regiert.«

»Sie haben Recht, man muß auf Alles vorbereitet sein, lieber Mann,« erwiderte die Mutter, »aber nehmen Sie die

Kinder nur recht in Acht und verschaffen Sie ihnen recht viel Vergnügen. Wir gönnen es ihnen.«

Michel lächelte und nickte dann den beiden alten Herrschaften zu. »Seien Sie außer Sorge,« sagte er. »ich will das Meinige schon thun. Nun muß aber alles Nothwendige bald besorgt werden. Geben Sie mir darin freie Hand?«

»Vollkommen!« rief Herr van der Hooft, »machen Sie Alles ab, was nöthig ist.«

»Wieviel Stunden brauchen wir zu dem Marsch?« warf Miß Edda wieder ein.

»Ja, meine schöne Dame, das kommt darauf an, ob Sie rasch oder langsam vorrücken, wenn Sie von den Pferden abgestiegen sind, denn anderthalb Stunden können Sie reiten, – und dann, ob Sie viel oder wenig und Alles ordentlich sehen wollen.«

»Wir wollen viel und Alles ordentlich sehen, ja!«

»Dann, ob Sie lange ruhen müssen und wieviel Zeit Sie zum Tafeln gebrauchen.«

»Wir ruhen selten und nur kurze Zeit, und essen so rasch wie es geschehen muß, um die Reise nicht unnöthig aufzuhalten.«

Michel's Gesicht wurde immer zuversichtlicher und strahlender, und wiederholt nickte er dem aufmerksam zuhörenden Maler zu. »Nun,« sagte er, »das Alles läßt sich hören. Ich sehe, ich bin in keine üble Gesellschaft gerathen. So sage ich Ihnen denn, wenn Sie Alles recht bequem sehen wollen, können Sie acht Stunden rechnen:

rechnen Sie aber lieber zehn, und dann ist die längste Zeit angesetzt.«

»Wann müssen wir aufbrechen?« fragte der Ungar, der seine Blicke bisher nur zwischen Miß Edda und den im Abendlicht prangenden Bergen getheilt hatte.

Michel erhob seinen Kopf gegen den kleinen Mann, den er fast noch gar nicht bemerkt hatte, weil er immer schwieg, und fragte naiv: »Sind Sie auch mit von der Partie?«

»Ja. Warum sollte ich nicht?« fragte Herr von Tekeli sanft.

»Sie werden müde werden, müder als diese Damen.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Aus Ihren Mienen. Ich kenne die Gesichter der Menschen und weiß im Voraus, ob sie Strapazen ertragen können oder nicht. Ein Mensch aber, der Herzeleid hat – und das lese ich auf Ihrem Gesicht – der wird leicht schwach!«

Der Ungar wurde fast todtenbleich. Schnell aber sich fassend, sagte er, zwar immer freundlich, doch etwas stolz: »Sie irren sich. Ich werde so leicht nicht schwach – ich bin Soldat gewesen!«

»Das glaube ich wohl – in der Ebene, aber nicht auf einem Eisgletscher. Haha! Das ist ein Unterschied. Aber was denn, was schadet die Müdigkeit, wenn sie nur mit Ausdauer verbunden ist!«

»Das denke ich auch,« rief der Ungar, »und nun beantworten Sie meine Frage.«

»Wenn ich mit diesem Herrn, dem Sohne meines Bergfreundes allein ginge, so bräche ich Nachts um zwei Uhr auf; da dies aber für die Damen zu früh und etwas unheimlich ist, so wollen wir fünf Uhr sagen. Um fünf werde ich mit den nöthigen Männern hier sein und den Zug ordnen. Und wie ich es am Anfang bestimme, so bleibt es bis an's Ende, denn Ordnung und Zucht muß bei einer solchen Expedition sein.«

Sein Gesicht nahm bei diesen Worten einen strengeren Ausdruck an, und man sah ihm an, daß er unter Umständen zu befehlen verstand.

»Wieviel Männer werden Sie nehmen?« fragte Herr van der Hooft.

»Das habe ich schon mit Herrn Marssen besprochen. Jeder von Ihnen bekommt einen Führer, und außerdem nehme ich zwei Träger mit, den einen für die warmen Kleidungsstücke, und den anderen für die Nahrungsmittel, die ich sogleich mit Ihrer Erlaubniß bei Ihrem Wirth bestellen werde.«

»Bestellen Sie, bestellen Sie!« rief der alte Holländer, an den die letzten Worte gerichtet waren. »Nehmen Sie das Beste mit, was Sie kriegen können – ich bezahle Alles, Alles.«

»Gut, doch ich nehme nur, was wir brauchen. Und damit, denke ich, wäre unsere Unterhaltung zu Ende, und die Damen müssen früh zu Bett gehen, damit sie gut ausschlafen und mit klaren Augen in den Morgen sehen.«

Er stand auf, nahm den Hut ab und verbeugte sich. Der alte Holländer gab ihm zuerst seine Hand, dann auch

dessen Gemahlin. Als Herr van der Hooft sie ihm geschüttelt hatte, reichte er sie dem Ungar, und dann stellte sich ihm Fräulein Elise in den Weg, die auch eine Hand von dem kühnen Gemsjäger haben wollte.

»Da haben Sie sie,« sagte er lächelnd, »nun muß mir aber die schöne Dame in dem kurzen Rock mit den langen Stiefeln auch eine geben.«

Miß Edda reichte ihre schneeweiße schöne Hand hin. Michel ergriff sie, hielt sie fest und betrachtete sie dann kopfschüttelnd. »Das ist ein seltenes Stück Menschenfleisch,« sagte er, ihr freundlich in's Auge blickend, »so eine warme, weiche Hand habe ich noch nie in der meinen gehalten. Kann sie aber auch mit einem Alpstock umgehen? Ist sie dazu kräftig genug?«

Miß Edda wurde von einem wilden Gedanken ergriffen. Sie umfaßte mit beiden Händen die Hand des Gemsjägers und drückte sie mit Macht.

Michel verzog keine Miene; als der starke Druck aber nachließ, lachte er und sagte: »Das war gut gedrückt, potz Tausig! Wenn Sie es so mit Ihrem Liebhaber thun, muß er gute Knochen haben. O ja, Sie können den Alpstock führen und Sie werden auch klettern und keine Furcht haben – das sehe ich an Ihrem Auge. Und nun gute Nacht, meine Herrschaften! Um fünf Uhr bin ich mit meiner ganzen Gesellschaft da und hoffe dann auf die Ihrige nicht warten zu müssen.«

Er schwenkte den Hut einige Mal um den Kopf, stieß wieder seinen jodelnden Gruß aus und entfernte sich mit seinem Buben, der unterdeß in der Nähe gestanden und

mit trunkenem Auge die rosigen Gletscher seiner Heimat betrachtet hatte.

Als beide fortgegangen, waren alle des Lobes über den Gemsjäger voll; namentlich die alten Holländer waren glücklich, ihre Kinder in so guten Händen zu wissen. Um den Tisch im Freien aber blieb die ganze Gesellschaft versammelt, bis das letzte mattrosige Leuchten von den Firnspitzen verschwunden war und die herabsinkende Nacht sie alle mit ihrem unheimlichen Mantel umhüllte. Da erst suchten sie ihr Lager auf und baten alle Gott, daß er ihnen einen günstigen Tag schenken möge, ein Wunsch und eine Bitte, mit denen sich schon viele Menschen aus fremden Ländern in der Schweiz niedergelegt haben, und die schon leider so oft nicht erfüllt worden sind.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel. Nach dem Zäsenberge.

Wie früher schon einmal auf der Grimsel, so hatten sich Franz Marssen und Baron von Tekeli auch hier in Grindelwald mit einem Zimmer begnügen müssen; auch die drei Damen schliefen in einem, und der alte Holländer mit seinem Schwiegersohn in einem andern zusammen, denn gegen Abend waren viele Gäste im Hôtel zum Gletscher angekommen, und so hatte man sich dem Wirth zu Gefallen, dem nur wenige Räumlichkeiten zu Gebote standen, gern diese kleine Beschränkung auferlegt. Unser Freund, der ziemlich müde und aus verschiedenen Gründen zu langer Plauderei wenig aufgelegt war, wurde dennoch durch das trübe Aussehen des Ungars und seine auffallende Schweigsamkeit zu einem kurzen Gespräch genöthigt. Der kleine, bisher immer so freundliche Mann war auf eine seltsame Weise zurückhaltend gegen ihn geworden, und obwohl er sich an diesem Morgen so sehr über das abermalige Zusammentreffen gefreut, hatte er sich, je weiter der Tag vorschritt, eher verschlossen, denn zutraulich gezeigt. Franz Marssen, der sich ein so widersprechendes Wesen nicht deuten konnte, wollte sich endlich, als sie schon beide im Bette lagen, eine Erklärung erbitten, und so sagte er mit einer Stimme, die eine herzliche Theilnahme nicht verkennen ließ:

»Herr Baron, entschuldigen Sie meine Frage, aber ich kann es nicht unterlassen, sie Ihnen vorzulegen: ich finde Sie schweigsamer und viel zurückhaltender gegen mich

als früher – habe ich vielleicht unwissentlich irgend etwas gesprochen oder gethan, was Sie verstimmt hat?«

Als der Ungar diese so freundlichen Worte vernahm, die er sicher nicht mehr an diesem Abend erwartet hatte, stöhnte er laut, warf sich hastig auf seinem Lager herum und begann seine Antwort mit dem ungarischen Verzweiflungsruf: »*Kétségbe esem!* Nun fangen Sie auch noch an, nachdem mich schon der Gemsjäger in Verlegenheit gebracht! Schweigen Sie um Gottes willen jetzt still, zwischen diesen abscheulichen hölzernen Wänden kann man kein Wort sprechen, was nicht im Nebenzimmer gehört würde.«

»Was sagen Sie da?« fragte der Maler, der den ersten Ausruf nur halb gehört hatte. »Ich habe Sie nicht recht verstanden.«

»Ach, ich verstehe mich auch nicht! Haben Sie Geduld, mein lieber Freund. Sie sollen auf mein Wort der Erste sein, dem ich das Geheimniß, das mir auf der Seele lastet, anvertraue, sobald ich zu einem klaren Entschluß gekommen bin. Bis jetzt wandle ich nur wie in Nebeln und Wolken einher. Darf ich Sie in Interlaken besuchen?«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie bei mir zu sehen. Meine Wohnung werde ich Ihnen zeigen, wenn wir zu Hause ankommen.«

»Wohl, wohl, und so wünsche ich Ihnen für heute eine gute Nacht!«

»Gute Nacht!« flüsterte der Maler, und müde, wie er war, streckte er sich aus, um sogleich einzuschlafen und von der wunderbaren blauen Eisgrotte zu träumen, in

deren Tiefe er heute einen Anblick gehabt, über den er eben so wenig klar werden konnte, wie sein Stubengefährte über den Entschluß, ihm sein nebelhaftes Geheimniß anzuvertrauen. Aber dieser Traum versetzte ihn noch einmal in jene von Diamanten blitzende Grotte: Alles flammte und strahlte um ihn her, am strahlendsten aber schaute ihn Miß Edda's geheimnißvolles, unergründliches Auge an, dessen Blick er noch nicht verstand oder vielmehr nicht zu verstehen wagte, denn ohne daß er wußte, worin sie bestand, war zwischen diesem schönen Wesen und ihm eine Scheidewand aufgerichtet, die niederzureißen oder zu übersteigen er nicht den Muth besaß, wenn er sich auch die Kraft dazu nicht absprechen konnte. Auch war die Absicht zu einem so kühnen Unternehmen noch gar nicht in ihm erwacht, sie schlummerte nur wie ein kleines unscheinbares Samenkorn in der Tiefe seines Herzens, und der befruchtende Regen, der es quellen machen sollte, hatte noch lange nicht zu tröpfeln begonnen.

Bei alledem war sein Schlaf so tief und fest, daß er erst erwachte, als ein Kellner, wie ihm aufgetragen, um vier Uhr an die Thür des Zimmers pochte. Franz schlug die Augen auf, sah, daß es heller Tag war, und sprang auf, um sich schnell anzukleiden, nachdem er den noch fester schlafenden Ungar ebenfalls geweckt hatte. Sein erster Blick aber fiel dabei durch das Fenster auf die dem Zimmer gegenüberliegenden Berge. O, und wie freudig fühlte er sich da bewegt! Es war ein sonnenklarer, goldener Morgen, kein Wölkchen stand am tiefblauen Himmel,

und nur um die Spitze des Mettenbergs wogte ein kleines nebelartiges Dunstkäppchen, das aber fest an die granitene Kuppe desselben gebunden schien.

»Glück auf!« rief er dem nach dem Wetter fragenden Ungar zu, »es ist prächtig draußen, und wir werden auf eine unglaubliche Weise begünstigt. O, wie werden die Damen sich freuen und was für eine köstliche Reise steht uns bevor!«

Bald nach diesen Worten hatte er das Zimmer verlassen, um dem Mann, der die Reisebedürfnisse tragen sollte, seine Gletschersporen, seinen Alpstock und Regenmantel nebst einer wollenen Decke zu bringen. Vor der Thür fand er schon Alles in Thätigkeit. In der Vorhalle wurden die Speisen und Getränke, bestehend aus einem tüchtigen Schinken, gebratenem Geflügel, Brod, Chocolade, Thee, Kaffee und Wein in Fülle eingepackt, denn Michel hatte des alten Holländers Erlaubniß reichlich benutzt und wollte es seinerseits an nichts fehlen lassen, damit die Männer, die ihn begleiteten, mit der Beköstigung zufrieden wären. Auch die Pferde, welche die Fremden tragen sollten, wurden gesattelt, und Jürgen, der den Schimmel und den Fuchs wieder nach Grindelwald zurückbringen sollte, wenn man die Reise zu Fuß fortsetzte, ließ betrübt den Kopf hängen, als sein junger Herr ihm diesen unerwarteten Beschluß verkündigte.

Endlich kam auch Michel mit den andern vier Führern an und stellte sie dem Maler in ihrer Bergausrüstung vor, die bei allen fast dieselbe war. Michel trug wieder seine braune, mit vielen Taschen versehene Bergjacke und

schwarze lederne Kurzhosen; Strümpfe und Schuhe aber waren wie am Tage vorher beschaffen, und eben so zierte derselbe Hut seinen Kopf. Dagegen steckte in seinem breiten abgenutzten Gürtel ein scharfes kurzes Handbeil in lederner Scheide, und um den Hals hing ihm eine Rolle fingerdicken Taues, während seine Rechte einen ungeheuren, an einem Ende mit eiserner Spitze, am andern mit einem starken Haken beschlagenen Alpstock hielt. Schließlich trug er noch auf dem Rücken eine zottige wollene Decke, die in der Mitte ein Loch für den Kopf hatte und dergestalt befestigt war, daß er sie leicht von oben herab über den ganzen Körper breiten konnte, wenn das Bedürfniß sich dazu einstellen sollte.

»Guten Morgen, Herr Marssen!« rief er dem ihm entgegengehenden Maler zu. »Nun, hier sind die Männer, die ich für Ihre Gesellschaft gedungen. So.«

Franz warf einen Blick auf diese jungen kräftigen Gestalten, die alle freundliche Gesichter zeigten und von Muth und gutem Willen strotzten. Man begrüßte sich gegenseitig, und dann traten die Männer zu den Pferden, wo sie sich mit deren Führern unterhielten.

Während nun aber Franz Marssen sein Frühstück in der Vorhalle einnahm, gesellte sich Michel zu ihm und sagte mit seinem gewöhnlichen ausdrucksvollen Lächeln: »Nun, wie haben Sie denn heute Nacht in dem verzauberten Grindelwald geschlafen, Herr Maler?«

»Vortrefflich, Michel, und ich hoffe, Ihr ebenfalls. Was sagt Ihr aber zu dem Wetter? Freut Ihr Euch nicht darüber? Seht mal nach dem Mettenberg hin, da hängt sogar ein kleiner Nebelstreifen, und das soll, wie ich gehört habe, besser sein, als wenn er ganz klar hervorträte.«

Michel schüttelte mißtrauisch den Kopf und zog eine fast saure Miene. »Nein, nein,« sagte er leise, »zwei Dinge sind es, die mir heute Morgen nicht gefallen und die mich wieder auf meine gestrige Besorgniß zurückführen. Zuerst ist kein Tropfen Tau in ganz Grindelwald gefallen, und es wird furchtbar heiß werden, was uns indessen nicht belästigen kann, da wir um die heißeste Zeit auf dem Eise sind. Und zweitens ist es gerade jener Nebel, wie sie ihn nennen, der mir einigen Respect einflößt. Denn das ist – Sie werden es sehen, wenn wir am Mettenberge hinaufziehen – kein gewöhnlicher Nebel, Herr, sondern das ist der Föhn, der wie ein Geier da oben in seinem Horst auf Beute lauert. Warten Sie es ab, und am Abend wollen wir uns weitersprechen. Es giebt ein Ungewitter, noch ehe wir zwölf Stunden älter sind, und das ist so gewiß, daß ich es beschwören möchte.«

»Wenn Ihr dessen so gewiß seid,« erwiderte Franz ernsthaft, »so laßt uns hier bleiben und einen anderen Tag abwarten.«

Michel schüttelte den Kopf. »Nein, das geht doch nicht, denn Sie könnten vielleicht lange warten, ehe Sie wieder einen solchen Morgen erleben, und den wollen wir wenigstens benutzen; wir können ja jeden Augenblick umkehren, wenn wir das Unwetter heraufziehen sehen.

Und dann, wissen Sie,« setzte er flüsternd hinzu, »möchte ich nicht mit dem Vorschlage, zu Hause zu bleiben, vor die schöne Dame mit den gelben Stiefelchen treten. Der Tausig, Herr Marssen, die hat ein Auge, wie es nur eine Bergnixe aufzuweisen hat, und man kann da wie in einen Brunnen hineinfallen, aus dem einen kein Strick wieder herauszieht.«

Franz blickte in seine Tasse Kaffee, in der er eben den Zucker umrührte, und lächelte, aber es war ein etwas trübes Lächeln, und es lag beinahe eine Art Zugeständniß für den ihn scharf betrachtenden Gemsjäger darin. Er wollte eben Antwort geben, als der alte Holländer im Sammetschlafrock erschien, beiden Männern einen herzlichen guten Morgen wünschte und die Meldung hinzufügte, daß die Damen auch schon zur Hand seien und gleich zum Frühstück erscheinen würden.

Michel verließ die Halle und ging zu den Führern und Trägern, mit denen er über den Weg sprach, den sie nehmen wollten. Unterdessen traten die jungen Damen mit der gähnenden alten Holländerin heraus, aber jene waren frisch und muthig und auf ihren jugendlichen Gesichtern strahlte die lebhafteste Freude, daß ihr sehnlichster Wunsch nun doch in Erfüllung gehen sollte. Sie begrüßten die jungen Männer, die sich jetzt ebenfalls einfanden, auf das Freundlichste, und nur das braune Nixenauge schien Franz Marssen zu vermeiden, so sehr dieser sich auch bemühte, einen Strahl desselben aufzufangen und mit dem zu vergleichen, den er am Abend vorher in Wirklichkeit und in der Nacht im Traume so nahe vor Augen

gehabt. Indessen redete sie freundlich mit ihm, lobte das Wetter und ihr Reiseglück, und versprach sich goldene Berge von dem heutigen Ausfluge, da sie noch nie einen ähnlichen gemacht.

Als die Damen eben mit dem Frühstück fertig geworden, kam Michel wieder in die Halle und verkündete, daß Alles zum Abmarsch bereit sei. Während er noch sprach, sah man auch schon die beiden Träger langsam den Weg vorausgehen, den man einzuschlagen gedachte. Beide trugen eine genügende Last, der eine in einem Korbe, der andere im leichten Brettergerüst auf dem Rücken, indeß waren sie daran gewöhnt, da ihnen dergleichen fast alle Tage zugemuthet wird.

Endlich also war der Augenblick des Abschiednehmens gekommen, und das geschah von Seiten des alten Ehepaares auf eine überaus herzliche Weise. Sie küßten und herzten die Mädchen und Herrn van der Hooft, drückten Franz Marssen und dem Baron wiederholt die Hände und baten sie alle, recht vorsichtig zu sein und ja dem Gebote des Gemsjägers Michel zu gehorchen, dem sie ebenfalls die Hand schüttelten und dabei die jungen Leute auf die Seele banden.

So war man auch damit fertig, und alle traten auf den Rasenplatz hinaus, wo man am Abend vorher gesessen und die schöne Aussicht bewundert hatte. Hier standen die Pferde zum Abgang fertig, und die Erste, die von Michel selber in den Sattel gehoben ward, war Miß Edda, während der Bräutigam seine Braut bediente und dann selbst in den Bügel stieg. Als alle saßen, bestieg auch

Franz seinen Schimmel und hörte ruhig die Anordnungen Michel's an, die derselbe eben mit lauter Stimme verkündete.

»Ich marschire an der Spitze,« sagte er zu den Reisenden und Führern und schwang dabei seinen langen Alpstock wie einen Kommandostab. »Nach mir kommt die Dame mit dem Fuchs. Dann kommst Du, *Christen*, mit der andern Dame hinter Dir. Dann folgt *Palm* mit dem Herrn Bräutigam, und dann Du, *Ullrich*, mit dem kleinen schwarzen Herrn. So, und dann kommen Sie, Herr Marssen, und hinter Ihnen schließt *Almer* den Zug. So wird es das Beste sein, denn ich habe es mit Bedacht so eingerichtet. Vorwärts!« rief er, seinen Hut gegen die zurückbleibenden Eltern der Braut schwenkend, »und nun soll es nach dem Eismeer des Grindelwaldgletschers gehen. Joahhu!« Und er ließ einen Jauchzer erschallen, der bis nach den Bergen hinüber dröhnte, und alle übrigen Schweizer jauchzten ihm nach und stimmten so eine Art feierlich freudigen Gesanges an, der allen, die ihn hörten, das Herz erhob und die Seelen mit unnennbaren Gefühlen erfüllte. Langsam aber, die beiden Pferdeführer dicht neben den Damenpferden, setzte sich der Zug in Bewegung, und es dauerte keine drei Minuten, so war er den Nachschauenden im Gebüsch verschwunden und wandte sich der alten Moräne zu, die er nachher rechts liegen ließ, um so nach den Felsen zu gelangen, die dicht an die östliche Seite des Gletschers stoßen.

Bald lauter, bald stiller vor sich hin jodelnd und dann und wann mit einem langgezogenen Jauchzer endigend, zogen die Führer der kleinen Caravane quer durch die Moräne bis in die Nähe des Gletschers, und hier erst verstummten sie, da sich die ersten kleinen Schwierigkeiten zeigten, indem die Lütschine durch die bei der großen Luftwärme geschmolzenen Eismassen gehörig angeschwollen war und nur auf Umwegen mittels übergelegter Bretter überschritten werden konnte. Von hier aus zogen alle schweigend und erwartungsvoll weiter, bis sie, die wild rauschende Lütschine hinter sich lassend, die Felsen erreichten, wo an der Seite des Mettenbergs und kleinen Schreckhorns der Weg nach dem Eismeer in die Höhe führt.

Obgleich es noch früh am Morgen war, so brannte die Sonne doch schon warm genug, und da kein Lüftchen sich regte, so schien es den Reisenden anfangs in der trockenen Steinwüste noch viel heißer zu sein als zwischen den Bäumen und am Rande der Wiesen, an denen man zuerst vorübergegangen war. Als man sich aber dem Wasser der Lütschine und endlich gar den Gletschern näherte, kühlte sich die Luft durch die Ausströmungen der großen Eismassen bedeutend ab, und man stieg nun in einer Temperatur den steilen Felsenpfad empor, die so frisch war, daß in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig blieb.

Dieser Pfad, obwohl man noch festen Boden unter den Füßen hatte, bot dennoch nicht geringe Schwierigkeiten

dar. Theils führte er durch Schluchten und tief ausgeschnittene Gräben fort, theils an jähen, nach der Seite des Gletschers abfallenden Abgründen entlang, welche oft denjenigen Schwindel erregten, die kein sicheres Auge und kein unerschrockenes Herz besaßen. Der Gletscher selbst thürmte sich, zur Rechten unausgesetzt in die Höhe laufend, in den mannigfaltigsten Gestaltungen auf, die nur selten die blanke blauweiße Eisfarbe, viel häufiger einen grauen schmutzigen Ueberzug von Staub zeigten, den die überall herumliegenden zersplitterten Felsblöcke auf ihrem Wege zurückgelassen hatten. Hier erhob sich das Eis in schroffen, unersteiglichen Mauern, dort starrten spitze Nadeln und Thürme empor, auf denen breite Felsblöcke, sogenannte Gletschertische, ruhten, jeden Augenblick bereit, in die Tiefe zu stürzen; hier war eine kunstvolle Brücke über zwei Abgründe geschlagen, dort nahm man trichterförmige Vertiefungen wahr, die jäh abstürzten und in denen das kalte Wasser brodelte, welches sich durch innere Spalten und Löcher nach der Tiefe des Gletschers hinabfraß, um endlich ganz unten die Lütschine bilden zu helfen.

Michel sprach auf diesem mühsamen Wege sehr wenig mit der ihm anvertrauten Dame, aber aufmerksam verfolgte er jeden Tritt ihres Pferdes, dessen Zügel Jürgen nur selten aus den Händen ließ. Wo eine besondere Schwierigkeit zu Tage trat, faßte er auch selbst den anderen Zügel, und war sie dann überstanden, so lächelte er Miß Edda mit freundlicher Miene zu und drückte

sein Wohlgefallen an ihrer Ruhe und ihrer inneren Befriedigung aus, die sich trotz ihrer geistigen Spannung auf allen ihren Zügen malte. Dabei setzte er selbst mit unglaublicher Sicherheit seinen Fuß auf jeden hervorragenden Stein auf. Sein Kopf kannte keinen Schwindel, seine Schenkelkraft keine Ermüdung; von Absatz zu Absatz, wenn er dem Fuchs zur Seite ging, schwang er sich mit einer Behendigkeit ohne Gleichen, und trotzdem er seine Aufmerksamkeit zunächst auf die ihm folgende Dame richtete, behielt er doch den ganzen Zug im Auge, rief dann und wann einem der Führer zu und machte ihn auf Stellen aufmerksam, die eine besondere Sorgfalt in Bezug auf die Leitung der Pferde erforderten.

Bei einer kurzen Rast, die er, um die keuchenden Thiere verschnaufen zu lassen, eintreten ließ, wandte er sich zu Miß Edda um und, indem er ihrem Fuchs den Hals klopfte, sagte er:

»Das ist ein böser Weg, nicht wahr? Nun ja, aber ich gehe doch lieber zu Fuße, als daß ich auf dem Rücken eines solchen Thieres sitze, so gut es auch seine Schuldigkeit erfüllt und so sicher sein Tritt ist. Der sicherste und beste Tritt ist und bleibt der des menschlichen Fußes, wenn der Kopf klar und die Berechnung richtig ist. Aber Sie müssen Ihren Fuchs zügeln, mein Fräulein, er schreitet den Miethpferden zu schnell aus. Im Uebrigen ist er ein Thier so recht für eine Dame gemacht, und Sie sitzen ganz bequem darauf, nicht wahr?«

»O ja, aber ich ginge auch lieber ein Stück, um es dem Thiere leichter zu machen.«

»Noch nicht, noch nicht, meine Dame; sparen Sie Ihre Kräfte, sie werden nachher noch genügend in Anspruch genommen, und wir sind erst am Beginn unserer Reise.«

Bald wurde diese wieder, nachdem die Reisenden selbst einige Worte ausgetauscht, fortgesetzt, sobald nur die Träger, die man bereits überholt, herangekommen und eine Strecke vorausgewandert waren; und so gelangte man endlich an einen Ort, wo die erste längere Rast gehalten wurde und ein Schluck Wein oder Kirschwasser getrunken werden sollte. Es war dies eine Stelle, wo sich eine Höhle im Felsen befindet, die ihre Oeffnung dem Gletscher zuwendet, dem man sich ziemlich dicht gegenübersah. In dieser Höhle, erzählte Michel, als alle von den Pferden gestiegen waren, habe früher eine der heiligen Petronella geweihte Capelle gestanden und an ihr habe ein viel betretener Saumpfad nach Wallis vorübergeführt, der aber schon lange von dem stetig vordringenden Gletscher und den herabstürzenden Steintrümmern vernichtet worden und ungangbar gemacht sei.

Es war ein wilder und trostloser Ort, an dem man sich hier befand. Ausgezackte, wenig bemooste Felsblöcke hingen über den Höhlenraum herab, in deren Spalten kleine Tannen ihr nothdürftiges Dasein fristeten; zu den Füßen der Reisenden dagegen öffnete sich eine weite und tiefe, mit zersplitterten Tannen und Felstrümmern ausgefüllte Kluft, und jenseit derselben stieg der graue Gletscher in dämonischen Umrissen auf, der das Auge des Schauenden mit Staunen erfüllte, aber gerade nicht ihren Muth, ihn zu erklimmen, belebte.

Dies war auch die Stelle, von wo man die Pferde zurückschicken wollte, obwohl Michel und die Führer behaupteten, man könne noch eine Strecke weiter reiten und das Ansteigen sei mühsam und erfordere Kraft.

»Nein, nein,« riefen die beiden Damen, die das Reiten auf so schmalen Wegen bedenklich finden mochten, »wir fürchten keine Mühe und haben Kraft in Fülle, lassen Sie uns zu Fuße gehen, wenn wir auch nur langsam vorrücken!«

Die drei jungen Männer, die schon früher von den Pferden gestiegen waren, stimmten ihnen bei, und so fügte sich Michel lächelnd in den allgemeinen Entschluß, und Jürgen und die beiden anderen Pferdeführer erhielten den Befehl, sich zur Rückkehr anzuschicken.

Jürgen, der diesen Befehl schon lange befürchtet hatte, gehorchte nur mit traurigem Herzen, er wäre gar zu gern weiter mitgestiegen und hatte sich schon lange auf das Eismeer gefreut. Allein Franz Marssen, dem seine Pferde am Herzen lagen, und der sie den fremden Leuten nicht anvertrauen mochte, gebot ihm mit freundlichen Worten, sorgsam auf die Thiere zu achten, ruhig mit ihnen nach Grindelwald zurückzukehren und sie dort wie sich selber bestens zu pflegen.

So trennte man sich denn, und noch lange hörten die auf den Steintrümmern sitzenden Wanderer das Klappern der Hufe ihrer getreuen Pferde, die sich langsam den bedenklichen Weg hinabwanden; ein anderer Ton aber ließ sich nicht vernehmen, denn Jürgen hatte das

Jodeln und Jauchzen eingestellt und zog mit kummervollem Herzen in das Thal hinab.

Als die Reisenden sich nun hinlänglich erfrischt hatten und der vertheilte Wein und das Brod verzehrt war, schickte man sich zur Fortsetzung der Reise an. Die bisherigen Reiter erhielten ihre Alpstöcke, Fräulein Elise schürzte ihre Röcke höher und fester auf, aber jetzt schon Tücher umzunehmen, widerriethen die Führer entschieden, obgleich vom Gletscher her eine frischkühle Luft herüberströmte.

»Wir haben noch eine gute halbe Stunde zu klettern,« sagte Michel unter Anderm, »und das macht Sie gar warm, meine Damen. Oben am See, wo wir länger verweilen, bevor wir das Eismeer besteigen, sollen Sie Ihre Tücher haben und fest umbinden, aber früher leide ich es nicht.«

Diesem Gebote widersprach Niemand, und in der Hoffnung, nun bald aus den engen, dunklen Felsenschluchten heraus zu treten und eine freiere Uebersicht zu gewinnen, befeuerte man seine Schritte, obgleich Michel durch seinen Vortritt das Tempo angab und mit großer Rücksichtnahme seine eigene Kraft zu Gunsten der Uebrigen in Schranken hielt. Der Zug hatte sich ganz eben so wieder geordnet, wie es am Anfang festgesetzt war, und schweigend stieg und kletterte man bergan, wobei die Damen zum ersten Mal die beruhigende Erfahrung machten, eine wie feste Hand der sie leitende Führer besaß, wie sicher sie auf seine Unterstützung rechnen könnten,

und wie sorgfältig diese Männer jeden Schritt der ihnen anvertrauten Personen bewachten.

Uebrigens hatte auch Michel und die übrigen Führer ihre Freude an den Reisenden selber, namentlich an den Damen. Kühn und ruhig schritten sie über die schwierigsten Stellen hinweg; der schmalste Pfad, oft nur aus einem schwankenden Tannenbaum bestehend, die steil abstürzenden Felswände, die überall gähnten, schreckten sie nicht, sie wußten den Alpstock trefflich zu gebrauchen und scheuten den Schweiß nicht, der von ihrer Stirn rann. Ohne eine Spur von Erschöpfung zu verrathen, blickten sie immer heiter und freudig, und jede ihnen dargebotene Naturerscheinung, jeden seltsam gestalteten Felsen oder Eisklumpen betrachteten sie mit dankbarem Lächeln gegen die sie belehrenden Männer hin. So kam man denn endlich mit erträglicher Mühe und keineswegs entmuthigt auf die Höhe, von der aus man das Eismeer zu besteigen pflegt, und ehe Michel und die Führer den Reisenden eine Umschau an dieser seltsamen Fels- und Eiswüste gestatteten, wurden die Träger herbeigerufen und die Plaids herbeigeholt, deren zweckmäßige Anlegung nur kurze Zeit erforderte, da Miß Edda eine große Geschicklichkeit und Uebung darin besaß. Auch die jungen Männer hüllten sich in ihre Oberröcke, und nachdem man sich so genügend gegen die Einflüsse der hier schon bei Weitem kälteren Temperatur verwahrt, folgte man dem voranschreitenden Michel in der alten Ordnung nach, der die Gesellschaft bald an den Ort führte, wo die erste längere Rast gehalten werden sollte.

Oberhalb des Grindelwaldgletschers, ungefähr drei kleine Stunden von seinem Fußende entfernt, liegt, auf der einen Seite unmittelbar von den Eiswänden desselben begränzt, auf der andern von überhängenden schroffen Felsklippen eingeschlossen, ein kleiner See, dessen Gewässer aus geschmolzenem Gletschereise bestehen, das sich hoch und immer höher an seinem westlichen Ufer aufthürmt. Die Oberfläche dieses kleinen und so schauerlich einsam gelegenen Sees sieht grau, trübe und melancholisch aus, obgleich seine Umgebung im Ganzen romantisch, wild und seltsam genug ist. Indessen ändert sich die Form desselben sehr häufig, und wenn man ihn heute rund oder oval beschreibt, sieht er im nächsten Sommer vielleicht ganz anders aus. Denn bald stürzen schroff über ihn herabhängende und ihn einschließende Eiswände ein, an deren Fuß das wärmer gewordene Wasser nagt, bald steigen im Winter neue Eisthürme als nächste Umgrenzung auf, oder auch der warme Regen, der häufig im Sommer fällt, durchnäßt und durchfrißt die Eiswände, und so kommt es, daß im Hochsommer aus tausend Ritzen und Spalten das Wasser sickert und den See speist und vergrößert, der dann wieder aus tiefergelegenen Rinnen seinen Abfluß hat und nur selten nach Regengüssen und sehr heißen Sommern so anschwillt, daß er, seine Eisschranken durchbrechend, furchtbare Zerstörung im Gletscher anrichtet, über dessen Vertiefungen er sich dann in wildem Strome ergießt und Steine und Eistrümmer mit sich fortreißend in die Tiefe stürzt.

Bis zu diesem See war Franz Marssen schon einmal im vergangenen Jahre vorgedrungen, und er war also mit der Oertlichkeit so ziemlich vertraut. So wußte er auch, daß hier eine von Menschenhänden erbaute Hütte lag, die einem in Noth befindlichen Wanderer oder Hirten sehr gut zum Zufluchtsort dienen konnte, zu welchem Zweck sie auch von einsichtsvollen Männern erbaut worden ist. Denn ringsum stundenweit ist Alles wüst, öde und einsam, und wenngleich das Auge des Reisenden durch die groteske Romantik der Lage und der Umgebung überhaupt betroffen wird, das Gefühl der Abgeschiedenheit wird ihn immer erschüttern, und die Nähe großer Gefahr, die er dicht vor Augen hat, wird sein Herz wohl selten ganz ruhig schlagen lassen.

Die Hütte selbst, Stiereck genannt, liegt hart am Felsen auf der linken Seite des Sees, man hatte also vor ihr das beginnende Eismeer, das weiter nichts als ein hochgelegenes Plateau des Gletschers ist, bevor er sich in seine Tiefe stürzt, dicht vor Augen. Sie war nicht ganz klein und aus zusammengetragenen und mit Moos verbundenen Steinen erbaut, hatte ein winziges Fenster und eine schmale Thür und bestand aus zwei Räumen, deren erster eine Art Küche mit Feuerherd und mühsam zusammengetragenes Reisig enthielt, und deren zweiter eine Vorrathskammer für Heu war, welches Letztere von abgelegenen Grasplätzen hier gesammelt und bei günstiger Gelegenheit in die Tiefe befördert wird, sobald man daselbst seiner bedarf. Außer diesem Heu aber befanden

sich noch Geräthschaften, als Bretter, Leitern und dergleichen darin, damit Jeder, der im Nothfall davon Gebrauch machen wollte, sich ihrer nach Kräften bedienen konnte.

Diese Hütte hatte sich Michel mit den Führern aus einem sehr natürlichen Grunde nicht nur als Hauptniederlassung auf dem Wege nach dem Zäsenberg, sondern auch als Beobachtungsposten für das Wetter ausersehen, denn dicht vor ihr breitete sich das sogenannte Eismeer aus, und hatte man dasselbe erstiegen, so lag der ganze Horizont ringsum frei da, und ein wetterverständiges Auge konnte leicht eine Gefahr erkennen, wenn dieselbe aus irgend einer Richtung drohen sollte.

So einfach und winzig diese abgelegene Hütte sich auch dem Auge in der Oede und Stille dieser Hochgebirgsgegend darstellen mochte, so wurde sie doch von den Reisenden mit freudigen Empfindungen begrüßt, und augenblicklich wurden vor der Thür derselben Anstalten zu einer Lagerstätte getroffen, indem man ein kleines Feuer aus Reisig und Tannenholz anzündete und rings um dasselbe auf bereitliegenden Geröllsteinen Platz nahm.

Michel befragte nun zuerst die Damen, worauf sie Appetit hätten, und da sie alle von innerer Hitze geplagt wurden und Niemand Neigung nach etwas Warmem verspürte, so wurde die Hauptmahlzeit auf den Zäsenberg verschoben, und nur ein kleiner Imbiß von Geflügel, Brod

und Wein genommen, während die Führer sich mit Kirschwasser begnügten, das sie mit Gletscherwasser mischten und mit Zucker versüßten und dabei ein tüchtiges Stück Schinken nebst Brod in Menge verzehren.

So einfach dieses Mahl war, so wurde es doch in fröhlicher Laune und unter Scherzen hingebracht, wie sie an diesem beschwerlichen Wandertag bisher noch nicht laut geworden, und alle freuten sich, daß das Wetter unverändert schön geblieben war, denn auch jetzt, etwa um neun Uhr Morgens, strahlte die Sonne hell vom blauen Himmel, und nirgends war ein störendes Wölkchen zu erspähen, so weit man in dem eingeschlossenen Bergkessel um sich herum sehen konnte. Michel indessen, der noch immer nicht frei von Sorge in dieser Beziehung war, sandte alsbald einen Führer nach dem Eismeer hinauf, und da dieser ihm etwas zu lange ausblieb, machte er sich selbst auf und erkletterte mit einiger Mühe eine Eiswand, hinter der er bald verschwand, um seine Forschungen auf einem freieren und höher gelegenen Platze zu beginnen.

Als er nach einer Viertelstunde mit dem Führer wieder bei der Gesellschaft erschien, hingen aller Augen an seinen Lippen, und erst, als er erklärte, daß man keine baldige Veränderung des Wetters voraussagen und daß man also den Weg nach dem Zäsenberge getrost antreten könne, heiterten sich die erwartungsvollen Mienen der Reisenden auf, und der Aufbruch dahin ward auf Punct zehn Uhr festgesetzt.

In der großen Spannung, in der sich alle befanden, das oft besprochene Eismeer zu betreten, verging ihnen

die Zeit schnell genug und zum Theil wurde sie gegen das Ende der Rast damit hingebracht, daß man die Vorbereitungen zum Ersteigen des Gletschers traf und mit der persönlichen Ausrüstung in Bezug auf die Kleidungsstücke begann. Die Führer schnallten sich ihre Eissporen an und umgürteten ihre Unterschenkel mit ledernen Gamaschen, eine Vorkehrung, die auch Franz Marssen traf; die Damen dagegen mußten sich ihre Hüte festbinden und die Tücher dergestalt um den Leib befestigen, daß sie im Gehen nicht hinderlich waren und am wenigsten den freien Gebrauch der Hände beschränkten, da man auf dem Eismeer selbst sich keinen längeren Aufenthalt als nöthig war gestatten wollte. Als dies vollbracht und ein Theil der mitgenommenen Speisen sowie mehrere Flaschen Wein in der Hütte geborgen waren, zu der man ja jedenfalls zurückkehren mußte, schickte man sich zum Aufbruch an, wobei Michel erklärte, man sollte sich durch den etwas beschwerlichen Anfang des bevorstehenden Weges nicht einschüchtern lassen, denn man müsse eine ziemlich steile Eiswand erklimmen, da der Punct, den er vorher selbst bestiegen, mehr Hindernisse biete, als ein anderer, den er von obenher ausgekundschaftet habe. »Das Eis ist nämlich da,« sagte er, »wo wir vorher hinaufgestiegen sind, spiegelglatt, die Sonne hat es gut polirt; dort, jenseits jener höheren Wand aber ist es leichter zu beschreiten, und wir dringen dann in ziemlich gerader Linie gegen den Zäsenberg vor, ein Weg, der, allen Aufenthalt mit eingerechnet, etwa anderthalb Stunden Zeit wegnehmen wird.«

Dieser Ausspruch wurde natürlich als ein Orakel betrachtet, und so sagte man der stillen Hütte Lebewohl bis auf Wiedersehen, um den See zu umwandern und an das glatte Mauerwerk des großen Gletschers zu gelangen. Als die Damen aber in die Nähe desselben kamen, wurden ihre Gesichter denn doch etwas lang, denn nicht allein dehnte sich vor ihren Augen eine etwa acht Fuß breite Schlucht aus, sondern die gegenüberliegende Wand erhob sich zu einer Höhe von wenigstens sechszehn Fuß, und sie sahen keine Möglichkeit ein, wie dieselbe erklommen werden sollte, da sie glatt wie Glas war und fast senkrecht abfiel.

»Ja, meine Damen und Herren,« sagte Michel lächelnd, »wenn sie jetzt hier allein wären und dort hinauf müßten, dann wäre freilich guter Rath theuer, aber da Sie glücklicher Weise in unserer Gesellschaft sind, so brauchen Sie nicht zu zagen. Dieses Bollwerk hat sich allerdings feindselig genug aus Schnee und Eis aufgebaut, und die Strahlen der Sonne haben es hinreichend geglättet, allein gestürmt werden muß es doch, und nun, Leute,« wandte er sich zu einigen seiner Begleiter, »beginnt Euer Werk, und ich werde das meinige beginnen, indem ich diese Herrschaften zuerst an das Seil binde.«

»An das Seil?« rief Herr van der Hooft mit verwundertem Gesicht. »Warum denn das, lieber Mann?«

Michel zuckte gleichgültig die Achseln. »Solche Warums müssen Sie mir nicht auftischen,« sagte er ruhig, »das liebe ich nicht, und die Zeit geht mit nichts schneller als mit überflüssigen Erklärungen hin. Uebrigens werden Sie es

gleich durch den Augenschein erfahren.« Und ohne seine Miene im Geringsten zu verändern, begann er sein Unternehmen damit, daß er seine Taurolle auf die Erde warf, wie es schon einige andere Männer mit der ihrigen gethan hatten.

Miß Edda war die Erste, die an das Seil gelegt wurde, indem das eine Ende über dem Plaid um ihren Leib geschlungen und um die Schultern geknüpft wurde, was mit einer Schnelligkeit vor sich ging, die bewies, wie erfahren der wackere Gemsjäger darin war. Das Gleiche geschah mit der jungen Holländerin, deren Bräutigam und dem Ungar, während Franz Marssen lächelnd diesem Beginnen zuschaute.

»Lassen Sie sich denn nicht anbinden?« fragte Miß Edda etwas schüchtern den Maler, da sie noch immer keine Vorkehrungen dazu an ihm treffen sah.

»Nein,« erwiderte Franz, »ich komme ohne Seil und mit meinen eigenen Füßen hinauf und habe schon öfters steilere Eiswände erklommen.«

Die Schottin senkte das Auge, das sie einen Moment lang gegen den Maler erhoben hatte, und dieser prüfte jetzt die Arbeit der Führer, die schnell genug damit fertig geworden waren.

Unterdessen hatten ein Führer und ein Träger ein langes dickes Brett, welches sie aus der Hütte mitgenommen, über die Schlucht gelegt, waren langsam über dasselbe fortgegangen und lehnten dann eine acht Fuß lange

Leiter gegen die Eiswand, worauf einer von ihnen dieselbe sogleich zu ersteigen und, auf den obersten Sprossen angekommen, mit seinem Beil in das Eis zu hauen begann, so daß die Funken sprühten und die Eissplitter nach allen Seiten flogen. Als er erst zwei oder drei Stufen ausgehauen, stieg er kühn in diese hinein und setzte seine Arbeit höher hinauf fort, bis er nahe an den Kamm der Mauer gelangt war, auf den er sich behende hinaufschwang und oben einen lauten Jauchzer als Siegesgeschrei hören ließ.

»Bleib oben, Christen!« rief ihm Michel zu, »und nimm mein Seil in Empfang. Und nun kommen Sie, mein Fräulein, Sie sollen mit mir die erste sein, die das schöne Eismeer betritt. Vorwärts, ohne Furcht und mit Gott!«

Miß Edda gehorchte augenblicklich, und ohne das geringste Zagen schritt sie, von Michel, der vor ihr ging, am Seil gehalten, über das schwanke Brett. Als beide glücklich drüben angekommen waren, warf Michel die Taurolle geschickt dem Führer auf der Mauer zu, dieser fing sie, schlang sie sich ein paar Mal um den Leib und zog dann das Tau sanft an, während die junge Dame bereits die Leiter, die der Träger hielt, langsam und vorsichtig erstieg. Ruhig und sicher setzte sie dann die scharfen Sohlen in die gehauenen Eislöcher, und während Michel leise schob und der Führer oben das Seil behutsam anzog, gelangte sie ohne Schwierigkeit auf die Mauer, wo sie hochaufathmend stehen blieb und ohne einen Blick auf das errungene Eismeer zu werfen, nach den Freunden hinunterschaute, von denen Fräulein Elise ihr auf dem Fuße

folgte, nachdem der Führer derselben Michel selbst das Tau zugeworfen hatte.

Wie die beiden Damen, so gelangten auch die an ein Seil gebundenen Männer glücklich auf die Plattform, und nun schritt Franz Marssen mit sicherem Tritt über das Brett der Leiter zu, wobei ihm sein eigener Führer dicht auf den Fersen folgte, dem sich der zweite Träger anschloß. Aber erst als alle diese Männer den Mauerkamm sicher erreicht hatten, stießen die zuerst auf dem Eise Angekommenen einen Seufzer der Erleichterung aus und wandten, einer Aufforderung Michel's Folge leistend, ihre Gesichter nach dem Gletscher um, der jetzt in seiner ganzen Ausdehnung vor ihren fast geblendeten Augen lag.

Und in der That, es lag wohl Grund genug vor, daß sie für's Erste geblendet waren, denn was sie mit bloßen Augen und später durch ihre Taschengläser sahen, war so unbeschreiblich schön, groß und neu, wie nur wenige von ihnen etwas Aehnliches im Leben wahrgenommen hatten. Da alle wie aus innerem Antriebe zuerst nach dem unteren Ende des Gletschers schauten, so sahen alle dasselbe Bild zu gleicher Zeit. Zunächst fanden sie sich auf einer sanft geneigten Fläche und von blinkendem Eise umgeben, das ihrem weiteren Fortschreiten kein Hinderniß zu bieten schien, und dabei übersah man erst jetzt recht deutlich, wie unermeßlich lang und breit der Eisstrom war, auf dessen breitester Plattform man sich befand. Tief unten im Thale, wenn das Auge über die ungeheure blauweiße Zunge hinwegblickte, sah man die Häuser von Grindelwald zwischen grünen Bäumen

hervorragen und darüber hinaus die grünen Matten der Berge und endlich die Gipfel dieser selbst hoch über dem Dorfe malerisch aufsteigen.

Als Michel den erstaunten Reisenden Zeit genug gegönnt, sich an diesem Schauspiel zu laben, forderte er sie auf, sich umzuwenden und nach der Höhe des Gletschers hinaufzublicken. An der linken Seite, tief unter ihnen am Fuße des höher aufsteigenden Mettenberges lag, gleichsam stillschlummernd, der kleine bleigraue See und die Hütte, die sie vor kurzer Zeit verlassen; darüber hinaus preßte sich durch engere steile Felsklüfte der Gletscher selbst, dessen Mitte ein unendlich wildes und zerrissenes Chaos von übereinander gethürmten Eismassen, aufsteigenden nadelartigen Spitzen und tief zerklüfteten Spalten zeigte. Ueber diese Thürme und Nadeln und tief in die blauen Schluchten hinein, deren gähnende Oeffnungen mit Eiswasser gefüllt waren, strahlte die glanzvolle Sonne, und an manchen Stellen blitzte das blaugrüne Eis wie funkelndes Edelgestein, auf welches der Schein zahlloser Kerzen fällt. Und so hell strahlte die Sonne und so wohlthuend war ihre Wirkung für den Augenblick, daß man nicht an die Kälte dachte, die unter den Füßen sich bemerkbar zu machen anfing, die aber bald wieder verschwand, als man sich später zum Weitergehen anschickte.

Oberhalb des Eismeeres aber, auf dem man sich befand, hob sich der Gletscher steil und immer steiler an,

und man hat ihm hier den Namen Vieschergletscher gegeben, da ihn endlich ganz in der Höhe die Viescherhörner einschließen, die nach Wallis hineinschauen und dem dahin schweifenden Blick eine unübersteigbare Schranke bieten. Etwas nach der rechten Seite hin aber stürzte sich der Gletscher wie ein ungeheurer gefrorener Wasserfall herab und nahm erst einen ebneren Lauf auf demselben Plateau an, auf welchem die Reisenden eben festen Fuß gefaßt hatten. In der Mitte dieser Fläche, wenn man einen unebenen Eisberg mit diesem Namen bezeichnen kann, erhob sich ein colossaler schwarzer Felsen, der senkrecht aufstrebte und auf dem deshalb nie eine Schneeflocke haften bleibt, weshalb ihm das Volk fälschlich den Namen der heißen Platte gegeben hat. Wie der Wächter dieser grandiosen Scene, steht dieser Fels inmitten der Eiswüste da, und die Lawinen, die schon tausendfach über ihn hingedonnert sind und sich an seinem scharfen Scheitel gebrochen, haben seine Grundmauern noch nie erschüttert, und kalt und gefühllos behauptet er unbeweglich seinen Platz, wenn Alles um ihn her wankt und zittert und Tausende von Steinen und Eisblöcken meilenweit zu stürmischer Zeit in die Tiefe donnern.

»Sehen Sie,« sagte da Michel zu Franz Marssen, nachdem alle mehrere Minuten lang staunend und stumm sich in der wunderbaren Einöde umgeblickt, »sehen Sie da drüben im klaren Sonnenglanz die hoch aufragende Masse mit ihrer schneereichen Spitze? Das ist der Eiger,

mein Freund, und nun kommen Sie hierher, so, und sagen Sie mir, was Sie in der Mitte des Berges da drüben Auffallendes bemerken.«

Franz Marssen schaute scharf hinüber und alle Uebrigen, die sich dicht um die beiden Männer gedrängt hatten, halfen ihm mit ihren guten Augen dabei.

»Ich sehe einen weißen Fleck in der schwarzen Felswand, wie mir scheint, der von der Sonne, seltsam genug, hell beleuchtet ist,« erwiderte nach längerer Zeit der Maler.

»Nun ja, so halb und halb haben Sie Recht. Aber ein Fleck ist es nicht, sondern ein Loch, das mitten durch den Eiger geht, ganz und gar, und welches durch zwei Höhlen gebildet wird, die von entgegengesetzten Seiten her in der Mitte des Felsen zusammentreffen und so das von hier sichtbare Loch bilden. Das ist nun allerdings eine Merkwürdigkeit, aber darum sage ich es Ihnen nicht, denn es giebt dergleichen hier überall genug. Aber darum sage ich es Ihnen, weil ich vorgestern mit Ihrem Vater in diesem Loche gestanden und nach dem Eismeer hier herübergeblickt habe, ohne die geringste Ahnung zu haben, daß ich heute mit Ihnen, seinem Sohn hier stehen und nach dem Loche im Eiger blicken würde. Und sehen Sie, meine Herrschaften, in solchem Zusammentreffen von Umständen liegt immer eine Lehre für mich, und diese Lehre besagt mir heute: man kann nie wissen, was einem für die nächsten Stunden vorbehalten ist, wo man stehen, was man sehen und erleben wird, und darum,

meine Damen und Herren, wollen wir uns keine Minute länger hier aufhalten als nöthig ist, sondern getrost unsern Weg nach dem Zäsenberg fortsetzen, der da drüben liegt, denn auch jetzt nehme ich noch kein Anzeichen wahr, daß das Wetter sich schnell ändern wird, und vielleicht – vielleicht sage ich – habe ich mich getäuscht, und wir kommen heute Abend nach Grindelwald zurück, ohne einen Windstoß verspürt zu haben, der im Stande wäre, dieser Dame ein Haar zu krümmen. Vorwärts also und behalten Sie noch das Seil um. Setzen Sie immer den Fuß ganz und fest auf und treten Sie stets dahin, wohin Sie uns unsere Sohlen setzen sehen! Vorwärts!«

So trat denn der Zug in der alten Ordnung, nur durch die Seile noch stärker an einandergehalten, in mäßigem Schritt und in gerader Linie den Weg wieder an, wobei er nur dann und wann eine tiefere und breitere Spalte im Eise umging, aber zuletzt wieder die zuerst angegebene Richtung aufnahm, die der voranschreitende Gemsjäger um so leichter im Auge behielt, da sie sich mit den ziemlich parallel laufenden Spalten fast im rechten Winkel kreuzte. Im Ganzen war dieser Weg kein beschwerlicher zu nennen. Zwar war das Eis an manchen Stellen sehr glatt und von den Sonnenstrahlen naß und schlüpfrig geworden, zwar galt es bisweilen einen Spalt zu überspringen oder um einen, mitten auf dem Eise liegenden Felsblock herumzuklettern, allein alle diese Schwierigkeiten

waren erträglich und wurden von den Reisenden ohne Mühe überwunden. Da man bei alledem sehr aufmerksam auf jeden Schritt sein mußte, so sprach man wenig, nur die sich zunächst Gehenden wechselten bisweilen einige Worte oder riefen den hinter ihnen Kommenden eine Mahnung Michel's zu, und nur einmal hatte Franz Marssen Gelegenheit, mit Miß Edda ein rasches Wort zu tauschen, als ihr der blaue Schleier, den sie vor das Gesicht gezogen, vom Barett abflog und von ihm aufgehoben und ihr mit schnellen Schritten zugetragen wurde. Sie sah ihn freundlich an und bedankte sich mit einigen Worten, Franz aber hielt sich nicht in ihrer Nähe auf, sondern wartete auf dem Puncte, wo er sie gesprochen, bis die Folgenden vorübergezogen waren und trat dann vor seinem Führer ein, um die alte Reihe wieder herzustellen.

Michel empfand große Freude über die Dauerhaftigkeit und Gewandtheit der ihm anvertrauten Dame und deren Freundin, auf die er auch zuweilen achtete. Beide schritten leicht und sicher über das glatte Eis hin, sie bedienten sich bei einem kurzen Sprunge ihrer Alpstöcke äußerst geschickt und waren immer bereit, den leisesten Andeutungen ihrer Führer auf der Stelle zu gehorchen.

Als man etwa die Mitte des Eismeeres erreicht, eben einige Minuten geruht und dann bei ungewöhnlich gutem Wege den Marsch wieder aufgenommen hatte, sagte Michel, indem er sich halb zu seiner Nachbarin umdrehte:

»So still habe ich es hier auf dem Eise noch nie getroffen, meine schöne Dame, und Sie müssen nicht denken, daß es immer so ist. Die Ruhe in der Luft ist merkwürdig. Wenn es so bleibt, haben Sie einen Genuß von der Reise, wie ihn selten Jemand hat.«

»Den habe ich schon jetzt und würde ihn auch haben, wenn es schlimmer werden sollte. Ich freue mich über Alles, was ich sehe, und ich habe heute schon unendlich viel gesehen. O mein Gott, ja! Aber Alles, was man uns von den Gefahren gesagt, denen wir entgegen gingen, ist nur Fabel gewesen, lieber Mann, und ich habe selbst noch keine Strapaze kennen gelernt, die man mir auf jeden Schritt vorgespiegelt hat.«

Michel lachte, drehte sich herum und drohte ihr mit dem Finger. »Singen Sie nicht zu früh ihr Halleluja, meine liebe Dame,« sagte er, »denn es kann noch anders kommen. Ich wünsche es Ihnen freilich nicht. Aber was die Strapazen betrifft, so sehe ich allerdings, obgleich wir noch nicht die Hälfte unseres Tagemarsches zurückgelegt haben, daß ich Ihre Kräfte und Ihren guten Willen unterschätzt habe, als mir gestern Abend der Maler sagte, es seien zwei Damen in der Gesellschaft, von denen er eine – das waren Sie – ganz besonders herausstrich. Ja, ja, der Mensch kann sich auch irren, und wie konnte man sich so ein paar Heldinnen vorstellen, wie ich in Ihnen gefunden habe. Mit Ihnen beiden und dem Maler wollt' ich auf den Eiger gehen, in das Loch da – aber mit den beiden anderen Herren da hinten gewiß nicht.«

»Warum nicht?« fragte Miß Edda, etwas vorsichtiger sprechend, um ihre Freundin nicht hören zu lassen, daß man von ihrem Bräutigam sprach. »Aber reden Sie leiser, ich höre doch.«

»Nun ja, der zärtliche Bräutigam ist ein Seemann, habe ich gehört, und auf flüssigem Wasser mag er ganz erprobt und tüchtig sein: auf gefrorenem aber ist er nichts werth, das versichere ich Ihnen. Er hat Angst, der kleine Mann, bei jedem Schritt, und als Fußgänger hält er es weder mit Ihnen noch mit seiner Allerliebsten aus. Das ist auch ein Wettermädel, wie Sie, bei Gott! Hm, ja, haben Sie wohl sein Gesicht betrachtet, als er auf den Gletscher stieg? Na ja, auf einen Blick hatt' ich's weg, daß er ein Angstmann ist. Und eben so der kleine Ungar mit dem verteufelt schwarzen Bart. Zu Pferde sitzt er ganz gut und sieht wie ein Herr aus, das ist wahr, aber auf seinen Sohlen ist er kein zuverlässiger Mann. Ich habe ihn absichtlich an's Ende des Zuges gebracht, damit er seine Augen nur auf Dinge richtet, die ihn allein angehen.«

»Wie meinen Sie das? Worauf soll er denn sein Auge nicht richten?«

»O, was geht das mich an! Fragen Sie mich nicht danach, meine Antwort könnte Ihnen nicht gefallen, und mein Maul ist so gewachsen, daß es immer das spricht, was das Herz meint. Also still davon. Jetzt aber heben Sie die Augen auf. Da haben wir den Zäsenberg. Bemerken Sie wohl die grüne Matte dort, die unter den Sonnenstrahlen und mitten im Eise wie ein Smaragd in Silber glänzt? Haha, ja! der liebe Herrgott hat es seltsam

mit diesem Stück Berg vorgehabt. Sehen Sie, er hat ihn mitten in das Eis gepflanzt, und der Mensch, der seinen Fuß überall hinsetzt, wo er nur Raum dazu findet, und der seine Hand überall hin ausstreckt, wo er was greifen kann, hat auch dort Posto gefaßt und sich eine Hütte erbaut, viele Meilen von allen Menschenwohnungen entfernt, in luftiger Höhe, von kalten Winden und Eisluft umwoben, die höchste Wohnung auf freiem Berge ringsum in der ganzen weiten Welt. Ist das nicht eine seltsame Geschichte?«

Michel hatte Recht mit dem, was er sagte. Denn es dürfte wohl keinen zweiten ähnlichen Weideplatz in der civilisirten Welt geben. Ganz vom Eise des oberen Theiles des Grindelwaldgletschers umgeben, liegt ein niedriger Berg am Fuße der darüber emporragenden *Walchehörner*, und diesen Berg nennt man den Zäsenberg. Er ist ganz mit süßem, gewürzigem Grase bewachsen und bietet im kurzen Sommer für tausend Schafe Weide dar. Wie die Menschen, die ihn erreichen wollen, müssen auch die Schafe das Eismeer überschreiten, wenn sie die Weide aufsuchen und im Herbst nach Hause zurückkehren. Ein ähnlicher, kleinerer Berg, der *Kalliberg*, befindet sich in der Nähe und wird von Ziegen beweidet. Dieselben Hirten bedienen Schafe wie Ziegen, und täglich wandern sie hinüber und herüber, um die Milch über das Eismeer zu tragen und daraus in ihrer Hütte den Käse zu bereiten. Welch' ein Dienst, welch' ein Abgeschiedenheit von allem menschlichen Verkehr, welch' eine Lage in diesen wilden eisigen Hochregionen! Und doch finden sich die

Menschen willig dazu, und sie sind eben so glücklich wie andere, die in der Ebene wohnen und wenigstens einen ungefährdeten Genuß von dem Ertrage ihrer Mühen haben. Ist es nicht wunderbar, wozu der Mensch auf Erden zu gebrauchen ist und in welche seltsamen Lagen er sich zu schicken weiß?

Diesen einsamen, stillen, grünen Berg begrüßten jetzt Michel und seine Gefährten mit einem weit über das Eismeer hinschallenden Jauchzer, und alle ihre Begleiter richteten ihr Auge mit Erstaunen auf die abgelegene Hütte, die sie an der einen Seite des kleinen Hügels schon lange bemerkt hatten. Bald war man auch an den Rand des Gletschers gelangt, und ohne große Mühe, da es hier weder eine schroffe Eiswand, noch eine Schlucht gab, kletterte man hinab und betrat nach stundenlangem Marsche zum ersten Male wieder festen, trocknen Boden. Als nun die Reisenden, nachdem sie sich rasch von ihren Seilen gelöst, den Berg erstiegen und ihre Augen ringsum in die sie umstarrende Eiswüste richteten, da bot sich ihnen ein so reiches und ergreifendes Bild dar, wie sie es bisher noch nicht genossen hatten, obgleich es an Farbenglanz und Schimmer eher monoton als bunt zu nennen war.

Heiß brannte die gerade im Zenith stehende Mittagssonne auf diese kalten Regionen nieder, und die Zungen der Reisenden waren trocken geworden und sehnten sich nach der kühlen Milch, die ihnen in der Hütte der Hirten verheißen war. Aber noch geduldeten sie sich, denn vor der Hand war ihr Geist unwiderstehlich gefesselt und

konnte sich sobald nicht von den Bildern losreißen, die sich in ungeahnter Fülle eins nach dem andern um sie her entwickelten.

Der lange, breite, sich sanft wölbende Rücken des Gletschers, über den sie so glücklich und rasch gekommen, bot ungeachtet der Oede und Verlassenheit, die über und um ihn ausgebreitet war, doch Abwechselung genug dar. Hier rauschten in der Tiefe klarblauer Schachten, wie in unterirdischen Brunnen, ewig sich vermehrende Wasserquellen, die einen Durchgang nach der Sohle des Gletschers und einen Ausweg aus dem eisigen Labyrinthe suchten; dort ließ sich der dumpfe Schall eines zusammenbrechenden Eispfeilers vernehmen, dessen einzelne Brocken klappernd von dem glatten Bergrücken hinunterrollten. Hier breitete sich ein blitzender, spiegelklarer Eishügel aus, dort öffnete sich, terassenförmig aus einander geborsten, eine tiefe Schlucht und wand sich wie eine kriechende Schlange in weit erkennbarer Krümmung von oben nach unten hin. O, was war da alles zu sehen und wie viel mehr war darüber noch zu empfinden! Denn es ist merkwürdig, wie laut und vernehmlich die warme Menschenbrust in solcher Oede und Abgeschiedenheit klopft und wie herzlich sie sich nach einer anderen, gleichbesaiteten sehnt! Klein und hülflos ist der Mensch im Vergleich mit der Kraft der Elemente, die in diesen Wildnissen mit tausend Gefahren drohen, aber er besiegt sie alle nacheinander mit seinem mächtigen Geiste. Nur seine Brust dehnt sich weiter aus, wenn er die

Möglichkeit der Gefahr überschaut, und eine unbegreifliche Sehnsucht, an die Seite eines anderen Menschen zu treten, seine Hand zu drücken, bricht sich in ihm Bahn, wobei sein verklärtes Auge von unbeschreiblicher Freude glänzt und sein Herz von unbeschreiblicher Wonne überquillt.

Diese Empfindungen thaten sich jetzt bei den verschiedenen Personen, die auf diesem seltsamen Erdenfleck versammelt waren, auf sehr verschiedene Weise kund. Während der Bräutigam, der eine neue Welt erobert zu haben glaubte, seine Braut und sie ihn, den Eroberer ihres Herzens, fest umschlungen hielt und nur der Ausdruck ihrer Gesichter die innere Gährung ihrer Gefühle verrieth, sprudelte der bisher so schweigsame Ungar von Begeisterung über. Er stand auf einer Spitze der grünen Matte und declamirte laut in seiner Muttersprache unverständliche, aber gewiß schwunghaft dithyrambische Lieder und dabei schaute sein schwarzes Auge mit wildem Entzücken in das vor ihm liegende schrecklich schöne Chaos hinein.

Nicht weit von ihm entfernt stand Franz Marssen in stiller sinniger Betrachtung des ungeheuren Eisstromes und sog trunkenen Blicks den ihm gebotenen Reichthum mit mächtigen Zügen ein. Auf der anderen Seite dagegen, neben ihrer Freundin, stand Miß Edda, mit der Rechten sich fest auf ihren Alpstock stützend, dessen scharfen Stachel sie tief in den Rasen gebohrt, ohne es selbst zu wissen. Die linke Hand hielt sie fest auf das laut

schlagende Herz gedrückt und auch ihre Lippe war verstummt; in ihrem glühenden, mit Bewunderung gefüllten Auge aber glänzte eine stille Thräne, die sie Niemanden sehen lassen wollte, und die immer wieder von Neuem hervordrang, so oft sie sie auch schon mit ihrem Tuche daraus entfernt hatte.

Nach einer Viertelstunde jedoch, nachdem sich alle wieder einander genähert hatten und im Stande waren, einige ruhige Worte zu wechseln, kam Michel mit einem Hirten zu ihnen heran, den er bei den Schafen aufgesucht, und stellte ihnen den stillen Mann vor, der so einsam lebte und doch mit seinem Loose wunderbar zufrieden war.

»Meine Damen und Herren,« sagte der wackere Gemsjäger, »nun haben Sie, denke ich, für's Erste genug gesehen, und es dürfte Zeit sein, an die Stärkung Ihrer Kräfte zu denken. Michel, mein Namensvetter hier, will Ihnen Milch, Brod und Käse geben, und darum kommen Sie nach der Hütte hinunter, wo Sie sich ruhen können, denn Sie haben noch einen weiten Weg vor sich, und spätestens in einer Stunde müssen wir an den Aufbruch denken.«

Langsamer als sonst gehorchten ihm diesmal die fünf fremden Menschen, und fast immer noch schweigend schritten sie hinter ihm her, der von Steinblöcken erbauten Sennhütte zu, die wiederum auf einem Puncte lag, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Walchehörner und den tiefer gelegenen Eisstrom genießen konnte.

Zweites Kapitel. Das Gewitter auf dem Eismeer und die Nacht in Stiereck.

Wenn eine der Personen, die heute zum ersten Mal sich auf dem Zäsenberg befanden, die Hoffnung gehegt, eine hübsche und zum längeren Aufenthalt einladende Sennhütte daselbst zu finden, so hatte sie sich abermals und recht bitter getäuscht. Auch diese enge, aus zwei kleinen Räumen bestehende Hütte, von denen der eine zum Schlafen, der andere zur Küche und zur Bereitung des Käses diente, starrte von Schmutz und hauchte, als man sich ihrer Schwelle näherte, einen so scharfen und durchdringenden Käsegeruch aus, daß alle Neugierigen rasch davon zurückwichen und sich der Führer Vorschlag wohlgefallen ließen, im Freien aus einigen, über leere Fässer und Butten gelegten Brettern einen Tisch und die nöthigen Bänke herzustellen.

Das Werk war leicht vollbracht, und so finden wir bald die Gesellschaft ganz gemüthlich im Schatten der Hütte um die improvisirte Tafel sitzend, und nur von Zeit zu Zeit wie in einer neuen Welt sich rings umblickend, von der kein Mensch eine Ahnung haben kann, der da unten auf der chaussirten Straße des Dorfes eine bequeme Spazierfahrt durch die Berge macht.

Die frische Milch, welche die jungen Leute bald erhielten, mundete ihnen herrlich und war wohlschmeckend und kräuterreich, der Käse aber war trocken, zäh und ungenießbar, und das schwarze Brod mochte höchstens für einen Hirtenmagen taugen, da es sauer und so hart war,

daß es nur mit Mühe in Milch aufgeweicht werden konnte. So wurden denn die mitgebrachten Vorräthe in Anspruch genommen und für diese war, dank der Umsicht Michel's, so reichlich gesorgt, daß Jedermann befriedigt wurde und sogar noch eine Auswahl treffen durfte. Nachdem man denn zum Schluß noch einige Flaschen Wein bei heiterer Unterhaltung geleert, streckten sich alle in dem Schatten der Hütte auf den grünen Rasen, nicht nur, um eine halbe Stunde behaglich zu ruhen, sondern auch um in stiller Betrachtung den Gletscher zu bewundern, der hier ganz zu überschauen war, sich in immer neuen Farben und Formen darstellte und von allen Seiten hundert Fragen veranlaßte, die Franz Marssen nach besten Kräften zu beantworten sich bemühte.

Während dieser Zeit spazierte Michel, der sich nicht wie die übrigen Führer zum Schlaf auf den Rasen gestreckt, mit einem der Hirten langsam nach der Stelle hinüber, wo der größte Theil der Schafe weidete, die von zwei mächtigen, mehr zur Gesellschaft der Menschen, als zur Abwehr eines Feindes dienenden Hunden bewacht wurden. Nachdem die beiden Männer über verschiedene sie interessirende Dinge gesprochen, wobei Michel unablässig Augen und Ohren in der Luft gehabt hatte, sagte dieser zu dem Hirten, der ein ziemlich bejahrter Mann mit einem treuherzigen Gesicht war:

»Aber nun laßt uns von Grindelwald und Eurer Verwandtschaft abbrechen, Freund, und gebt mir lieber Eure Meinung vom Wetter zu hören. Was haltet Ihr denn eigentlich davon? Mir, ich muß es offen gestehen, kommt

die trockne Hitze und die lange Windstille nicht ganz geheuer vor.«

Der Hirt nickte mit dem Kopfe und blinzelte nach dem Mettenberg und dem Schreckhorn hinüber. »Mir auch nicht und schon lange nicht,« erwiderte er, »und ich war, aufrichtig gesagt, ganz erstaunt, als ich Euch mit der großen Gesellschaft ankommen sah. Ich habe ein Gewitter für den Nachmittag erwartet, aber bis jetzt ist es noch ringsum klar geblieben.«

»Ja freilich, und darum habe ich auch die Reise bis hierher ausgedehnt. Am Abend, wenn wir zurück sind, mag es donnern und wettern, dann haben wir das Vergnügen hinter uns.«

Der Hirt machte ein pfiffiges Gesicht und versetzte rasch: »Ich glaube nicht, daß Ihr trocken nach Hause kommt. Freilich in den Bergen lernt man das Wetter nie aus und irrt sich nur zu oft, aber wenn man nicht selbst daraus klug wird, muß man vernünftigere Wesen fragen, und die sagen einem oft das Kommende viel früher, als man es mit Augen sieht.«

»Was hast Du denn hier für Wesen, die vernünftiger sind als Du selber?«

»Die Schafe, Michel! Nun, lache nicht, mein Junge, aber ich sage Dir, als Wetterpropheten ziehe ich in hundert Fällen neunzig mal ein Schaf einem Menschen vor.«

»Wodurch haben sie Dir denn heute ein nahendes Unwetter verrathen?«

»Dadurch, daß sie fressen wie närrisch. Sie stopfen sich voll, als wüßten sie, daß sie ein paar Tage vor Wind

nicht auf die Höhe können, und dabei stecken sie mitunter die Köpfe zusammen, als flüsterten sie sich ganz geheimnißvolle Dinge zu. Ich würde mich an Deiner Statt mit der schönen Gesellschaft nicht zu lange hier aufhalten: überdieß haben sie vollauf gegessen und getrunken und sich lange genug geruht.«

Der Gemsjäger sah nach der Uhr und blickte dann nach dem Himmel hinauf. »Das ist auch meine Meinung,« sagte er nach einigem Besinnen, »doch laß sie nur noch einige Minuten liegen, die armen Dingerchen dauern mich. In einer Viertelstunde aber sollen sie aufgepfiffen werden, und es soll losgehen wie – aber was ist denn das da? Warum kommt denn der alte Hans von da drüben her mit seiner Milchbutte wie ein Hase gelaufen?«

Der Hirt schaute in die Richtung nach dem Kalliberge hinüber und sah nun auch, was Michel bemerkt. Vom Ziegenberge her kam der alte Hans über das Eismeer wie ein Sturmwind gelaufen und unterwegs schon gab er den beiden Männern verschiedene Zeichen mit den schwenkenden Armen, die beide nicht verstanden und ihm deshalb rasch entgegen gingen.

Als sie den alten, mühsam herankeuchenden Mann erreicht, rief ihm der Gemsjäger zu: »Aber Hans, was ist denn bei den Ziegen los? Warum beeilt Ihr Euch so?«

»Unheil! Unheil ist los!« brach der Alte mit Mühe und kurzem Athem hervor. »Du bist in Gesellschaft hier,« fuhr er nach einer Weile fort – »mach, daß Du fort kommst – vom Mettenberg zieht ein Ungewitter herauf – da – da – da – wo ist die Sonne geblieben?«

Der andere Hirt und der Gemsjäger hoben die Köpfe in die Höhe, und auf der Stelle sahen sie, was vorging. Ganz allmälig und langsam, als wolle sie den Vorgang am Himmel der Erde so lange wie möglich verbergen, hatte sich die Sonne mit einem kaum sichtbaren schleierartigen Nebelwölkchen bedeckt und, sobald sie ganz dahinter verschwunden war oder vielmehr nur noch wie eine blaßsilberne Scheibe hindurchschimmerte, war der frühere Glanz auf dem Gletscher erloschen, und er lag wie eine trübe milchfarbige Fläche da, die mehr und mehr ein bleiches, fast kränkelndes Aussehen annahm. Die am Morgen schon wahrgenommene Nebelmasse um die Spitze des Mettenberges aber hatte sich gewaltig ausgedehnt und zog sich schon nach der Kuppe des Schreckhorns hinüber, jedoch war die Luft auf dem Zäsenberge noch stiller als vorher, und eine dumpfe Schwüle stieg aus dem heißen, so lange von der Sonne beschienenen Grasboden auf.

Der Gemsjäger brauchte nichts mehr zu sehen und zu hören, und rasch war sein Entschluß gefaßt. Mit riesigen Schritten eilte er nach der Hütte zurück; als er sie aber beinahe erreicht, mäßigte er seinen Lauf und trat in möglichster Ruhe um die Ecke, wo er den müden Ungar schlafend und die anderen in ruhiger Unterhaltung noch immer auf dem Boden liegend fand.

»Meine Damen und Herren,« sagte nun Michel mit lauter, aber seine eigene Aufregung beherrschender Stimme, »erheben Sie sich, es ist die höchste Zeit dazu. Es ist

nicht recht richtig mit dem Wetter, und wir müssen eilen, daß wir wenigstens nach Stiereck kommen, da Sie ja hier nicht bleiben können. Auf denn, hängen Sie sich gleich Ihre Tücher um, und wenn sie fertig sind, lassen Sie sich für alle Fälle wieder an das Seil binden, wir müssen den Rückweg rasch und ohne eine Minute Aufenthalt zurücklegen.«

Es bedurfte keines Wortes weiter, und Alles, was Michel verlangte, geschah auf der Stelle; nur Franz Marssen, der am meisten durch die unerwartete Aufforderung betroffen ward, blickte forschend nach dem Himmel empor, und alsbald hatte er die eingetretene Veränderung wahrgenommen, die ihm bei der interessanten Plauderei bisher verborgen geblieben war. In wenigen Minuten war alles zum Abmarsch fertig, die Träger schritten schon rüstig voran, nachdem ihnen Michel einige Worte zugeraunt, und sobald die Seile um die vier Personen, die sie früher getragen, kunstgerecht geschlungen waren, schickte man sich zum Gehen an, nachdem man den Hirten ein kurzes Lebewohl zugerufen und Franz Marssen ihnen die Milch und das Brod bezahlt hatte. Auf Michel's Aufforderung aber nahmen die vier Führer ihre Schützlinge an die linke Hand, und indem sich die frühere Reihe wiederherstellte, stieg Michel mit Miß Edda zuerst, und Franz Marssen und sein Führer zuletzt den Gletscher hinauf, um ohne Säumen den Rückweg, mit zwar nicht eiligen, aber doch rascheren Schritten zu beginnen, als sie sie früher für nöthig gehalten hatten.

»Aber mein Gott,« sagte Miß Edda zu ihrem Führer, als sie eben den Gletscher erstiegen hatten, »warum eilen wir so? Ich erkenne noch gar keine Gefahr, und dort unten in Grindelwald scheint die Sonne klar und rein; sogar ein Fenster im Thurm sehe ich da drüben blitzen.

»Ich auch, meine liebe Dame, ich auch, ach ja!« antwortete Michel. »Aber von Grindelwald her haben wir nichts zu befürchten, von da vorn und den Bergen her kommt das Ungewitter; der Föhn wird nicht lange auf sich warten lassen und uns bald genug umsausen, haben Sie nur noch kurze Zeit Geduld.«

»Es wird doch kein hartes Unwetter geben?« fragte die junge Holländerin ihren Führer fast zu derselben Zeit.

Christen, der sie führte, antwortete nicht gleich, dann aber lächelte er und sagte kurz: »Das kann man noch nicht so genau wissen, aber es sieht allerdings nicht ganz geheuer aus.«

Aehnlich lauteten die Mittheilungen der anderen Führer, nur Franz Marssen hatte sehr bald die ganze Wahrheit erkundet, und er bat Gott im Stillen, nur noch so lange das Gewitter nicht ausbrechen zu lassen, als sie auf dem Eismeere waren.

Doch das war eine vergebliche Bitte; Gott der Herr hatte den Sturm schon in der Höhe losgelassen, um über das ganze Eismeer und noch weiter darüber hinaus zu sausen, nur war er noch in der Ferne, aber er näherte sich mit Sturmesschnelligkeit, und bald sollte des Malers erfahrener Sinn die ersten Wirkungen davon verspüren.

Wenn die Flanke des Eismeers, an welcher der kleine See lag, von dem man an diesem Morgen ausgezogen war und den man wieder erreichen mußte, vor einigen Augenblicken noch klar zu erkennen gewesen war, so hatte diese Klarheit schon nach wenigen Minuten ihr Ende erreicht, und eine düstere, undurchsichtige Wolkenmasse hatte sich vom Mettenberg herniedergerollt und sogar schon die Viescherhörner und den oberen Theil des Gletschers umfaßt, der nicht mehr sichtbar war. Kaum hatte man dies wahrgenommen, so sah man auch schon eine ungeheure, dichtgeballte Wolke mit Sturmeseile heransegeln, und bald wandelten die Reisenden, sich jetzt dicht an einander haltend, wie in Wolken selber dahin, die aber noch keine Kälte brachten, im Gegentheil auffallend viel Wärme auf ihren feuchten Schwingen trugen, denn es war der Föhn, der warme Südwind, der sich gegen sie in Marsch gesetzt hatte.

»Nur immer ruhig und fest aufgetreten; ich kenne meinen Weg und weiß die Richtung, die ich nehmen muß, an den Spalten genau,« sagte Michel, als plötzlich ein zackiger Blitz durch das Nebelchaos fuhr und dabei die Hand der Schottin, die er fest umfaßt, in seiner starken Faust erbeben fühlte. »Geben Sie Acht und erschrecken Sie nicht, der Donner kommt gleich nach – ha, da ist er schon!«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, so rollte ein entsetzliches Krachen dicht über ihren Köpfen hin, und in hundertfachem Echo donnerte es die nächste Umgebung

und dann schwächer die Ferne nach, eine Musik erzeugend, die eben so schön wie furchtbar war, aber den kundigen Männern der Berge keinen Schrecken einflößte.

»Wenn Blitz und Donner keine Steine und Eisblöcke herabwerfen,« sagte Michel laut, sobald der erste Donner verhallt war, wobei er Auge und Ohr spähend nach der Höhe des Gletschers richtete, »so hat es nichts zu sagen. Taub und blind werden wir so leicht nicht. – Und nun, meine Damen, wo ist die Sonne in Grindelwald geblieben, he?«

Miß Edda antwortete nicht. Sie strengte sich an, mit dem unwillkürlich rascher gehenden Manne gleichen Schritt zu halten, aber noch war ihr Athem ruhig wie ihr Gemüth, denn so leicht fand die Furcht keinen Eingang in dieses starke Herz. »Sind wir Alle beisammen?« fragte sie rasch nach einer Weile. »Kommen auch die Hintersten nach?«

Michel hob den Kopf schnell in die Höhe. »Hallo! Seid Ihr alle da?« rief er mit schmetterndem Brustton, denn der weiße Nebel wogte so dicht um sie herum, daß man kaum die zunächst Gehenden unterscheiden konnte.

»Alle da!« schallte es zurück, wie aus weiter Ferne.

»Sind wir zehn Mann?« klang es noch einmal aus des Gemsjägers Mund.

»Zehn Mann sind da!« tönte es zurück.

»Wir waren vorher zwölf, Herr Michel!« rief Miß Edda mit etwas gepreßter Stimme.

»Ich weiß es wohl, mein Fräulein, aber die beiden Träger sind vorauf und halten Wacht an unserer Leiter, damit

wir sie gleich finden, wenn wir sie brauchen. So habe ich es angeordnet.«

Es erfolgte wieder eine Pause, da man eben eine breitere Spalte erreicht hatte, die man umgehen mußte und an deren Ende man am Morgen geruht und dabei einen großen Felsblock zur Lehne benutzt hatte. Der Felsblock war da, auch die Spalte zeigte sich unverändert, und bald hatte man sie beide wieder hinter sich.

Jetzt folgte Blitzstrahl auf Blitzstrahl, dem jedesmal ein langes Donnergetöse nachprasselte, und das wiederholte sich so rasch und so oft, daß man sich endlich daran gewöhnte, denn auch die Stimme der Elemente, so sehr sie anfangs das unvorbereitete Ohr erschrecken mag, wird dem Menschen zur Gewohnheit, wenn sie länger anhält, selbst wenn sie so laut brüllt, wie es hier auf dem unwegsamen Eismeer des Grindelwaldgletschers geschah.

In diesem Augenblick aber folgte eine neue und unerwartete Erscheinung der alten nach, und diese machte selbst den beherzten Michel auf eine Secunde stutzig. Plötzlich nämlich schienen die wogenden Wolkenmassen, durch welche man schritt, wirr durcheinander zu laufen, es trat bei einigen von ihnen ein momentaner Stillstand ein und gleich darauf blies eine eiskalte Luft in entgegengesetzter Richtung, also in den Rücken der Gehenden, so daß man, da man unter den dichten Tüchern erhitzt war, empfindlich berührt war, wo man von ihr getroffen wurde.

»Ha!« rief Michel und warf einen Blick rückwärts in das Nebelmeer, »was ist denn das? Na ja, das fehlte nur noch! Das war kein Föhnstoß mehr, das war die Avantgarde der Bise, und nun wird es einen großen Naturkampf da oben in den Lüften geben, und wir werden unsren Theil auch davon kriegen. Geben Sie Acht, meine Damen! Herauf mit den Tüchern über den Kopf – so – und warten Sie einen Augenblick – noch zwei Minuten und wir haben einen Schneeguß, wie Sie ihn noch nie erlebt haben. Gott sei Dank, daß er nicht von vorn kommt und uns in die Gesichter weht!«

Er stand einen Augenblick still, zog die Kapuze, die schon früher künstlich in das Plaid seiner Dame geschlungen war, über ihren Kopf, wie es auch der zweite Führer mit seiner Dame that, und dann riß er mit raschem Griff seine eigene Decke, die ihm auf dem Rücken hing, dergestalt über den Kopf, daß derselbe durch das Loch darin fuhr, worauf er die von allen Seiten über seinen Körper hängende Decke zurechtschüttelte und dann hastig die Hand Miß Edda's wieder ergriff und rüstig mit ihr weiter schritt.

»So,« sagte er, »nun mag es kommen, wir sind in voller Rüstung. Aufgepaßt da hinten – sind wir Alle da?«

»Alles da!« lautete es muthig zurück.

»Fragen Sie doch, ob es zehn sind!« rief ihm Miß Edda zu, sobald der laut rollende Donner ihre Stimme durchdringen ließ.

»Sind es zehn?« fragte Michel noch einmal und dabei verstohlen lächelnd.

»Zehn!« schrie Franz Marssen zurück. »Weiter, es geht noch!«

»Vorwärts!« rief Michel. Aber er hatte noch nicht den Mund geschlossen, so sauste ein Schneesturz heran, so kalt, so spitz und von einem so heftigen Windstoß begleitet, daß man nun erst die weise Vorsicht erkannte, die Michel dadurch an den Tag gelegt, daß er die Tücher schon vor dem Abgang hatte umlegen lassen.

Wie es eigentlich geschah, Niemand sah es und so rasch ging es vor sich – aber noch hatte man keine zwanzig Schritte weiter gethan, so war das Eismeer vor ihnen und rings um sie her mit dichten Schneelagen bedeckt, und wenn man nun auch sicherer auf das glatte Eis trat, so wurden doch dadurch die schmalen Spalten verhüllt, denen man so vorsichtig bisher aus dem Wege gegangen war.

»Ruhig!« rief Michel mit gewaltig schmetternder Stimme. »Jetzt wird es Ernst! Fest auf den Füßen gestanden und mit den Stöcken voraus den Boden befühlt. So, Christen, so recht, und nun immer langsam voran, wir können unmöglich noch weit vom Rande des Gletschers sein.«

»Wie lange sind wir schon von der Hütte fort?« fragte Miß Edda.

»Es läßt sich schwer die Zeit berechnen, wenn man in einiger Aufregung einen so holprigen Weg beschreitet, meine Dame, aber ich kenne die Spalten hier so ziemlich und habe sie mir vorhin wohl gemerkt. Doch jetzt hat sie uns leider der Teufel von Nordwind zugedeckt und –

hui!« unterbrach er sich – »da kommt wieder der Föhn – merken Sie wohl den Wechsel von Kälte und Wärme?«

»Aber wie ist das möglich?« fragte Edda.

»Hier und bei Gott ist Alles möglich, mein Kind, und hier schafft und wirkt allein Gott – doch das kommt öfter vor. Da – da, sie kämpfen mit einander da oben, wie zwei feindliche Heere, und der Nordwind scheint die Oberhand zu behalten, denn er schüttet seine weißen Wurfgeschosse noch immer hageldicht herunter und es wird auffallend kälter.«

»Es donnert noch immer, aber ich sehe keinen Blitz mehr –«

»Den verschlingt der Schnee – doch jetzt sprechen Sie nicht mehr. Sie brauchen noch Ihren Athem.«

Langsam, von eiskalten Stoßwinden umbraust, und von dichten Schneewolken überschüttet, so daß man seine Last ordentlich fühlte, schritt man nun vorwärts, die Alpstöcke wurden tief durch den Schnee bis an das Eis gestoßen und gaben stets sichere Kunde, ob man auf festem oder gespaltenem Boden war.

»Sie können doch noch weiter?« fragte Michel seine Nachbarin, die einmal etwas langsamer zu gehen schien.

Edda nickte. »Ich kann noch – noch lange!« sprach sie mit fester Stimme.

»Sie sind ein prächtiges Frauenzimmer, das laß ich gelten, und ich werde es nie vergessen.« –

Ohne ein Wort zu sprechen, schritt man wieder weiter. Michel blickte sich wiederholt nach allen Seiten und nach den Bodenerhöhungen um, als suche er etwas. Plötzlich

blieb er hinter einem großen, dicht beschneiten Felsblock stehen, der ihnen einigen Schutz gewährte, und rief die zehn Fußgänger zusammen. »Haltet!« schrie er, »halt! So. Einen Augenblick wollen wir uns Ruhe gönnen, meine Damen! Wer kann am leichtesten seine Uhr erreichen?«

Franz Marssen hatte die seinige schon hervorgeholt, denn er war am leichtesten bekleidet und weniger in Decken gehüllt als alle übrigen. Als er nachsah, war es zwei und drei Viertel Uhr.

»Mein Gott,« rief Fräulein Elise, als sie es hörte, »noch nicht drei Uhr? Ich glaubte schon, daß es bald Nacht sei, es ist ja schon ganz finster ringsum.«

»Dreiviertel drei!« sagte Michel, zu sich allein sprechend und im Kopfe rechnend. »Nein, ich irre mich nicht. Wir sind bald am Rande des Gletschers und hier ist der große Stein, an dem wir heute Morgen vorüber kamen gleich nachdem wir die Leiter erklettert. Die Richtung ist richtig und die Zeit stimmt auch, denn wir haben die erste Hälfte, ehe der Nordwind kam, rasch zurückgelegt. Warten Sie einen Augenblick, ich bin bald wieder da.«

Er sprang einige Schritte vor und gleich darauf war er in Nebel und Schneegestöber verschwunden. In diesem Augenblick drohte eine neue Gefahr. Der Schnee, der auf dem Vieschergletscher noch viel dichter gefallen war, als hier unten, mußte an einigen Stellen in's Rutschen gekommen sein, denn ein donnerartiges Krachen, das mit dem Wolkendonner um den Vorrang stritt, ließ sich über den Köpfen der Reisenden vernehmen.

»Was ist das?« riefen die beiden Mädchen.

Franz Marssen's Gesicht war bleich geworden, trotzdem seine heiße Stirn und seine Wangen von Schweiß trieften. »Still!« sagte er – »es ist eine Lawine – dort hinaus fällt sie!«

»Sie ist schon weit weg,« sagte der eine Führer, »aber wo bleibt Michel?«

Alle lauschten mit angehaltenem Athem und voll gespanntester Erwartung in den düsteren Nebel und die Schneeluft hinein. Da hörte man einen lauten Ruf. »Wo seid Ihr?« schallte eine dumpfe Stimme herüber.

»Hier!« riefen sechs Stimmen im Chor zurück.

Im Augenblick darauf trat Michel aus einer Schneewolke wie ein weißes Gespenst hervor und sofort ergriff er Miß Edda's Hand. »Kommen Sie,« sagte er, »wir sind da und die Träger stehen auf ihrem Posten – sie haben die Leiter!«

»Gott sei Dank!« stöhnte der Ungar, der vor Frost und Angst am ganzen Leibe bebte.

In einer halben Minute war man wieder in Bewegung und nach wenigen Schritten schon schrie Michel in den Nebel hinein: »Wo seid Ihr?« und gleich darauf hörte man »Hier! Hier!« rufen und schon trat man an den hohen Rand des Gletschers, den man am Morgen erklettert hatte.

»Es muß rasch gehen!« sagte Michel etwas beklommen. »Die Lawinen halten sich unsretwegen nicht auf. Haben Sie keine Furcht, Fräulein, Sie sind wieder die Erste. Hier, Ihr Männer, Ihr beide haltet das Seil, ich gehe

zuerst hinunter; und wenn Sie eine Stufe unter dem Fuße fühlen, wird meine Hand da sein, die ihn lenkt. Sie haben doch keine Furcht?«

»Ich habe keine Furcht!« lautete es fest und bestimmt zurück.

»Vorwärts denn!«

Im nächsten Augenblick war Michel da, wo ein ihm helfender Träger stand, die Eiswand hinabgeklettert, und dann hörte man seine Stimme: »Kommen Sie, Fräulein!«

Edda ließ sich auf ein Knie nieder, wie es ihr geheißen ward, und gleich darauf fühlte sie den in die Tiefe vorgestreckten Fuß von fester Hand gepackt und in ein Loch gestellt. Den zweiten Fuß zog sie dem ersten nach und da die Männer oben das Seil langsam nachließen, erreichte sie endlich, stets von Michel geleitet, die oberste Leitersprosse und halb von unten getragen, halb von oben gehalten, gelangte sie endlich auf festen Boden und blieb nun mit hochwogender Brust am Fuß der Leiter stehen.

»So,« sagte Michel. »Sie sind geborgen. Aber thun Sie keinen Schritt ohne mich. Erst müssen die Anderen herunter!«

Er brauchte ihr das nicht erst zu sagen. Unbeweglich wie ein Felsstück und nur mit keuchender Brust athmend, blieb sie unten am Rande des Gletschers stehen, bis Einer nach dem Andern sicher wie sie auf der Leiter herunterstieg. Erst als der letzte Führer und endlich auch der Träger unten stand, drehte sich Michel lächelnd um und gebot dem ersten Träger, der schon vor der Schlucht an

dem Brett ihrer wartete, es zu wenden und so den Schnee hinabzuwerfen.

Dies geschah augenblicklich. Ohne ein Wort zu sprechen, umklammerte der Gemsjäger dann mit festem Griff Miß Edda's Arm und zog sie nach sich auf das Brett. In wenigen Secunden waren sie jenseits und als nun auch die Uebrigen folgten, sagte er:

»Gewonnen! Der Gletscher liegt hinter uns, hierher wirft er höchstens nur Steine, aber keinen Schnee mehr. Jetzt nach Stiereck, das ist unsere einzige Zufluchtsstätte, aber gebe Gott, daß nicht schon Andere darin sind, sonst finden wir nicht Platz in der engen Hütte.«

So trat er denn, von den Uebrigen gefolgt, hurtig den kurzen Gang um den kleinen See herum an, dessen Oberfläche mit einer grauen gekräuselten Schneekruste bedeckt war und ein unheimliches Ansehen bot. Aber nur wenige Blicke fielen darauf; aller Sehnsucht war auf die Hütte gerichtet und bald hatte man sie erreicht: die Thür wurde geöffnet und – sie war öde und leer, wie es alle, Reisende und Führer, gehofft und gewünscht hatten.

Es dürfte uns schwer werden, die Empfindungen genauer zu entwickeln, mit welchen die so eben von den Schrecken der Elemente geängstigten Personen aus dem furchtbaren Schneesturm auf schlüpfrigem Gletscher und aus dem eiskalten Winde und dem Nebelgesause in das

ruhige, warme Haus traten, welches einst eine weise Vorsicht für ähnliche Vorkommnisse errichtet hatte. Allerdings waren diese Empfindungen bei Weitem nicht bei Allen dieselben; der Eine hatte mehr Angst, Sorge und Ermüdung gelitten als der Andere; das Ohr des Einen war durch den tosenden Donner des Gewitters und durch das Gekrach der stürzenden Lawinen und Geröllsteine mehr betäubt als das des Andern; so viel aber ist gewiß, alle waren gleich froh, als das schirmende Dach sich über ihnen ausbreitete, und unter Umständen würde ihnen kein Feenpalast mit allen seinen Genüssen und Bequemlichkeiten heimischer entgegengeleuchtet haben, als es in diesem Augenblick die armselige kleine Hütte that, die noch dazu dunkel war und in keiner Weise die Gemächlichkeit und Behaglichkeit bot, an welche sie doch alle durch ihre Lebensstellung mehr oder minder gewöhnt waren.

Als sie nun alle beklommen, außer Athem, halb frösteln, halb übermäßig erhitzt, vor der Thür der Hütte anlangten, da waren es wieder Michel und seine wackeren Gefährten, die die Pflichten fürsorgender Wirthe übernahmen und, ohne einen Augenblick an sich selbst zu denken, nur die Sicherheit und Bequemlichkeit der ihnen anvertrauten Fremden im Auge behielten. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm Michel an der Thür den beiden Damen die vom Schnee belasteten Tücher ab, und während die andern Führer die Männer auf gleiche Weise bedienten und den Schnee draußen abschüttelten, führte Jener seine Gäste, wie er sie nannte, in die Hütte ein und

bat sie, einen Augenblick auf einer Bank, die längs der einen Wand des küchenartigen Raumes stand, vorübergehend Platz zu nehmen, bis für ihre weitere Bequemlichkeit gesorgt sein werde.

Wenige Minuten später loderte auch schon auf dem Heerde in der hinteren Ecke des vorderen Raumes ein helles Reisigfeuer auf, das durch nachgelegte Stücke getrockneten Tannenholzes lebhafter in Brand gesetzt wurde. Ein unbeschreibliches Wohlgefühl bemächtigte sich der beiden jungen Mädchen, des Holländers und des Ungarn, als sie dies Feuer aufflammen sahen und die davon ausstrahlende Wärme verspürten, und selbst Franz Marssen, der ähnlichen Scenen schon öfters beigewohnt hatte, fühlte sich erquickt, als er dies Wohlgefühl auf den Gesichtern seiner Gefährten sich aussprechen sah.

»So,« sagte Michel, indem er aus einer seiner vielen Taschen eine kurze dicke Wachskerze nahm und sie in eine kleine Handlaterne steckte, die einer der Träger in seinem Korbe gehabt, »nun soll es bald heimisch bei uns werden, aber Sie müssen nur etwas Geduld haben, meine Damen, es kommt Eins nach dem Andern an die Reihe. Ich habe heute wieder Gelegenheit, meinen durch mannigfache Noth hervorgerufenen Entschluß zu preisen, niemals mehr ohne Licht und Feuerzeug in die Berge zu wandern, denn überall kann man Beides gebrauchen, und heute würden wir ohne Licht und Feuer sehr in Verlegenheit sein. So, meine Damen, nun bitte ich Sie, mir zu folgen, Sie sollen erst Zeit haben, in dem Heuschober

nebenan einige Augenblicke auf Ihre Toilette zu verwenden, unterdessen kochen wir einen warmen Kaffee, und während Sie den hier am Heerde trinken, räumen wir da drinnen das Heu auf und machen eine bequeme Schlafstätte zurecht, denn bei diesem Winde und Schneefall ist nicht daran zu denken, heute noch nach Grindelwald zurückzukehren. Morgen ist auch noch ein Tag, und mit aufgehender Sonne läßt es sich besser klettern und marschiren, als bei der untergehenden, und heute ist sie uns Allen ohne Wiederkehr untergegangen. Bitte, folgen Sie mir!«

Er nahm einen Schemel, trug ihn in die Heukammer, die zwar enger als der Hauptraum, aber ohne allen Staub war und kräftig nach dem kräuterreichen Heu duftete, und stellte die kleine Laterne darauf. Dann einen Blick rings umherwerfend, sagte er:

»Nun, trocknen und kämmen Sie Ihr Haar, meine Damen; Wasser zum Waschen der Hände sollen Sie auch gleich haben, nur das Gesicht dürfen Sie noch lange nicht damit berühren, sonst springt die Haut in Blasen auf. Auch Ihre Schuhe und Stiefel ziehen Sie noch nicht aus. Ich werde sie mir nachher, wenn Sie zur Ruhe gehen, selbst holen und auf meine Weise trocknen und weich machen, damit sie morgen nicht drücken und Ihnen das Gehen erschweren, denn Sie wissen ja, wir haben noch zwei gute Stunden bis Grindelwald auf einem üblen Wege zurückzulegen, der durch Regen, Schnee und umgeworfene Bäume wahrhaftig nicht besser geworden sein wird.«

Nach diesen Worten zog er sich aus dem Heuschober zurück, und damit man vom Küchenraume aus nicht hineinsehen könne, lehnte er ein paar Bretter als Thür vor die offene Wandfuge, die bisher als Eingang in ersteren gedient hatte.

Unterdessen saßen der Ungar und Herr van der Hooft, die beide übermäßig ermüdet und abgespannt waren und keine Lust zum Sprechen verspürten, unbeweglich auf ihrer Bank, nur hatte Letzterer noch so viel Lebenslust, daß er sich seine nassen Haare mit einem Tuche trocknete und dann bürstete; Herr von Tekeli dagegen wandte sein trübes Antlitz nur der knisternden Flamme zu, und er hätte die Augen schon jetzt zum festen Schlafe geschlossen, wenn ihn nicht ein schrecklicher Durst gepeinigt hätte, den er stillen zu können hoffte, sobald der kräftige Geruch des bald fertigen Kaffee's die Hütte durchdrang.

»Herr von Tekeli,« sagte da eine freundliche Stimme zu ihm, »Sie sind erschöpft, nicht wahr? Da, trinken Sie einen Becher Wein, der wird Sie erwärmen und neu beleben.«

Der Ungar hob das düster flammende Auge auf, das nur noch schwer vom Zufallen abzuhalten war, und sah Franz Marssen mit einer entkorkten Weinflasche vor sich stehen, die ein Führer rasch aus einem Winkel hervorgeholt und dem jungen Manne überreicht hatte.

»Ich danke Ihnen,« sagte der Ungar, nachdem er den Becher bis auf den letzten Tropfen geleert, der nun auch dem Holländer geboten wurde, »ich danke Ihnen sehr,

und der Wein erquickt mich. Ich bin entsetzlich müde und fast morsch, ich besteige nie einen Gletscher mehr, ich habe für mein ganzes Leben genug bekommen.«

Franz lächelte. »Ich nicht,« sagte er fast fröhlich, »und ich denke noch viele andere Gletscher zu besteigen. Der Genuß war größer als die Mühe und das Leid, und dieses ist doch wahrhaftig rasch genug vorübergegangen.«

»Nennen Sie das auch einen Genuß,« nahm nun Herr van der Hooft das Wort, »in diesem räucherigen Loche zu sitzen und vielleicht gar eine ganze Nacht darin zubringen zu müssen?«

»Warum nicht, Herr van der Hooft? Jedenfalls ist es hier annehmlicher als auf dem Eismeer und ich bin überzeugt, Sie werden noch oft mit Ihrer Erinnerung zu dieser Hütte zurückkehren, die mir in solcher Nacht, wie wir sie vor uns haben, noch ganz erträglich scheint.«

Zwei Führer, die des Malers Worte gehört hatten, nickten ihm ihren Beifall zu, und nun trat er zu ihnen und stattete ihnen allen schon jetzt den herzlichsten Dank für ihre Mühewaltung ab.

»Oho!« sagte der Gemsjäger mit edler Bescheidenheit, »rühmen Sie uns nur nicht zu sehr, mein lieber Herr Maler; wir thaten und thun nichts als unsere Schuldigkeit, und wenn man Leute führt, die anerkennen, was man thut, so thut man es doppelt gern, und ich wenigstens bin mit meiner Dame zufrieden, die Sie mir zugeführt haben.«

»Ich auch mit der meinen,« sagte Christen, »und sie haben beide das Mögliche geleistet. Aber die Herren da haben auch gut ausgehalten, es war keine Kleinigkeit; und wenn sie sich nur erst ausgeruht haben, wird ihnen die Partie doch nicht ganz so übel vorkommen. Wenn man müde und durstig ist, ist man verstimmt, das haben wir oft genug an uns selbst am besten studirt, mein Herr.«

In diesem Augenblick traten die Damen wieder aus ihrem Verschlag hervor, und es war, als ob ihre von Zufriedenheit leuchtenden Gesichter das Düster aufgehellt hätten, das bis jetzt noch in der Küche geherrscht hatte, denn weder sah man ihnen eine Spur von Ermüdung an, noch verriethen sie über irgend etwas eine Mißstimmung, sondern freundlicher denn je traten sie an den Heerd, und Fräulein Elise heiterte sogar ihren schweigsamen Bräutigam auf, indem sie ihm die Wangen streichelte und dabei sagte, daß sie sich ganz wohl befinde.

Während nun die fünf Reisenden, von einem Führer bedient, sich um das Feuer gruppirten und den wohlgerathenen Kaffee mit sichtlichem Behagen schlürften, verfügten sich die anderen Männer in die Heukammer und stapelten das kurze trockne Gras zu bequemen Lagerstellen auf, so daß größerer Platz in dem Raume entstand und eine Art Gang an der langen Wand frei blieb, in dem man hin- und hergehen konnte, ohne die etwa schon Liegenden zu berühren. Ueber das duftige Heu breiteten sie dann die reichlich vorhandenen wollenen Decken aus, stellten einen Eimer mit Wasser zum Waschen hin, und

als sie ihre Arbeit so sorglich wie möglich verrichtet, kamen sie wieder heraus und sagten, daß die Herrschaften nun essen, trinken und plaudern könnten, wozu sie gerade Lust hätten, ihr Schlafgemach sei bereit und sie ständen dafür, daß sie alle prächtig nach den ausgestandenen Mühen schlafen würden.

»Nun ja,« sagte Michel, »eng und klein ist unsere Bergwohnung, aber warm wird sie trotz des kalten Windes bleiben, und sicher ist sie auch. Mehr kann hier eigentlich kein vernünftiger Mensch verlangen. Ha, da kommt Murten mit den Ueberresten des Schinkens und des Brodes. Das ist gut, Mann. Hier setze nur alles auf diesen Schemel hin. Wir wollen es theilen, es reicht noch für alle bis morgen Mittag. Aber wieviel Wein ist noch da?«

»Es sind nur noch anderthalb Flaschen, Michel.«

»Gieb sie her; wenn sie geleert sind, bleibt uns noch eine Flasche Cognac, und dann machen wir Punsch.« –

So speisten und tranken denn alle mit dem besten Appetit, und je mehr der Hunger und Durst gestillt wurde, der sie alle peinigte, um so heiterer wurden die Gesichter wieder, bis sich bei einigen von ihnen rasch eine unüberwindliche Müdigkeit einstellte, die endlich den Gemsjäger veranlagte, die Herrschaften aufzufordern, sich zur Ruhe zu begeben und es einmal mit einem ungestörten Schlummer zu versuchen. Aber nur der Ungar ließ sich bewegen, schon jetzt in die Schlafkammer zu gehen und sich in der äußersten von der Thür entfernten Ecke niederzustrecken. Michel ging mit ihm hinein, hüllte ihn warm ein, verstopfte noch einige Ritzen, durch die der

Wind blies, mit Heu, und kam dann wieder mit der Meldung zurück, daß der müde Herr schon schnarche, wozu er die Prophezeiung fügte, daß derselbe bis zum Aufgang der Sonne schlafen werde, denn er kenne die seltsame Müdigkeit nach einer Wanderung durch frischgefallenen Schnee und habe das oft an sich selbst erlebt.

Bald nachdem er diese Worte gesprochen, winkte ihn einer der Träger bei Seite und flüsterte mit ihm in einer Ecke. Michel schien mit seiner Vorstellung nicht ganz in Uebereinstimmung zu sein, wenigstens suchte er den Mann von seinen Vorhaben abzuhalten, allein der Träger setzte seinen Willen durch, und so trat der Gemsjäger an die Gesellschaft heran und sagte:

»Meine Damen und Herren, der Träger Murten will nicht länger bei uns bleiben. Er hat eine kranke Frau zu Hause, und die mag er in der Nacht nicht allein lassen. Er will den beschwerlichen Weg nach Grindelwald bei Schneegestöber und Wind antreten und achtet nicht auf meine Vorstellungen. So gehe er denn mit Gott. Wenn Sie aber etwas in Grindelwald zu bestellen haben, so wird er die Botschaft gern übernehmen.«

Die beiden Damen sprangen hastig von ihren Sitzen auf und traten auf den Mann zu, der sich schon zu seiner Reise rüstete. »Sie wollen nach Grindelwald?« rief Fräulein van der Swinden. »O, dann gehen Sie zu meinen Eltern in das Gasthaus und sagen Sie ihnen, daß wir geborgen sind und mit Hülfe dieser wackeren Männer ein Unterkommen für die Nacht gefunden haben. Wollen Sie das?«

»Das will ich gern, wenn ich glücklich hinunterkomme, und grüßen will ich sie von Ihnen allen.«

»Ja, ja!« riefen alle Stimmen durcheinander.

»Mein Schwiegervater wird Sie für diesen Gruß belohnen,« fügte Herr van der Hooft hinzu, »und Sie werden ihn mit keinem unfreundlichen Gesichte verlassen, also gehen Sie ja zu ihm.«

Der Mann nickte freundlich und reichte dann Fräulein Elise zutraulich die Hand. Auch Miß Edda gab ihm die ihrige und bedankte sich für seine Mühe, die er auf dem beschwerlichen Wege für sie alle gehabt.

»Das habe ich gern gethan, mein schönes Fräulein,« erwiderte Murten, »und nun wünsche ich Ihnen allen eine gute Nacht.«

»Die wünschen wir Ihnen auch,« sagte Miß Edda, »und kommen Sie ungefährdet nach Hause!«

Der Mann nickte den Männern zu und ging dann zur Thür hinaus, die ihm der Wind beinahe aus der Hand riß, als er sie eben schließen wollte. Ihm auf dem Fuße nach aber folgten Michel und Franz Marssen, und als die Thür wieder geschlossen, sagte der Letztere rasch zu ihm:

»Murten, thut mir den Gefallen und sucht auch meinen Jürgen auf. Der gute Junge soll morgen in aller Frühe, wenn es das Wetter irgend erlaubt, meine beiden Pferde mit Damensätteln so weit wie möglich den Berg heraufführen, sie an einer sicheren Stelle unter der Aufsicht eines Mannes lassen, den er dingen mag, und uns entgegenkommen. Ich weiß, ich mache ihm eine Freude damit, so beschwerlich der Weg für ihn sein wird. Auch soll er

uns ein paar Flaschen vom besten Wein und etwas frisches Weißbrod mitbringen, beides können wir morgen gebrauchen. Wollt Ihr das?«

»Gern, Herr, will ich es, und nun gute Nacht!«

Im nächsten Augenblick war er im Nebel verschwunden und suchte sich seinen gefahrvollen Weg auf, der aber für ihn, den an Strapazen und Gefahren gewöhnten Mann, nicht so gefährlich war, wie er den zurückbleibenden Fremden erschien, denn diese Söhne der Berge führen, wo die Noth drängt, entsetzliche Bergfahrten aus, und selten nur schreckt sie die Nacht, eher noch ein Unwetter zurück, wenn sie auch oft dabei ihren Untergang finden.

Als Franz Marssen wieder in die Hütte trat, funkelten ihm zwei lebhafte Augen entgegen. »Wie ist jetzt das Wetter draußen?« fragte ihn eine wohlbekannte Stimme, die, je häufiger sie zu ihm sprach, einen um so lauteren Widerhall in seinem Herzen weckte.

»Es stürmt noch immer entsetzlich, hören Sie es nicht?« lautete seine Antwort, »und es ist so kalt, als ob wir mit einem Male mitten in den Winter versetzt wären. Auch schneit es noch immer, doch weniger heftig als vorher, und die Bise hat den Föhn vollständig überwunden.«

»Dann thut mir der arme Mann leid,« sagte Miß Edda, »er wird einen schlimmen Weg haben.«

»Den hat er gewiß, aber die Liebe zu seiner Frau zieht ihn hinab, und so mag Gott ihn in seinen Schutz nehmen.«

Jetzt kam auch Michel wieder herein und schüttelte sich den dichten Schnee von den Schultern. »Teufel! es ist kalt draußen,« sagte er, »und wir können Gott danken, daß wir im Trocknen sitzen; es wäre für die Damen unmöglich gewesen, mit heiler Haut nach Grindelwald zu gelangen. Nun, Ihre Wohnung, meine Damen, ist schlecht genug, aber Sie werden die Nacht hier schon ertragen müssen.«

»Machen Sie keine Worte darüber,« entgegnete ihm Fräulein van der Swinden, »wir haben uns längst in unsere Lage gefunden. Ist es denn aber schon Nacht? Es sah draußen so finster aus, als Sie die Thür aufmachten.«

»Nacht ist es noch nicht, mein Fräulein, aber der Abend kommt schnell heran, und die finstern Wolken, der dichte Nebel und die Schneemassen, die in der Luft schweben, haben es frühe dunkel werden lassen. Uebrigens wird es, wie mir scheint, bald zu schneien aufhören, und dann wird es Regen geben; in den oberen Regionen ist die Luft viel wärmer geworden. Unter diesen Umständen wird der Gletscher etwas unruhig schlafen, und Sie werden das Gepolter des Schnees und der Steine die ganze Nacht hören.«

»Das thut nichts,« erwiderte Miß Edda. »Ich bin mit meinem Loose zufrieden, und Elise auch. Herr van der Hooft aber scheint sehr müde zu sein.«

»So mag er sich schlafen legen, nachdem er sich die Stiefeln ausgezogen hat,« sagte Michel.

Der junge Mann, auf dem die Ermüdung wie ein Alp lag, ließ sich das nicht zweimal sagen. Er bat die Damen

um Entschuldigung und ließ sich dann von dem bereitwilligen Michel sogleich die Schuhe ausziehen, der sie einem der Führer mit einigen Weisungen übergab. »Und nun, meine Damen,« fügte der Gemsjäger, zu diesen sich wendend, hinzu, »ziehen auch Sie Ihre Schuhe aus und legen Sie sich auf das Heu. Alles ist dazu bereit, und Sie werden Ihr Thun nicht bereuen: auch wir werden uns hier eine Streu machen und abwechselnd schlafen.«

»Wir sind bereit,« sagte Fräulein Elise, »und Sie sollen keine Zierpuppen in uns finden. Wohlan, da haben Sie meinen Fuß, ich will froh sein, wenn ich die schweren nassen Schuhe los bin.«

Dabei hielt sie dem Gemsjäger ihren Fuß hin, und dieser löste die Schnüre, und zog ihr die Schuhe aus, während Franz Marssen schon lange vorher das Gesicht nach dem Feuer gewandt hatte und mit einem der davor sitzenden Führer sprach. Herr van der Hooft war schon im Nebenraum, und einen Augenblick später schlüpfte auch Fräulein Elise hinein, um sich ihren Platz zu suchen. Jetzt kam an Miß Edda die Reihe, sich ihre langen Stiefel ausziehen zu lassen, und sie that es ohne Ziererei, indem sie ihr trocken gewordenes Plaid über die Knie breitete, während Michel die nassen Stiefel entfernte, bei welchem Geschäft er der Erste war, der die Bemerkung machte, daß die schöne Schottin lange Beinkleider von dunklem Seidenstoff trug, die fest um die Knöchel gebunden und bisher von den Stiefeln bedeckt gewesen waren. Als sie aber fertig war, knüpfte sie ein aus der Tasche gezogenes Tuch

um das lose, kurze Haar, warf dann das große Plaid geschickt um den ganzen Körper und betrat, einen raschen Blick nach dem Feuer hinüber werfend, wo die Männer, ihr den Rücken zudrehend, unbeweglich saßen, ebenfalls das Nebengemach.

Unter den mannigfachen Vorbereitungen und Dienstleistungen, und während man mit Gemächlichkeit aß und trank, war die Zeit wie im Fluge vergangen, und der Abend war bei dem trüben Wetter zeitiger denn je hereingebrochen. Dunkle Wolken, fast schwarz, und eine die andere verjagend, um so schnell wie möglich den Platz derselben einzunehmen, bedeckten den ganzen Himmel; das Gewitter war noch immer hörbar, denn in der Ferne grollte unablässig der Donner oder sein Echo an den Bergen, nur die wie Feuergarben niederregnenden Blitze hatten aufgehört sichtbar zu sein, entweder, weil sie in der dicht verschlossenen Hütte nicht bemerkt wurden, oder weil das Gewitter schon zu weit fort gerauscht war. Nur der stürmische Wind war derselbe geblieben oder hatte sich vielmehr zehnfach verstärkt, denn er heulte in gewaltigen Stößen um das kleine Haus und erschütterte das einzige winzige Fenster, welches über der Thür angebracht war, so heftig, daß man schon von außen eine feste Decke vorgenagelt hatte, um die fast erblindeten Scheiben zu schonen, die hier oben nicht so leicht durch

andere ersetzt werden konnten. Auch das Schneegestöber dauerte noch eine Weile fort, und bisweilen hörte man einen Schauer wie Hagelkörner gegen die dünne Steinwand rasseln; mit ihm drang eine Kälte durch die schlecht verklebten Fugen, daß man alle Mühe aufbot, von innen die Ritzen zu verstopfen und sich gegen den grimmigen nächtlichen Feind der Berge zu wehren. Deshalb unterhielt man auch das Feuer auf dem Heerde stets mit neuem Reisig und Holz, und da von beiden ein ziemlicher Vorrath vorhanden war, so brauchte man nicht zu befürchten, sich dem Froste preisgegeben zu sehen, und gegen die Morgenkälte hielt Michel einen guten Grog bereit, den er schon vor der Zeit gebraut und an einer vor Rauch geschützten Stelle auf dem Heerde warm gesetzt hatte.

Die neunte Abendstunde war endlich herangekommen. Die Führer hatten sich schon lange eine bequeme Streu rings um das Heerdfeuer gemacht und lagen zum Theil schon schnarchend darauf. Franz Marssen saß allein noch auf der Bank, hielt zwar die Augen geschlossen, aber er schlief nicht, denn er fühlte seltsamerweise keine große Müdigkeit, da sein Geist lebhafter denn je mit anderen Dingen beschäftigt war. Michel, mit dem er von Zeit zu Zeit einige Worte wechselte und der ihn wiederholt aufgefordert hatte, sich ebenfalls in die ruhigere und weniger von Rauch erfüllte Heukammer zu begeben, worauf er indeß wenig oder gar keine Antwort erhalten, ging ab und zu vor die Thür, denn sein aufmerksames Ohr hatte er stets nach außen gewandt, und er

verfolgte mit großer Spannung die Vorgänge in der Luft, da er sich sagen mochte, daß, wenn das Unwetter auch am nächsten Morgen in gleichem Grade anhielte, die Reisenden eine schlechte Rückkehr haben oder an dieselbe gar nicht würden denken können. Nach einem heftigen Windstoß, der das kleine Häuschen bis in seine Grundfesten erschütterte, ging er wieder leise zur Thür hinaus, blieb längere Zeit draußen, und als er endlich hereinkam, lächelte er dem ihn fragend ansehenden Maler mit einiger Befriedigung zu.

»Das Wetter ändert sich,« sagte er leise, indem er sich neben ihn auf die Bank setzte, »und ich habe keine geringe Freude dabei, denn die Aussicht war bisher trüb für morgen. Die Bise ist vorübergezogen, und nur der siegreiche Föhn bläst noch zuweilen in sein Alarmhorn. Na, nun werden wir doch den Schnee los, und es fängt eben ein warmer Regen an zu fallen. Ich wünschte, es regnete tüchtig, damit der Schnee bis morgen früh weggeht; es ist besser im Wasser zu waten, als nie zu wissen, wohin man seinen Fuß setzt. Doch halt, ich habe das Licht da drinnen ganz vergessen, und es darf für die Nacht nicht verlöschen, die Dunkelheit könnte die armen Dingerchen ängstigen. Ich will einmal hineingehen und ein frisches Licht in die Laterne stecken.«

»Habt Ihr denn noch Vorrath, Michel?«

»Genügend, um die kleine Kammer, in der noch nie ein so schönes Weib geschlafen, bis zum Mittag zu erleuchten. Da – sehen Sie – ich habe mich diesmal in Grindelwald tüchtig versorgt, und jetzt reut mich mein Thun nicht.«

Er stand auf und glitt leise, um die Schläfer nicht zu stören, durch die Oeffnung in der Wand, nachdem er die beiden Bretter vorsichtig davon entfernt hatte. Als er in die Kammer trat, hatte er ein freundliches und eben so ruhiges Bild vor sich. Links in der hintersten Ecke, ganz unter wollenen Decken und Tüchern vergraben, so daß nur die Umrisse seines Körpers sichtbar waren, lag der Ungar im tiefsten Schlaf, nur bisweilen einen laut schnarchenden Ton von sich gebend. Neben ihm und ihn fast berührend, sah er den Holländer, bis an den Hals zugedeckt und die stiefellosen Füße in eine wollene Decke gehüllt. Er lag gleichfalls im tiefsten Schlaf, und seine regelmäßigen, hörbaren Athemzüge bekundeten seine leibliche Gesundheit und Jugendfrische, die nur durch die ungewöhnliche Anstrengung und die ausgestandene Angst an diesem Tage eine vorübergehende Niederlage erlitten. Seinen rechten Arm hatte er weit von sich über den Kopf des neben ihm ruhenden Mädchens ausgestreckt, als wolle er es beschirmen, doch berührte er es damit nicht, und nur seine linke Hand hielt eine Hand der jungen Holländerin krampfhaft umfaßt, die ihr liebliches Gesicht dem seinen zugekehrt, um ihn so lange wie möglich im Auge zu behalten, worüber sie eingeschlafen war. Unmittelbar an ihrer Seite hatte Miß Edda ihren Platz gefunden. Aber

sie schlief nicht, sondern saß halb aufgerichtet und fest in ihrem Plaid gewickelt, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt oder vielmehr gegen das Heu, welches man daselbst hoch aufgestapelt. Offenbar hatte sie sich so dicht an die Seite ihrer Freundin gedrängt, um in dem engen Raume noch Platz für eine fünfte Person übrig zu lassen, aber diese Person hatte sich – wenn dies überhaupt geschehen war – bis zu diesem Augenblick vergeblich erwarten lassen.

Als der Gemsjäger mit seiner frischen Wachskerze in das Gemach trat, das nur schwach von dem, hinter einer trüben Glasscheibe brennenden Lichte erleuchtet wurde, sah er das dunkle Auge der Schottin erwartungsvoll auf sich gerichtet, mit einem starren Ernst verbunden, der fast an Strenge grenzte, wodurch das schöne, von dem um die Wangen geschlagenen Tuche sanft beschattete Gesicht einen eigenthümlichen, fast vorwurfsvollen Ausdruck erhielt.

Was für Gedanken mochten in diesem Augenblick durch ihre Seele ziehen, daß sie so ernst und streng vor sich hin blickte? Freudige konnten es wohl nicht sein, denn davon war keine Spur in den bei der jetzigen Beleuchtung fast bleichen Zügen zu erkennen. Doch auch trübe waren es nicht, dazu blickte das glänzende Auge zu fest, zu selbstbewußt, und die Seele, die in diesem Körper wohnte, mochte wohl in lebhafter Geistesarbeit und dadurch bewegt sein, aber niedergedrückt war sie gewiß nicht, vielmehr lag ein unerklärlicher Zug, dem

ehemaligen Stolze und dem alten Trotze ähnlich, auf dieser Stirn, um diese Lippen, die nur heftiger zuckten, als sie die Bretter von der Oeffnung in der Wand wegnehmen hörte und eine männliche Gestalt in den matt erhellten Raum treten sah.

Als der Gemsjäger, das Licht unangebrannt in der Hand haltend, eintrat, sah er sich die Schläfer der Reihe nach an, und als sein Auge auf die wachende Schottin fiel, nickte er ihr vertraulich zu und sagte leise:

»Wie schlafen Sie noch nicht? Sie liegen wohl unbequem?«

»Nein, ich liege ganz bequem, aber ich schlafe nicht, weil ich nicht schlafen kann. Aber warum schlafen Sie selbst nicht?«

Der Gemsjäger lächelte. »O, o,« sagte er, »das kommt nachher, erst muß man seine Pflicht erfüllen; wir an eine durchwachte Nacht gewöhnten Menschen begnügen uns mit einer Stunde, wenn es nicht anders geht.«

Bei diesen Worten nahm er das fast abgebrannte Licht aus der Laterne, zündete das neue an und stellte es vorsichtig hinein. Als er damit fertig war, wollte er wieder gehen, nickte der Dame zu und sagte:

»Nun gute Nacht! Schlafen Sie ganz getrost, ich werde Sie wecken, sobald es Zeit zum Aufstehen ist, damit wir die günstige Stunde nicht versäumen.«

Er wollte eben gehen, da hielt ihn ein Wink des gebieterischen, schönen Auges zurück.

»Was wünschen Sie, mein Fräulein?« fragte er, noch einmal im Gehen innehaltend.

Es ging ein sichtbarer Kampf in Miß Edda's Innern vor, aber er war kurz, und ein fester Entschluß prägte sich gleich darauf um ihre Lippen aus. »Wo schläft Herr Marssen?« fragte sie, fast noch leiser sprechend als vorher.

»O mein Fräulein, der schläft gar nicht, er sitzt noch immer auf der Bank an der Mauer, sieht in das Feuer und spricht zuweilen mit mir. Vielleicht hindert ihn der Rauch, an den er nicht gewöhnt ist, am Einschlafen.«

Der Kampf in der Seele des jungen Mädchens begann noch einmal, aber wieder ward sie rasch ihres Entschlusses Herr. »Bitten Sie ihn hierher zu kommen,« flüsterte sie, »hier ist Raum genug für ihn – ich möchte noch mit ihm reden.«

Der Gemsjäger nickte und verließ die Heukammer. Zwei Minuten später wurde Franz Marssen's Gestalt in dem Thürspalt sichtbar, und da er die innere Einrichtung des improvisirten Schlafzimmers noch nicht kannte, blickte er sich forschend darin um.

»Hier,« sagte eine leise Stimme dicht vor ihm, »hier ist Platz. Legen Sie sich nieder!«

Franz, von der unerwarteten Aufforderung beglückt, obgleich die Stimme, trotzdem sie nur leise sprach, etwas gebieterisch klang, nickte. Nur ging er noch einmal rasch in den äußeren Raum zurück und holte eine wollene Decke, die er für sich in Bereitschaft gehalten hatte. Als er wieder hereinkam, kauerte er sich neben Miß Edda nieder, die ihm noch mehr Platz zu machen suchte, dann stützte er den Kopf auf die rechte Hand und blieb

ruhig und unbeweglich in einer ihm überaus neuen Lage liegen, das Auge unverwandt auf das schöne Gesicht neben ihm gerichtet haltend, dessen Augen ihn voll und forschend ansahen, als suchten sie in seine Seele zu dringen und darin zu lesen.

»Sind Sie nicht müde?« fragte endlich Miß Edda leise.

»Nein, wenigstens zum Schlafen nicht.«

»Da geht es Ihnen wie mir. Ich kann auch nicht schlafen, beim besten Willen nicht. Die Lage hier ist mir zu seltsam. Wer hätte es für möglich gehalten, daß es so kommen würde! Und doch bin ich ja selbst Schuld daran. Ich muß immer an Michel's Lehre denken, die er uns heute Morgen unterwegs predigte, als er von Ihrem Vater und seinem Besuch mit demselben in der Eigerhöhle sprach. Sie erinnern sich wohl. Doch wissen Sie, warum ich Sie habe rufen lassen? Es verdrießt mich eigentlich, daß Sie nicht von selber kamen, da Sie doch zu uns und nicht zu den Leuten draußen gehören. Aber das war es nicht allein, warum ich Sie rufen ließ. Ich habe vielmehr eine Frage an Sie zu richten, die mir schon lange auf der Lippe schwebt. Jetzt soll sie endlich gesprochen werden.«

Sie schwieg und ein langer Athemzug befreite ihre Brust von einem pressenden Gefühl, das schwer darauf gelegen zu haben schien.

»Sprechen Sie,« sagte Franz Marssen ruhig, »ich höre.«

»Ja – wir haben ohnehin lange nicht ungestört mit einander gesprochen, und es scheint Ihnen nicht viel daran gelegen zu sein, daß es geschieht, wie? Ich bitte mir eine ehrliche Antwort aus.«

»Die sollen Sie haben. Ich spreche gern, sehr gern mit Ihnen, aber die Verhältnisse waren an diesem Tage nicht dazu angethan.«

»So! Ja, das ist theilweise wahr, aber Sie haben mir früher oft hülfreiche Hand geleistet, und jetzt thun Sie das nicht mehr. Warum nicht?«

»O, Sie standen ja unter Michel's Schutz, und der ist eine kräftigere Stütze als ich.«

»Er ist kräftig, ja, aber Sie sind es auch. Sie hätten mir gleichwohl bisweilen zur Seite bleiben können, zum Beispiel, wenn ich das Pferd besteige oder absteige – warum treten Sie dann immer so weit wie möglich von mir zurück?«

Ueber Franz Marssen's bleiches Gesicht schoß ein Strahl stiller Freude, und sein Auge leuchtete von einem inneren Feuer wieder, aber dies Feuer war kein verzehrendes, sondern ein mild erwärmendes. »Mein Fräulein,« sagte er, und selbst in seinen leise gesprochenen Worten verrieth sich das tiefe Gefühl, das ihn in diesem Augenblick ergriffen hatte, »Sie fragen ehrlich, und ich will ehrlich antworten: ich wage nicht, mich in ähnlichen Fällen Ihnen zu nähern, noch weniger Sie zu berühren, weil ich mich nur zu lebhaft des abweisenden, ja harten Tones erinnere, mit dem Sie auf dem Wege nach der Grimsel, als ich Ihnen vom Pferde helfen wollte, zu mir sagten: »Nicht anfassen, ich liebe das nicht!«

Edda senkte das Auge und nickte mit dem Kopfe dabei. »Ja,« sagte sie noch leiser als zuvor, so daß er kaum ihre Worte vernehmen konnte, »ich erinnere mich auch dieser

Worte, und vielleicht war es unhöflich von mir, sie gegen Sie zu sprechen. Allein damals kannte ich Sie noch nicht, wie ich Sie jetzt kenne. So bitte ich denn heute um Verzeihung wegen meiner Unhöflichkeit. Und damit Sie sehen, daß ich mich durch den Umgang mit fremden Menschen schon in etwas gebessert habe, und daß es mir Ernst ist, Ihnen eine andere Meinung von mir beizubringen, gebe ich Ihnen meine Hand. Da haben Sie sie, und nun reichen Sie mir die Ihrige zur Versöhnung.«

Aus den Falten des grauen Plaids kam jetzt eine weiche, warme Hand hervor und streckte sich dem laut athmenden Maler entgegen. Er ergriff sie, fest, und hielt sie lange in der seinen, länger vielleicht, als er es selber wußte. Endlich entzog sie sich ihm wieder, und gleich darauf war sie unter dem warmen Tuche verschwunden.

Franz Marssen, dessen Brust nach Worten rang, fand keins, das ihm für diesen Moment geeignet erschienen wäre. Allein, wenn er es auch gefunden hätte, er hätte es nicht zu sprechen vermocht, denn die so interessant gewordene Unterhaltung wurde plötzlich durch eine von außen her kommende, unerwartete Störung unterbrochen. Ein furchtbares, lang anhaltendes Krachen, wie von hundert Gewittern, machte die Luft draußen erbeben, und die Grundfesten des kleinen Hauses, in dem man lag, schienen zu zittern.

»Was ist das?« fragte Miß Edda erschrocken, indem sie sich auf einem Arm in die Höhe richtete.

Franz horchte mit angehaltenem Athem. Das Getöse dauerte wohl eine halbe Minute, dann nahm es allmälig

ab und schließlich endigte es in einem hohlen Gebrause, das weit in der Ferne verklang.

»Das war eine Lawine,« sagte er, »und wir werden wohl noch mehr zu hören bekommen, denn es regnet, und der Schnee ballt sich und stürzt unaufhaltsam von den Höhen. Die Natur ist an diesem Orte in ewiger Thätigkeit, sie schafft und zerstört ohne Unterlaß. Erst fällt Schnee, dann Regen, der ihn erweicht und schmilzt. Er rollt in die Tiefe, es berstet das Eis von seiner Wucht, reißt gähnende Spalten auf und stürzt seine Blöcke herab. Hier bauen sich Brücken über endlose Schlünde, dort fallen sie ein. Heute ist hier ein Weg, wo morgen keiner mehr; hier stürzt heute eine Schneelawine, morgen ein Wasserfall herab; Donner, Tosen und Brüllen lösen sich mit einander ab, der Sturm und das Gewitter mischen ihre Stimmen und über Allem lacht der Himmel bald heiter in reiner Azurbläue, bald hüllt er sich in seinen dunklen Trauermantel von Wolken und Nebel ein. So, ja, so stellt die große Natur das Leben im Kleinen dar, und wir Menschen, die es mit ansehen und nicht begreifen können, müssen wenigstens bekennen, daß die Natur groß und das Leben seltsam ist – nicht wahr?«

Miß Edda hatte aufmerksam den mit stiller Begeisterung gesprochenen Worten gelauscht. Sie wollte eben etwas erwidern, aber da schrak sie von Neuem zusammen. Ein zweites donnerartiges Krachen erschütterte draußen die Luft, aber es war ein ganz anderer und viel hellerer Ton als früher, und es klang, als ob nach einem dumpfen Kanonenschuß tausend Gewehre auf einmal knatternd

und prasselnd entladen würden. »Was war aber das?« fragte sie wieder.

Franz Marssen hatte abermals hingehorcht, und dann sagte er: »Das sind große Geröllsteine oder Eisblöcke, die sich oben auf der Höhe des Gletschers gelöst haben und nun kopfüber in die Tiefe rasseln und rollen, bis sie eine neue Ruhestätte finden, wo sie wiederum Jahre liegen, um abermals in Bewegung zu gerathen, wenn Gott es will.«

»Ja, das ist eine große Natur hier, Sie haben Recht! Und bei allen Schrecken, die sie hervorruft, liegt für mich doch ein großer Genuß darin, ihre Stimmen zu vernehmen und ihre Revolutionen mit anzusehen. Selbst jetzt, in dieser gezwungenen Lage, bin ich gewissermaßen glücklich – ich wollte sagen, befriedigt, und ich – ich wenigstens scheine nicht umsonst nach der Schweiz gekommen zu sein.«

»Kein Mensch kommt vergebens auf die Stelle, die er einmal nach Gottes Rathschluß betritt – so wenigstens verstehe ich die Welt, das Verhängniß, das Schicksal. Ach ja – ich glaube daran –«

»Wir haben schon einmal ein Aehnliches besprochen,« unterbrach sie ihn, »doch damals redeten Sie dem Zufall das Wort –«

Franz Marssen wiegte nachsinnend den Kopf. »Man ändert bisweilen seine Ansichten, wenn man erfahrener wird – und ich – ich habe in den letzten Tagen meines Lebens große Erfahrungen gemacht – ach ja!«

»Ich auch. Doch still davon. Jetzt ist es ruhig draußen, und sogar der Wind tobt nicht mehr so fürchterlich.«

Franz horchte hinaus. Es war wirklich eine Pause in dem Tumult auf dem Gletscher eingetreten, nur einzelne verspätete Windstöße fuhren noch seufzend über den großartigen Schauplatz ihrer früheren Thätigkeit, und der Regen klatschte gegen die morschen Wände des kleinen Hauses, das schon so lange allen Angriffen der Natur preisgegeben war und ihnen doch noch immer widerstand.

Dann und wann sprach Edda noch ein Wort, das sich auf die Vorgänge in der Außenwelt bezog, und Franz antwortete ihr darauf. Sie hatte sich zwar vorgenommen, die Nacht wachend hinzubringen, aber dabei nicht bedacht, daß auch sie den Bedürfnissen der menschlichen Natur unterworfen sei. Allmälig kamen ihre Worte langsamer, leiser und seltener hervor, und ihre Augen schlossen sich dabei häufiger und länger. Als ihr Nachbar dies merkte, zog er seine Decke, die sie bisher unbenutzt zu ihren Füßen hatte liegen lassen, über dieselben herauf und hüllte sie warm ein, was sie sich schweigend gefallen ließ, denn der kalte Wind und die Nässe drangen endlich doch durch die unzähligen Ritzen des baufälligen Mauerwerks und machten sich auf empfindliche Weise bemerkbar. Als er aber auch einen Theil seiner eigenen dicken Decke über ihren Körper legte, ermannte sie sich noch einmal aus dem nahenden Schlummer und lehnte dankbar seine Bemühungen ab, indem sie ihn aufforderte, nun auch an sich selbst zu denken.

»Wollen Sie denn nicht ebenfalls etwas schlafen?« fragte sie mit sichtbarer Anstrengung, die Augen offen zu halten.

»O ja, vielleicht werde ich bald schlafen.«

»Ich möchte es jetzt auch, ich bin ruhiger geworden als vorher, nur hält mich noch immer ein seltsam beklemmendes Gefühl davon ab – es ist mir, als müßte ich mich vor irgend etwas, was ich nicht kenne, fürchten –«

»Fürchten Sie nichts und schlafen Sie ruhig ein. Gott wacht überall, zu Hause und in der Fremde über uns, und ich habe mich stets wohl dabei befunden, wenn ich ihm ganz und unbedingt vertraute.«

»Da haben Sie Recht, das will ich mich thun – und nun gute Nacht! Aber rücken Sie nicht so weit von mir fort, Sie hindern mich nicht und ich habe – Vertrauen zu Ihnen gewonnen – es beruhigt mich, wenn ich Sie in meiner Nähe weiß – schlafen Sie wohl!«

Das war ihr letztes Wort. Franz, gleichsam unter ihrem Willen stehend und ihr in Allem gehorsam, rückte ihr noch etwas näher, und als er dann einen Blick auf sie warf, sah er, daß sie sanft eingeschlafen war. Aber da erst recht betrachtete er sie, und er konnte seine Augen lange nicht wieder von ihrem Gesicht abwenden, das in der engen Umrahmung des bunten seidenen Tuches, aus dem nur wenige dunkle Haare hervorquollen, ungewöhnlich lieblich aussah. Als er so ganz nahe bei ihr saß, erschrak er, denn plötzlich machte ihr Kopf eine Bewegung nach ihm, als suchte er eine Stütze, und um ihn auch diese finden zu lassen, rückte er ihr so nahe wie möglich, und es

dauerte nicht lange, so war der schöne Kopf schwer auf seine Schulter gesunken und ruhte nun fest auf sicherer Unterlage.

Franz, gerade in keiner bequemen Lage und mehr sitzend als liegend, regte sich nicht, und kaum athmete er, um den ihr so nothwendigen Schlummer nicht zu stören. Um so aufmerksamer haftete dafür sein Auge auf ihren Zügen, und langsam glitt es von einem zum andern, um jeden einzelnen mit haarscharfer Abwägung zu prüfen und zu studiren. Sie lagen jetzt glatt und ruhig vor ihm, wie die leidenschaftslosen Züge eines schlafenden Kindes. Da war keine Aufregung, kein Hinterhalt, kein Widerspruch und kein Trotz mehr zu finden: Friede, stiller Friede allein sprach aus jeder Linie und verklärte den Reiz der Jugend mit seinem stillen, milden Seelenhauch. Diese weißen, fest geschlossenen Augenlider, deren sammetschwarze Wimpern wie lange Schatten auf das sanft angehauchte Roth der so schön gerundeten Wangen fielen, die sich unter der Einwirkung des Schlafes warm zu beleben begannen, diese vollen, frischen Lippen, die sich nur halb über den weißen Zähnen geschlossen – o wie schön, wie klar, wie rein war Alles und Jedes, was er sinnend, jetzt nicht mehr als Künstler allein, sondern auch als fühlender Mensch betrachtete. O, noch nie, noch nie, das gestand er sich hundertmal ein, hatte er ein solches Gesicht gesehen und noch viel weniger es so nahe an dem seinen gehabt!

»Wenn dieser Friede doch ewig zwischen uns dauern wollte,« sagte er nach längerer Betrachtung zu sich,

»wenn diese Augen doch nie wieder widerspruchsvoll und trotzig gegen mich blicken wollten – o wie glücklich wäre ich dann! O ja, glücklich, aber wie lange wird es dauern, dann stehen wir uns wieder feindlich einander gegenüber, dann reden diese Augen wieder eine herrische Sprache, und diese Lippen bringen Worte hervor, die mich vergessen lassen, daß ich einst so nahe und friedlich an ihrer Seite ruhte. O, so halte die Minute fest, Franz, in der Du so glücklich bist! Ist sie einmal vorübergerauscht, so kommt sie sobald nicht wieder und besucht Dich höchstens wie ein schöner Traum aus der Vergangenheit in der Erinnerung, während diese kurze Minute Dir noch als Gegenwart gehört und Niemand Dir das köstliche Bewußtsein derselben rauben kann!«

Franz hatte endlich sein Selbstgespräch beendigt, das er noch gern Stunden lang fortgeführt, denn unter Umständen ist ein solches Gespräch süßer und unterhaltender als das, welches andere mit uns führen, und unserm Freunde kam es diesmal namenlos süß vor. Allein auch er war ein Mensch und den Bedürfnissen der Natur unterworfen. Bis jetzt hatte er sich durch die Beschäftigung seines Geistes munter erhalten, aber nun fühlte auch er allmälig die Ermüdung und in ihrem Gefolge den Schlaf näher rücken, und er gab sich ihm ohne Säumen und Widerstand hin. Bisweilen freilich hörte er noch in der Ferne das Donnern eines fallenden Schneesturzes oder eines von der Höhe herabrollenden Steines, endlich aber hörte er nichts mehr, und auch er lag unbeweglich im tiefsten Schlaf, die ganze Welt und mit ihr das Verhängniß, das

Schicksal, den Zufall vergessend, von denen eines oder das andere ihm heute wieder eine so bedeutsame Rolle zuertheilt hatte.

Noch ein- oder zweimal trat im Laufe der Nacht der unermüdliche Michel in das kleine Gemach und sah nach dem Lichte in der Laterne, und gegen Morgen wechselte er noch einmal die Kerze. Dabei betrachtete er eine Weile die so nahe bei einander ruhende Gruppe, und sein männliches Antlitz überzog ein freundliches Lächeln. Dann aber legte auch er sich endlich auf die Streu am Feuer und schlief eine Stunde, bis er plötzlich wieder aus dem Schlummer auffuhr und, nach außen horchend, von der seltsamen Stille überrascht wurde, die im Freien eingetreten zu sein schien. Da stand er von seinem Lager auf, warf sich seine wollene Decke über den Kopf, nahm seinen Alpstock, öffnete behutsam die Thür und trat neugierig in die frische Nachtluft hinaus.

Diesmal sollte er eine unvermuthete Freude haben. Der Wind hatte sich fast ganz gelegt, der Regen aufgehört, und nur ein lautes Rieseln und Plätschern des Wassers, welches sich von der Höhe nach der Tiefe senkte und von dem kalten Bergrücken wegzukommen strebte, war ringsum vernehmbar. Frohlockend hob er nun die Augen zum Himmel empor, und siehe da, an einer kleinen Stelle über ihm blinkten und flimmerten einige Sterne, obwohl sonst ringsum noch der ganze Horizont,

soweit er sichtbar, in dunkle Wolken und nächtliche Finsterniß gehüllt war.

»Das muß ich einmal näher untersuchen!« sagte der Gemsjäger zu sich und schritt langsam und vorsichtig um den hochangeschwollenen See herum. Ohne Schwierigkeit fand er das Brett auf, welches noch immer über der Schlucht lag, wie die Leiter auch noch am Gletscher lehnte, da die Führer bei der Eile und dem furchtbaren Wetter am Nachmittag beides an Ort und Stelle gelassen hatten. Behutsam schritt der kühne Mann nun über das Brett, erklomm die Leiter und schwang sich auf den Gletscher hinauf, von dem der Wind und der Regen die größte Schneemasse schon weggefegt hatten.

Als er endlich sicher auf der Höhe des Gletscherrandes stand, bot sich ihm ein größerer Sehkreis als vorher dar und, nachdem er nur flüchtig über das wüste Eismeer mit seinen gespenstigen Schatten und seinen gurgelnden Cascaden hingeblickt, wandte er sein Gesicht nach Osten hin. Und siehe da, so eben entwickelte sich der erste blaßgelbe Streif am fernen Horizont, der ziemlich frei von Wolken und Nebeln war. Langsam rückte der Verkündiger des Morgens heran, langsam schob er seine farbige Lichtwelle weiter und weiter vor, bis sie mit mattem rosigen Strahl kurze Zeit über den Bergen aufleuchtete und dann wieder hinter ein graubleiches Dunstmeer versank.

–

Wohl eine halbe Stunde lang blieb der Gemsjäger auf derselben Stelle unbeweglich stehen, der Kälte der Nacht wie den feuchten Dünsten trotzend, die rings um ihn her

aus dem nassen Gletscher aufstiegen und sich in Wolkengestalt über die Erde verbreiteten, um auch anderen Ländern ihre Feuchtigkeit mitzutheilen. Sein Auge blickte nur hoffnungsvoll nach dem werdenden Lichte empor, und erst, als er sich überzeugt, daß das böse Wetter ganz vorübergezogen und daß der Morgen, wenn auch mit Nebeln erfüllt, ein günstiger sein werde, kehrte er nach dem kleinen Häuschen zurück, voller Freude, daß er der Erste sei, der den Freunden und Fremden den günstigen Wechsel verkünden könne.

Als er in den Küchenraum trat, fand er die Führer noch sämmtlich im tiefsten Schlaf. Darauf leise die Bretter vor der Wandöffnung wegnehmend, blickte er neugierig in die Heukammer hinein, und auch da fand er noch alles in der früheren Lage. Nur das feine Ohr des Malers hatte ihn kommen gehört, und als Michel sein Auge auf ihn richtete, sah er, daß er wach war und ihm fragend entgegenblickte.

Michel, der Niemanden stören wollte, gab ihm einen Wink, der besagen sollte, daß draußen alles gut stehe, und als Antwort winkte ihm Franz zu, sich wieder zu entfernen, um die so sanft neben ihm Ruhende nicht zu stören.

Michel verstand ihn und entfernte sich sogleich, und jetzt erst wagte der Maler, sein Auge wieder auf seine Nachbarin zu richten. Sie lag noch immer mit dem Kopf auf seiner Schulter und regte sich nicht. Ihre Lippen waren halb geöffnet, ihre Brust athmete leise, und der junge Mann fühlte den warmen Athem dieser Brust an seiner

Wange. O, und da kamen ihm die Empfindungen wieder, mit denen er vorher eingeschlafen war. Welche wunderbare und für ihn leider – das sagte ihm jetzt schon ein banges, dunkles Vorgefühl – verhängnißvolle Nacht hatte er in so kurzer Zeit durchlebt! »Könnte ich sie doch noch länger fesseln!« dachte er wiederholt. »Aber nein, sie rauscht unbarmherzig vorüber, wie alles Vergängliche in der Welt, und was rauscht rascher als eine mit köstlichen Träumen durchwehte Nacht!«

Nach einiger Zeit riß er seine Augen fast mit Gewalt von dem schönen Wesen los und lauschte wieder nach außen hin. Ja, der Sturm war auch vorübergesaust, er hatte Michel's Wink wohl verstanden, aber der neue Sturm in seiner Brust – wie stand es damit? War darin nicht auch ein großer Lawinenfall vor sich gegangen? Hatte sich nicht auch ein großer Stein von seiner Brust gewälzt? O ja, *ein* Stein – das bittere Gefühl unverdienter Zurücksetzung – war gewiß davon gesunken, aber ein neuer und vielleicht noch viel größerer und schwererer hatte sich darauf niedergelassen und der begann sein Herz zu drücken, zu pressen, so fest und schwer und schmerzlich, daß er hätte in Thränen ausbrechen können, wenn er nicht ein Mann gewesen wäre, ein starker Mann, in dem es keine Thränen für solche wonnevollen und doch schmerzlichen Empfindungen gab.

Da fuhr ihm plötzlich ein neuer Gedanke durch den Sinn. »O,« sagte er zu sich, »ich wünschte, sie nähme den Kopf von meiner Schulter, damit ich mich unbemerkt

erheben und entfernen könnte. Denn wenn sie jetzt erwachte und sich in solcher Lage neben mir fände, würde das für ihre stolze Seele, die ich kenne, nicht eine neue Demüthigung sein? Vielleicht! Ja, aber vielleicht auch nicht! Wer weiß es, denn wer enträthselt die Geheimnisse eines so stolzen weiblichen Herzens!«

Doch siehe da – hatte die Schlafende seine Wünsche verstanden oder hatte ein unsichtbarer magnetischer Geist ihr dieselben zugeflüstert – plötzlich machte sie eine unwillkürliche Wendung mit dem Kopfe, fiel damit sanft auf die andere Seite und – Franz Marssen war frei.

Noch eine Weile blieb er ruhig liegen, dann erhob er sich vorsichtig von dem knisternden Heu, und mit zwei Schritten war er zur Thür hinaus, nachdem er die vorgestellten Bretter behutsam zur Seite geschoben hatte.

Als er in den vorderen Raum der Hütte trat, fand er die Führer noch im Schlaf, Michel aber saß allein am Heerde und war, nachdem er eben das Schuhwerk der Reisenden in Stand gesetzt, damit beschäftigt, Thee und Chocolade zu kochen, um sie seinen Gästen, sobald sie munter geworden, zum Frühstück darzubieten und ihnen damit neue Kraft und Wärme zu verleihen.

Franz schlich an den Heerd und begrüßte den Gemsjäger mit leise geflüsterten Worten, der ihm fröhlich zulächelte und sagte:

»Sie haben gut geschlafen, und das freut mich. Nun, wir haben alle Glück, das Wetter ist günstig geworden, und wenn sich die Gewässer ein wenig verlaufen und die

Nebel etwas gesenkt haben, können wir allmälig an unsere Rückkehr denken.«

»Laßt uns nicht zu früh aufbrechen,« entgegnete Franz, indem er sich auf das Ende der Bank neben den wackeren Gemsjäger setzte. »Laßt sie noch ruhen, so lange sie wollen und können, wir kommen ja immer früh genug nach Hause.«

Michel sah ihn groß an; die weiche Stimme und das seltsam feierliche Gesicht des jungen Mannes mochte ihm auffallen. »Es gefällt Ihnen hier wohl ordentlich?« fragte er mit pfiffigem Lächeln und nickte bedeutsam dabei.

»O ja, Michel, ich habe gut geschlafen,« erwiderte er, den Blick vor sich niedersenkend und dann seine Haare und Kleider etwas in Ordnung bringend.

»Das glaube ich!« dachte der Gemsjäger und rührte bedächtig sein Frühstück mit einem frisch geschnitzten Stabe um.

»Ueberdies,« fuhr Franz Marssen fort, »möchte ich erst Pferde, die ich bestellt, auf dem Berge wissen, damit die Damen nicht zu nasse Füße bekommen, und wie ich Jürgen kenne, wird er nicht auf sich warten lassen und mit Tagesanbruch von Grindelwald aufbrechen.«

»Na, er wird eben keinen bequemen Weg haben; aber um sechs Uhr kann er immerhin hier sein und jetzt ist es erst vier.«

So unterhielten sie sich wohl noch eine Stunde und unterdessen wurde es trotz des dicken Nebels draußen lichter und lichter und der Morgen schien endlich bleich und

trüb durch die blinden Fensterscheiben über der Thür herein, von denen man die wollene Decke wieder entfernt hatte. Plötzlich vernahm man in der Heukammer ein lautes behagliches Gähnen, das nur von dem jungen Holländer herrühren konnte, der sich wahrscheinlich zu Hause in seinem Bett glaubte. Bald darauf erschien er auch in dem Thürspalt und kurz nach ihm kam der Ungar mit verschlafenem Gesicht zum Vorschein, worauf sich beide fröstelnd auf die Bank am Feuer niederließen, nachdem sie den bereits Wachenden einen guten Morgen geboten und Michel ihnen ihre getrockneten Schuhe überreicht hatte.

Jetzt war aber auch die Zeit gekommen, wo Letzterer glaubte, daß die Führer lange genug geschlafen hätten. Er rüttelte einen nach dem andern wach und die Männer waren schnell munter, sprangen auf ihre Füße und begannen sogleich die Hütte aufzuräumen, damit Platz darin entstand, so daß man sich wieder gemächlich bewegen und an das Einnehmen des allgemein begehrten Frühstücks denken konnte. Als diese Arbeit vollbracht, verließen die Führer die Hütte, um sich draußen umzusehen, und in dieser Zeit hörten die darin Zurückgebliebenen, daß auch die Damen munter geworden, denn sie sprachen mit einander und man konnte deutlich die helle Stimme der jungen Holländerin unterscheiden, mit der sie der stilleren Freundin einen guten Morgen wünschte.

Drittes Kapitel. Die Rückkehr.

Eine halbe Stunde später kamen die Damen zum Vorschein, für die man schon einen bequemen Sitz in der Nähe des Heerdes zurecht gemacht hatte. Fräulein Elise wünschte ihrem Bräutigam unter zärtlichster Umarmung einen guten Morgen und reichte dann Franz Marssen und dem Gemsjäger mit fröhlichem Gesicht die Hand. Miß Edda sah ernst und fast bedrückt aus, als sie hereintrat, wenigstens lag eine sichtliche Spannung um ihre Lippen, als sie mit ihren großen Augen den engen räucherigen Raum durchflog und sich von der Anwesenheit Aller überzeugen zu wollen schien. Dann lächelte sie freundlich gegen die Männer hin und sprach ihnen ihren Morgengruß aus, näherte sich aber keinem so sehr, daß irgend Jemand ihr die Hand hätte bieten können.

Michel hielt schon das heiße Frühstück bereit und fragte Jedermann, ob er Grog, Chocolade oder Thee haben wolle. Da aber nur zwei kleine Töpfe und zwei silberne Becher zum Trinken vorhanden waren, mußte man sich behelfen und geduldig warten, bis die Reihe den Durstigen traf. Dies ging nicht ohne Scherz und Heiterkeit ab und namentlich war es die junge Holländerin, die alle durch ihre natürliche Munterkeit belustigte, so daß selbst der immer so ernste Baron Tekeli bisweilen zu einem hellen Gelächter genöthigt wurde. Miß Edda dagegen blieb still und ernst, sie sah sich nur wiederholt in dem engen Küchenraum um, als wolle sie seinen Inhalt ihrem Gedächtniß einprägen, und wenn von irgend einem der

Anwesenden eine Frage an sie gerichtet wurde, sprach sie nur wenige Worte, die aber stets bei aller Kürze eine herzliche Theilnahme an dem Vorgehenden und eine vollkommene Zufriedenheit mit ihrer jetzigen Lage verriethen.

Während die Reisegesellschaft nun in aller Gemächlichkeit frühstückte und sich dabei unterhielt, wurde Michel von seinen Gefährten hinausgerufen und man hielt im Freien eine längere Berathung über die Zeit des bevorstehenden Aufbruchs ab. Als die Männer endlich wieder hereinkamen und einige von ihnen die Leiter und das Brett bargen, welche ihnen am Tage vorher so große Dienste geleistet hatten, theilte der Gemsjäger den Reisenden mit, daß das Wetter leidlich sei, nur lägen die Nebel noch sehr dicht über der Erde und die Wasser wären noch lange nicht genügend abgelaufen.

»Nasse Füße giebt es unter allen Umständen,« sagte er zu den beiden Damen, »darauf machen Sie sich gefaßt, und die Augen müssen Sie auch scharf aufthun, denn der weiße Dampf liegt in dichten Massen über dem Boden und scheint vor der Hand noch nicht weichen zu wollen. Indessen wird es in zwei Stunden möglich sein, an den Aufbruch zu denken, und dann sind wir immer noch lange vor Mittag in Grindelwald.«

»Wie,« rief Herr van der Hooft erstaunt aus, »noch zwei Stunden müssen wir unthätig hier liegen bleiben?«

Der Gemsjäger warf einen lächelnden Blick auf die junge Braut und sagte scherzend zu ihr: »Bedanken Sie sich bei dem Herrn, mein Fräulein, daß er sich in Unthätigkeit

befindet, wenn er in Ihrer Nähe weilt und zwei Stunden in Ihrer Gesellschaft für eine außerordentlich lange Zeit hält. Als ich Bräutigam war, mein Herr Holländer, hatte ich den ganzen Tag unbeweglich bei meiner Resi sitzen können, wenn ich auch nur eine ihrer Hände halten und in ihr Auge sehen durfte. Doch, bei so vornehmen Leuten mag das freilich anders sein und die werden selbst bei ihren Bräuten von der Langeweile geplagt.«

Alle lachten laut und selbst Miß Edda stimmte diesmal mit ein.

»Das war einmal ein vernünftiges Wort zur rechten Zeit, Herr Michel,« sagte Fräulein Elise scherzend, »und nun bedanke Du Dich für die gute Lehre, mein lieber Jan, die Du für ewige Zeiten in dieser Hütte empfangen hast.«

In diesem Augenblick ließ sich vor der Hütte ein laut und immer lauter erschallendes Jauchzen vernehmen, das allmälig näher kam und zuletzt in ein melodisches Jodeln überging, welches auf die Reisenden eine außerordentlich ermunternde Wirkung übte, da es sie erinnerte, daß sie in den Bergen der Schweiz wären und daß es noch draußen in der Welt fröhliche Menschen gäbe.

»Das ist Jürgen!« rief Franz Marssen und sprang auf, um nach der Thür zu eilen; diese aber wurde schon eben geöffnet und, von Schweiß triefend, bis hoch an den Leib

mit Kot und Wasser bespritzt, auf dem Rücken am breiten Schulterriemen einen fest zugebundenen Korb tragend, trat der krausköpfige Jürgen herein, mit einem unbeschreiblich glücklichen Gesicht die Gesellschaft überfliegend, die er nun doch noch in der Hütte Stiereck gefunden hatte, wie es sein sehnlichster Wunsch gewesen war.

Franz Marssen trat ihm voll Freude entgegen und legte selbst Hand mit an, ihm den anscheinend schweren Korb vom Rücken zu nehmen. »Jürgen,« rief er, »Du bist da, o was bist Du für ein guter Junge! – Aber von den Pferden sprich kein Wort!« flüsterte er ihm rasch und unbemerkt zu.

Jürgen verstand ihn und nickte. »Ja, guten Morgen, mein lieber Herr und meine verehrten Herrschaften,« sagte der brave Diener, »ich bin da und bringe viele tausend Grüße von Grindelwald mit herauf.«

»Von meinem Vater? Von meiner Mutter?« rief jauchzend die junge Holländerin.

»Ja, mein Fräulein, von allen Beiden und sie sind ganz gesund, obgleich sie sich gestern, als das Gewitter ausbrach, halb todt geängstigt haben. Als aber die Noth am größten war, da kam der Träger Murten herunter und brachte Grüße mit der guten Nachricht, daß Sie in Stiereck geborgen wären, und darauf bestellte er mir Ihren Wunsch, Herr, Sie heute Morgen abzuholen. Und so habe ich mich, gleich nachdem der Wind und der Regen nachgelassen, bei Zeiten aufgemacht und da bin ich und freue mich, nicht zu spät gekommen zu sein.«

»Das ist brav von Dir, mein Junge,« rief Franz Marssen, »aber was trägst Du denn da in dem Korbe?«

Jürgen wollte antworten, doch er kam noch nicht dazu. »Setz Dich!« rief der eine. – »Ruhen Sie sich erst!« rief Fräulein Elise. – »Geben sie ihm etwas Warmes zu trinken!« fügte Miß Edda hinzu, und viele Hände bemühten sich, Jürgen dienstbar zu sein, der denn auch bald am Feuer saß und einen Topf voll Chocolade und einen voll Grog in den Händen hielt, aus denen er abwechselnd trank und es sich dabei ganz wohl sein ließ.

Unterdeß aber blinzelte er nach seinem Herrn hinüber und sagte, als er eine Pause zum Sprechen fand: »Was ich da im Korbe habe, Herr? Nun, zuerst den Wein, den ich Ihnen mitbringen sollte, wie Murten mir bestellt; und als nun die fremden Herrschaften gestern Abend von mir hörten, daß ich in der Nacht mit einem Korbe und Wein nach Stiereck wollte, baten sie mich, noch etwas Anderes mitzunehmen, da es Ihnen und besonders den Damen denn doch wohl an so Manchem fehlen könnte.«

Fräulein Elise, als sie dies hörte, konnte ihre Neugierde nicht länger bezähmen, und sie begann sogleich mit Hülfe ihres Bräutigams den Korb auszupacken. Aber da sollten doch Einige von ihnen eine Freude haben. Außer vier Flaschen vom besten feurigen Burgunder fanden sich noch viel frisches Weißbrod und Butter darin, sodann einige Handtücher, ein Stück wohlriechender Seife und eine Flasche cölnisches Wasser, welches alles die gute Frau van der Swinden Jürgen für die Damen aufgebürdet hatte.

Ein herzlicherer Gruß, als er mit diesen Liebesgaben gesendet wurde, konnte aus der Außenwelt nicht in diese einsam gelegene Hütte auf der Höhe dringen, und das empfanden Alle, auch wenn sie es nicht laut aussprachen. Den Wein wollte man sich bis zu einer späteren Zeit für den Weg nach dem Thale aufsparen, das Weißbrod aber ward unter Alle gleichmäßig vertheilt und von Fräulein Elise eigenhändig mit Butter bestrichen, so weit dieselbe reichte. Die Seife, die Handtücher und das cölnische Wasser aber benutzten die Damen auf der Stelle, indem sie sich noch einmal in die Heukammer begaben und ihre Toilette wiederholten, was ihnen schnell auch die jungen Männer nachthaten, da sie sich mit ihrer Waschung vorher höchst dürftig hatten behelfen müssen.

Während Dies vorging und Jürgen sich am Feuer ruhte und immer noch aß und trank, fragte ihn Franz leise nach den Pferden und ob es möglich gewesen sei, sie bergauf zu bringen.

»Warum denn nicht, Herr,« erwiderte Jürgen lachend, »sie sind beide ganz gut heraufgekommen, wie ich, und sie stehen unten trocken in einer Felsennische, ganz und gar in Decken gehüllt und lassen sich das mitgebrachte Heu trefflich schmecken.«

»Hast Du denn Niemanden zur Begleitung mitgebracht?«

»Gewiß, Herr, ein ausgewachsener Geisbube ist bei ihnen, der mit mir lief, da es ihm Freude machte, im dichten weißen Nebel den Berg hinauf zu steigen.«

»Und wie hast Du den Weg bis hierher gefunden?« fragte Michel, der sich den Redenden genähert hatte.

Jürgen zog ein krauses Gesicht. »Nun, nicht gerade wunderschön, Herr Michel. Unten in Grindelwald hat es freilich nicht geschneit, wie hier oben, und auch bei Weitem nicht so stark geregnet, aber den Berg hinunter läuft das Wasser wie toll und brodelt und schäumt dabei, als ob es gekocht wäre. Das heißt, vor zwei Stunden, als ich an der Capelle der heiligen Petronella vorüberkam. Schlüpfrig ist es natürlich überall, aber daß man durchkommen kann, seht Ihr an mir.« Und dabei hob er seinen rechten Fuß in die Höhe und zeigte ihn lachend, da er über und über mit dickem Morast bedeckt war.

»Was meinst Du,« fragte ihn sein Herr wieder, »werden wir die Damen hinabbringen können?«

Jürgen nickte ohne Besinnen. »Warum nicht?« sagte er. »Sie haben ja nur eine gute Stunde bergab zu klettern – der oberste Weg ist freilich der schlimmste – aber bald finden sie ja die Pferde, und wo das Wasser am tiefsten rinnt, da sitzen sie ja dann im Trocknen.«

»Dann bin ich zufrieden. Doch still, da sind sie wieder, und nun kommt die Reihe an uns, Michel, uns endlich mit Seife zu waschen.«

Die Damen erschienen, mit erfrischten Gesichtern und dufteten lieblich von dem cölnischen Wasser, das sie nicht gespart hatten. Fräulein Elise hielt die Flasche noch in der Hand und bot auch den Herren davon an. Aber nur ihr Bräutigam ließ sich einige Tropfen auf ein Tuch gießen, die Uebrigen begaben sich in die Heukammer, wo

noch immer das Licht brannte und frisches Gletscherwasser in Fülle vorhanden war.

So verging den jungen Leuten die Zeit rasch genug, und um acht Uhr endlich, nachdem Michel mit den Führern noch einmal vor der Thür Umschau gehalten hatte, erklärte er, daß man sich zur Reise rüsten könne und daß er denke, man marschire in derselben Ordnung hinunter, wie man heraufgekommen sei.

Da entwickelte sich denn eine allgemeine Rührigkeit. Die Männer hatten bald ihre Tücher um die Brust fest geknüpft, Franz warf seinen leichten Regenmantel über die Schultern, und die Damen, nachdem Fräulein Elisens Kleid wieder hochaufgeschürzt, hüllten sich nun ebenfalls in ihre Plaids, »bis sie vom Gehen warm würden,« sagte Michel, denn dann müßten sie abgenommen werden, da die Damen sich nicht erhitzen dürften.

Endlich waren Alle fertig und auch der Träger und Jürgen hatten ihre Last aufgeschnallt. Man nahm jetzt Abschied von der einsamen Hütte, die sich ihnen allen so wohlthätig erwiesen, und wie es schien, geschah dies von Einigen unter ihnen mit schwererem Herzen, als man eigentlich denken sollte. Als Michel mit Miß Edda zuerst in's Freie getreten war und die Anderen erwartete, ging Letztere langsam um die stille Hütte herum und sah sie sich genau von allen Seiten an, so weit sie sie nur umkreisen konnte.

»Aha,« sagte Michel, indem er ihr nachging, »Sie wollen sich das kleine Ding wohl genau einprägen, um es nicht zu vergessen, wie, meine schöne Dame? Nun ja, es

war eine bitterböse Nacht, die sie darin verbracht, aber es war ja nicht meine Schuld, daß das Gewitter ausbrach, als wir noch auf dem Gletscher waren.«

»Beruhigen Sie sich, mein lieber Michel, erwiderte Miß Edda mit freundlicher und fast herzlicher Miene, »die Nacht war gar so schlimm noch nicht und ist rasch genug vorübergegangen; und wenn ich in meinem Leben keine bitterere und bösere zu ertragen habe, so will ich von ganzem Herzen zufrieden sein.«

Michel nickte und lächelte dabei. Dann aber, sobald sich der Zug in der alten Weise geordnet hatte, rief er sein: »Vorwärts, mit Gott!« und alle setzten sich in Bewegung, indem Michel und Christen ihre Damen wieder bei der Hand nahmen und die anderen Führer die Herren ersuchten, fest und sicher mit dem ganzen Fuß auf die Steine zu treten und sich nicht zu übereilen, da man Zeit genug zum Herabsteigen habe und das Wetter jeden Augenblick besser werde.

Als die Damen aus der zuletzt sehr warm gewordenen Hütte in's Freie traten, waren sie erstaunt, die Temperatur der Luft ungewöhnlich kalt zu finden, und sie priesen im Stillen Michel's Fürsorge, der sie schon im Hause zu den Tüchern hatte greifen lassen. Dabei lag ein dichter, mit den Augen undurchdringlicher Nebel rings ausgebreitet, der sich in Folge der wässrigen Dunste, die aus den Felsspalten hervorstiegen, jeden Augenblick noch mehr zu verdichten schien. Auch rieselten von allen Höhen kleine Wasserbäche herab und suchten sich unter dem Steingerölle freie Bahn zu brechen, über die man

unverzagt fortschreiten mußte, was den Weg und das Gehen nicht sonderlich angenehm machte. Auch der See, an dem man zuerst vorüberkam, war so außerordentlich angeschwollen, daß er an vielen Stellen seine gewöhnlichen Ufer weit überschritt und unaufhörlich mit lautem Getöse in die Tiefe rauschte. Dabei sah seine Oberfläche wie geschmolzenes Blei aus und war noch immer mit ungelöstem Schnee bedeckt, und seine kalten Fluthen befanden sich in ewig gurgelnder Bewegung, als ob er wie das große Meer von Ebbe und Fluth heimgesucht wäre. Schaurig öde sah ringsum die ganze Fels- und Wasserwüste aus, und da die Ferne dicht verschleiert lag und nirgends eine trostreichere Aussicht bot, so fühlte man sich noch öder und verlassener in dieser Einsamkeit, die wohl nur selten an solchen unheimlichen Tagen von Menschen betreten werden mag.

Fröstelnd, die Tücher immer fester um sich ziehend und die frühere Heiterkeit ganz vergessend, traten die Reisenden ihren Weg in dieser Wüstenei an, die nicht die geringste Aehnlichkeit mit der köstlichen Gegend bot, die man am vorigen Tage an derselben Stelle bewundert hatte, und wenige Worte nur wurden im Anfang gesprochen, wozu allerdings der Umstand beitrug, daß Jeder auf seine Schritte achten und genau den Vorschriften folgen mußte, die ihnen die Führer von Zeit zu Zeit laut wiederholten.

»Ist denn das derselbe Weg, den wir gestern gegangen sind?« fragte Miß Edda nach einer Weile ihren Führer. »Ich wenigstens würde ihn nicht wiedererkennen.«

»Ja, Fräulein, es ist ganz derselbe, und es giebt nur diesen einen nach Stiereck hinauf. Aber da sehen Sie, welche Verwüstung eine kurze Gewitternacht zu Stande zu bringen vermag, denn fast kein Stein liegt heute an der Stelle, wo er gestern lag, und selbst ich muß bei dem verteufelten Nebel überaus aufmerksam sein, daß ich die besten Stellen zum Herabsteigen finde. Aber haben Sie keine Sorge, es giebt für mich hier der Kennzeichen mehr, als die Steine sie bieten; die kleinen Tannen, die Sie an unserer Seite bemerken, sind alle von uns an einzelnen Zweigen verkürzt, damit wir bei solchen Vorkommnissen einen sichtbaren Anhalt haben. Doch wie ist es mit den Füßen? Sind sie schon naß geworden?«

»O nein, und das werden sie auch wohl nicht, denn meine Stiefel sind von gutem russischen Leder; doch kalt werden sie mir gewiß, oder sie sind es vielmehr schon.«

»Aha, das dachte ich mir wohl, aber das läßt sich nun einmal nicht vermeiden, wenn ich sie nicht auf den Arm nehmen und durch das Wasser tragen soll.«

»Das würden Sie nicht können,« sagte Edda lächelnd. »Ich bin schwerer, als Sie denken.«

Der Gemsjäger blinzelte sie mit heiterem Lächeln von der Seite an und entgegnete: »O ja, schwer genug mögen Sie sein für einen schwachen und hinfälligen Mann, wenn er Sie tragen sollte, und schwerer gewiß als die kleine behende Dame, die hinter uns kommt, aber für mich und für keinen von uns anwesenden Schweizern sind Sie zu schwer, und das werden Sie bald mit eigenen Augen wahrnehmen können.«

»Wie meinen Sie das? Sie werden doch wohl nicht wirklich in die Nothwendigkeit versetzt werden, uns tragen zu müssen?«

Michel schmunzelte. »Das kann man doch nicht wissen,« sagte er. »Nach dem Wasser zu urtheilen, welches hier oben läuft, muß es eine Strecke tiefer noch größer sein, und da Sie nicht durch einen Bach waten können, müssen Sie sich schon hinüber tragen lassen.«

»Aber dann werden Sie selbst und alle Fußgänger naß?«

»Gewiß, und das ist kein seltenes Ereigniß bei uns. Doch jetzt geben Sie Acht – hier giebt es etwas zu klettern. Aufgepaßt, Leute!« rief er nach hinten. »Sehen Sie nicht in die Schlucht linker Hand hinab, Fräulein, es ist Eis- und Schneewasser, was so brüllt und tost, ja, ja, aber ich halte Sie sicher, und Sie können meinem Arm vertrauen.«

Miß Edda vertraute ihm auch, wie Elise und die beiden nächstfolgenden Männer ihren Führern, und dieses Vertrauen war nöthig, denn man kletterte eben dicht an einer tiefen, mit kaltem, schäumenden Wasser gefüllten Schlucht hinab, über vor Kurzem herabgestürztes Steingeröll, während man nach der anderen Seite keinen Fuß breit ausweichen konnte, da hier eine glatte Felswand steil emporstieg, von der ebenfalls kleine Gießbäche in perlenden Cascaden niederrieselten.

Langsam, Schritt vor Schritt, kein Wort sprechend und kaum athmend, kletterten die Menschen an der gefährlichen Stelle hinab, die sich noch zweimal in ähnlicher Weise wiederholte; die Führer zogen, schoben und stützten die ihnen Anvertrauten, und nur Franz Marssen schritt ruhig und sicher seinem Führer voran, immer in die Fußtapfen tretend, die ihm seine Vorgänger als sicher hinterlassen hatten.

So rückte man nur äußerst langsam vor, obgleich es stark bergab ging, und bald waren die des Kletterns ungewohnten Reisenden außer Athem und mußten um eine kleine Rast bitten, um sich zu erholen.

Miß Edda, die schon lange ihr Plaid gelüftet hatte, blieb, an eine Felswand gelehnt, hochathmend stehen und blickte sich nach den hinter ihr Kommenden um. Sie waren bald Alle zusammen, und sowohl der Ungar wie Herr van der Hooft fingen schon wieder an erschöpft zu werden, was ihre Gesichter genügend ausdrückten, denn sie waren gedunsen und mit Schweiß bedeckt, und ihre Augen sprachen eine Aengstlichkeit aus, die weder die Braut noch deren Freundin empfand.

»Geht es noch mit Ihren Kräften?« rief Franz Marssen über die Köpfe der vor und unter ihm Stehenden herüber.

Miß Edda nickte ihm bejahend zu, denn der Athem war ihr kurz geworden, und das Sprechen wurde ihr schwer.

Franz sah nach der Uhr und lächelte freudig. »Haben Sie nur noch eine kurze halbe Stunde Geduld,« sagte er, »die Zeit vergeht rasch, wenn man mit Augen, Händen

und Füßen arbeitet, und bald wird der Weg besser, und Sie werden bequemer voran kommen.«

»Gott sei Dank!« seufzte Herr van der Hooft, zu Baron Tekeli gewandt, die beide nicht ahnten, daß für sie der Weg noch lange nicht trockener und bequemer würde.

Nach fünf Minuten Aufenthalt schickte sich Michel zum Weitergehen an. Miß Edda streckte unaufgefordert ihre Hand nach ihm aus und, sich fest auf die seine stützend, folgte sie ihm, da es abermals steil bergab ging und Schlund auf Schlund sich zur Linken öffnete, die alle mit Wasser gefüllt waren, welches vom Gletscher unaufhörlich niederrann. Als aber auch dieser Abhang überwunden, kam man an eine ebenere Stelle, die allerdings morastig war und von vielen kleinen laut rieselnden Bächen durchschnitten wurde.

»Es ist kaum denkbar,« begann Miß Edda wieder, »daß dies derselbe Weg ist, den wir gestern hinaufgestiegen sind.«

»Es ist genau derselbe, mein Fräulein, verlassen Sie sich darauf. Denken Sie nur daran, wie eines Menschen Gesicht sich verändert, wenn er aus dem Lachen in's Weinen übergeht, nachdem er erst Freude gehabt und dann Schmerz hat, und oft bringt schon ein einziges Wort eine so auffallende Wirkung hervor, nicht wahr? Nun ja, diesen Weg haben Sie gestern, mit der Hoffnung im Herzen, den Gletscher zu besteigen, bei lachendem Sonnenschein gesehen, und heute, mit der Sehnsucht im Herzen, im trockenen Zimmer zu sitzen, steigen Sie hinab und finden ihn weinend, nachdem das Gewitter jenes böse Wort

zu ihm gesprochen hat. Ist es nicht so, wenn ich dummer Gemsjäger mich vielleicht auch nicht ganz verständlich auszudrücken verstehe?«

»Nein, nein, Sie haben Recht, und ich verstehe Sie recht gut,« rief Miß Edda mit tiefer Empfindung – »doch was machen Sie da?«

Michel war stehen geblieben und warf einem seiner Nachfolger seinen Hut zu. Dann breitete er seine beiden starken Arme aus und sagte: »Jetzt ist der Moment gekommen, mein Fräulein, wo Sie prüfen können, ob ich Sie zu tragen vermag. So, schlingen Sie nur dreist ihre schönen Arme um meinen Hals, ich bin ein alter Kerl, und mir dürfen Sie das schon thun. Und dabei sehen Sie rückwärts, wenn ich bitten darf, dann kommen Sie schneller hinüber, wenigstens däucht es Ihnen so.«

Edda besann sich keinen Augenblick, eben so wenig Elise. Und da Michel und Christen sich zugleich niederbückten, umschlangen sie beide den Hals der braven Führer, und diese hoben sie mit athletischer Kraft wie kleine Kinder in die Höhe und trugen sie so sicher durch das schäumende Wasser und den tiefen Morast, als ob sie auf ebenster, trockenster Straße gegangen wären.

Als Herr van der Hooft und der Ungar das vor ihren Augen sich entwickelnde Schauspiel sahen, blieben sie zögernd stehen; ehe sie es aber vermutheten, hatten ihre Führer auch sie ergriffen und trugen sie über die böseste Strecke, nur Franz Marssen kämpfte sich mit seinem Führer, dem Träger und Jürgen wacker durch, was eben kein ermuthigender Anblick für die Zurückblickenden war.

Glücklicher Weise dauerte es nicht lange, bis diese Stelle überwunden war, und jenseits des Morastes setzten die Führer ihre Lasten sanft nieder, und man konnte nun auf etwas geebneterem Wege über Blöcke und Gerölle steigen, zwischen denen allerdings noch immer das Wasser brodelte.

»Ach,« sagte Miß Edda wieder zu ihrem Führer, »ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, Herr Michel, und weiß kaum, wie ich das wieder gut machen soll.«

»Sehen Sie mich einmal freundlich an,« erwiderte der Gemsjäger lächelnd, »Sie glauben nicht, wie wohl das einem braven Manne thut, der nichts als seine Pflicht erfüllt.«

Miß Edda lächelte ihm freundlich und dankbar zu und drückte ihm dabei herzlich die Hand. »Sie sollen noch viele freundliche Blicke von mir haben, wenn Sie damit zufrieden zu stellen sind,« sagte sie, »sie werden mir Ihnen gegenüber leicht und kosten mir keine Mühe.«

»Ach ja,« seufzte Michel, »und doch verstehen so wenige Frauen, einen freundlichen Blick zur rechten Zeit zu schenken und geben sich oft das Ansehen, als ob es ihnen eine entsetzliche Arbeit wäre.«

Miß Edda nickte ihm noch einmal zu und sagte: »Ich gehöre nicht zu diesen Frauen, lieber Michel, aber ich danke dennoch für die Belehrung und will sie mir für mein künftiges Leben bewahren. Aber in der That, dieser Weg ist sehr schlecht, und so ungern ich bergab reite, so würde ich mich heute doch freuen, wenn ich ein gutes

Pferd hätte; meine Kniee fangen mir an zu zittern, und ich glaube fast, sie versagen mir bald den Dienst.«

Michel lachte still vor sich hin. »Ich glaube es wohl,« sagte er, »Herrn Marssen's Fuchs oder sein schöner Schimmel wäre Ihnen wohl ganz angenehm?«

»Gewiß, und beide Thiere haben mir schon früher große Dienste geleistet, wie Herr Marssen selber.«

»Das sieht ihm ähnlich. Wissen Sie, daß dieser Franz Marssen und sein Vater die bravsten Kerle sind, die ich von außerhalb hier je kennen gelernt habe? Ja, das sind sie, und der Vater wenigstens hat bei uns schon vielen Menschen große Dienste geleistet.«

»Er ist ein geschickter Arzt, nicht wahr?«

»Sehr geschickt, und gut und menschenfreundlich dabei, der nicht um das liebe Geld seinem Nächsten beispringt! Doch so ist der Sohn auch. – Aber halt, ich glaube wirklich, daß Gott Sie ein wenig mehr lieb hat, als andere Menschen, denn wenn ich mich nicht irre, habe ich eben ein Pferd wiehern hören, und das kann Ihnen doch nur der liebe Gott geschickt haben.«

Miß Edda horchte hoch auf und sah den verschmitzt lächelnden Gemsjäger forschend von der Seite an, über dessen braune Wange der klare Schweiß in dicken Tropfen perlte. »Wie sagen Sie? Ein Pferd? Wo denn?«

»Ein Pferd oder gar zwei – warten Sie nur einen Augenblick – da, hinter jener Felswand werden Sie gleich das natürliche Wunder sehen.«

Sie hatten nur noch ein paar Schritte nach der bezeichneten Wand zurückzulegen. Ehe sie sie aber noch erreichten, hörte auch Miß Edda das laute Wiehern eines muthigen Pferdes, und als sie mit ihrem Führer um die Ecke der Felswand bog, sah sie den Fuchs und den Schimmel, deren Zügel ein zottiger Geisbube hielt, in einer Vertiefung der Steinmauer vor sich stehen.

Miß Edda starrte wie vor einer unbegreiflichen Erscheinung zurück. »Michel!« rief sie, »wer hat uns das gethan?«

»Kommen Sie nur weiter, mein Fräulein, und erschrecken Sie nicht. Wenn es nicht der liebe Gott selber war, so war es doch gewiß der Herr, dem diese Pferde gehören, der sie Ihnen hierher bestellt hat.«

Beide junge Damen stießen einen einstimmigen lauten Ruf des Frohlockens aus, und Miß Edda sprang sogleich an die beiden Pferde heran und streichelte ihnen liebkosend den stolzen Hals, den diese, in lebhaftes Schnauben ausbrechend, den herankommenden Menschen neugierig entgegenstreckten, als wollten sie damit ihre Freude zu erkennen geben, bekannte Personen wiederzusehen, die sie schon so oft auf beschwerlichen Wegen getragen hatten.

Kaum aber hatte Miß Edda ihrem ersten Freudenausbruch Genüge gethan, so wandte sie sich von den Pferden ab und dem Besitzer derselben zu. »Herr Marssen,« sagte sie, als Franz herangekommen war und seinerseits auch die Freude empfand, die seine Ueberraschung den Damen bereitet hatte, »das haben Sie gethan? O, das ist

freundlich von Ihnen, und das vergesse ich Ihnen nicht. Hier haben Sie noch einmal meine Hand und das Bekenntniß, daß ich das Gute, was Sie mir heute von Neuem erwiesen, nicht nur zu schätzen weiß, sondern daß ich es auch empfinde.«

Franz Marssen ergriff rasch die von dem Handschuh entblößte schöne Hand, aber zu sprechen vermochte er nicht, denn der Blick, der ihn aus dem leuchtenden dunklen Auge so eben getroffen, hatte ihn stumm gemacht und sein Herz zu so lautem Schlagen gebracht, daß er es selber zu hören glaubte. –

»So,« rief Michel nun, »hier wollen wir zehn Minuten rasten und ein Glas Burgunder trinken, den wir ebenfalls Herrn Marssen verdanken, und das wird uns Allen wohl thun. Jürgen, mein Junge, gieb Deinen Korb her und laß einen Pfropfen springen. Ha, da ist die Flasche schon und nun heraus mit den Bechern, meine Herren, wer hat sie?«

Die von Schweiß triefenden Herren van der Hooft und von Tekeli griffen rasch nach ihren Taschen und in zwei Minuten perlte der blutrothe Wein in den Bechern; Michel reichte den einen Miß Edda und den andern Fräulein Elise hin, die sie ohne Verzug ergriffen und ihren feurigen Labetrunk auf das Wohl des freundlichen Gebers leerten.

Aus den zehn Minuten jedoch, die Michel nur zu ruhen bestimmt hatte, wurde eine halbe Stunde, denn als die beiden müden Herren erst auf einem Stein saßen, konnten sie sich sobald nicht entschließen, den Ruheort zu verlassen, obgleich er eben kein allzu bequemer war. Allein Herr van der Hoft und Baron Tekeli waren schon

jetzt und noch vom vorigen Tage her so angegriffen, daß sie behaupteten, sie könnten kaum noch die Kniee bewegen, und Michel kannte diesen Zustand aus Erfahrung zu genau, um ihren Angaben nicht unbedingt Glauben zu schenken. So brachte man die Zeit mit Plaudern und mit Essen und Trinken hin, und da alle Führer gleichmäßig von dem vorhandenen Wein ihren Theil erhielten, so waren die vier Flaschen bald leer und Jürgen trug den Vortheil davon, mit bedeutend erleichtertem Korbe den Berg hinabzusteigen.

Endlich aber hatte die Ruhe lange genug gedauert, und Michel gab das Zeichen zum Aufbruch. Als er sich aber nun zu seiner Dame wandte, um ihr beim Aufsteigen behülflich zu sein, fand er Franz Marssen schon an der Seite des Schimmels stehen, und zum ersten Mal sollte Miß Edda Gelegenheit haben, zu bemerken, daß auch der Maler einen kräftigen Arm habe, denn er hob sie mit einer Leichtigkeit in den Sattel, wie sie es kaum von ihm vermuthet. Als sie erst saß und in ihr Tuch gehüllt war, lächelte sie ihm freundlich zu und sprach ihren Dank mehr mit dem Auge als mit Worten aus, und wir wagen kaum zu entscheiden, ob dieses Auge nicht eine beredtere Sprache für ihn führte, als es unter den obwaltenden Umständen die einfachen Worte: »Ich danke Ihnen!« vermocht hätten.

Der Weg bot von nun an keine großen Schwierigkeiten mehr dar, obwohl er noch naß, holprig, steil und abschüssig genug war. Aber Michel und Christen selbst hielten die Zügel der sicheren Pferde, und wenn man auch

langsam vorschritt, so kam man doch allmälig dem Ziele näher, nach dem jetzt alle, wie es schien, mit gleicher Hast verlangten. Gegen Ende der Reise jedoch schien sich das Wetter aufheitern und also die Fahrt nach dem Gletscher noch mit einem Schatten von Glanz verherrlichen zu wollen; denn die Nebel zertheilten sich sichtbar, die Luft wurde bedeutend wärmer, und als man in der Ferne den ersten Baum mit grünem Laube vor sich sah, zitterte sogar ein schwacher Sonnenstrahl durch die Luft, der jedoch bald wieder verschwand, nachdem man ihn zu früh gelobt und zu laut begrüßt hatte.

Endlich – o wie lang war dem guten Bräutigam, der alle Zärtlichkeit für seine Braut, und dem stillen Ungar, der schon lange alle Aufmerksamkeit für Miß Edda vergessen hatte, der Weg bis dahin geworden! – endlich erreichte man den Fuß des Mettenbergs und sah den letzten Vorposten des Grindelwaldgletschers, in welchem die schöne blaue Grotte lag, zur Seite liegen. Rascher nun schritten die Pferde in die alte Moräne hinein, aber es kostete Mühe, sich durch das Steinlabyrinth derselben zu winden, denn auch hier hatten die Wasser arg gewüthet, und die alten ausgetretenen Wege waren entweder verschlammt oder die Lütschine, die heute in zwanzig Canälen ihren Lauf begann, hatte sie überschwemmt, so daß man, schon in der Nähe des Dorfes, noch einmal umkehren und auf einem langen Umwege einen gangbaren Pfad suchen mußte, auf dem man endlich das Dorf erreichte und zwar gerade zu der Zeit, als die letzten Reste des Nebels sich in den Lüften verflüchtigten und dadurch

den schönen blauen Himmel verdüsterten, der an diesem und vielen folgenden Tagen keinem der Reisenden mehr lächeln sollte.

Es war halb zwölf Uhr Morgens, als die Gesellschaft vor dem Gasthof hielt, von welchem sie vor dreißig Stunden so lebenslustig und muthvoll ausgezogen war; aber still, übermüdet und halb verstimmt, wenigstens was den jungen Holländer und Baron Tekeli betrifft, kam man zurück, denn diese beiden Herren waren so steif an allen Gelenken, daß sie sich kaum die kleine Treppe hinaufschleppen konnten, die nach der Vorhalle des Hauses führte.

Um so lauter, freudiger und herzlicher wurden sie alle von Seiten des zurückgebliebenen holländischen Ehepaares empfangen. Frau van der Swinden trug vor überströmendem Glück, ihre Tochter beinahe auf dem Arme in das Haus, und der alte Herr war die Zärtlichkeit selbst für die Freundin seiner Tochter, die er mit endlosem Händeschütteln und tausend verworrenen Fragen begrüßte. Als man sich aber mit den Damen lange genug beschäftigt, kamen auch die Herren an die Reihe, und nachdem man sich über den lahmen Zustand der beiden jungen Männer beruhigt, die still in ihre Zimmer schlichen, wandten sich die wackeren Leute Franz Marssen zu und sagten ihm ihren herzlichsten Dank für seine Güte ›gegen die Kinder‹, die er noch zuguterletzt so glänzend an den Tag gelegt hatte. Als sich aber alle Reisenden in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, trat Herr van der Swinden in die Vorhalle hinaus und rief den außerhalb stehenden Michel und

seine Gefährten herein, worauf er sich auch bei diesen bedankte und jedem von ihnen einen fast dreifach höheren Lohn gab, als sie zu fordern hatten. So schieden denn auch sie in heiterster Stimmung von der Gesellschaft, Michel aber fragte nach der Stunde der Abfahrt der Herrschaften, da er es sich nicht versagen könne, wie er hinzufügte, sie von Grindelwald abreisen zu sehen. Nachdem Herr van der Swinden ihm die vierte Nachmittagsstunde bezeichnet, ging er nach Hause, um unter seinem stillen Dache ein paar Stunden zu ruhen und seiner Frau von dem freigebigen Holländer, den schönen Damen und den verweichlichten jungen Herren zu erzählen, die er nach dem Zäsenberg zu führen und mit denen er in Stiereck eine Nacht zuzubringen so glücklich gewesen war.

Das gemeinschaftliche Mittagessen hatte der General-Consul um zwei Uhr festgesetzt, und um diese Zeit fanden sich alle jungen Leute wieder in der Vorhalle ein, woselbst die Tafel bereitet war. Alle ohne Ausnahme hatten zwei Stunden geschlafen und fühlten sich dadurch so sehr erquickt, daß auch die frohe Laune sich wieder geltend machte, obgleich man die Folgen des Bergsteigens nun erst recht in allen Gliedern fühlte.

Endlich um vier Uhr fuhr der Wagen vor das Haus, den Herr van der Swinden durch einen Boten aus Interlaken hatte holen lassen, da in Grindelwald selbst kein passender zur Zeit vorhanden gewesen war. Auch ein Knecht führte den Schimmel aus dem Stall, der sich von seiner Bergtour wieder erholt hatte, und ging mit ihm geduldig auf und ab, da die Herrschaften etwas lange auf sich

warten ließen. Jürgen war mit dem Fuchs schon vor zwei Stunden nach Hause zurückgekehrt, da Franz ihn seinem Dienste nicht länger entziehen wollte, als durchaus nöthig war.

Franz Marssen war endlich der Erste, der aus dem Hause trat oder glaubte es wenigstens zu sein, da er anfangs Niemand vor der Thür bemerkte. Plötzlich aber sah er Miß Edda, schon zur Fahrt gerüstet, langsam auf der Straße hin- und hergehen, und als er die Stufen hinabstieg, gab sie ihm einen Wink mit der Hand, dem er sogleich Folge leistete, um bald an ihrer Seite auf und nieder zu wandeln.

»Herr Marssen,« begann sie das Gespräch mit merklich bewegter Stimme, »es ist mir lieb, daß ich Sie noch einige Augenblicke allein sprechen kann, wozu ich bis Interlaken sonst keine Gelegenheit mehr finden würde. Wir haben also jetzt unsere Reise in die Berge zurückgelegt, und ich muß gestehen, daß ich köstliche, genußreiche und unvergeßliche Stunden verlebt habe. Allein Manches, was auf dieser Reise vorgefallen und was sich nicht umgehen ließ – Sie verstehen mich wohl – muß vergessen sein – oder, wenn nicht vergessen, so darf sich doch wenigstens keine Schilderung davon unter die Menschen verlieren, die uns von heute Abend an wieder umgeben werden. Wir treten jetzt in eine Welt zurück, die nichts von dem weiß, was in jener vorgeht, die wir eben verlassen haben, und sie braucht auch nichts davon zu wissen. Ich liebe sie nicht so sehr, wie es bisweilen scheinen mag, aber ich kenne sie genügend, um nicht zu wünschen, daß

sie mich mit ihren Ränken verschonen möge. Soviel hiervon, und Sie werden mir diese Worte gewiß verzeihen. Uebrigens glaube ich, daß wir Beide von dieser Reise als bessere Freunde zurückkehren, als wir früher waren, und zum Beweise davon gebe ich Ihnen hier noch einmal meine Hand, zum letzten Mal, und ich sage Ihnen, wenn Ihnen daran gelegen ist, den aufrichtigsten Dank für alle Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, die Sie mir bisher erwiesen haben. Im Ganzen aber hatten sie Recht, als Sie sagten: Gletscherwanderungen seien gefährlich, und sie sind es in der That, viel gefährlicher sogar, als man denken mag. Für's Erste besteige ich daher keinen Gletscher wieder, und am wenigsten mit Ihnen.«

Franz Marssen trat verwundert einen Schritt zurück, obgleich sie lächelte, als sie die letzten Worte sprach. »Warum mit mir am wenigsten?« fragte er.

»Weil – weil –« sie konnte nicht weitersprechen, obgleich sie es vielleicht gern gethan und Franz Marssen die nun folgen sollenden Worte für sein Leben gern gehört hätte, denn so eben kamen die Holländer die Treppe herunter, und Fräulein Elise rief laut ihre Freundin herbei. Franz Marssen ließ die Hand, die er bisher unbewußt in der seinen gehalten, los, und Miß Edda trat mit raschen Schritten dem Wagen zu, wobei sie wahrscheinlich nicht wußte, daß sie jetzt eben so wenig die Augen gegen Jemanden zu erheben im Stande sei, wie sie sie gegen den jungen Maler erhoben hatte, der vergeblich dann trachtete, noch einen Blick zu erhaschen und ihn sich auf seine Weise zu deuten.

Als aber eben die junge Dame eingestiegen war und nun auch die steifen Herren mit Mühe in den Wagen kletterten, kam Michel aus dem Dorfe herbeigelaufen und nahm noch einmal Abschied von den Personen, denen er so viel Gutes erwiesen hatte. Sie drückten ihm Alle herzlich die Hand, und er war der Erste, den Miß Edda wieder ruhig und freundlich ansehen und so lange mit den Augen festhalten konnte, als der rasch fortrollende Wagen es ihr erlaubte. –

Der Wagen war fortgefahren, und die schönen Augen waren verschwunden, die noch so eben über des Gemsjägers braunes Gesicht geleuchtet hatten. Er blickte dem enteilenden Gefährt mit wehmüthigem Lächeln nach und wandte sich dann, als er es nicht mehr sehen konnte, dem Maler zu, der noch neben ihm stand, dem Knecht aber sein Pferd schon abgenommen hatte und es eben besteigen wollte.

»So ist es mir schon oft ergangen,« sagte der stattliche Mann mit ernster Würde und fast traurigem Tone, »wie mir es heute und jetzt eben ergeht. Es kommen Viele zu mir, die mir wohlgefallen, aber wenn sie ein paar Tage mit mir durch die Berge gewandert sind, verlassen sie mich wieder, und ich sehe sie mit diesen Augen wohl niemals mehr. Das ist ein bitteres Gefühl, Herr Marssen, das können Sie mir glauben. So wie diese eine Dame aber hat mir sobald keine andere behagt, und Sie sind in Wahrheit glücklich zu preisen, daß Sie – daß Sie ihre Zuneigung gewonnen haben.«

»Michel!« rief Franz Marssen, auf das Höchste betroffen, und sein in der Regel bleiches Gesicht färbte sich dunkelroth. »Was sagt Ihr da? Was hätte ich gewonnen – von dieser Dame?«

Der Gemsjäger sah den Maler groß und überaus verwundert an. »Na, das muß ich sagen,« brachte er endlich hervor, »verstellen Sie sich oder sind Sie blind und taub gewesen? Denn daß diese schöne junge Dame mit dem glühendenden Feuerauge in Sie *vernarrt* ist, hab' ich auf den ersten Blick weggehabt, und wenn ich es nicht gesehen, so hätten mir es ihre Fragen verrathen, die sie unterwegs an mich richtete, als wir im Schneegestöber über das Eismeer gingen. Bei Gott, Herr, sie hat ja nur Augen für Sie und nur Sorge um Sie gehabt, und ich will des Teufels sein, wenn es nicht wahr ist.«

Franz Marssen erschütterten die einfachen Worte eines so einfachen Mannes mehr, als dieser es für möglich gehalten hatte. Seine Pulse hämmerten, wie vom rasenden Fieber bewegt, und sein Auge füllte sich mit einer Gluth, daß er nichts sah, was um ihn her ausgebreitet lag. Endlich kam ihm die Sprache wieder, und er sagte rasch mit fast bebenden Lippen: »Michel, Ihr irrt Euch – was Ihr da sprecht, ist von größerer Bedeutung für mich, als Ihr vielleicht glaubt.«

Der ehrliche Gemsjäger sah ihn immer erstaunter an und rief: »Nun, dann begreife ich die Menschen nicht mehr! Aber ich sollte meinen, es müßte für einen Mann

von Ihrem Schlage ein Genuß sein, zu hören, daß ein solches Weib in ihn vernarrt ist, und Sie sehen ja aus, als ob Sie darüber erschrocken wären!«

Franz Marssen, über den es wie eine kalte, ihn in den Grund drückende Meereswelle lief, wandte das Gesicht ab und reichte dem biederen Gemsjäger die Hand zum Abschiede. Er mochte, er konnte nicht mehr hören, denn er hatte nur *einen* Wunsch: den, allein zu sein und über das schrecklich süße Wort nachzudenken, welches der arglose Naturmensch, der noch neben ihm stand, wie einen Feuerbrand in seine Seele geworfen, in seine Seele, die schon lange übervoll von Zündstoff und jetzt nahe daran war, in Flammen aufzulodern, die kein Wasser, auch nicht das des kalten, wasserreichen Gletschers, den er da vor sich liegen sah, sollte löschen können.

»Lebt wohl, Michel!« sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme und wandte sich von dem ihm verwunderungsvoll nachschauenden Manne ab. Und rasch, aber mit Bewegungen, denen man ansah, daß sie nicht mehr von seinem Willen beherrscht wurden, stieg er langsam in den Sattel, und ohne daß er es wußte oder wollte, setzte sich der Schimmel in scharfen Trab, um dem vorausgefahrenen Wagen nachzueilen, als leite ihn mehr der Instinct, daß er zu ihm gehöre, als der Zügel seines Reiters, der fast kopflos auf seinem Rücken saß und sich nur immer die wenigen Worte wiederholte, die Michel, der Gemsjäger, gleich einem feinen, aber stark und schnell wirkenden Gifte in seine Ohren geträufelt hatte.

Viertes Kapitel. Fremde und eigene Prüfung.

Die in bester Absicht oder vielleicht auch ohne alle Absicht gesprochenen Worte Michel's: »Sie ist in Sie vernarrt!« hatten, wie wir gesehen, keine freudige, vielmehr eine fast Schrecken erregende Wirkung auf Franz Marssen geübt, denn anstatt ihm einen ersehnten Einblick in die Empfindungen und Gefühle der schönen Schottin zu gewähren, hatten sie wie ein Zauberschlag an sein eigenes Herz gepocht, die Thür desselben mit Gewalt aufgerissen und den ganzen geheimen Inhalt desselben im Handumdrehen an den Tag gebracht. Franz war aber um so mehr dadurch ergriffen worden, weil in demselben Moment, als Michel jene verhängnißvollen Worte zu ihm sprach, durch eine geheime und unerklärliche Wechselwirkung, der Zustand seines Herzens sich ihm selbst geoffenbart hatte, und weil seine Augen, plötzlich hellsehend geworden, nun wie durch ein klares Glas in eine ganz neue Welt blickten, in der sich neben tausend frisch sprudelnden Freudenquellen eben so viele ungeahnte Schmerzen ankündigten. Alles in Allem gerechnet, förderte dieser Vorgang das Bewußtsein in ihm zu Tage, daß endlich wirklich und in Wahrheit geschehen, was er schon lange wie ein Gewitter in langsam heraufziehenden Wolken sich ihm nähern gesehen, daß sein bisher so ruhiges, friedliches Herz eine Wunde erhalten habe, die, nicht allein groß und entsetzlich tief, auch sein Blut, sein ganzes Innere in eine Gährung versetzte, wie man sie nur bei Menschen von Franz Marssen's Art findet, Menschen,

die noch innig, tief und rein zu fühlen vermögen, weil die Empfindungsfasern ihrer Seele noch nicht abgenutzt, weil sie noch frisch und unentweiht im Denken und Fühlen sind, und weil ihr Geist noch fähig ist, die große Umwandlung in ihrem Wesen zu begreifen, die immer vor sich geht, wenn ein anderes, zweites Ich in das eigene einzieht und es ganz erfüllt, so daß zwei verschiedene Existenzen zu einer einzigen zusammenschmelzen. Denn nur so konnte sich Franz die Neigung zu einem anderen Wesen denken, nur so konnte er sie erfassen und pflegen; für ihn war die Liebe keine angenehme Zerstreuung, kein Auflodern sinnlichen Blutes, keine Befriedigung einer selbstsüchtigen Eitelkeit, nein, sie war ihm ein Cultus, sie war ihm eine Lebensaufgabe, wie es ihm in anderem Sinne die Kunst war, und wenn er von und zu sich selbst sagte: »ich liebe!« so hieß das nichts Anderes als: »ich habe aufgehört, für mich zu sein, zu denken, zu handeln; ich bin, denke und handle mit, in und durch einen Anderen, und wenn ich ferner glücklich und zufrieden sein soll, so kann ich es nur sein, wenn dieser Andere mit mir zugleich, in einem Sinne, in einem Gefühl und nach einer und derselben Richtung hin zufrieden und glücklich ist.«

»Und das wäre Alles recht gut und schön und möglich gewesen,« sagte er sich jetzt, »ich wäre gewiß zufrieden und glücklich geworden, wie ich auch meine ganze Lebenskraft daran gesetzt hätte, ein anderes Wesen glücklich und zufrieden zu machen, aber warum ist mein Auge und mein Herz gerade auf diese eine Person gefallen,

die vielleicht die einzige ist, die mir nie zu Theil werden kann? O, wäre sie die Tochter eines armen, unbedeutenden Mannes, stände sie mir durch gleichartigere Verhältnisse näher, wie leicht hätte sich da ein Band zwischen uns geknüpft, wie sicher und ruhig hätte ich zu meinem Ziele gelangen können – aber so, wie die Verhältnisse dieses geheimnißvollen Mannes mir erscheinen, wie kann da eine Möglichkeit vorliegen, daß ich jemals mein Ziel erreichen werde?« –

Und doch drängten sich alle seine Gedanken mit einem Male, als hätten sie Flügel und mit ihnen eine ungeheure Schwungkraft erhalten, näher nach diesem schwer oder gar unerreichbaren Ziele hin, doch streckten sich seine Augen, seine ganze Seele dahin mit allen Kräften und Fähigkeiten aus, denn in ihm, still in der Tiefe seines Herzens, dämmerte ein kleiner Lichtglanz auf, den er sich, in Worte übersetzt, etwa so deutete: daß, wenn dieses schöne Weib wirklich auch zu ihm eine Neigung trage, wie er zu ihm, daß dann die Kluft zwischen ihnen schon bedeutend geringer geworden, daß dann schon ein großer Schritt vorwärts gethan und nicht unbedingt jede Hoffnung aufzugeben sei, das eine bestimmte, schwer zu erreichende Ziel doch noch einmal zu erreichen, wenn nur der Lauf und das Streben danach auf die rechte Weise begonnen werde.

Das waren die durcheinander wirbelnden Gedanken und Gefühle, mit denen Franz Marssen an diesem Tage seinen Ritt in die Heimat antrat, und die Wahrnehmung,

die er aus der zufälligen Mittheilung des Gemsjägers erhalten hatte, die auf einen das Leben leichtsinniger erfassenden Mann eine ganz andere und freudigere Wirkung hervorgebracht haben würde, enthielt also für ihn Grund genug, zu erschrecken, in eine bisher unbekannte Sorge zu gerathen und die Stunde, wo ihm solches geschehen, für eine der bedeutungsvollsten seines ganzen bisherigen Lebens zu halten.

Wie lange er nun in dieser Gemüthsverfassung dem weit vor ihm hinrollenden Wagen nachritt, und wie schwer es ihm wurde, dem ihm offenbarten Verhängniß eine mildere Seite abzugewinnen und sich dadurch in eine ruhigere Stimmung zu versetzen, wollen wir nicht näher erörtern, allein es dauerte eine geraume Zeit, und während dieser Zeit sah er nicht, was neben und um ihn her vorging. Er hatte weder Augen für die prachtvollen Bergreihen, die das herrliche Grindelwalder Thal begrenzen, noch hörte er das Gebrause der Lütschine, die ihm dicht zur Seite ihre Schaumwellen lauter denn sonst in ihrem felsigen Bett wälzte; er bemerkte auch nicht die niedlichen Häuser, an denen er vorüberkam, noch die Menschen, die ihm begegneten und freundliche Grüße zuriefen. Tief in sich versunken, wie noch nie in seinem Leben, forschte er nur der Entstehung der Empfindungen nach, die er so plötzlich in seiner Brust hämmern fühlte, und je länger er darüber grübelte, ohne auf den Grund derselben zu kommen, um so deutlicher ward es ihm, daß die Quelle in seiner Brust, die er so plötzlich aufgefunden, vielleicht weil er sie bisher mit Gewalt verstopft,

nicht in einzelnen kargen Tropfen, sondern bereits in vollen Strömen ihre Bahn sich brach und mit einer Ueberschwemmung seines ganzen Wesens drohte, der er um so weniger einen Damm entgegenzusetzen vermochte, als er völlig unbekannt und unerfahren in der Handhabung der Mittel war, die allein in diesem Falle nützen konnten.

Endlich, man hatte schon Zweilütschinen fast erreicht, sah er den Wagen nicht allzu weit vor sich her fahren, aber obgleich es ihm bei der Schnelligkeit seines Pferdes ein Leichtes gewesen wäre, denselben zu erreichen, so fürchtete er sich doch davor, denn die gefährlichen Augen, die ihm so tief in die Seele gedrungen, konnten ihm, wenn er sie jetzt wiedersah, sagen, daß Michel die Unwahrheit gesprochen oder sich geirrt, und daß die Quelle, die er eben in sich entdeckt, statt frischen und erquickenden Wassers, nur trüben erstickenden Schlamm enthalte, und das wäre eine schreckliche Entdeckung für unsern armen Freund gewesen. Wie er aber auch zögern mochte, dem Wagen wieder näher zu kommen, er sollte dazu gezwungen werden, denn von Zeit zu Zeit hatte sich schon dieser oder jener Kopf aus dem Schlage gebeugt und nach dem so ungewöhnlich lange zurückbleibenden Reiter ausgeblickt. Diesmal aber war es Fräulein Elise, die auf die Frage ihrer Eltern, wo denn der Maler bleibe, den Kopf nach ihm zurückwandte, und als sie seiner ansichtig wurde, gab sie ihm einen Wink mit der Hand. Nun mußte der Reiter sein Pferd in Galopp setzen und einige Augenblicke später ritt er dem Wagen zur Seite, ohne im Stande zu sein, die Augen zu dem Gesichte zu erheben,

welches allein ihn in den Gefühlsstrudel geworfen hatte, in dem er sich jetzt befand.

Als er aber dicht neben dem Wagen ritt, blickten ihn alle freundlich an, und Frau van der Swinden fragte, wo er so lange bleibe, worauf er in seiner Verlegenheit antwortete, daß er noch mit dem Gemsjäger einige Worte zu sprechen gehabt habe.

»Hat er mir keinen Gruß mehr bestellen lassen?« fragte da eine Stimme, die des jungen Mannes Herz bis in seine tiefste Tiefe erbeben machte.

Der Gefragte erhob sein Gesicht langsam gegen die Fragende, und zu seiner Beruhigung fand er auf dem ihrigen nur einen forschenden, etwas neugierigen Ausdruck vor, obgleich ihn die unerwartete Frage selbst in neue Verlegenheit setzte. »Ja,« sagte er mit seltsam befangener Miene, »er hat mir noch an Sie alle Grüße bestellt, und er war schmerzlich bewegt, als er die Gesellschaft, ohne die Hoffnung, sie je wiederzusehen, abfahren sah.«

»Sie sagen das ja,« fing die alte Holländerin wieder zu sprechen an, »als ob er Ihnen selbst damit Schmerz verursacht hätte. Doch ich möchte etwas Anderes mit Ihnen reden. Ich wollte Sie schon heute Mittag fragen, ob wir die Hoffnung hegen dürfen, Sie recht bald in Interlaken bei uns zu sehen, um Verabredungen zu noch anderen schönen Partien zu treffen. Wie steht es damit, dürfen wir Ihren Besuch in den nächsten Tagen erwarten?«

Bei den ersten Worten war eine Blutwelle in Franz Marssen's Gesicht getreten, aber sie schwand wieder, als er die letzten vernahm. »Sie sind sehr gütig,« versetzte er,

»und wenn meine Zeit es erlaubt, werde ich Ihrer freundlichen Einladung Folge leisten. Im Ganzen jedoch statte ich wenige Besuche ab, da meine Arbeit mich fast ununterbrochen an das Haus fesselt.«

»Nun ja,« erwiderte Fräulein Elise, »aber Sie werden doch auch nicht Abends bei Licht arbeiten? Nicht wahr?«

»Es giebt immer etwas Nothwendiges zu thun, mein Fräulein, und der Tag, den Abend mit eingerechnet, ist für Diejenigen kurz, die jede Stunde benutzen müssen, um ihrem noch fernen Ziele näher zu kommen.«

»Da haben Sie wohl Recht,« fuhr Fräulein Elise fort, »aber man muß sich das Leben nicht selbst zu schwer machen – auch ein Vergnügen muß dann und wann genossen werden – so fassen wir wenigstens das Leben auf.«

Franz Marssen erhob sein Auge gegen die Sprechende und versetzte lächelnd: »Ich auch, mein Fräulein, und den Beweis liefere ich ja damit, daß ich eben erst von einem *großen* Vergnügen zurückkehre; nun muß aber um so eifriger gearbeitet werden, um die Kraft, die so lange geruht, wieder in die gewohnte Thätigkeit zu setzen.«

»Essen Sie morgen Mittag bei uns Suppe!« fiel da plötzlich der General-Consul ein und blinzelte dem jungen Mann freundlich zu. »Fräulein Edda und Herr von Tekeli geben mir dann auch die Ehre!«

Franz wollte eben ablehnend antworten, als Miß Edda zum ersten Mal das Wort nahm und sagte: »Für morgen und überhaupt für die nächsten Tage muß ich für meine Person danken, mein lieber Herr van der Swinden, ich bin

lange von meiner Mutter entfernt gewesen und darf nicht daran denken, sie schon so bald wieder zu verlassen.«

»So, nun, das läßt sich allenfalls hören, aber Sie, Herr – Herr Maler,« nahm die alte Holländerin das Wort, »Sie werden doch meinem Mann die Bitte nicht abschlagen, da Sie uns Allen damit eine Freude bereiten?«

»Und doch muß ich es thun, gnädige Frau. Auch ich habe außer meiner Beschäftigung Verwandte, denen ich die nächsten Tage schenken muß. Aber ich komme zu Ihnen, sobald meine Zeit es erlaubt.«

»*Eh bien!*« sagte der gutmüthige Holländer und nickte mit dem Kopfe, »zwingen wollen wir Niemanden, aber wenn Sie einmal ein bequemes Zimmer und ein freundliches Gesicht suchen, so werden Sie die Thür dazu immer bei uns offen finden.«

Franz verneigte sich und ritt wieder hinter den Wagen, da man so eben mehreren anderen begegnete, die nach Grindelwald fuhren, und bis nach Interlaken, das man schnell erreichte, fand kein weiteres Gespräch zwischen ihm und den Insassen des Wagens statt. Endlich aber hielt der Letztere fast auf derselben Stelle, an welcher Miß Edda vor einigen Tagen ihren Reisegefährten den Maler vorgestellt hatte, und es begannen nun Abschiedsworte ausgetauscht zu werden, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Man reichte sich gegenseitig die Hände; als aber Miß Edda, die ihrigen in ihr Tuch gewickelt haltend, unbeweglich sitzen blieb, glaubte Franz, er dürfe ihr die Hand nicht reichen, und so nahm er blos

noch einmal seinen Hut tief ab und sprach sein: »Leben Sie wohl!« mit leiser Stimme aus.

Aber er hatte sich in Miß Edda verrechnet. Eben wollte er sein Pferd bei Seite lenken, da sah sie ihn mit einem fast vorwurfsvollen Blick an, und beinahe in ihrem alten Tone schlug die Frage an sein Ohr: »Wollen Sie mir nicht auch einmal aus freien Stücken die Hand zum Abschied reichen?«

Franz drängte den Schimmel noch einmal dicht an den Wagen heran, und mit höher gefärbtem Antlitz, wobei ein wehmüthiges Lächeln um seine Lippen spielte, reichte er seine Hand hin, indem er sagte: »Wenn Sie es erlauben, so reiche ich sie Ihnen gern!« und flüchtig berührten sich noch einmal die beiden Hände, die sich bisher noch nie vor den Augen anderer zu einander gefunden hatten.

»Auf baldiges Wiedersehen!« rief sie ihm noch zu, dann war der Wagen fortgerollt, und Franz ritt im langsamsten Schritt hinterher, verfolgte ihn mit den Augen, so lange er ihn damit erreichen konnte und überließ es dem Schimmel, seinen Weg allein zu finden. Dieser bedurfte auch keines Zügels mehr: er kannte seine Heimat und strebte ihr mit frohem Gewieher entgegen, ohne Zweifel sich mehr auf dieselbe freuend als sein Herr, der nur mit klopfendem Herzen an das stille Haus seines Vaters und die ihn darin Erwartenden dachte.

Was man jedoch am meisten befürchtet, bedroht uns in der Regel am wenigsten, und oft finden wir gerade da Beruhigung, Frieden und Erholung, wo wir nur Aufregung und Bekümmerniß erwarteten. Als Franz, um die letzte Ecke biegend, das liebe Haus in seinem grünen Blätterschmuck vor sich liegen sah, kam, wie aus den Wolken ihm zugesendet, plötzlich ein wohlthuendes Gefühl über ihn, und als ihn dann vor der Thür Caroline mit ihren sanften Augen und herzlichen Worten empfing, war es, als ob die drei letzten Tage wie eine traumreiche Nacht hinter ihm lägen und der Morgen eines neuen Tages ihm an der Schwelle seines väterlichen Hauses entgegenlächele.

»Franz, da bist Du, mein Junge!« rief Caroline laut und sprang ihm von ihrem gewöhnlichen Platze unter der Veranda entgegen, wo sie an dem milden Abend bei der Arbeit saß. Und ihn herzlich mit den Armen umschlingend, küßte sie ihn, wie eine Mutter ihren Sohn küßt, und zog ihn dann an der Hand auf einen Stuhl an ihre Seite nieder.

Franz, in weicher und hingehender Gemüthsstimmung, ward durch diesen zärtlichen Empfang sichtbar gerührt, und mit Mühe fand er die einfachen Worte: »Ja, liebe Tante, da bin ich, und auch ich freue mich herzlich, Dich wohl und munter wiederzusehen. Geht es auch dem Vater nach Wunsch?«

»Dem Vater geht es sehr gut, ja, mein Junge, und er ist eben zu seinem Patienten bei Ruchti gegangen, der auf dem besten Wege ist, sein Freund zu werden, denn

er besucht ihn, trotzdem es sein Zustand kaum noch verlangt, täglich Stunden lang. Doch jetzt laß uns nur von Dir sprechen. War die Reise hübsch? Bist Du glücklich und zufrieden heimgekehrt?«

Franz schwieg betroffen. Gleich diese ersten Worte waren dazu angethan, ihn an den Schmerz und das Glück zu erinnern, die jetzt in seiner Brust um den Vorrang stritten, aber er faßte sich schnell und entgegnete mit möglichst ruhiger Miene, obgleich er dabei nicht ganz unbefangen und frei in die ihn verschlingenden Augen der Fragenden blicken konnte: »Ja, Tante, die Reise war sogar schön, genußreich, und wir können mit unseren Erlebnissen zufrieden sein.«

»O, so erzähle mir alles der Reihe nach, und recht umständlich, wie sonst; ich brenne vor Neugierde, mein Lieber, zumal mir Jürgen schon Wunderdinge von Eurer Gletscherfahrt berichtet hat.«

»Jürgen? Was kann denn der für Wunderdinge berichten?«

»Nun, daß Ihr auf dem Gletscher vom Gewitter und Schneesturm überrascht worden seid und Euch in Stiereck habt bergen müssen –«

»Ach so, also das weißt Du schon? Nun, dann wird mir wohl nicht viel zu erzählen übrig bleiben.«

»Doch, doch, Franz: aus Deinem Munde klingt ja alles ganz anders als aus Jürgen's. Also rasch, aus welchen Personen bestand die Gesellschaft, und wo seid Ihr zuerst gewesen?«

Franz schöpfte tief Athem und erzählte ruhig und der Wahrheit getreu, was ihm in den letzten Tagen begegnet war, auch wie die Gesellschaft die Nacht in Stiereck zugebracht; in welcher Lage er sich oder daselbst mit Miß Edda befunden, das erzählte er natürlich nicht. Nicht das Versprechen allein, daß er Letzterer gegeben, hielt ihn davon ab, sondern auch sein eigenes Gefühl, welches sich nicht überwinden konnte, selbst die Vertraute seines Lebens, die gute Tante, einen zu frühen und tiefen Blick in das Wirrsal seiner Seele thun zu lassen, seiner Seele, die ihm selber noch lange nicht klar genug geworden war.

Caroline hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und durchlebte im Geiste die aufregenden Scenen mit, denen die Gesellschaft und ihr Neffe ausgesetzt gewesen war. Als ihr dieses aber alles berichtet, was er berichten konnte oder wollte, nickte sie ihm freundlich zu und sagte:

»Ja, das ist interessant und romantisch genug, mein Junge, und Ihr müßt alle einen großen Genuß davon gehabt haben, zumal die Reise ein so gutes Ende genommen. Aber Du hast mir noch nicht gesagt, wie die junge Dame, unser kleines personificirtes Geheimniß, sich gegen Dich betragen hat. Ich hoffe doch, gut und etwas gnädiger als früher. Hast Du keine Gelegenheit gehabt, ihr künstliches Incognito zu durchschauen?«

Franz erbleichte merklich, und die scharfsinnige Tante sah ihm die Befangenheit an, von der er ergriffen war. »Nein,« sagte er nach einigem Besinnen, »sie hat ihr Incognito zu bewahren verstanden, und ich habe es nicht

für schicklich gehalten, mich gewaltsam in ihr Vertrauen zu drängen. Dergleichen muß man der Zeit und einem glücklichen Zufall überlassen.«

»Natürlich, natürlich, das wäre auch unrecht von Dir. Aber wie denn, mein Junge, wie hat sie sich gegen Dich betragen?«

»Wie soll sie sich denn betragen haben? Ich verstehe Dich nicht.«

»Wie? Verstehst Du mich nicht? Nun, dann bin ich zufrieden. Dann hast Du auch wohl nicht nöthig gehabt, an meine Warnung zu denken?«

Franz lächelte matt, wozu er sich fast zwingen mußte, und doch half ihm Caroline durch ihr mentorartiges Gesicht, welches ihm ihre ganze Liebe enthüllte, über seine Verlegenheit hinweg. »Einer vernünftigen Warnung, sagte er dann ernst, »muß man immer eingedenk sein, und so habe ich oft an jedes Wort gedacht, was Du neulich zu mir gesprochen hast.«

»Gut. Du hast mir also nichts zu beichten?«

»Nichts, nein!« erwiderte Franz und wandte unwillkürlich das von innerer Gluth strahlende Gesicht zur Seite.

Die Tante hatte einen scharfen Blick und schöpfte augenblicklich einen gewissen Verdacht, daß noch nicht Alles unterwegs so glatt und eben verlaufen sei, wie Franz ihr hatte vorreden wollen. Jedoch bezwang sie sich wie ein kluges Weib, welches aus Erfahrung weiß, daß man bei Männern selten im ersten Anlauf hinter ein absichtlich verborgenes Geheimniß kommt, und daß im Herzen

ihres Neffen ein solches vorhanden sei, glaubte sie jeden Augenblick genauer zu erkennen.

Doch da brach Franz das ihm peinlich werdende Gespräch rasch ab. Er schützte plötzlich einen gewaltigen Durst vor, und kaum hatte er es ausgesprochen, so stand Caroline auf, um das Erforderliche herbeischaffen zu lassen.

Kaum war sie fort, so verließ auch Franz seinen Sitz und trat in die frische Luft, denn selbst unter der luftigen Veranda war es ihm eng und schwül um's Herz geworden.

»Das war das erste Examen,« sagte er zu sich, »und ich muß jetzt jeden Augenblick auf viele andere und schwierigere vorbereitet sein. Nimm Dich in Acht, Franz, keine Frau sieht schärfer, daß es in dem Herzen eines Menschen nicht recht richtig ist, als die, die selbst traurige Erfahrungen mit dem ihrigen gemacht hat.«

Er hatte es kaum ausgedacht, so war Caroline schon wieder neben ihm und, ihren Arm in den seinen legend, schritt sie langsam im Garten mit ihm auf und nieder. »Höre, Franz,« begann sie wieder, indem sie plötzlich das Auge zu ihm erhob, »sprich einmal offen mit mir und sei abermals eingedenk, daß Du ein Wesen an Deiner Seite hast, welches die Rechte einer Mutter bei Dir beansprucht, da es auch die Gefühle einer solchen für Dich hegt. Also ehrlich, mein Junge: Dir ist doch nichts Trauriges auf der Reise begegnet?«

»Trauriges?« brachte Franz mit leise bebender Lippe hervor. »Mein Gott, was soll mir denn Trauriges begegnet sein? Wie fragst Du so sonderbar?«

»Ja, ich frage so sonderbar, weil mich Deine Miene dazu auffordert.«

»Du legst meiner Miene zu viel Werth bei, wenn Du aus ihr auf Empfindungen schließen willst,« entgegnete Franz, indem er sich männlich bezwang, so ruhig und unbefangen wie möglich zu erscheinen. »Bedenke, daß ich heute Morgen einen beschwerlichen Weg zurückgelegt habe, daß ich drei Meilen geritten bin und daß ich also müde sein muß. Du hältst für Aufregung und Traurigkeit, was nur Erschöpfung ist. Hier hast Du Alles, was ich Dir heute auf Deine Fragen entgegnen kann.«

Caroline schwieg. Sie konnte sich geirrt haben, allerdings, denn im Ton der letzten Worte des Neffen lag ein warmer und wahrer Ausdruck, den sie nicht verkennen konnte. »Du hast Recht,« sagte sie, »ich gehe zu hastig zu Werke. Aber wenn Du müde bist, so laß uns sitzen und ruhen.«

»Gern, Tante, zuerst aber will ich es mir ein wenig bequem machen, denn ich habe seit zwei Tagen meine Kleider nicht abgelegt und muß nothwendig die Wäsche wechseln.«

Das war ein Wort, welches Carolinens Sorgfalt auf der Stelle herausforderte, und sie ging sogleich mit dem Neffen in das Haus, und er kleidete sich um, wonach er wirklich ein großes Bedürfniß empfand. Als er aber nach geraumer Zeit wieder unter die Veranda trat, fand er seinen

Vater neben der Tante sitzen, und herzlich begrüßten sich beide, worauf Franz sofort noch einmal Bericht erstatten mußte und dem ihn minder scharf beobachtenden Vater gegenüber seine frühere Ruhe behauptete, was um so leichter war, da sich Doctor Marssen weniger nach Personen, als nach den Ereignissen der Reise, dem Wetter, dem Zustande des Gletschers und allen den Dingen erkundigte, die für einen Mann seiner Art ein ungleich größeres Interesse boten. Gemächlich ließen sich dann alle drei am Abendtisch nieder, und vieles noch ward dabei von den Wundern der Alpenwelt, den guten Führern und allen möglichen Dingen gesprochen, die sich auf des Vaters und des Sohnes Ausflug bezogen. Als man sich aber endlich um zehn Uhr trennte und Franz wieder allein in seinem Zimmer war, athmete er tief und schwer auf. »O mein Gott,« sagte er, »das war der erste Abend nach einem bedeutungsvollen Lebensereigniß, und ich danke Dir, daß er vorüber ist. Aber dem Abend folgt eine Nacht, und der Nacht ein Morgen. Muß ich sie auch fürchten, oder werden sie günstig wie dieser Abend vorübergehen? Still! Wir wollen nicht im Voraus das Kommende bedenken. Jeder Tag bringt das Seinige, und den Trost und die Hoffnung habe ich wenigstens, daß die nächsten Tage nichts Schwereres, Gewichtigeres bringen können, als es der heutige gethan bat – und Gott sei noch einmal gedankt – auch ihn habe ich ja jetzt überstanden!«

———

Ganz gegen seine Erwartung verlief unserm Freunde die gefürchtete Nacht ohne jede Betrübniß, und seine Seele blieb frei von allen ihn vorher so lebhaft bedrohenden Gedankenstürmen. Ein tiefer, ungewöhnlich langer Schlaf, ohne Zweifel die Folge der letzten fast schlaflosen Nacht und der an beiden Tagen gehabten Anstrengungen, fesselte ihn an sein Lager, und als er endlich die Augen aufschlug, war es längst Tag, und zu seiner Ueberraschung fühlte er sich überaus gestärkt und beruhigt, denn eine von ihm bisher nicht in Anschlag gebrachte Potenz hatte sich seines Geistes bemächtigt und seine Gedanken in eine neue Richtung getrieben. Das Bewußtsein, daß er ein Künstler sei, daß eine gebieterische productive Kraft in ihm wohne, und die unwiderstehliche Lust, diese Kraft in Thätigkeit zu setzen, hatte die stürmischen Empfindungen seines Herzens besänftigt, und wie er voll elastischer Jugendkraft und energischer Willensstärke war, ergriff er mit ganzer Hingebung die ihm gebotene Hülfe gleich einer ihm von der Vorsehung dargereichten Hand, um ohne Zeitverlust durch die Arbeit des Geistes die beginnende Krankheit des Herzens zu besiegen.

Zu einem Spaziergange fühlte er an diesem Morgen nicht die geringste Neigung, auch war das Wetter trüb, der Himmel mit grauem Gewölk bedeckt, und um die hohen Bergspitzen flatterten weißliche Nebel, so daß der Horizont ringsum ein engbegränzter und unerfreulicher war. So beeilte er sich denn, sein Frühstück einzunehmen, und zwar diesmal allein, denn seine Verwandten waren heute früher munter gewesen als er und hatten

sich schon längst an ihre häuslichen Arbeiten begeben, als er an den Tisch unter die Veranda trat.

Während er das Frühstück genoß, kam Tante Caroline einen Augenblick zu ihm heran und freute sich im Stillen, als sie den geliebten Neffen mit einem heiteren Gesicht und bei gutem Appetit antraf. »Es ist also doch wohl nur Ermüdung gewesen,« sagte sie sich, »was ihn gestern Abend so verstimmt und beklommen erscheinen ließ, und ich habe mich einmal wieder umsonst geängstigt. Gott sei Dank!« Auch mit dem Vater, der seine Schreiberei einen Augenblick verließ, um dem Sohne einen guten Morgen zu bieten, tauschte er einige flüchtige Worte aus, dann aber sagte er beiden Lebewohl und eilte mit einer Hast durch den Weingang nach seinem Atelier, wie man sie früher selten an ihm wahrgenommen hatte.

»Dem kribbelt es in den Fingerspitzen, um wieder an seine Arbeit zu kommen,« sagte Doctor Marssen lächelnd zu seiner Schwester, als Franz sie verlassen hatte. »Haha! Ich habe selten einen Menschen gesehen, der so wenig ein Pinsel war und doch so gern sich mit einem solchen beschäftigte. Nun hat er ein paar Tage keine Farben gemischt, und schon kann er die Zeit nicht erwarten, vor der Staffelei zu sitzen und Bäume, Steine und Wasser zu malen.«

»Er malt jetzt Menschen!« bemerkte Caroline mit einem leisen Anflug ihrer kaum überstandenen Sorge.

»Ja, ja, laß ihn nur; Menschen gehören auch mit in sein Fach, und er hat gewiß in den letzten Tagen gute Studien

gemacht, sie eben so schön und vollkommen darzustellen wie alles Uebrige.«

Caroline seufzte leise, aber sie antwortete nichts, und gleich darauf verließ sie den Bruder, der eben die Zeitungen empfing, um an ihre häusliche Beschäftigung zu gehen. –

Unterdessen war Franz in sein Atelier getreten und hielt zuerst eine liebevolle allgemeine Umschau, obgleich nicht zu läugnen ist, daß einer der ersten Blicke auch dem benachbarten Obstgarten zu Theil ward, der still und friedlich wie immer vor ihm lag und kein lebendes Wesen in seinem ganzen weiten Umkreise wahrnehmen ließ. Als er sich hiervon überzeugt, schenkte er seinen drei fertigen Gemälden eine kurze Aufmerksamkeit, verweilte einige Minuten mit strahlendem Gesicht auf der Eisgrotte im Grindelwaldgletscher und stellte dann die beiden Bilder zurecht, mit denen er sich in den letzten Wochen unablässig beschäftigt hatte.

Als er nun mit scharf prüfendem Auge seine bisherige Arbeit daran überflog und besonders lange auf dem schönen Portrait und der Reiterin im Hochlande verweilte, sagte er leise zu sich:

»Ja, das ist wohl gut, ich sehe es, aber ich kann es jetzt doch noch besser machen. Dazu fühle ich die Kraft in mir, und auch das Licht, das der Kraft zur Seite stehen muß, fehlt mir nicht. O, welcher schönen Kunst habe ich mich geweiht, die im Stande ist, so herrliche Geschöpfe nachzubilden und sie der Mit- und Nachwelt als Erscheinungen seltenster Art zu bewahren! Bei Gott! Jetzt sehe

ich erst, wie schön dies Gesicht und wie herrlich diese Gestalt ist! Welch ein Glück, daß ich auf den Gedanken gerieth, sie zu malen, denn dies Bild – ach, großer Gott! – enthält jetzt mein ganzes Glück – es ist mein ureigener Besitz, den mir Niemand streitig machen kann, Niemand auf der ganzen Welt, selbst ihr eigener, trübseliger, menschenscheuer und hochmüthiger Vater nicht! O ja, wenn ich draußen Sorge, Angst und Kümmerniß empfinde, hier, hier allein ist Friede, Ruhe, Trost und Freude. Und diese Freude wenigstens soll mir Niemand nehmen, sie ist mein, mein allein, und ich habe sie mir mit Gottes Hülfe selbst geschaffen! Tadelt nur, bekrittelt nur, Ihr neidischen Menschen, unsere Schöpfungen; sucht Fehler und Gebrechen daran auf mit Euren scheelsüchtigen Augen, um Eurer plaudersüchtigen Zunge einen neuen Stoff, Eurem mißgünstigen Herzen ein neues Opfer zu bieten – das stolze, belebende, unausrottbare Hochgefühl aber, welches wir Künstler bei unserer mühevollen Arbeit selbst empfinden, wenn wir sehen, was wir vollbrachten, wenn wir fühlen, daß es gelungen, was wir haben vollbringen wollen, das kennt Ihr, das habt Ihr nicht, und niemals, niemals wird es Euer eigen sein, weil Ihr eben keine Künstler seid!«

Während er diese Worte leise, langsam vor sich hinsprach, hatte er schon längst zur Palette gegriffen, seine Farben gemischt und endlich den rechten Pinsel ausgesucht. Hatte er aber früher mit Eifer gemalt, jetzt malte

er mit brennender Leidenschaft, sein Auge hatte ein läuterndes Feuer, seine Hand eine schöpferische, schwungvolle Sicherheit gewonnen, und jeder Zug, den er an diesem gesegneten Morgen dem Portrait, mit dem er beschäftigt war, hinzufügte, war ein Meisterzug, und das Antlitz, welches ihm jetzt von der Leinwand entgegenschaute, war das verklärte, herrliche Antlitz, wie er es an jenem unvergeßlichen Abend in der Eisgrotte vor sich gehabt und wie es seitdem mit unverlöschlichen Zügen in sein Herz, in seine Seele eingegraben stand.

Mochte nun die ganze Welt außer ihm mit Nebeln, Schleiern und Wolken bedeckt sein, mochten Sorge, Kümmerniß und Ungewißheit kurz vorher in seinem Innern geherrscht haben, vor diesem Bilde waren alle Nebel und Wolken, waren alle Sorgen und Kümmernisse vergessen; klar, rein und lauter schauten diese Augen ihn an, und in ihm selber ward es klar, rein und lauter, und was in dem Hintergrunde der Zeiten noch Tolleres und Unheimliches schlummern mochte, hier, in diesem Vordergrunde seines Daseins, trat kein Zwist, kein Zwiespalt, kein Widerspruch, kein Rangunterschied, kein weltlicher Hochmuth auf, und so schlürfte er in vollen Zügen das unbeschreibliche Glück, wenigstens in seiner Phantasie, in seinem innersten Wesen reich und im Besitz eines Kleinods zu sein, das ihm die Wirklichkeit mit tausend Ränken, Listen und Vorurtheilen noch streitig machte. Da war denn der gestern so still grübelnde und kummervoll gestimmte Mann wieder der heitere und ruhig seinem Schicksal ergebene Künstler geworden: von allen

störenden Nebengedanken befreit, gab er sich allein seinem Berufe hin, und dieser Beruf beglückte und beseligte ihn, wie nur der des Künstlers einen Menschen beglücken und beseligen kann.

O ja, nur die Künstler sind so hoch beglückt und beseligt in Momenten des Schaffens, aber leider vergehen diese Momente, wie alles Schöne und Erhabene im Leben, vergeht, oft nur zu rasch; der poetische Rausch – der unschuldigste und lieblichste aller Räusche – verfliegt eben so leicht, wie die kleine weiße Wolke von den größeren dunkleren Wolken, die kleine Strandwelle von der großen Sturzwelle verschlungen wird, und die kahle, edle Nüchternheit alltäglichen Lebens dringt wie ein ätzendes Gift durch alle noch so kleinen Poren in die Seele des Künstlers ein, sobald er seinen Schreibtisch, sein Atelier verläßt und unter die kalten, herzlosen, materiell genießenden und endlos krittelnden Menschen tritt.

Auch Franz Marssen sollte das noch an diesem Morgen erfahren, und wenn auch die Schalheit des Lebens ihn nicht verletzen und ernüchtern sollte, so waren es doch Vorgänge in der Außenwelt, die seine künstlerische Begeisterung dämpften, und gerade die Sorge, der er eben noch so weit entrückt war, vor der er am weitesten in das Reich der Kunst geflohen, war es, die mit knöchernem Finger wieder an seine menschliche Brust pochte und ihn aus seinen schönen Träumen, seinem Seelenfrieden riß.

Franz hatte, ohne es selbst zu wissen, drei Stunden lang vor der Staffelei gesessen und mit einer wachsenden Leidenschaft und Begeisterung gearbeitet. Aber da

fiel sein Auge zufällig auf seine Taschenuhr, die er, wie gewöhnlich, neben sich hinlegt, und er bemerkte, daß es schon elf Uhr vorüber sei. Da sprang er fast erschrocken auf, trat an das Fenster und schaute sich mit suchenden Blicken im Nachbargarten um. Aber der Garten war leer, still, wie er es am Morgen gewesen, und doch – und doch hatte Franz im Stillen gehofft, es werde sich irgend ein Mensch im Laufe dieses Vormittags in demselben zeigen, und dieser Mensch werde vorzugsweise eine Person sein, die ihm diesen einfachen Garten, der eigentlich weiter nichts, als ein mit Obstbäumen bedeckter Rasenplatz war, schon früher – ja, jetzt wußte er es und gestand es sich ein – wie durch Zauberei zum Paradiese umgestaltet hatte.

Franz kehrte mit bewölkter Stirn an die Staffelei zurück, aber von Zeit zu Zeit flogen seine Augen immer wieder zum Fenster hinaus, ohne auch nur das geringste Leben im Garten wahrzunehmen. »Was ist das?« fragte er sich, »und was hat das zu bedeuten? Ich habe ganz bestimmt gedacht, gehofft – Miß Edda würde wenigstens auf einen Augenblick die frische Luft genießen, ich würde ihr einen guten Morgen bieten und mich nach ihrem Befinden nach so anstrengender Reise erkundigen können. Aber nein, sie kommt nicht. O, wie war das früher so reizend, so anmuthig, wenn sie da unter dem Apfelbaum saß, mit ihren schönen Fingern so zierlich den Faden zog und dabei mit mir plauderte, mit mir stritt und mir dabei die herrlichste Gelegenheit bot, so recht nach Herzenslust in ihr Gesicht, ihr Auge blicken und es auf

meine Leinwand übertragen zu können! Was mag sie nur heute zurückhalten? Etwa das trübe Wetter, der Nebel da oben und die Wolken am Himmel? O nein, das glaube ich nicht, denn das trübe Wetter kümmert sie nicht, sie scheut sogar das schlechteste nicht. Oder ist sie ermüdet? Ist sie abgespannt – ha! sie wird doch nicht krank sein?«

Kaum hatte er es gedacht, so sprang er wieder auf, sah noch einmal nach dem Garten hinaus und lief dann ungestüm im Zimmer hin und her. Plötzlich stand er still, blickte wehmüthig auf das Bild zurück und sagte mit trübem Lächeln: »Meine so schwer errungene Ruhe und Fassung ist hin, und die Sorge ist wieder mit aller Macht erwacht. O, o, wenn diese Sorge, diese Angst, dieses bittersüße Gefühl Liebe ist, dann ist die Liebe ja kein vollkommenes Glück, keine Seligkeit, wie man sie so oft nennen hört und sich selbst vorstellt, ehe man sie kennen gelernt hat. Und doch, wenn ich dies unergründliche, dunkle Flammenauge betrachte, mich in die Seele versenke, die dahinter wohnt, wie wohl und selig wird mir dabei zu Muthe! In dieser Seele liegt etwas, ich fühle es, was mit meiner Seele harmonirt und sympathisirt, und wenn auch der trübselige Dämon der Welt, der Widerspruch, trotzig in den Linien um diese purpurnen Lippen lauert, in ihrer Seele liegt dieser Widerspruch nicht, sie weiß nichts davon, denn in dieser Seele – mag man von ihr denken und sagen, was man will – ist nur Lauterkeit,

Edelmuth und Großherzigkeit, und der Stolz, der aus ihren Mienen und Worten blitzt, ist nur eine zufällige Beigabe *für* herzlose, gewöhnliche Menschen und eine Waffe *gegen* sie – ich habe es darin gelesen, in jener Grotte, in jener köstlichen, geheimnißvollen Nacht in Stiereck – und was mir da ein Gott zugeflüstert, das kann kein Irrthum, keine Täuschung gewesen sein, mein Herz würde sich dagegen gesträubt und nicht das Bild dieses herrlichen Geschöpfes so tief und unauslöschlich in sich aufgenommen haben.«

Als Franz in seinem Monolog so weit gekommen war, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch einen unerwarteten Vorgang in der Natur nach außen gelenkt. Die Nebel, die bisher in den Bergen gehangen, hatten sich allmälig gesenkt und über das ganze Bödeli verbreitet, die trüben Wolken hatten sich dicht über die Häuser und Gärten gelagert, und auf die grünen Blätter fielen erst leise, stille Tröpfchen, die bald zu großen Tropfen wurden und endlich in einen starken, anhaltenden Regenguß übergingen.

Franz wandte sein Auge trübselig hinaus, und sein Herz krampfte sich bitter zusammen, denn nun fielen alle Hoffnungen, Miß Edda noch an diesem Morgen zu sehen, in sich selbst zusammen. Mit dieser Hoffnung schwand auch sein kurzes Glück, sein schnell vorübergerauschter Friede, und die alte Angst und Sorge umklammerte sein

blutendes Herz, das, ach! ohne Ahnung war, daß ihn diese Angst und Sorge fortan begleiten und ihn nur verlassen sollte, wenn er ihr Auge in Auge oder, in Abwesenheit ihrer Person, ihrem Bilde gegenüberstand, wenn er sich geistig mit ihr beschäftigte, sich gewissermaßen mit ihr im Stillen identificirte, wenn er ihr sein eigenes Leben mit seinem Pinsel einhauchte und aus ihren immer schöner und natürlicher strahlenden Augen wieder neues Leben empfing. –

Unser Maler verließ sein Atelier nicht eher, als bis ihn die Stunde des Mittagessens in seines Vaters Haus rief; bei Tische selbst fanden ihn seine Angehörigen auffallend still, und nur wenige Worte kamen über seine Lippen, die ihm noch dazu förmlich abgerungen werden mußten. Doctor Marssen beklagte sich über diese Wortkargheit und Verstimmung nicht, ja er bemerkte sie kaum. Er ließ gern Jeden gewähren und nach seiner Art und Weise leben, wie er es auch gern sah, wenn man ihn nach seinem Gefallen reden oder schweigen ließ. Caroline dagegen war ganz unglücklich, daß jetzt, wo man so heiter sein konnte, ihres Neffen Schweigsamkeit jeder längeren Unterhaltung ein Ende machte, und da sie in Gegenwart des Bruders nicht mit Franz darüber sprechen wollte, entfernte sie sich zeitiger von der Veranda als gewöhnlich, und die beiden Männer blieben noch eine halbe Stunde allein sitzen, mit der Zeitung beschäftigt, deren Inhalt sie von Zeit zu Zeit besprachen, ohne daß jedoch Franz einen warmen Antheil daran genommen hätte, da die Verhandlung politischer Dinge gerade nicht zu seinen

Lieblingsbeschäftigungen gehörte. Denn er liebte den Hader und Zwist nirgends, schon zwischen Einzelnen nicht; vielmehr aber noch war ihm die öffentliche Zwietracht verhaßt, die gegenwärtig zwischen allen höheren Gewalten und dem Volke, sowie zwischen den verschiedenen Nationalitäten herrschte. Diese wie jede Zwietracht, im Kleinen und Großen, störte die schöne Harmonie und das behagliche Gleichgewicht seiner künstlerischen Seele, er sah keine Frucht aus diesen ewigen Kämpfen, diesen Verhetzungen und Wühlereien entstehen, und wenn er auch dem fortschreitendsten Zeitgeiste Erfolg und den schließlichen Sieg wünschte, so verbitterte ihn doch das gehässige und egoistische Treiben beider Parteien mehr als es seine Lebensgeister weckte und zu reger Production und Sammlung trieb.

Da der Vater aber tief in seine Studien versunken blieb, so daß er fast seine Ruhestunde vergaß, so erhob sich Franz still und kehrte zu seiner Arbeit im Atelier zurück, die er mit neuem Eifer wie am Vormittag begann, nachdem er sich überzeugt, daß der Garten vor seinem Fenster immer noch leer sei, worüber er sich auch nicht weiter wunderte, da der Regen stärker denn je niederströmte und bis gegen Abend anhielt, wo sich plötzlich die Wolken theilten, die Sonne auf kurze Zeit am blauen Himmel sichtbar wurde und vor ihrem Scheiden das liebliche Bödeli noch einmal mit ihrem goldenen Schimmer beglückte.

Gerade um diese Zeit, als Franz nach unablässiger Arbeit eben beschäftigt war, sein Geräth bei Seite zu legen

und für heute sein Tagewerk zu schließen, hörte er einen kräftigen Fuß auf die Außentreppe des kleinen Hauses treten und, da er seines Vaters Schritt erkannte, ging er ihm sogleich entgegen, um ihn freundlich wie immer zu empfangen.

»Guten Abend, Franz!« sagte der Vater und legte seine breite Hand nachdrücklich auf die Schulter des Sohnes. »Ich wollte nicht glauben,« fuhr er gleich darauf fort, nachdem ihn dieser begrüßt, »was Caroline sagte, daß Du nämlich noch immer hier sitzest und Dich mit den Farben beschäftigst, aber ich sehe, sie kennt Dich besser als ich, und weiß, daß Du ein unverbesserlicher Nimmersatt bei der Arbeit bist. So komme ich denn, um Dich zu fragen, ob Du mit mir einen Spaziergang machen willst. Es regnet schon lange nicht mehr, und wir wollen uns Beide ein wenig die Beine vertreten. Dir wird das gut sein. Oder hast Du etwas Anderes vor?«

»Nein, ich habe nichts Anderes vor und werde Dich gern begleiten.«

Der Vater hatte kaum gehört, was Franz eben gesprochen, sondern stand unbeweglich vor den beiden begonnenen Bildern und starrte bald das eine, bald das andere an. »Das muß ich sagen,« fuhr er endlich wie aus einem Traume auf, »Du bist fleißig gewesen und tüchtig vorgerückt, seitdem ich nicht hier gewesen bin. Aber sage mir – ist die Dame, die Du Deine Reisegefährtin nennst, wirklich so schön, wie Du sie gemalt hast? Ich glaube, nein, Du hast sie idealisirt – gestehe es ein!«

Ueber des Malers Gesicht flog eine dunkle Röthe, und seine befangene Miene drückte ein unwillkürliches Erstaunen aus. »Wahrhaftig nicht, Vater,« erwiderte er, »ich habe ihr nicht geschmeichelt und weder Fremdes und Künstliches hinzugefügt, noch etwas Ursprüngliches fortgelassen. Du magst mir glauben: dies Bild, wenn es auch noch so schön und strahlend ist, hat die Natur noch lange nicht erreicht, denn – denn Miß Edda ist wirklich über alle Begriffe schön.«

»Wahrhaftig!« murmelte der Vater vor sich hin, der die Augen von dem Bilde nicht abwenden konnte, so schien es seine Seele zu bannen. »Wenn es wahr ist, was Du sagst, und warum sollte ich es nicht glauben, so muß die kleine Person bezaubernd sein. Das ist ein göttliches Gesicht, Franz, und mit welcher Sauberkeit und Sorgfalt hast Du gearbeitet! Ja, und die Haltung, die ganze Figur – es liegt eine fürstliche, fast möchte ich sagen, eine majestätische Schönheit darin – aber dies Auge – dies Auge – ich kann es nicht genug betrachten – es ist etwas in diesem Blick, was meine Erinnerungen weckt – und doch kann ich nicht finden, was ich suche. Franz, dies Auge ist verführerisch schön – nimm Dich in Acht! Du bist kein Pygmalion, dem eine Venus helfend zur Seite steht, um seinen Gebilden Leben einzuhauchen – also versenge Dir nicht die Flügel wie Daedalus' Sohn – verstehst Du mich?«

Franz sah aus dem Fenster, mit einem Gesicht, das, hätte der Vater es in diesem Augenblick gesehen, ihm mehr als Worte gesagt haben würde, daß diese Flügel

schon längst verbrannt seien, und daß dieser moderne Icarus eben von seiner schwindelnden Bahn im Herabstürzen begriffen sei, in der schrankenlosen Luft vergebens eine Stütze, einen Halt suche und mit innerem Schauder an den Moment denke, wo er die harte Erde berühren und mit allen seinen göttlichen Träumen und Luftschlössern, wenn keine Hülfe ihm nahe, zerschellen werde.

»Ja,« fuhr der Vater fort, »ich kann mich nur mit Mühe von diesen Augen losreißen, obgleich ich kein Enthusiast, weder in Bewunderung der Kunst noch der Menschen bin, und Caroline hat recht, wenn sie sie Feueraugen nennt. Aber doch muß es geschehen, es ist gefährlich, zu lange in die Flamme zu blicken, und mein Augenlicht ist mir zu lieb. Komm, Franz, laß uns einmal an dem Hause vorübergehen, wo der Baron *Bolten* wohnt, vielleicht ist mir das Schicksal günstig und führt mir die Schöne persönlich vor, dann will ich selbst urtheilen, ob Du ein Schmeichler oder ein tüchtiger Maler bist.«

Franz stand unbeweglich vor seinem Vater und sah ihn mit einem verwunderungsvollen Blick an. »Wie,« sagte er stammelnd, »wie sagst Du? Baron Bolten? Heißt der Vater der Miß Edda so?«

»Ja, so heißt er, er schreibt sich vielleicht auch *Bolton*, wenn er ein Schotte oder halbbürtiger Engländer ist – was weiß ich!«

»Aber wie hast Du das herausgebracht?« fragte der Sohn mit noch immer starrer Miene.

»Wie ich das herausgebracht habe? Wie Du so seltsam fragst! Der Mann muß doch einen Namen haben und in der Fremdenliste stehen? Da habe ich also seinen Wirth gefragt, der mir neulich zufällig begegnete, und so habe ich das Geheimniß endlich ganz einfach auf einen Schlag ergründet, was Ihr zaghaften Menschen Wochen lang nicht zu Stande brachtet, da Ihr entweder zu saumselig und zu schüchtern oder zu wenig neugierig waret. Doch jetzt komm, mein Junge, wir wollen den heiteren Sonnenstrahl benutzen und einmal nach dem Thuner See hinuntergehen. Ist Dir das recht?«

»Mir ist Alles recht, Vater, was Dir recht ist. Ich bin bereit.«

Beide Männer verließen das kleine Gebäude und begaben sich in das Vorderhaus, wo Franz sich rasch ankleidete und einen tüchtigen Spaziergang mit dem Vater machte, der es verstand, den umwölkten Sinn des seiner Meinung nach zu arbeitsamen Sohnes aufzuheitern und von seinen Augen den Schleier wegzuziehen, den dessen beginnende Herzensleidenschaft darüber gezogen hatte. So langsam sie aber auch Beide – und wahrlich aus verschiedenen Gründen – an dem Hause des Nachbars vorübergingen und in alle Fenster spähten, keiner von ihnen sah, was er zu sehen wünschte, denn weder Miß Edda, noch eines ihrer Angehörigen war zu entdecken, und so mußte sich Doctor Marssen auf eine glücklichere Stunde vertrösten, wie es auch sein Sohn that, der nun bestimmt

auf den nächsten Morgen hoffte, da ihm dieser Tag verstrichen war, ohne ihm auch nur die geringste Erfüllung seiner Wünsche zu gewähren.

Fünftes Kapitel. Im Nachbarhause.

Ganz ähnlich wie der eben geschilderte Tag, sowohl was die ungünstige Witterung wie die Nichterfüllung seiner lebhaftesten Wünsche betraf, verliefen Franz Marssen auch die beiden nächsten Tage. Morgens hing die Luft voller Nebel, vom Mittag an bis zum Abend regnete es unaufhörlich, und seine Arbeiten schritten dabei rasch vor, während die Erwartung seines Herzens auf das Höchste stieg, denn im Nachbargarten war in diesen ersten drei Tagen nach seiner Rückkehr kein Mensch erschienen, der ihm irgend eine Kunde von den Bewohnern jener stillen Pension gebracht hätte, die ihm jetzt von allen, welche Interlaken füllten, die bei Weitem wichtigsten geworden waren: und je länger er von Miß Edda getrennt blieb, um so höher schwollen die Wogen seiner Sehnsucht nach ihr auf, bis sie zuletzt in eine fieberhafte Unruhe überging, deren Symptome er nur mit Mühe dem mit anderen Dingen beschäftigten Vater, viel weniger aber der aufmerksamen Schwester desselben zu verbergen im Stande war.

Endlich, nachdem schon drei lange Tage immer wieder erneuter Hoffnung und ewig vergeblichen Harrens vergangen waren, brach der vierte Morgen an, und abermals war es ein trüber und regnerischer, die Berge waren

mit trauernden Nebelschleiern verhangen, und das schöne Thal, welches die Aare durchströmt, bot ein Bild der Melancholie dar, wie man es nur selten in den besten Monaten des Jahres auf längere Zeit zu sehen bekommt.

Franz hatte an diesem Morgen keine Ruhe mehr im Bette. Schon um vier Uhr hatte er es verlassen und sich eine Stunde, rastlos hierhin und dorthin schweifend, in den nahe gelegenen Umgebungen seines Hauses umhergetrieben. Nach fünf Uhr betrat er sein Atelier, und nachdem er mit einem Seufzer den stillen öden Obstgarten begrüßt, der auch mit Trauernebeln erfüllt war, begann er seine Arbeit, indem er diesmal die Hochlandschaft vornahm, deren Hauptfigur er an diesem Tage zu vollenden hoffte.

Während des Malens aber beschäftigte er sich unausgesetzt mit Grübeleien über sein seltsames Mißgeschick, und endlich sagte er sich: »Wenn sie auch heute nicht in den Garten kommt, so werde ich mich entschließen müssen, ihr auf irgend einem anderen Wege zu begegnen. Ich sehe auch gar nicht ein, warum ich ihr Haus nicht besuchen sollte, in welches ich freilich nicht eingeladen bin, dessen Schwelle zu betreten, mir aber gewiß Niemand verwehren wird, da Miß Edda selbst – ich irre gewiß nicht darin – mich nur willkommen heißen würde.«

Diesen Gedanken verfolgte er im Laufe des Vormittags immer wieder von Neuem, so oft er aber mit wachsendem Verlangen, ihn zur That werden zu lassen, zu ihm zurückkehrte, so fand sich auch ein Hinderniß vor, und

zuletzt war es sogar eine innere Stimme, deren Rath er nie zu überhören pflegte, die ihn von dem so lange überlegten kühnen Entschluß zurückhielt. Was diese Stimme ihm zuflüsterte, und warum er ihr gehorchte, das wußte er freilich nicht und danach forschte er nicht: es war eben ein dunkles hemmendes Gefühl, welches ihn von dem Besuche des Nachbarhauses abschreckte, so daß schließlich der ganze schöne, schon halb und halb gefaßte Entschluß in sich selbst zerrann und nichts als eine gesteigerte Sehnsucht in dem Herzen des jungen Mannes zurückblieb, das immer lebhafter klopfte und von einer namenlosen inneren Angst mehr denn jemals in seinem Leben gepeinigt ward.

Endlich wurde dies ängstliche beklemmende Gefühl so arg in seiner Brust, daß er mitten in der Arbeit innehalten und sich ein wenig ruhen mußte. Wie er nun so still und nachdenklich, den Kopf in die Hand gestützt, auf seinem kleinen Sopha saß, fiel ihm ein anderer Gedanke ein, und diesen ergriff er zuerst mit leidenschaftlicher Heftigkeit, als den einzigen Weg, der ihn zum Ziele führen konnte. Er betraf die Absicht, der holländischen Familie den versprochenen Besuch abzustatten und sich bei dieser Gelegenheit auf geschickte Weise nach Miß Edda zu erkundigen. Allein als er sich diesen neuen Entschluß nach allen Seiten überlegte, stand er auch davon wieder ab. Er hatte durchaus keine Neigung dazu und war auch viel zu befangen und unruhig, um unter fremde oder ihm

wenigstens noch ziemlich fern stehende Menschen zu gehen, die unmöglich ein so lebhaftes Interesse an Personen nahmen, wie er es dafür empfand. Und selbst wenn sie freiwillig, oder durch seine Anregung dazu gebracht, über Miß Edda zu sprechen begannen, wie sollte er sich ihren beobachtenden Mienen gegenüber verhalten, er, dem schon der bloße Gedanke an sie oder die Nennung ihres Namens alles Blut aus dem Herzen in's Gesicht jagte? Nein, mit ihm noch so fern stehenden Menschen über Miß Edda wie über eine fremde, gleichgültige Person zu reden, das war ihm unmöglich, davor empfand er eine Art bangen Grauens, denn nur in ihm allein lebte und webte sie so, wie sie war, in ihrem eigenthümlichen Reiz, in ihrer geheimnißvollen und um so verführerischen Erscheinung, und für dieses sein inneres Leben und Weben konnten andere ja kein Verständniß haben, er würde sich also ihnen gegenüber verrathen und vielleicht gar Miß Edda selbst dadurch Verlegenheit bereiten.

Nein, nein, auch das war kein maßgebender Gedanke, kein richtiger, durchzuführender Plan, es blieb ihm also weiter nichts übrig, als geduldig – o Geduld bei solch' leidenschaftlichem Gefühl! – auszuharren, das Wiederauftreten ihrer Person abzuwarten und bis dahin von dem bisher erlebten Glück zu zehren, ohne sich in eine neue Hoffnung einzuwiegen, denn Franz Marssen war kein Mensch, der sich phantastische Luftschlösser baute und schon die Zukunft seines Lebens mit strahlendem Glanz verbrämt sah, so lange seine Gegenwart noch trübe und finster war. Von seinem Vater hatte er so viel practischen

Sinn geerbt, daß er sich in seiner augenblicklichen Lage zurechtzufinden wußte, er beurtheilte sie weder günstig noch ungünstig, er nahm sie nur auf, wie sie war, und höchstens erfüllte ihn ein schmerzliches Bedauern, daß das schöne zutrauliche Verhältniß, welches früher zwischen der schönen Dame und ihm gewaltet, nun mit einem Male wie durch die Scheere einer mißgünstigen Parze abgeschnitten schien, daß der grüne Rasenfleck und der Tisch unter dem Apfelbaum, der noch immer dastand, jetzt so öde und leer blieb, und daß irgend eine unergründliche Ursache vorhanden sein mußte, die sie abhielt, jenes ihn so beglückende Verhältniß weiter fortzusetzen.

Von diesem Bedauern ganz und gar erfüllt und sich nun ohne weiteren Widerstand in sein Schicksal ergebend, verließ Franz sein Atelier, um sich zu einem Ausgange anzukleiden, da er in einer Droguenhandlung in Interlaken, die zugleich eine Apotheke war, einige Materialien für seine Malerei kaufen mußte. Als er in das Vorderhaus trat, stand der Rappe seines Vaters gesattelt vor der Thür, und dieser kam eben heraus und stieg auf, um, wie es schien, einen weiteren Ritt anzutreten.

»Willst Du bei dem schlechten Wetter spazieren reiten?« fragte ihn Franz, indem er an seine Seite trat.

Der Doctor hob seinen Kopf nach dem Himmel empor und entgegnete: »Es regnet ja jetzt nicht mehr, Franz. Ueberdies muß ich einen Kranken besuchen, und da darf mich das Wetter nicht abhalten. Adieu, mein Junge, wir werden uns erst am späten Abend wiedersehen.«

Langsam ritt Doctor Marssen ab und wählte ganz gegen seine frühere Gewohnheit die enge Gasse, in welcher die benachbarte Pension lag, in deren Fenster hineinzuspähen er nun einmal Verlangen trug, denn so wenig er darüber sprach: jenes herrliche Antlitz, welches er auf der Leinwand bei seinem Sohn gesehen, zog ihn noch immer auf eine unerklärliche Weise an, und gar zu gern hätte er es selbst in seiner natürlichen Schönheit bewundert – ein Wunsch, der ihm leider aber auch an diesem Tage noch nicht erfüllt werden sollte. –

Franz kleidete sich an, nahm einen Regenschirm und ging bei wieder leise sprühendem Regen langsam nach der Apotheke, ohne jedoch die Dreistigkeit zu haben, denselben Weg dahin zu wählen, den sein Vater genommen, obgleich er der kürzeste von allen übrigen war. Wenig auf die Menschen achtend, die ihm begegneten, ganz seinem stillen Grübeln hingegeben, schritt er über den Höheweg dahin und trat endlich am oberen Ende der Straße in die Apotheke ein, wo man das von ihm Begehrte vorräthig hielt. Schon hatte er dasselbe in der Tasche und wollte eben wieder der Thür zuschreiten, als er auf das Freudigste überrascht ward und doch erschrak, denn durch diese Thür trat in demselben Augenblick Miß Rosy, um eine Arznei zu holen, die schon angefertigt in einer Schachtel auf dem Tisch der Apotheke stand.

Auch Miß Rosy schien erfreut, den Maler so unverhofft wiederzusehen, wenigstens nahmen ihre Augen sogleich den freundlichen Ausdruck jener demüthigen Milde an,

die ihr eigen war, und welche Franz Marssen schon früher veranlaßt hatte, ihr seine Aufmerksamkeit zu schenken. Heute aber lag außer dieser milden Freundlichkeit noch eine gewisse ängstliche Scheu in ihrem Auge, als sie so unvorbereitet auf den Maler traf, und mit einiger Verlegenheit reichte sie ihm die Hand, da er ihr die seinige sogleich entgegenstreckte und sie mit einigen herzlichen Worten begrüßt hatte.

Miß Rosy jedoch sprach im Laden nur wenig, und erst nachdem sie ihre in Papier gewickelte Schachtel empfangen hatte und mit Franz auf die Straße hinausgetreten war, äußerte sie sich etwas freier. Als er sie nun fragte, ob sie nach Hause gehe, bot er ihr nach Bejahung dieser Frage höflich Arm und Schirm dar. Sie nahm beides dankbar an, und so schritten die sich so zufällig Begegnenden langsam die Straße wieder hinab, ohne gegenseitig von sich zu wissen, daß des einen Herz eben so heftig vor brennender Neugier schlug, wie das andere von einer zaghaften Zurückhaltung bedrückt war, welche letztere erst allmälig wich, nachdem Franz in seinem früheren herzlichen Ton mehrere Fragen an das gute Mädchen gerichtet hatte.

»Ich freue mich sehr,« begann Franz das Gespräch, während er absichtlich seine Schritte immer langsamer werden ließ, »Sie einmal wiederzusehen, Miß Rosy. Aber Sie haben, wie es scheint, Arznei aus der Apotheke geholt, und das bekümmert mich einigermaßen, zumal Sie selbst dieses Geschäft besorgen und demselben dadurch eine größere Wichtigkeit beilegen.«

»Ach, Sir,« entgegnete die Engländerin, die sich dicht an die Seite des Malers drängte, als wolle sie von dem über ihren Kopf gehaltenen Schirm möglichst Nutzen ziehen, »in unserm Hause geht es nicht sonderlich gut her. Unser Diener ist seit zwei Tagen bettlägerig krank, und so muß ich schon selbst kleine Geschäftsgänge übernehmen, da wir nicht zu jeder Zeit einen anderen Bedienten haben.«

»So haben Sie jene Arznei für diesen Diener geholt?«

»Ach nein, Sir,« versetzte Miß Rosy mit sichtlichem Rückhalt, »diese Arznei ist nicht für den Diener; der hat die seinige schon gestern erhalten.«

»So ist die Frau Baronin wohl kränker geworden?«

»Auch das nicht, Sir. Mit meiner Lady geht es immer in der alten Weise fort, und sie nimmt schon lange keine Arznei mehr, da sie einen unbesieglichen Widerwillen dagegen hat. Nein, diese Schachtel ist für den Herrn Baron.«

»Wie,« rief Franz verwundert, »ist denn auch er krank?«

Die Engländerin schwieg nachdenklich, dann erhob sie langsam ihr blaues Auge und sah den jungen Mann mit einer fast kindlichen Vertraulichkeit an. »Darf ich Ihnen noch immer vertrauen?« fragte sie mit leiser und beinahe bittender Stimme.

»Miß Rosy,« erwiderte Franz mit seiner warmen natürlichen Innigkeit, »vertrauen Sie mir ganz und gar. Sie können mir glauben, daß ich großen Antheil an der Familie nehme, in der Sie selbst heimisch sind.«

»Ich weiß es, Sir, und deshalb rede ich so gern mit Ihnen, da ich ja keinen Menschen sonst hier habe, vor dem ich mein Herz ausschütten kann. Was ich Ihnen aber auch sage, sei es nun jetzt oder ein andermal, Sie dürfen nie darüber reden, und am wenigsten mit – mit Miß Edda.«

»Ich will es nicht, ich verspreche es Ihnen; doch nun öffnen Sie mir Ihr Herz.«

»Soweit ich kann, ja, Sir. Nun denn, in unserm Hause, dessen Verhältnisse Ihnen ja einigermaßen bekannt sind, ist nicht Alles so, wie es sein sollte. Und jetzt noch viel weniger als früher. Der Herr Baron hat ein schweres Amt auf sich und wird, da er es nicht nach Wunsch bewältigen kann, nicht selten in Verlegenheit gesetzt. So scheint es mir wenigstens. Er muß beständig zwischen hier und Bern hin und her reisen, und heute Mittag um drei Uhr geht er wieder auf einige Tage dahin ab. Das macht ihn verdrießlich und ungenießbar, und wir Alle haben mehr oder weniger darunter zu leiden. Vor der kranken Lady, die er sehr liebt, legt er sich noch den meisten Zwang auf, Miß Edda aber hat alle seine Launen zu ertragen. Sie allein weiß auch mit ihm zu verkehren, ihm mit gutem Rath an die Hand zu gehen, und so ist ihre Zeit, so lange der Vater da ist und seine Verhältnisse so übel stehen, mehr denn je von ihm in Anspruch genommen.«

Hier athmete Franz so laut und erleichtert auf, daß ihn Miß Rosy fragend von der Seite ansah, aber da er ermunternd lächelte, sogleich zu sprechen fortfuhr. »Ja, Sir,« sagte sie, »Miß Edda ist ihrem geplagten Vater ein großer Trost, und da sie einen starken Geist, einen festen Willen

und eine große natürliche Kraft in allen ihren Entschlüssen besitzt, so thut der Vater fast keinen Schritt, den er nicht mit ihr vorher genau überlegt hätte. Da haben Sie Alles, was ich Ihnen sagen darf, und ich bin gewiß, nicht mehr verrathen zu haben, als ich füglich auf mein Gewissen nehmen kann.«

»Ja, das können Sie dreist, Miß Rosy,« erwiderte Franz lächelnd, »denn eigentlich haben Sie mir nichts gesagt, was ich nicht schon längst gewußt oder wenigstens vermuthet hätte. – Aber Miß Edda ist doch ganz wohl?« setzte er, um endlich zum Ziele zu kommen, mit leise bebender Stimme hinzu.

Miß Rosy wollte wieder nicht recht mit der Sprache heraus und sah ihren Führer noch einmal bedenklich von der Seite an. »O ja,« sagte sie endlich, »körperlich ist sie gewiß wohl, denn sie strotzt von Gesundheit und Frische, aber ihr Gemüth scheint mir etwas bedrückt zu sein.«

»Ihr Gemüth? Bedrückt? O, das wird die Folge der Verwicklungen ihres Vaters sein, die sie so genau kennt –«

Miß Rosy schüttelte den Kopf. »Ach nein, Sir, das glaube ich nicht. Ich habe es erst bemerkt, seitdem sie von der Reise nach dem schönen Gletscher zurückgekehrt ist, die ihr nicht ganz wohlgethan zu haben scheint.«

»Nicht wohlgethan? O, sie wird noch ein wenig angestrengt und davon ermüdet sein?«

»Ermüdet? Das ist auch nicht der Fall. Nein, Sir, es muß etwas Anderes sein, und ergründen kann ich es nicht, denn Miß Edda ist gegen ihre Eltern und mich nie so

schweigsam gewesen, wie eben jetzt, und nur mit Mühe haben wir ihr einige Mittheilungen über diese Reise selbst abpressen können.«

Die beiden unter dem Schirm Gehenden hatten jetzt die belebteste Stelle des Höheweges erreicht, und viele Menschen gingen dicht an ihnen vorüber. Miß Rosy drängte sich unwillkürlich immer näher an den jungen Mann und warf zuweilen scheue Blicke um sich her, als besorge sie, von irgend Jemanden bemerkt oder beobachtet zu werden. Franz hätte für sein Leben gern noch viel mehr mit ihr über Miß Edda gesprochen, aber die Engländerin beeilte ihre Schritte, und er merkte ihr an, daß sie den Abbruch der Unterhaltung wünsche. Endlich hatten sie die kleine Nebenstraße erreicht, welche zunächst nach der stillen Pension führte, wo Baron Bolton wohnte, und hier blieb Miß Rosy stehen, reichte Franz mit herzlichem Wohlwollen die Hand und, indem sie ihren eigenen Schirm aufspannte, sagte sie lächelnd:

»Sir, ich ginge gern noch weiter mit Ihnen, aber es geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht darf.«

»Sie dürfen nicht?«

»Nein, aber fragen Sie mich nicht, ich bin wirklich zu plauderhaft, wie Miß Edda sagt, und Sie sehen mich mit so bittenden Augen an, daß ich Ihnen kaum widerstehen kann.«

Franz drückte ihr noch einmal die Hand und sagte dann: »So will ich Sie weder mit Worten noch Blicken

weiter bedrängen. Gehen Sie und empfehlen Sie mich Miß Edda, wenn ich darum bitten darf.«

Miß Rosy schüttelte bedenklich den Kopf. »Nein, Sir,« sagte sie fest, »das thue ich auch nicht. Bestellen Sie keinen Gruß an Miß Edda, denn ich überbringe ihn nicht.«

Franz blickte höchst überrascht auf. »Warum denn nicht?« brachte er mit zitternden Lippen hervor.

Miß Rosy besann sich eine Weile, ehe sie antwortete. Endlich sagte sie dreist, indem sie noch einmal dicht an den Maler herantrat: »Ich will es Ihnen sagen, Sie verstehen zu schweigen, ich weiß es. Miß Edda sieht es nicht gern, daß ich mit Ihnen mehr spreche, als nöthig ist, und wenn ich in Ihrer Nähe bin, beobachtet sie mich mit Augen, wie nur sie welche im Kopfe hat. Man könnte sie darin die Tochter des Argus nennen.«

»Aber warum sieht sie das nicht gern, und warum beobachtet sie Sie so genau?« fragte Franz mit steigender Verwunderung.

Miß Rosy zuckte die Achseln und sah absichtlich von des Malers Gesicht fort und zur Seite hin. »Sie hält mich eben für plauderhaft,« entgegnete sie leise, »und Alles in Allem genommen, bin ich es gewiß nicht, wenn ich auch gern meinem Herzen bisweilen eine Erleichterung verschaffen möchte. Denn schon viele Jahre lang lebe ich in einer Stellung, die nicht viel Beneidenswerthes hat. Nun aber ist es genug, und ich muß Sie verlassen. Gehen Sie mir nicht nach, ich bitte Sie, sondern wählen Sie einen anderen Weg.«

»Ich werde es thun und verspreche Ihnen noch einmal feierlich, daß ich kein Wort unseres Gesprächs jemals über die Lippen bringen will.«

Miß Rosy lächelte dankbar, und einen Augenblick darauf war sie von seiner Seite weggeschlüpft und schritt eilig die kleine Straße hinab.

Franz Marssen aber verfolgte den Höheweg weiter und ging ihn ganz zu Ende, ohne eigentlich zu wissen, wohin er ging, denn Alles, was er so eben vernommen, hatte ihn in neue Aufregung und Gährung versetzt, wenn seine Brust auch von mancher Sorge, die vorher darauf gelastet, befreit war. Endlich aber glaubte er sich beruhigt, und über das Gehörte hinlänglich nachgedacht zu haben, und so kehrte er langsamer, als er fortgegangen, nach Hause zurück. Die Veranda fand er an diesem feuchten Tage leer, und der Mittagstisch war heute im Innern des Hauses gedeckt. Franz trat still und nachdenklich ein, und zwei Minuten später sah er sich Tante Caroline gegenüber, die ihn mit einem seltsamen Lächeln empfing und auf deren ungewöhnlich gerötheten Wangen sich die Spuren einer kaum vorübergegangenen Erregung wahrnehmen ließen.

»Nun,« redete Franz sie an, indem er seinen Hut bei Seite stellte, »was giebt es denn Neues? Du siehst ja außerordentlich echauffirt aus?«

»Echauffirt? O, doch wohl nicht,« erwiderte die Tante mit einem Blick in den Spiegel, und dabei lächelte sie noch seltsamer als vorher, wie es wenigstens ihrem Neffen bedünken wollte. »Aber ich habe eine kurze Freude

gehabt,« fuhr sie fort, indem sie sich dicht vor Franz hinstellte, »und ich wundere mich, daß der liebliche Duft, der hier im Zimmer schwebt, und den Du doch schon länger als ich kennen mußt, Dir nicht sagt, welchen Besuch ich wieder gehabt.«

»Du hast einen Besuch gehabt?« fragte Franz mit weit aufgerissenen Augen und sog den in der That im Zimmer wahrnehmbaren Duft mit vollen Zügen ein. »O – sollte es möglich sein? Ja, ich kenne diesen Duft!«

»Nun, siehst Du, mein Junge, und warum sollte es denn nicht möglich sein? Miß Edda ist wirklich, trotz ihrer vielen Geschäfte, die sie mir vorgeklagt hat, ohne ein einziges zu nennen, eine gute halbe Stunde bei mir gewesen, hat sich für den geliehenen Fuchs bedankt und dann viel über Eure Reise gesprochen. Nun – warum lachst Du denn so absonderlich?«

Franz, bei dieser Nachricht von unsäglich freudigen Gefühlen bewegt, lächelte in der That fast schelmisch. »Hat Dir denn das gefährliche Raubthier, was nach Deiner Meinung in ihren Augen lauert, nichts Böses gethan?« fragte er, der guten Tante die runde Wange streichelnd.

»Mir nicht, Franz; für mich ist dies Raubthier nicht da – aber in Wahrheit, mein Junge, das Mädchen erschien mir seit ihrem neulichen Besuch ganz umgewandelt. Sie war mir gar keine Fremde mehr, und ich ihr auch nicht. Wie eine alte Freundin kam sie herein, umhalste und küßte mich und fragte nach tausend Kleinigkeiten, die sie Gott weiß wo aus den Wolken gesogen hat. Und dabei legte sie

ein so herzliches, theilnehmendes Wesen an den Tag, daß sie mich ganz warm gemacht hat, und ich muß sagen, ich habe sie so recht von Herzen liebgewonnen.«

Franz Marssen's Seele jauchzte im Stillen. Er wollte etwas sagen, aber er vermochte es nicht, so kurz war ihm der Athem geworden, und so fest hingen, nicht seine Augen allein, sondern auch seine ganze Seele an den Lippen der Tante, die ohne Zweifel noch viel mehr von ihrem Besuch zu reden hatte.

»Also von der Reise hat sie gesprochen?« brachte er endlich mit Mühe hervor.

»Ja, und es war eigentlich närrisch, wie sie mich mehr darüber sprechen ließ, als sie selbst sprach, denn sie fragte mich, ob Du mir auch Alles recht genau erzählt hättest, und als ich Ja sagte, mußte ich ihr berichten, was Du erzählt hast.«

»War sie denn damit zufrieden, was ich Dir erzählt?« fragte Franz mit wieder stockendem Athem, da er die Ursache dieser schlauen Handlungsweise Miß Edda's zu erkennen glaubte.

»Ja,« sagte Caroline, indem sie freundlich nickte. »Das liebe Kind war zufrieden, so schien es mir wenigstens, und da erzählte sie mir aus freien Stücken, daß Du Dich sehr aufmerksam gegen sie erwiesen habest, daß sie Dir zu vielfachem Danke verpflichtet und daß sie zufrieden sei, einen solchen Gefährten auf ihrer Schweizerreise gefunden zu haben.«

Des jungen Mannes Wangen glühten, noch mehr als Tante Carolinens, und dabei flammte sein schönes blaues

Auge so hell auf, daß Jene, ohne eine große Menschenkennerin zu sein, wahrnehmen konnte, daß Freude in seinem Herzen, oder vielleicht gar – ach! und hier suchte sie wieder ihre frühere Sorge heim – noch etwas mehr darin sei.

In diesem Augenblick rückte Caroline ganz nahe an ihren Liebling heran, der schon lange neben ihr auf dem Sopha saß, legte ihren rechten Arm um seine Schulter und drückte ihn liebevoll an sich. »Franz!« rief sie, beinahe in Thränen ausbrechend, »sprich die Wahrheit, mein Junge: dies Mädchen ist Dir nicht gleichgültig mehr, wie?«

Er raffte alle seine Kraft zusammen, um diesem mütterlichen Andringen zu widerstehen, und so schwer es ihm auch ward, so sagte er mit erzwungen ruhiger Miene: »Gleichgültig! Wie Du das sagst, und wie Du es nur denken kannst, Tante! Nein, gleichgültig ist sie mir gewiß nicht, dazu finde ich sie zu schön, zu interessant, zu originell – Alles in Allem – aber –«

»Aber mein Gott, Franz,« unterbrach ihn die Tante mit steigender Lebhaftigkeit, »habe doch nur Vertrauen zu mir – warum athmest Du denn so schwer?«

»Ich athme schwer?« fragte Franz mit fast verzweifelter Anstrengung, seine wogende Brust zur Ruhe zu bringen – »wie seltsam Du sprichst, Tante!«

Das gute Wesen ließ von ihm ab, legte ihre Hände gefaltet in den Schooß und sah träumerisch und bange vor sich nieder. »Gut,« sagte sie mit anscheinend ruhigerem

Wesen, »Du willst mir nichts sagen, Du bist ein trotziger, eigensinniger Mann, und doch lehrt mich mein Gefühl – ja, mag es der weibliche Instinct sein – daß hier, unter dieser Weste, Dein Herz jetzt in heftigen Pulsen schlägt – und wenn ich mir denke, daß vielleicht meine Warnungen zu spät kommen, daß Dein Auge in diesem himmlisch verrätherischen Auge keinen Grund mehr gefunden hat, sondern bis in ihre Seele gedrungen ist, daß Du, Franz, der einzige Sohn meines Bruders, also auch *mein* einziger Sohn, ein ähnliches Schicksal haben könntest, wie – ich – ich es leider gehabt – o dann könnte mir mein eigenes Herz brechen, und das wäre der letzte Schlag für mich auf alle früheren Schläge, und ich wäre dann ganz – unglücklich!«

Sie fiel ihrem Neffen noch einmal um den Hals und weinte bitterlich.

Franz liebkoste sie und suchte sie zu beruhigen und da er so sanft und zärtlich zu ihr sprach, gelang es ihm auch wunderbar schnell. So sammelte sie sich denn und sagte: »Nun denn ja, fürchten wir das Schlimmste noch nicht, es macht sich vielleicht alles besser, als man denkt. Wenn mir dieses Mädchen auch ein schwer lösbares Räthsel ist, wenn ich auch nicht alles an ihr begreife, es ist darum doch nicht nothwendig, daß die Lösung dieses Räthsels ein Unglück zu Tage bringen muß.«

Bei diesen Worten lächelte Franz fast schmerzlich, aber er nickte der Tante mit innerem Einverständniß zu. »Nein,« sagte er weich, »ein Unglück braucht es nicht zu

geben, das fürchte ich auch nicht. Doch nun laß uns vernünftig und ohne Nebensprünge weiter mit einander reden. Das war also Alles, was Du mit der jungen Dame verhandelt hast?«

»Nein, Franz, das war nicht Alles,« fuhr die Tante nach einigem Besinnen merklich beruhigter fort. »Als ich ihr zufällig sagte, daß Dein Vater über Land geritten sei und erst am späten Abend wiederkomme, rief sie frohlockend: O, das trifft sich ja herrlich! Mein Vater verreist heute Nachmittag auch, und da sind wir Frauen allein. Besuchen Sie mich also um vier Uhr, und trinken Sie Ihren Kaffee bei mir; meine Mutter wünscht schon lange, Ihnen für Ihre Freundlichkeit persönlich zu danken, und dann, wenn meine Mutter schläft – sie schläft den halben Tag – wollen wir uns in mein Zimmer setzen und recht gemüthlich von Gott weiß welchen Dingen plaudern.«

Des Malers Gesicht nahm wieder einen freudigeren Ausdruck an, und doch überraschte ihn diese Einladung sehr, obgleich er nicht wußte, warum. »Du wirst also zu ihr gehen?« fragte er.

»Warum denn nicht, Franz? Ich komme ja so wenig unter Menschen – diese Edda wenigstens gefällt mir, wie sie – o Du hast es mir ja selbst gesagt – auch Dir schon lange gefallen hat.«

Franz schwieg und spielte anscheinend gedankenlos mit seiner Uhrkette. Da trat die Magd herein und fragte mit verwundertem Gesicht:

»Soll ich denn noch nicht anrichten, Fräulein?«

Caroline fuhr wie aus dem Traum in die Höhe. »Ach mein Gott,« rief sie, es ist ja gleich zwei Uhr, und wir haben unser Mittagbrod ganz vergessen. Geschwind, Resi, trage auf, es ist die höchste Zeit dazu.«

Nachdem Tante und Neffe ihr Mahl in aller Stille eingenommen und dabei nur noch einige Worte über den vorliegenden Gegenstand gewechselt hatten, dachte weder Caroline an ihre Mittagsruhe, noch Franz an sein Atelier. Beide blieben am abgeräumten Tische sitzen, und Franz trank, ohne es zu wissen, ein Glas Wein nach dem andern, der heute gar keine Wirkung auf ihn zu üben schien. Endlich aber, als es drei Uhr war, stand die Tante zuerst auf und sagte:

»Ich muß mich zu meinem Besuche ankleiden, Franz, denn ich kann doch nicht in meinem Hauskleide hinübergehen und, wenn es so vornehme Leute sind, wie Du sagst – ein Baron ist ihr Vater gewiß, wie Leo ausgeforscht hat – so geben sie ohne Zweifel auch auf das Aeußere viel. Willst Du denn aber heute nicht in Dein Atelier gehen?«

»Ja,« tönte es langsam von seinen Lippen, und aus dem Tone, womit er es sprach, klang nicht eben die alte Lust zum Malen hervor. »Doch später erst,« fuhr er fort, »erst muß ich Dich in Deiner Glanztoilette sehen – dies Vergnügen ist mir lange nicht zu Theil geworden.«

»Wenn Dir das ein Vergnügen ist, so sollst Du es bald genießen!« erwiderte Caroline mit ihrem alten herzlichen Lächeln, und rasch entfernte sie sich, um ihr gewöhnliches Hauskleid mit einem besseren zu vertauschen.

Als sie nach einer halben Stunde wieder in das Zimmer trat, fand sie ihren Liebling am Fenster stehend und eine Cigarre rauchend, was er nur selten that. Er schaute nach den Bergen hinauf, die noch immer in Nebel gehüllt waren, und hörte kaum den leisen Tritt der Tante, als sie hinter ihm in's Zimmer rauschte. Da legte sie sanft ihre Hand auf seine Schulter, und augenblicklich, als er sich nach ihr umdrehte und sie in ihrem eben angelegten Putz sah, war er von seinem halb trüben, halb freudigen Sinnen befreit. Sie trug ein schweres schwarzseidenes Kleid, welches den noch immer schönen Formen ihres Körpers gut angepaßt war. Um die Schultern hatte sie eine schwarze Spitzenmantille geworfen, und ihre reichen blonden Haare fielen in glatten Scheiteln über ihr blasses, edles und in der Regel so wehmüthig lächelndes Gesicht.

»Nun,« sagte sie scherzend, da er noch immer schweigend auf sie hinstarrte, als ob er eine ganz fremde Person vor sich habe, »gefalle ich Dir, mein Lieber, und kann ich mich so vor der Lady Mutter Deiner – Deiner schottischen Reisegefährtin sehen lassen?«

»Ja,« erwiderte Franz ruhig, »Du siehst gut aus, und ich wüßte nicht, worin in Eurer Erscheinung ein Unterschied liegen sollte. Du bist eine stattliche Dame, Tante –

bitte, ich schmeichle Dir nicht – und siehst eben so vornehm wie jede andere vornehme Dame aus. Doch darum handelt es sich ja hier nicht, Du machst einen nachbarlichen Besuch und weiter nichts. Grüße die schöne junge Dame von mir und vergnüge Dich – ich aber werde zu derselben Dame geben, zu der Du gehst, nur daß zwischen beiden ein kleiner Unterschied ist, dessen Vortheil ganz auf Deiner Seite liegt. Nun, ich gönne ihn Dir, und jetzt lebe wohl.«

Obgleich Franz sich in ziemlich ruhiger Stimmung befand, als er diesen Nachmittag so spät sein Atelier betrat, so nahm diese Ruhe doch allmälig wieder ab, je mehr die Zeit verstrich und der Abend heranrückte, der bei dem trüben Himmel schneller als sonst näher kam. Endlich glaubte er, daß ihm das Licht zum Malen ausgehe, und so kehrte er nach dem Vorderhause zurück, wo er, nach seiner Meinung, jeden Augenblick das Eintreffen der Tante erwarten konnte. Allein sie kam noch lange nicht, und Franz hatte Zeit genug, alle vorhandenen Zeitungen, so aufmerksam er es vermochte, zu lesen, bis der Kaffeebesuch sein Ende erreicht. Endlich aber sollte auch dieser Zeitpunct herannahen, und gegen acht Uhr sah er Tante Caroline langsam und feierlich die kleine Straße heraufkommen, die nach dem Nachbarhause führte.

Er lief ihr mit großer Spannung bis zur Veranda entgegen, aber ihr Gesicht erschien ihm, als er es bei der

abendlichen Beleuchtung in der Nähe betrachtete, mehr ernst und nachdenklich als heiter gestimmt zu sein. Auch rief sie ihm nicht wie sonst einen lauten Gruß zu, sondern sie trat still und sinnend an ihn heran, bis er sie endlich mit gepreßter Stimme sagen hörte: »Guten Abend, Franz, Du hast mich wohl schon lange erwartet?«

»Ja,« erwiderte er gedehnt, »Du hast Dich etwas lange aufgehalten. War der Kaffee denn so überaus interessant?«

»Wie man es nehmen will,« erwiderte sie kalt, indem sie in ihre Stube trat, »doch ich bin ja schon lange mit Allem zufrieden.«

Bei diesen Worten legte sie ihre Mantille und Handschuhe ab und setzte sich dann neben Franz auf das Sopha, auf dem dieser in einer seltsamen Stimmung bereits Platz genommen hatte, denn das Gesicht und Wesen der Tante schien ihm keine behaglichen Neuigkeiten zu verkünden.

Da fing Caroline von selbst zu sprechen an, nachdem sie vergebens eine Frage von ihrem merkwürdig schweigsamen Neffen erwartet hatte. »Es sind seltsame Leute, bei denen ich gewesen bin,« sagte sie, »und ich werde jetzt noch weniger aus ihnen klug als früher.«

»Haben sie Dich nicht wohl aufgenommen?« fragte Franz mit wieder kürzer werdendem Athem.

»O, wie kannst Du das erwarten? Nein, mein Sohn, es liegt in etwas ganz Anderem. Sieh, in dem Verhältniß dieser unzweifelhaft vornehmen und gut erzogenen Leute ist – Du magst es mir glauben – bei Weitem nicht alles

in der gehörigen Ordnung. Doch nun höre, was ich Dir sagen kann. Miß Edda empfing mich mit großer Herzlichkeit und in einer Art und Weise, daß ich vielleicht von dem Folgenden zu Großes erwartete. Doch in dieser Erwartung täuschte ich mich. Sie führte mich zuerst in ein von dunklen Vorhängen beschattetes Gemach, und ich sah da eine bleiche kränkliche Dame auf einem Ruhebett liegen, die mir mehr dem Tode als dem Leben anzugehören schien. Ihre Augen waren hohl, ihre Stimme klang hohl und – nimm es mir nicht übel – auch ihr Herz schien hohl zu sein, wenn mich zu diesem Glauben nicht der Umstand veranlaßte, daß sie eben so wenig Deutsch wie ich Englisch sprechen konnte, weshalb uns Edda als Dolmetscher diente. Als diese mich vorstellte, reichte mir die Mutter ihre brennend heiße abgemagerte Hand, und eine blonde Dame mit Hängelocken, wahrscheinlich die Gesellschafterin, entfernte sich sogleich von dem Bett, an dem sie Wache gehalten zu haben schien. Die Dame dankte mir nun für alle Gefälligkeiten, die ich ihr und ihrer Tochter durch Dich erwiesen hätte, aber ihre Worte waren kalt wie der Blick, den sie dabei auf mich richtete und der mir fast das Blut im Herzen erstarren machte. Das ist beinahe Alles, Franz, was ich Dir von der Mutter sagen kann, die im Ganzen einen schrecklich wehmüthigen Eindruck auf mich hervorbrachte. Fast auf der Stelle befiel mich das Gefühl, daß die vor mir liegende Frau

gränzenlos unglücklich sei, und dies drückte mich dergestalt nieder, daß ich auch nachher in Miß Edda's Gesellschaft nicht so bald wieder warm und froh werden konnte, obwohl sie es an liebevoller Zärtlichkeit gegen mich nicht fehlen ließ. Im Ganzen war mir zu Muthe, als ob ich an der Schwelle eines großen Unglücks stände und als ob ein Geheimniß über dieser Familie schwebte, das mir bis in's Herz hinein erkältend und befremdend wirkte. Miß Edda merkte das auch sehr bald, denn sie ist klug und hat ihre Augen und Ohren überall. Auch bot sie alles Mögliche auf, um mich zu unterhalten, mich wärmer zu stimmen, und zuletzt gelang es ihr auch so ziemlich und ich erwiderte ihre Zärtlichkeiten, wie es die schöne Person einem so leicht macht. So verging mir die Zeit wunderbar schnell und zwischen unsern Gesprächen hindurch überflutheten mich seltsame Gedanken, die mich erst wieder verließen, als ich an die frische Luft kam, und jetzt – jetzt, mein Junge, danke ich Gott, daß ich wieder in einer anderen Atmosphäre bin, denn die Luft in jenem Hause ist eine böse Krankenluft, die ansteckend wirkt, und ich begreife es sehr wohl, daß diese Edda sich in der Bergluft so glücklich fühlt, wie sie mir wohl hundertmal versichert hat. Uebrigens läßt Sie Dich grüßen und hofft Dich bald wieder zu sehen, wo, hat sie mir freilich nicht gesagt; wenn Du aber meinem Rathe folgen willst, so gehe nicht in dies Haus – ein Schauer überrieselt mich noch jetzt, wenn ich an das elende, abgelebte Gesicht dieser einstmals gewiß sehr schönen Dame zurückdenke, und ich will froh sein, wenn Leo, Dein Vater,

wieder hier ist und ich sein fröhliches Gesicht sehe und seine frische Stimme höre – denn in Dir – das merke ich schon – werde ich keinen besonderen Tröster gefunden haben.«

In Letzterem mochte sie Recht haben, denn ihre Schilderung der Familie Miß Edda's hatte wie eine erstickende Luft auf Franz gewirkt; er war still, gedankenvoll und trübe geworden, wie er es am Morgen dieses Tages gewesen war, und selbst als der Vater um neun Uhr müde und hungrig nach Hause kam und in seiner heiteren Weise sogleich von alltäglichen Dingen zu sprechen begann, ohne die sonderbaren Gesichter der Seinigen zu studiren, fühlte er sich noch immer bedrückt und war froh, als er sich um zehn Uhr in sein Zimmer zurückziehen und diesen Tag in ungestörter Einsamkeit überdenken konnte, der ihm allerdings viel Neues, aber wenig Angenehmes gebracht hatte.

Als Franz seinen Vater und dessen Schwester um zehn Uhr verlassen hatte, blieben diese still neben einander auf dem Sopha sitzen. Doctor Marssen rauchte noch seine Cigarre, wie er es jeden Abend vorm Schlafengehen zu thun liebte, Caroline dagegen, die sonst zu stricken oder zu lesen pflegte, saß heute unbeweglich neben ihm, hielt die Arme vor der Brust übereinander geschlagen und schaute mit fast starrem Auge vor sich in's Leere, wobei ihr Herz aber nicht ganz ruhig zu schlagen schien.

Doctor Marssen, der seinen eigenen Gedanken folgte und erst gar nicht auf das ungewöhnliche Wesen seiner Schwester achtete, bemerkte indessen doch nach einiger Zeit, daß diese in einer ganz eigenen Stimmung sich befand, und augenblicklich sich voller Theilnahme zu ihr wendend, sagte er:

»Caroline, ist Dir heute etwas Besonderes begegnet? Du bist so wortkarg und träumerisch, und Deine sonst so fleißigen Hände ruhen, als ob Dein Kopf übermäßig beschäftigt wäre.«

»Du hast Dich nicht getäuscht – ich habe zu denken, Leo,« erwiderte sie ausweichend.

»Das scheint mir auch so, meine Liebe. Aber ich möchte Dir denken helfen, wenn Du meine Hülfe annehmen willst.«

Caroline wandte sich lebhaft zu ihm hin und blickte ihm in die festen redlichen Augen, die liebevoll, fragend und doch mit männlicher Zuversicht auf ihrem trübseligen Gesicht ruhten. »Leo,« sprach sie mit leiserer und tiefbewegter Stimme, »bist Du in der Stimmung, etwas recht Ernsthaftes aus meinem Munde zu vernehmen?«

Doctor Marssen's Aufmerksamkeit wuchs von Secunde zu Secunde und jetzt las er in dem Auge der Schwester eine wirkliche Besorgniß. »Sprich,« sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, die seinem Zuhörer stets Muth und Vertrauen einflößte, während der tiefe metallene Klang seiner Stimme den wahren Tröster in ihm erkennen ließ,

»sprich, was hast Du? Dir scheint wirklich etwas Ernsthaftes während meiner Abwesenheit in den Weg getreten zu sein.«

»Ja, Du hast es errathen, mein Freund,« erwiderte die Schwester und ergriff die derbe kräftige Hand des Bruders, die sie zwischen ihre beiden nahm. »Ich habe heute kurz vor Tisch Besuch gehabt und Nachmittag einen Besuch gemacht, die mir beide zu denken geben, und das beschäftigt mich jetzt.«

»Du hast einen Besuch gemacht?« rief der Doctor überrascht, denn daß Caroline eines Besuches wegen das Haus verließ, war eine Seltenheit und hatte stets etwas Ungewöhnliches zu bedeuten.

Caroline nickte und nun erzählte sie ihm, was vorgefallen war und wie der Besuch im Nachbarhause so seltsam auf sie gewirkt hatte.

Als Doctor Marssen ihre umständliche Erzählung vernommen, schwieg er längere Zeit, legte die Cigarre weg und entzog Carolinen seine Hand, die er nun auf seine Stirn drückte und dabei still in sich hineinlächelte, als wollte er der Schwester so viel wie möglich seine Gedanken und den Ausdruck seines Gesichts verbergen.

»Scheint Dir das nicht bedenklich?« fragte da Caroline mit lebhafterer Wärme.

»Was soll mir denn bedenklich scheinen, Schwester, wenn ich denn doch einmal mit Dir über Deine beängstigenden Visionen sprechen soll?«

»Oho! Es sind keine Visionen, Leo, die ich vor mir habe, sondern handgreifliche Entdeckungen. Denn sieh, lieber Leo, diese fremde junge Dame, die erst einen besorglichen, dann einen so freundlichen, immer aber einen höchst bedeutsamen Eindruck auf mich gemacht hat, ist ein ungewöhnlich schönes, geistreiches und kluges Weib, die einem jungen Mann auf allerlei Weise gefährlich werden kann.«

Doctor Marssen lächelte wieder. »Ja, das habe ich neulich auch schon gedacht und gesagt,« erwiderte er, »als ich ihr Portrait bei Franz im Atelier sah, und er hat wirklich ein Meisterstück damit geliefert.«

»So, also Dir ist sie auch aufgefallen?«

»Gewiß, Caroline, solch ein Gesicht muß einem Jeden auffallen, ohne daß es jedoch in jedem eine so ängstliche Sorge hervorruft, wie es bei Dir gethan zu haben scheint. Worin besteht denn nun Deine Hauptsorge? Sprich Dich klar und deutlich aus, auf daß wir damit zu Ende kommen.«

»Ei mein Gott, Leo, liegt denn das nicht ganz nahe? Wenn der Franz, unser Liebling, nun über die geheimnißvolle Gestaltung ihrer Verhältnisse, über ihre, die seinige bei Weitem überragende Stellung, wie es scheint, wegsähe, denn ihr Vater ist ja eine Excellenz, hat er mir neulich gesagt, und – diesem Mädchen seine Neigung schenkte, ja, eine leidenschaftliche Liebe zu ihr faßte – was würdest Du dazu sagen?«

Doctor Marssen schwieg, sann eine Weile nach und dann sagte er ohne allen Anflug einer inneren Besorgniß:

»Was ich dazu sagen würde? O, was Ihr Frauen Euch immer mit *möglichen*, nie aber mit *wirklichen* Dingen quält – ich würde ganz einfach sagen: das ist eine schon sehr häufig vorgekommene Künstlerliebe. Während er malte und in sein Bild hineindichtete, hat dies Bild sich in ihn hineingemalt und gedichtet, und da mag es denn als reizende Poesie haften, sein Ideal bleiben und als solches wirken, das kann höchstens nur ein Vortheil für seine künftige künstlerische Ausbildung sein.«

»Aber, bester Leo, vergiß doch einmal den Künstler in ihm und sieh Dir den Menschen an. Er liebt nicht sein Bild, er liebt das Weib in seinem Bilde, und wenn in eines Menschen Brust, wie Franz einer ist, einmal eine Leidenschaft erwacht, dann ist sie keine gewöhnliche, jugendliche, vorübergehende Leidenschaft mehr, dann wird sie ein unausrottbares Gefühl, und wenn dies Gefühl nun in ihm die Oberhand gewinnt, ihn zu Hoffnungen hinreißt, die nie verwirklicht, zu Handlungen, die nie zurückgethan werden können – siehst Du denn darin ein Glück für Deinen Sohn?«

»Wie Du die Sache auffassest, freilich nicht, Caroline, aber ich fasse sie eben nicht so auf wie Du – das ist der Unterschied zwischen uns und unsern Ansichten. Laß doch die Brust dieses Menschen sich auch einmal erwärmen und einen Strahl des schönsten Erdenlichtes hineinfallen – ist denn das etwas so Schreckliches und Gefährliches? Ich finde das gar nicht, nein, ganz und gar nicht, Liebe. Einmal wird er doch aus unsern Herzen schlüpfen, wie er schon früher aus unsern Armen geschlüpft ist, er

wird sich in einem andern Herzen einnisten, und wohl ihm, wenn er ein süßes, warmes Nest findet, in dem er sich glücklich und behaglich gebettet findet.«

»Das bestreite oder bezweifle ich eben, lieber Leo, er wird sich in diesem Neste nicht glücklich und behaglich gebettet finden.«

»Warum nicht? Weißt Du das so genau? Ist dieses, uns freilich noch unbekannte Mädchen – mag sie eine sogenannte vornehme Person sein oder nicht, mir ist das sehr gleichgültig, wie Du weißt – ist es seiner werth? Das ist die Hauptsache, meine Liebe, und darauf gieb mir zuerst eine vernünftige Antwort.«

Jetzt schwieg Caroline. Von diesem Gesichtspuncte aus hatte sie freilich das ganze Verhältniß noch nicht betrachtet. »Ob sie seiner werth ist?« murmelte sie mehr vor sich hin, als sie sprach – »Sie an sich selbst – o ganz gewiß, Leo, denn sie ist eine edle Persönlichkeit, sie hat eine vortreffliche Bildung genossen, sie ist schön wie Morgensonnenglanz, ja, sie ist noch mehr, sie ist eine Person, vollkommen geeignet, einen Mann, und noch dazu einen Künstler, glücklich zu machen, ja, das ist sie, wenn ich mir Alles in Allem überlege.«

»Nun also – was willst Du denn mehr?«

»Aber mein Gott, Leo, Du übersiehst ja ganz die eigenthümlichen Verhältnisse –«

»Was denn für Verhältnisse? Kennst Du sie so genau, daß Du Dich vor ihnen fürchtest?«

»Nein, nein, Leo, aber Du nimmst die Sache bei alledem sehr leicht, wie mir scheint.«

»Bis jetzt, ja – mich belastet sie noch nicht wie Dich, und was hilfe es mir auch, wenn ich sie schwer, recht schwer nähme, wie? Hältst Du mich etwa für einen Vater, der einem jungen Manne, wie Franz ist, eine Liebe, wenn sie wirklich in ihm vorhanden, mit der Wurzel aus der Brust reißen wollte? Und wiederum, hältst Du Franz für einen Mann, der sich diese Liebe, wenn sie fest in ihm Wurzel geschlagen, so leicht aus der Brust reißen ließe? O, sei doch nicht so altjüngferlich überempfindlich, überklug, überweise, Caroline, und laß einem Jeden sein angeborenes, angestammtes Recht widerfahren. Franz ist mündig, wie Du weißt, und er hat bis jetzt noch keinen Schritt im Leben gethan, den er zu bereuen, und den wir zu beklagen hätten. Begeht er jetzt einen Schritt, der ihn in eine Klemme führt, nun, dann begeht er ihn selbstständig, dann mag er die Verantwortung übernehmen. Er ist es, der sich seine Zukunft, sein Glück allein auferbauen muß, und wir werden ihm doch nicht dazu die Steine versagen, die er gebraucht? Nein, gute Caroline, das wollen, das dürfen wir nicht. Am klügsten ist es für die hierbei zunächst Betheiligten, die wir allerdings sind, sich ruhig und abwartend zu verhalten. Wir wollen seine erst im Entstehen begriffene Leidenschaft nicht fördern, den bindenden Mörtel nicht zu freigebig herbeitragen, aber wir wollen auch nicht voreilig und schadenfroh die Stützen seines Gerüstes niederreißen. Mag er bauen und seinen Bau bis in die Wolken gipfeln, meinetwegen, er, nicht wir sollen darin wohnen, und so mag er sich, wenn er will, eine neue und schönere Heimat gründen,

als wir sie ihm mit aller unserer Liebe geben können, das ist mein lebhaftester Wunsch, Caroline. Wie er mit ihrem Vater fertig wird, ob er den zu gewinnen im Stande ist – nun, das ist seine Sache – doch so weit sind wir ja noch lange nicht. Warten wir also ab, was kommt, und überstürzen wir uns nicht. Hier hast Du meine Meinung und ich hoffe, sie wird Dir nicht schlechter und grundloser erscheinen, als die Deine ist, wenn Du sie mit Ruhe erwägst und überlegst.«

»Mit Ruhe!« seufzte Tante Caroline. »O, mit Ruhe! Ja, ja, ich sehe es wieder, mit Euch Männern läßt sich über so wichtige Lebensverhältnisse nicht füglich reden. Ihr seid immer die Sieger und wir die Besiegten. Und als Besiegte füge ich mich Dir – ja, ja, ja, in Gottes Namen – ob Du mich aber überzeugt hast, das ist eine andere Frage.«

»Die ich heute nicht beantworten will und kann,« schloß Doctor Marssen seine Rede. »Den Frauen eine Ueberzeugung beizubringen von dem, wovon sie sich nicht überzeugen können oder wollen, ist eine Arbeit des Sisyphus, und darauf verzichte ich. Und nun laß uns dies Gespräch abbrechen, ich bin müde, ich will schlafen gehen.«

»Gehe schlafen und lege Dich mit Ruhe nieder, wenn Du kannst.«

»Das kann ich, Gott sei Dank, ja, und ich werde es.«

»Thue es, ich aber werde zu Gott beten, daß er diesen neuen Kelch an uns vorübergehen lasse – mir schmeckt er bitter genug, mein Freund.«

»Füge etwas Zucker von Deiner mütterlichen Liebe hinzu, dann wird er süßer,« scherzte Doctor Marssen, indem er sich von seinem Sitze erhob.

»Ach, Leo, mein guter Bruder,« seufzte Caroline und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, »meine ganze mütterliche Liebe habe ich schon hinzugefügt und mit dem Tranke dieses Kelches gemischt, und doch ist er nicht süß davon geworden, ja, gerade sie hat ihn mir am bittersten gemacht, denn ich bin – ich bin um meinen guten Franz besorgt.«

»Ich noch keinen Augenblick. Um Dich aber doch etwas zu beruhigen, denn Du bist in Wahrheit aufgeregt, Liebe, verspreche ich Dir, daß ich bei Gelegenheit mit ihm ein ernstes Wort reden will. Mehr kann und will ich nicht thun – bist Du damit zufrieden?«

Caroline schaute fest in ihres Bruders reines, offenes Auge, und dieses Auge strahlte von einer so männlichen, siegesgewissen Zuversicht, daß ein kleiner Strahl davon auch in ihr Herz überging und sie, als sie ihm die Hand reichte und eine gute Nacht wünschte, sagen konnte: »Ja, ich bin damit zufrieden – für heute, ja; und für morgen, übermorgen und künftige Tage mag der liebe Gott sorgen. Amen!«

Sechstes Kapitel. Der genesene Patient.

Daß nach unfreundlichen Regentagen immer wieder einmal liebliche Sonnentage, und eben so nach betrübenden oder aufregenden Ereignissen immer wieder heitere und beglückende Momente folgen, das sollte Doctor

Marssen und seine Familie schon am Morgen nach jenem Abend erfahren, den wir Tante Carolinen mit so traurigen und ernsten Erwägungen eben haben beschließen sehen.

Zum ersten Mal, nachdem jenes gewaltige Gewitter vom Mettenberge her sich über das Lauterbrunnenthal, das Bödeli und über den Thuner See fort, bis tief in das ebene Bernerland hinein ergossen hatte, ging die Sonne an diesem Morgen strahlend und an einem von jedem Gewölk freien, klaren Himmelsbogen auf. Mit ihr war eine liebliche Wärme zurückgekehrt, die Vögel sangen wieder lustig in den Gärten, die Insecten schwirrten Beute suchend in den Bäumen, und die Blumen und Gräser hoben wieder stolz und freudig ihre Kelche und Spitzen empor, die der schwere Regen so lange demüthig niedergebeugt hatte.

Unser Freund, Franz Marssen, war schon früh eine Stunde lang auf dem Rugen und in dessen nächsten Umgebungen umhergeschweift und hatte dann, da seine Verwandten noch nicht sichtbar waren, das Frühstück allein eingenommen. Sodann war er in das Atelier geeilt, um mit frischen Kräften sowohl seine Arbeiten wieder zu beginnen, als auch mit neuer Hoffnung in den Nachbargarten zu blicken, der sich ja nun auch wieder, so meinte er, mit seinen früheren Besuchern bevölkern würde. Ueberlassen wir ihn in dieser Hoffnung an dem schönen Morgen sich selbst und begeben wir uns zu seinem Vater zurück, der gleich nach sieben Uhr aus dem Hause trat, das Wetter, den Wind und die Berge im Freien beobachtete, und, da er die Luft warm und den Boden trocken

genug fand, den Kaffee, wie gewöhnlich an guten Sommertagen, auf dem Tisch unter der Veranda aufzutragen befahl.

Bei diesem ersten Frühstück leistete ihm auch heute wie sonst seine Schwester Gesellschaft, und obwohl sie nur wenig zum Sprechen aufgelegt schien, so war sie doch freundlich und gütig wie immer, und das Nachdenken über die Meinungsäußerung ihres Bruders in Betreff der ihr so schwer auf dem Herzen liegenden Angelegenheit mußte ihr während der Nacht die Ueberzeugung beigebracht haben, daß sie allerdings mit etwas zu schwarzen Augen in die Zukunft gesehen und daß es nicht gerade so unvortheilhaft für die eigene Ruhe sei, wenn sie sich zu den Grundsätzen des practischeren Bruders bekenne: daß man nämlich den Kampf gegen einen nur halb bekannten Feind nicht voreilig beginnen müsse, ehe dieser Feind selbst auf dem Schlachtfelde erschienen sei.

Diese Ueberzeugung glaubte Doctor Marssen auf ihrem sanften Gesicht zu lesen, als sie an diesem Morgen viel heiterer und vertrauensvoller vor ihm erschien, und so, wie sich die Schwester am Abend vorher an seiner männlichen Kraft aufgerichtet hatte, labte er sich jetzt wieder an ihrem friedlichen Wesen, und beide begannen ihr gewöhnliches Tagewerk, ohne auch nur mit einer Sylbe auf das Gespräch zurückzukommen, welches sie am Abend vorher so ernstlich in Anspruch genommen hatte. Als der Frühstückstisch abgeräumt und Caroline wieder in das Haus zurückgekehrt war, holte der Doctor eine

große Mappe aus seinem Zimmer, öffnete sie und breitete ihren Inhalt auf dem Tisch vor sich aus, um sein Auge daran zu erfreuen, denn auch er war ein großer Liebhaber und Bewunderer schöner Skizzen und überhaupt bildlicher Darstellungen. Die Mappe nun enthielt vortreffliche Aquarellen und ausführliche Bleistiftzeichnungen, die Franz in früheren Zeiten zu Düsseldorf, in Karlsruhe und auf verschiedenen seiner Reisen angefertigt und gesammelt und zu denen sich nun auch noch kleinere Skizzen vom Montblanc gesellt hatten, die in einigen ruhigen Abendstunden nach jener Reise fertig geworden waren. Aufmerksam nahm Doctor Marssen ein Blatt nach dem andern vor, und jedes prüfte er mit besonderem Genuß: sobald er es aber genügend betrachtet, legte er es wieder in die Mappe, und diese Unterhaltung setzte er so lange fort, bis etwa nach acht Uhr der Postbote die Zeitungen brachte, die auch heute wie immer jede andere Beschäftigung unterbrachen, da sie sogleich eifrig durchgelesen wurden.

Indessen sollten sie an diesem Morgen nicht vollständig studirt werden, denn als Doctor Marssen die cölnische Zeitung, die er stets zuerst las, kaum halb zu Ende gebracht, wurde seine Lectüre durch einen Besuch unterbrochen, der ihm in so früher Morgenstunde eben so unerwartet zu Theil wurde, wie er ihn freudiger denn jeder Andere überraschte.

Von einem Diener in Livree geschoben, kam nämlich ein zierlicher Handwagen vor die Veranda gerollt, in dem kein Anderer als der fast ganz genesene Patient saß, den

wir im ersten Kapitel dieser Erzählung nur flüchtig auf der Tragbahre in Mürren und damals in so traurigem Zustande kennen gelernt haben. Kaum aber hatte Doctor Marssen ihn wahrgenommen, so warf er seine Zeitung bei Seite und eilte dem werthen Gaste mit lebhafter Bewegung entgegen.

»Mein lieber Herr Senator,« rief er ihm zu und war selbst behülflich, ihn zu einem Sitze unter der Veranda zu geleiten, »was sehe ich! So früh schon haben Sie Ihre Pension verlassen? Konnten Sie es denn gar nicht mehr darin aushalten? O, seien Sie mir herzlich willkommen, kein Besuch kann mir erfreulicher sein, als der Ihre, auf den ich in der That heute noch nicht gerechnet hatte.«

»Ja, mein lieber Doctor,« sagte der Fremde mit einer wohlklingenden Stimme, in die er einen fast liebevollen Ton zu legen verstand, und indem er seinem Arzte die hingereichte Hand drückte, »Sie haben mir gestern erlaubt, heute zum ersten Mal auszugehen oder, da ich noch nicht gehen soll, was ich auch schon kann, auszufahren, und da habe ich Ihnen gleich meinen ersten Besuch zugedacht. Ich erfülle damit weniger eine Pflicht als ein Bedürfniß meines Herzens, und da haben Sie mich, und nun sollen Sie mich so bald nicht wieder loswerden. Ah – also hier wohnen Sie? Nun, das ist ein hübsches und gemächliches Haus, doch ich habe es mir kaum anders gedacht – ein Mann wie Sie kann sein Haupt unter kein gewöhnliches Dach zur Ruhe legen.«

Während diese Worte gesprochen wurden, war der Senator von Dannecker, der den verwundeten linken Arm

noch in einem schwarzseidenen Tuche trug, aus seinem Wagen gestiegen, stützte sich mit der gesunden Hand, in der er einen kräftigen Rohrstock hielt, auf den Arm des Arztes und stieg so auf den Vorplatz unter der Veranda, wo er sich auf einen Stuhl niederließ, der dicht neben dem Platze des Hausherrn stand.

Bevor wir jedoch Zeugen eines Theils der alsbald folgenden Morgenunterhaltung werden, müssen wir einen genauen Blick auf den genesenen Patienten werfen, der schon jetzt, da er noch nicht ganz seinen eigenen Kräften vertrauen konnte, eine stattliche Erscheinung, und gewiß noch eine bedeutendere darbot, wenn er erst vollkommen Herr aller seiner Glieder und deren Bewegungen war. Von Gestalt war er groß und ziemlich wohlbeleibt, und gewiß hatte er noch nicht die Mitte der Vierziger überstiegen, wenn auch sein Kopf auf dem Scheitel schon den größten Theil seiner Haare verloren hatte. Dabei war er ganz schwarz und überaus fein gekleidet, und seine Wäsche zeigte sich von einer blendenden Weiße, wie man sie, selbst bei reichen und vornehmen Leuten, nur selten auf einer längeren Reise findet.

War nun aber die ganze Gestalt schon durch ihre äußeren Verhältnisse imponirend und achtunggebietend, so überwog sie der Kopf und das Gesicht noch um ein Bedeutendes, denn dieser war in seiner Kleinheit und rundlichen Form so originell gestaltet, und das Gesicht erschien dabei so eigenthümlich, fast auffallend in Miene und Farbe, daß man, schon bei zufälliger Begegnung, ohne

Zweifel länger darauf weilen mußte, als es bei tausend anderen Menschen zu geschehen pflegt.

Dies Gesicht war nämlich von einer, nicht in Folge seiner Krankheit entstandenen, sondern in seiner sonst gesunden Constitution begründeten, seltsamen, im ersten Augenblick fast erschreckenden Blässe, die im Gegensatz zu den dunklen Augen, dem kohlschwarzen Haar an den Schläfen und dem überaus starken Vollbart noch auffallender hervortrat. Dabei war seine Stirn ungeheuer hoch und wurde fast von keinem Härchen mehr beschattet: das Auge aber blickte feurig, rasch und verrieth eine große Intelligenz, die namentlich hervorleuchtete, wenn er sprach und dabei außerordentlich freundlich und doch klug und diplomatisch zurückhaltend lächelte. Um die feinen blassen Lippen war freilich ein etwas sarkastischer Zug ausgeprägt, der jedoch mit einer seltenen Gutmüthigkeit gepaart war und dadurch das Bittere verlor, welches einen solchen Zug sonst zu begleiten pflegt. In allen Bewegungen schnell, war er endlich nur in der Sprache langsam, und wenn er seine Meinung über einen ernsten Gegenstand kurz und scharf ausdrückte, traten die Worte bedächtig aus seinem Munde, als ob sie schon lange vorher reiflich erwogen worden wären.

Augenscheinlich war der reiche Senator ein Mann von hervorstechender geistiger Bildung, und sein ganzes Verhalten kennzeichnete ihn zugleich als einen Mann von hoher oder wenigstens bedeutsamer Lebensstellung, der viel in der großen Welt gelebt und sich alle Manieren der auserwählten Gesellschaft angeeignet hatte. Alle diese

Vorzüge jedoch traten bei diesem originellen Menschen nicht gleich beim ersten Anblick hervor, nur nach und nach arbeitete sich einer aus dem andern heraus, und je länger man ihn betrachtete und ihn in seiner naiv klingenden süddeutschen Mundart reden hörte, um so wohlthuender wirkte seine Erscheinung, die anfangs durch jene auffallende Blässe, durch den scharfen, beobachtenden Blick, wenn er schwieg, und die große lange Nase, die etwas zu spitz aus dem Gesicht vorsprang, eher die eines bedeutenden als eines angenehm auftretenden Menschen war.

»Sie sind außerordentlich gütig, Herr Senator,« begann nun Doctor Marssen das Gespräch, »daß Sie sich meiner zuerst erinnert haben, da Sie nun wieder in die Welt treten, von der Sie auf so schmerzliche Weise so lange getrennt gewesen sind, und ich preise mich glücklich, daß mir Gelegenheit geworden ist, Ihnen dabei behülflich zu werden. So möge denn Ihre Genesung bald ganz vollbracht sein, und wenn Sie auch den Arm da noch nicht gebrauchen können, der Fuß scheint seine Schuldigkeit bereits vollständig zu thun.«

»Ja,« erwiderte der Senator mit seiner tiefen und wohlklingenden Stimme, »der Fuß thut schon seine Schuldigkeit, die Hand wird es hoffentlich auch bald thun, vor allen Dingen aber müssen sich der Kopf und das Herz ihrer Pflicht entledigen, und so gestatten Sie mir, mein lieber Freund, daß ich Ihnen zuerst meinen herzlichsten Dank ausspreche, daß Sie so rasch bereit waren, mir in

jener schrecklichsten Stunde meines Lebens beizuspringen und mich auch ferner so weise wie freundlich auf den Weg der Genesung zu leiten.«

Doctor Marssen senkte schon während des Sprechens des Senators bescheiden seine Augen nieder, denn dergleichen Worte vernahm der anspruchslose Mann nicht gern, dem es nichts Besonderes erschien, seinem Berufe als Arzt getreulich obzuliegen, und als jener ausgesprochen, streckte er die Hand abwehrend gegen ihn aus, der sie jedoch gleich ergriff, da er glaubte, der Doctor wolle ihm dieselbe zum Drucke reichen.

»Ich bitte Sie,« nahm der Arzt wieder das Wort, indem er sein großes blaues Auge voll gegen das dunkle seines Patienten erhob, »lassen Sie mit diesen Worten Ihr dankbares Gefühl, das ich schon lange erkannt, ein für alle Mal sich ausgesprochen haben. Reden wir nie mehr von Ihrer Dankbarkeit. Es würde mir wehe thun, wenn Sie meine Handlungsweise gegen Sie anders auslegten, als ich sie mir selbst ausgelegt habe.«

Der Frankfurter Senator sah den also Sprechenden groß und fast erstaunt an, und einen Augenblick lang flog ein matt röthlicher Schimmer über sein aschenbleiches Gesicht. »Gut,« sagte er dann, »ich will Sie nicht belästigen, Sie sind ja ein Mann der That, erlauben Sie mir dann später wenigstens, mich Ihnen auch *als Mann der That* zu erweisen. Ich hoffe, Sie werden dies Handwerk nicht allein erlernt haben wollen.«

Doctor Marssen's Auge ruhte noch immer fest auf dem Fremden, und da er diese Sache ein für alle Mal ganz

beseitigt wissen wollte, fuhr er eifriger und mit größerer Wärme zu reden fort: »In diesem Falle, mein lieber Herr Senator, möchte ich es allerdings, wenn nicht allein erlernt, doch allein in Ausübung gebracht haben – noch einmal also: auch Ihre Dankbarkeit *durch die That* muß ich ablehnen, und Sie würden mich wirklich kränken, wenn Sie dieser Ihrer Gesinnung noch irgend welche weitere Folge geben wollten.«

»Wie, Doctor Marssen,« rief der blasse Mann mit überströmender Verwunderung, »verstehe ich Sie recht? Ich soll mich Ihnen nicht dankbar erweisen dürfen?«

»Nein, wenigstens auf keine andere Weise, als es bis jetzt geschehen ist. Ich liebe das nicht, und – aufrichtig gestanden – ich bin nicht mehr daran gewöhnt, von Menschen Dank zu empfangen, in welcher Gestalt derselbe sich auch darstellen möge. Ich habe diesen Standpunct ein für alle Mal überwunden und will nicht noch einmal zu ihm zurückkehren, der für einen Mann, wie ich einer geworden bin – durch Verhältnisse, die ich Ihnen nicht klar machen kann – nichts Verlockendes mehr hat.«

Der blasse Mann hatte diese Worte mit wachsendem Erstaunen angehört, und offenbar ging in seiner Seele ein Kampf vor, ob er sich diesem Ausspruch des edlen Arztes fügen oder ob er noch einmal auf andere Weise Widerspruch dagegen erheben sollte. Endlich wählte er den Mittelweg und gab seine Empfindungen durch bloße Aeußerungen seiner Verwunderung über diese ihm noch nie vorgekommene Anspruchslosigkeit kund.

»Ah,« sagte er, »ich glaube Sie zu verstehen, obgleich ich Ihre Resignation von meinem Standpuncte aus kaum billigen kann. Einen Dank, wie ich ihn biete und mit freudigem Herzen Ihnen entgegentrage, würde kein Arzt in Deutschland, ja, kaum in der ganzen civilisirten Welt, so entschieden von der Hand weisen, wie Sie es eben thun.«

Doctor Marssen lächelte auf seine herzliche und gewinnende Weise. »Nun,« versetzte er, »dann mögen Sie mich einmal für einen uncivilisirten oder für einen außerhalb der civilisirten Welt lebenden Menschen halten. Ihr Urtheil über diese meine absonderliche Stellung kann ich mit Ruhe und ohne jede Anwandlung von Unmuth ertragen. Sie müssen nämlich wissen – o, Sie wissen es ja auch schon, denn wir haben ja öfter davon gesprochen – daß ich die Welt, in der ich einst als Arzt thätig war und in der ich gern den Dank dankbarer Menschen annahm, ein für alle Mal verlassen und mir in dieser schöneren und ungefährdeteren Welt eine neue Heimat gesucht und gegründet habe.«

»Ja, ich habe das aus mancher Ihrer Aeußerungen entnommen, indessen sind mir Ihre Verhältnisse bis diesen Augenblick doch noch nicht ganz klar geworden.«

Dabei sah er den Arzt mit seinen durchdringenden Blicken wohlwollend und gleichsam bittend an, und dieser las darin den unausgesprochenen Wunsch, über seine Verhältnisse einige Aufklärung zu erhalten.

»Meine Verhältnisse,« fuhr Doctor Marssen fort, »liegen ganz einfach da, und ich habe keinen Grund, vor Ihnen oder von sonst Jemanden, der es wohl mit nur

meint, ein Geheimniß daraus zu machen. Ich bin zwar kein Flüchtling in der eigentlichen Bedeutung des Wortes und nur halb und halb ein Verbannter, allein ich habe mich aus meinem Vaterlande selbst verbannt, das heißt, ich habe es, durch äußere Umstände bewogen, freiwillig verlassen, da es mir keine Gelegenheit mehr bot, mich nach Wunsch und Neigung darin wirksam zu erweisen.«

»Ah,« nahm der Senator eifrig das Wort, »jetzt glaube ich Sie zu verstehen, und nun werden mir auch erst Ihre früheren Andeutungen klar; indessen bitte ich um Verzeihung, daß ich mich ganz ohne vorhergefaßte Absicht in Ihr Vertrauen dränge – jedoch, wir sind Männer von gleichen politischen Anschauungen, wie ich weiß – mit einem Wort also, lassen Sie es heute ganz Tag vor meinen Augen werden: Sie sind in Ihrem Vaterlande ein politisch Compromittirter gewesen, wie man zu sagen pflegt, nicht wahr?«

Doctor Marssen lächelte erst bitter, allmälig aber nahm sein männliches Antlitz einen heiteren Ausdruck an, und endlich sagte er: »Warum soll ich es nicht vor Ihren Augen Tag werden lassen? Nun ja. Sie haben das Rechte getroffen, aber es steht nicht ganz so schlimm mit mir, wie Sie vielleicht denken mögen. Ich gehöre nicht zu den verbissenen Weltverbesserern, die einem Fürsten nach dem Leben getrachtet oder eine Republik haben stiften wollen: ich habe auch keine Staatsumwälzung beabsichtigt, habe nie gegen die Maßnahmen einer Regierung Stimme und Hand in die Wagschale gelegt, nein, ich bin vielmehr

stets ein ruhiger, besonnener und duldsamer Mann gewesen, habe mein und meines Vaterlandes Herzeleid mit Ergebung getragen und höchstens in meinem Herzen der Ungerechtigkeit gegrollt, die ein fremdes Regiment über meine arme Heimat in tausenderlei Weise rücksichtslos, grausam und allem Fug und Recht zum Trotz geübt hat. Mit einem Wort, Herr Senator, ich bin ein Schleswiger, das heißt, ein Mann der sein Vaterland, seine Nation, das ihm verbriefte Gesetz und sein natürliches Menschenrecht zu lieb hatte, um es der Willkürherrschaft übermüthiger Inseldänen ganz und gar zum Opfer zu bringen. Diese Willkürherrschaft aber versuchte mich zu knechten. zu fesseln, und weil das nicht ging, zu vernichten – und da erwachte in mir das Gefühl eines freigeborenen Mannes, ich packte mein Eigenthum zusammen und verließ das arme, aus tausend Wunden blutende, gemißhandelte Vaterland, um in einem weniger bedrängten Lande ein Asyl zu suchen. Hier haben Sie mit wenigen Worten meine ganze Lebens- und Leidensgeschichte.«

»Ah,« rief der Senator lebhaft und reichte dem ruhig redenden Arzte seine Hand mit einem warmen Drucke hin, »nun verstehe ich Alles, und Sie brauchen mir kein Wort mehr zu sagen. Jetzt bin ich Ihnen mit einem Schritt näher gerückt und muß Ihnen mein Herz mit allen seinen Sympathieen entgegentragen. Ja, gestatten Sie mir diese Erklärung: ich liebe Ihr Land, die Bewohner desselben und habe schon lange mit ganz Deutschland, das leider bisher so ohnmächtig war, den innigsten Antheil an den Schicksalen der Herzogthümer genommen. Auch

kenne ich den Verlauf Ihres vieljährigen Kampfes, mir sind die Persönlichkeiten und Mittel, die man in Wirksamkeit gesetzt, nicht fremd geblieben, denn ich lebe ja in Frankfurt, der freien deutschen Reichsstadt, wo der Bundestag seinen Sitz hat, und habe mich viel mit den politischen Angelegenheiten beschäftigt, die jetzt die Augen der ganzen Welt auf sich gelenkt haben. Aber fassen Sie sich in Geduld, mein Freund: Dänemark kann nicht ewig der Kerkermeister für Schleswig bleiben, es wird der Tag der Freiheit für Ihre Landsleute erscheinen, und dann wird mit scharfer Erwägung die Abrechnung gehalten werden, die den übermüthigen Dänen erst beweisen wird, wie gränzenlos thöricht, grausam und ungerecht sie gegen Menschen gehandelt haben, die sie sich durch tausend Bande hätten aneignen, statt durch tausend Ränke und Willkürlichkeiten entfremden sollen.«

Doctor Marssen senkte wehmüthig das Auge und schaute starr vor sich hin. »Der Tag der Abrechnung wird einst kommen.« sagte er dumpf, »das glaube ich auch, aber wir Beide werden ihn wahrscheinlich nicht mehr erleben.«

»Das kann man nicht wissen,« erwiderte noch lebhafter als vorher der Senator. »Denn wenn die Verblendung des dänischen Regiments noch lange solche Siebenmeilenschritte macht, wie es in jüngster Zeit gethan, so werden Herr Hall, Herr Monrad und Alle, die zu ihrer Sippe gehören, eines Tages die Entdeckung machen, daß sie auf das deutsche Volk ganz ohne Grund verächtlich herabgesehen, und daß in dem deutschen Michel doch noch Kraft

und Energie genug vorhanden ist, um selbst einen stolzen und sich überhebenden Dänenkönig zu Kreuze kriechen zu lassen.«

In ähnlicher Weise führten die beiden Männer das Gespräch noch eine Weile fort, denn der verführerische Geist politischer Disputation hatte sie übermannt, und sie schlossen einander ihre Herzen auf, wie das häufig zu geschehen pflegt, wenn einmal erst die Bahn dazu gebrochen ist und Gesinnnungsgleiche einander in die Seele blicken. Sie würden wahrscheinlich den ganzen Vormittag in ihre Unterhaltung vertieft geblieben sein, wenn nicht zu rechter Zeit Caroline erschienen wäre und derselben ein Ende gemacht hätte, womit sie ihrem Bruder einen großen Dienst leistete, der es im Grunde nicht liebte, sich durch politische Gespräche dos Blut zu erhitzen oder den ruhigen Geist von seinen friedlichen Bahnen abzulenken.

Doctor Marssen stellte seine Schwester dem Senator vor, und dieser war ein so galanter Mann, daß er augenblicklich das bisherige Gespräch für diesen Tag fallen ließ und sich mit großer Gewandtheit den Interessen der guten Hausfrau widmete, der er in kurzer Zeit ein eben so freundliches Gesicht wie ihrem Bruder abzugewinnen verstand.

Nachdem sich Caroline jetzt mit beiden Männern einige Zeit unterhalten hatte, erhob sie sich wieder und fragte, ob es den Herren gefällig wäre, ein kleines Frühstück einzunehmen.

Doctor Marssen nickte seiner Schwester schon beifällig zu, die sich so eben entfernen wollte, als der Gast sie zurückhielt, indem er sagte: »Ich für meine Person muß Ihr freundliches Angebot ablehnen: ich frühstücke hier nie, da ich schon um zwei Uhr zu Mittag speisen muß.«

Caroline verbeugte sich. »Dann erlauben Sie wohl, daß ich mich entferne,« sagte sie. »Ich habe meine häusliche Pflicht heute noch nicht ganz erfüllt.«

»Ich lege Ihnen keine Beschränkung auf, mein Fräulein,« erwiderte der Senator galant, »nur möchte ich mir die Frage auszusprechen erlauben, ob es Ihnen genehm ist, wenn ich Ihnen bei Gelegenheit meine Frau vorstelle, die schon lange das Bedürfniß nach Ihrer Bekanntschaft hegt, da Ihr Herr Bruder, dem wir so viel verdanken, uns von Ihnen längst Mittheilung gemacht hat.«

Caroline erröthete leicht, denn sie war stets etwas befangen, wenn es sich um eine neue Bekanntschaft handelte. »Ihre Frau Gemahlin wird mir zu jeder Zeit sehr angenehm sein,« erwiderte sie, »und ich bitte Sie, mir recht bald die Freude zu verschaffen, sie in unserm Hause begrüßen zu können.«

Sie verbeugte sich noch einmal sehr freundlich und wollte im Fortgehen die große Mappe von dem Stuhl fortnehmen, wo sie noch immer halb geöffnet stand und leicht herunter geworfen werden konnte. Da aber trat ihr abermals der Fremde in den Weg und sagte:

»Sie entschuldigen, ich bin in mancher Beziehung etwas neugierig und eben so offen, wenn es sich um eine Befriedigung dieser kleinen Leidenschaft handelt. Dies

nun scheint mir eine Mappe mit Zeichenblättern zu sein – darf ich Sie bitten, mich einen Blick auf dieselben thun zu lassen?«

Caroline lächelte und reichte ihm die Mappe hin, die sie schon in der Hand hielt, und dann verließ sie mit einem freundlichen Blick auf ihren Bruder die Veranda, um sich in das Haus zurückzubegeben.

Doctor Marssen wandte sein Auge mit einiger Spannung auf den Senator, der ihn schon längst als ein Liebhaber und Kenner schöner Gemälde und Zeichnungen bekannt geworden war, und der jetzt, ohne an das vorher abgebrochene Gespräch zu denken, seine ganze Aufmerksamkeit auf die rasch geöffnete Mappe gerichtet zu haben schien. »Ah,« sagte er, als er die erste Aquarelle vor sich auf den Tisch gelegt und einen flüchtigen Blick darüber geworfen hatte, »da finde ich ja ganz unerwartet etwas sehr Gutes. Wo haben Sie denn dieses köstliche Blatt her?«

Doctor Margen lächelte freudig und ließ keinen Blick von dem in die Betrachtung der Aquarelle versunkenen Senator ab. »Prüfen Sie erst auch die Uebrigen,« sagte er ruhig, »und wenn Sie Ihr Urtheil abgegeben haben, werde ich Ihnen den Urheber dieser Bilder und Zeichnungen nennen.«

»Aha! Sie wollen mir auf den Zahn fühlen,« erwiderte der Senator. »Gut, gut! Aber in diesem Puncte bin ich etwas häkelig, denn es ist mein Fach, mein lieber Freund. Ich gebe zwar viel auf die ausgesprochene Meinung eines

verständigen Kunstrichters, aber ich pflege nie in ein allgemeines Posaunenlob mit einzustimmen, wenn mir ein Kunstwerk dieses Lob nicht zu verdienen scheint. Dasselbe Verfahren beobachte ich auch, wenn ein Künstler offen oder geheim getadelt wird. In dieser Beziehung vertraue ich meinem Urtheil allein, und glücklicher Weise ist mein Geschmack kein schlechter.«

Er hatte, während er diese Worte langsam und in abgerissenen Sätzen sprach, keinen Blick von dem farbigen Blatt abgewandt und, von einem fast an Ungeduld grenzenden Eifer fortgetrieben, schon das zweite und dritte umgeschlagen, als er auf einmal, sich in seinen Stuhl zurücklehnend und dem ihn aufmerksam betrachtenden Freunde zunickend, rief: »Nein, lieber Doctor, das will ich doch nicht zu flüchtig betrachten, es wäre schade darum. Vielleicht leihen Sie mir einmal diese Mappe, und dann verwende ich ein paar ruhige Morgenstunden daran. Aber nun sagen Sie mir, wessen Pinsel hat diese Meisterstücke zu Stande gebracht?«

Doctor Marssen's Herz schlug laut vor Freude, als er diese Worte hörte und an der Miene des Gastes sah, daß sie ihm ehrlich aus dem Herzen kamen. »Irren Sie sich auch nicht in Ihrem Urtheil?« fragte er bescheiden. »Sie sind vielleicht nicht darauf vorbereitet, einen unbekannten Künstler als Verfasser dieser Blätter bezeichnen zu hören?«

»Ich bin selten auf Etwas und nie auf Alles vorbereitet, mein Lieber, aber auf einen unbekannten Namen gebe ich, ich deutete das schon vorher an, nicht weniger und

nicht mehr, als auf einen bekannten, wenn mir das Werk desselben zusagt. Aber diesmal irre ich mich in meinem Urtheil gewiß nicht. Diese Zeichnungen sowohl wie diese Aquarellen sind vortrefflich, meisterhaft, sage ich Ihnen, und wenn sie nicht ein Künstler ersten Ranges gemacht hat, was man in der Welt thörichterweise so nennt, da es meiner Meinung nach keine verschiedenen Rangstufen für wirkliche Künstler giebt, so ist er doch auf dem besten Wege, einer zu werden. Ich habe lange keine so poetische Auffassung, keinen so wunderbar natürlichen Farbenton und keine so plastische Wahrheit, wie sie die Figuren und die Natur in diesen Blättern zeigen, gesehen. Mit einem Wort also, lassen Sie mich nicht länger in der Schwebe: wer ist der Künstler?«

»Sie erfreuen mich mit Ihren lobenden Worten mehr, als Sie denken mögen,« erwiderte der Doctor. »Diese Blätter rühren von der Hand meines Sohnes her, von dem ich Ihnen schon früher sagte, daß er ein Maler sei.«

Herr von Dannecker stand plötzlich von seinem Stuhle auf und sah dabei den Doctor Marssen groß an. »Es ist wahr,« sagte er, »Sie haben mir das schon gesagt, und ich hatte es nur wieder vergessen. Aber ich habe mir damals nicht gedacht, daß Ihr Sohn ein Künstler von solcher Bedeutung sei. Wenn ich nicht irre, so sagten Sie mir auch, daß er augenblicklich bei Ihnen wohne. Kann ich ihn nicht kennen lernen?«

»Gewiß, begleiten Sie mich zu ihm, er ist gegenwärtig in seinem kleinen Atelier beschäftigt, wo er malt.«

»Ah, das ist prächtig und für mich eine ganz neue und freudige Ueberraschung. Malt er auch in Oel?«

»Das ist sein Hauptfach!« versetzte der Doctor, herzlich vergnügt mit dem Kopfe nickend.

»Ah! Und hat er vielleicht ein fertiges Bild?«

»Drei sogar.«

»Still, still, reden Sie nicht weiter und lassen Sie mich sie sehen. Sie haben da den geheimen Riegel von meiner einzigen Leidenschaft zurückgezogen, und sie ergießt sich nun in Strömen, da ich ihr so lange keine Befriedigung habe bieten können. Kommen Sie und stellen Sie mir Ihren hoffnungsvollen Sohn vor. Ich liebe die Künstler, und es ist mir ein Freudentag, wenn ich alten bewährten Freunden einen neuen hinzufügen kann.«

Franz war an diesem Morgen mit größerem Vergnügen denn je an seine Arbeit in dem stillen Gartenhäuschen gegangen, denn das endlich aufgelichtete Wetter, der reine blaue Himmel, der schimmernde Glanz, der aus den grünen Blättern tanzenden Sonnenstrahlen hatten ihn nicht nur aufgeheitert, sondern auch die Hoffnung in ihm von Neuem wachgerufen, daß die beiden Damen aus jenem stillen Nachbarhause, die früher so oft seine Einsamkeit unterbrochen, jetzt auch wieder erscheinen und sich an der warmen frischen Morgenluft im Schatten des Apfelbaumes erquicken würden. Allein diese schöne Hoffnung sollte auch für diesen Tag leider nicht in

Erfüllung gehen; ein ihm unbekanntes geheimnißvolles Hinderniß hielt Miß Edda und die Gesellschafterin ihrer Mutter vom Garten fern, und so war es schon halb elf Uhr geworden, und Franz saß noch immer vor der Staffelei am offenen Fenster und warf nur zuweilen einen trostlosen Blick nach dem grünen Rasenplatz hinüber, auf dem noch dann und wann ein Vögelchen umherschlüpfte, um sorgsam die Brosamen aufzupicken, die er ihnen heute reichlicher denn je zugeworfen hatte.

Endlich war es elf Uhr geworden, und Franz ruhte eben einen Augenblick von seiner anhaltenden Arbeit aus, als er die Schritte mehrerer Menschen auf der kleinen Außentreppe vernahm und gleich darauf sein Vater mit dem fremden Herrn in das Zimmer trat, den Ersterer ihm als seinen genesenen Patienten und nebenbei als einen Kunstliebhaber vorstellte.

Als Franz diesen Mann mit dem entsetzlich bleichen Gesicht, auf dessen Besuch er nicht im Geringsten vorbereitet war, zum ersten Mal in sein freundliches Atelier treten sah, erschrak er unwillkürlich, und er hatte dabei das peinliche Gefühl, als liefe ihm ein eisiger Schauer den Rücken herab. Mochte der Grund davon in dem Umstand liegen, daß der Maler in ernste Gedanken vertieft und von zarten Empfindungen bewegt, und daß ihm gerade in diesem Augenblick der Besuch eines Fremden nicht angenehm war, oder gehörte der Senator von Dannecker zu den seltsamen Menschen, deren bloßes Erscheinen auf manches fein besaitete Individuum einen unheimlichen

Eindruck hervorbringt, als knüpfe sich an ihre Schritte eine unbestimmte, noch in der Ferne lauernde Gefahr, oder als warne einen das Schicksal, sich mit ihnen in nähere Verbindung zu setzen – genug, der erste Eindruck war für Franz ein wenig angenehmer, fast peinvoller. Allein als der Fremde erst einmal mit seiner klangvollen Stimme gesprochen hatte und dann sich mit behaglicher Ungezwungenheit in der niedlichen Künstlerwerkstatt umschaute, sammelte er sich wieder, und bald sogar hatte er den ersten unheimlichen Eindruck so ganz und gar vergessen, daß er sich zwanglos benehmen konnte und endlich völlig mit dem neuen Freunde seines Vaters ausgesöhnt war.

»Mein lieber Herr Marssen,« begann der Senator, nachdem die Vorstellung der beiden Männer stattgefunden, seine Anrede, »es kommt nur selten vor, daß Jemand sich auf gleiche Weise zu Vater und Sohn hingezogen fühlt, aber hier scheint es doch einmal durch den eigensinnigen Willen des Schicksals der Fall zu sein. Gestatten Sie mir daher, die Hoffnung auszusprechen, daß mich Ihre Kunst eben so befriedigen wird, wie mir die Ihres Herrn Vaters heilsam gewesen ist, und nun, da ich der Form genügt und einige unbedeutende Worte gesprochen habe,« fügte er lächelnd hinzu, »erlauben Sie mir wohl, mich gemüthlich bei Ihnen umzusehen und Sie nicht nur als den Sohn eines Freundes, sondern auch als Künstler zu besuchen, der mir somit ein doppeltes Interesse einflößt. So – ah! Das also sind augenblicklich Ihre Beschäftigungen?«

Bei diesen Worten trat er auf die dem offenen Fenster zunächststehenden Gemälde zu, unterwarf sie einer flüchtigen Betrachtung und wandte sich dann, von dem Vater aufmerksam gemacht, nach den bereits fertigen um, die im tieferen Schatten des Zimmers und in der Nähe der verhangenen Fenster des Ateliers standen.

Franz zog die Vorhänge sogleich in die Höhe und rückte die Staffeleien mit den drei Landschaften in das beste Licht. Dann setzte er dem sich auf seinen Stock stützenden Senator einen Stuhl hin und trat leise bei Seite, um ihn ungestört seinen sogleich beginnenden stillen Betrachtungen zu überlassen.

Der Senator nahm den Stuhl an, rückte ihn sich selbst zurecht und, als er saß, sagte er zu Franz, ohne sich nach ihm umzuwenden: »Nun lassen Sie sich nicht stören, mein junger Freund. Arbeiten Sie ruhig weiter, als ob ich nicht hier wäre, und wenn ich mit diesen Bildern fertig bin, komme ich zu Ihnen, und dann wollen wir Ihre neuesten Arbeiten betrachten. Indessen glauben Sie nicht, daß Sie mich so bald wieder loswerden, denn ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, ein Stündchen meiner Liebhaberei nachzuhängen.«

Franz lächelte nach dem seltsamen Manne hinüber und erwiderte freundlich: »Lassen Sie sich durch nichts behindern, mich stören Sie nicht im Geringsten.«

»Nun,« sagte jetzt Doctor Marssen, der unterdeß das schöne Portrait betrachtet hatte, an welchem sein Sohn eben malte, »da die Herren beide beschäftigt sind, kann ich mich wohl für's Erste beurlauben. Ich muß mich noch

ankleiden, da Sie mich in meiner Morgentoilette überrascht haben, lieber Dannecker.«

»Gehen Sie mit Gott,« entgegnete dieser und winkte mit der Hand, »ich habe einen Hafen gefunden, wo kein Sturm weht, und meine Anker sind, wie Sie bemerken, schon ausgeworfen. Auf Wiedersehen, und ich danke Ihnen im Voraus für den Genuß, den Sie mir verschafft haben.«

Als Doctor Marssen das Atelier verlassen hatte, entstand eine tiefe Stille in dem gemüthlichen Raum. Franz, der in dem Frankfurter Senator sogleich einen enthusiastischen Kunstliebhaber erkannt, wie ihm am Rhein schon viele ähnliche vorgekommen waren, hatte sich mit lächelnder Miene an seine Arbeit begeben. Der Senator dagegen, um seinen Studien in voller Behaglichkeit obliegen zu können, hatte sich ungenirt aus einem kostbaren Etui eine Cigarre genommen und dieselbe mit einem Feuerzeug angezündet, das er stets bei sich trug. So saß er denn jetzt vor dem schönen Handeckfall, der von der Morgensonne beleuchtet wurde, und betrachtete ihn mit haarscharfen Blicken, wobei einmal über das andere ein bewunderndes Gemurmel über seine Lippen lief.

Nach einer Viertelstunde etwa, während er wiederholt aufgestanden und dicht vor das Gemälde getreten war, um die Technik zu untersuchen, dann aber aus der Ferne die Perspective geprüft hatte, richtete er zum ersten Mal das Wort wieder an den Künstler selber und sagte: »Sie sind in Düsseldorf gebildet, nicht wahr, Herr Marssen?«

»Ja, mein Herr, und in Karlsruhe unter Lessing habe ich später meine Studien fortgesetzt.«

»O, o, das brauchen Sie mir nicht zu sagen, das sehe ich; ich kenne Lessing sehr genau, und wenn Sie mich einmal in Frankfurt besuchen, können Sie in meiner Sammlung einige hübsche Sächelchen von ihm finden. Aber dennoch möchte ich bei diesem Wasserstrudel und bei der ganzen Auffassung, die sich in jedem Zoll dieses reizenden Bildes ausspricht, lieber an Achenbach, den Aelteren, als an Lessing denken, und ich glaube nicht, daß ich mich irre, wenn ich annehme, Sie haben bei der Arbeit an diesen herrlichen Meister gedacht.«

Jetzt wurde Franz aufmerksamer und trat mit Palette und Pinsel in den Händen in die Nähe des Fremden, den er jetzt schon für einen leidlichen Kenner in seiner Kunst zu halten geneigt war. »Nein,« sagte er bescheiden, »Sie irren sich nicht. Ich habe fleißig Achenbach studirt, und gerade bei diesen Arbeiten hat er mir zum Muster gedient.«

»Aha, ich wußte es wohl. So, mit diesem Bilde bin ich für heute fertig, jetzt gehe ich zum zweiten über.« Er rückte seinen Stuhl weiter. Franz zog die erste Staffelei etwas bei Seite, und der Senator begann abermals seine Prüfung, während jener an seine Arbeit zurücktrat.

Nach einer Weile jedoch fing der Kunstkenner wieder zu sprechen an und sagte. »So, so, nun bin ich orientirt. Das ist derselbe Wasserfall der Aare, ja, ja, ich kenne ihn wohl, aber von einem anderen Puncte aus aufgenommen und in der Abendbeleuchtung gesehen. Das ist ein großes

Bild, mein Freund, wie jenes ein schönes ist, in Wahrheit, und ich gratulire Ihnen. Sind diese Gemälde noch auf keiner Ausstellung gewesen?«

»Ach nein,« erwiderte Franz mit seiner bescheidenen Zurückhaltung, »ich habe mich noch immer nicht von ihnen trennen können, weil ich der Meinung bin, ich könne noch hier und da etwas besser daran machen.«

»Nein, nein,« unterbrach ihn der Senator fast heftig, »thun Sie das nicht, machen Sie nichts mehr besser daran, Sie sind aus der Empfindung gerückt, in der diese Bilder entstanden, Sie könnten leicht etwas Fremdes hinein und etwas Zugehöriges herausbringen. – Also noch auf keiner Ausstellung gewesen! Darum auch! Hm! Noch ganz frisch und neu! Das macht sie noch mehr werth und giebt ihnen in meinen Augen einen besonderen Reiz! – Aber wie, wollen Sie nicht auch eine Cigarre rauchen?«

Franz, dem die feine Havanna des Senators schon lange in die Nase duftete, erwiderte, daß er in der Regel beim Malen nicht rauche, indessen werde er heute eine Ausnahme machen.

Der Senator, der sein Auge keinen Moment lang von dem Bilde trennen wollte, reichte dem jungen Manne mit abgewendetem Gesicht das goldene Etui geschlossen hin, und dieser nahm dankend eine Cigarre heraus und zündete sie ruhig an, worauf er das Etui in den Hut des Fremden legte.

»Es ist gut,« sagte dieser nach einer Weile, wie zu sich selbst redend, »und jetzt will ich mich zum dritten Bilde wenden. Potz Tausend, was ist das? Befinden wir uns am

Nordpol? Denn das ist ja lauter blankes, durchsichtiges Eis!«

»Ja, es ist Eis,« sagte Franz ruhig, »aber wir befinden uns nicht am Nordpol, sondern in der Schweiz, im Grindelwaldgletscher –«

»Ah, ich habe davon gehört, aber ich kenne es noch nicht. Das muß man sehen. Doch wahrhaftig, mein junger Freund, das ist ein herrliches Bild, und die zarte Technik sucht hier besonders ihres Gleichen. Wo haben Sie nur diesen seltsamen, wunderbaren, ätherartigen Farbenton her?«

»Ich habe ihn der Natur abgelauscht, Herr Senator; ob ich ihn aber getroffen habe, können Sie nicht wissen, da Sie, wie Sie sagen, dies Eisgebilde noch nicht gesehen haben.«

Herr von Dannecker betrachtete dieses letzte Bild noch längere Zeit, wobei ihm zweimal die Cigarre ausging; dann stand er auf, ließ noch einmal einen raschen Blick über die beiden ersten laufen und reichte schweigend dem Künstler die Hand, der die seinige alsbald von einem herzlichen Drucke gepreßt fühlte.

»In Betreff dieser drei fertigen Bilder, an denen ich keinen Strich zu ändern bitte, habe ich nur noch eine Frage, mein Lieber,« sagte der Frankfurter nach einer Weile mit edlem Freimuth. »Sind sie zu verkaufen, wie?«

Franz erröthete und konnte kaum den funkelnden Blick des schwarzen Auges ertragen, das voller Theilnahme und offenbar voll Freudigkeit auf seinem blauen ruhte. Augenscheinlich wurde es ihm schwer, die folgenden

Worte zu sprechen, denn er trennte sich ungern von seinen Bildern, aber endlich sagte er mit einem nur halb unterdrückten Seufzer:

»Ja, mein Herr, sie sind alle drei zu verkaufen.«

»So, und haben Sie sich schon einen Preis festgesetzt?«

»Nein, ich liebe es nicht, selbst den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen, da man im besten Fall sich selbst beschädigt und im andern leicht für zu parteiisch und selbstsüchtig gehalten werden kann.«

»Gut, ich verstehe. Ich werde Ihnen ein andermal meine Meinung darüber sagen. Doch jetzt lassen Sie uns Ihre eben erst begonnenen Arbeiten betrachten, die, wie ich sehe, auch nicht weit von der Vollendung entfernt sind. – Ah, das ist ein anderes Genre. Wie, Sie malen auch Portraits? Das wußte ich nicht. Aber bei Gott, das ist ein reizendes Gesicht – wer soll es sein?«

Ueber Franz Marssen's Antlitz fluthete eine gewaltige Blutwelle, die er mit aller Macht nicht so leicht in das Herz zurückdrängen konnte, und dem Senator, der auch ein Menschenkenner war, entging sie nicht. »Es ist eine Dame,« sagte er mit möglichster Ruhe, »mit der ich in diesem Jahre auf dem Rhonegletscher zusammengetroffen bin und in deren Gesellschaft ich später den Grindelwaldgletscher bis zum Zäsenberge bestiegen habe.«

»Also sie ist hier in Interlaken gewesen?«

»Sie ist noch hier, Herr Senator.«

»So, ei, das ist interessant – da kann man ja unter günstigen Umständen den besten Maaßstab an Ihre Kunst im

Portraitiren legen. Es scheint eine Schottin zu sein. Kann man sie nicht sehen?«

Franz Marssen's Verlegenheit nahm dergestalt zu, daß der Senator selbst, der es wohl bemerkte, der ersten Frage gleich eine zweite hinzufügte. »Wer ist diese Dame?« fragte er mit funkelndem Blick.

»Sie ist die Tochter eines Barons, Bolten oder Bolton, der, wie man mir sagt, mit dem Titel Excellenz angeredet wird und, da er meist mit Diplomaten und höheren Beamten verkehrt, wahrscheinlich auch ein Diplomat ist.«

Der Senator wurde aufmerksam und besann sich, indem er mit seiner feinen weißen Hand, an der ein großer Solitair blitzte, über die bleiche Stirn fuhr. »Baron Bolten oder Bolton!« sagte er nachsinnend – »nein, den kenne ich nicht, und ein Diplomat soll er sein? Nun, ich kenne doch ziemlich alle Diplomaten in Deutschland dem Namen nach, und auch viele von Person – aber ein Bolton ist nicht darunter. Hm! Sie haben sich wohl geirrt?«

»Man hat es mir so gesagt, mehr weiß ich darüber nicht.«

»Ei, das ist ja wieder recht interessant, und ich werde mich danach erkundigen. In welchem Hôtel wohnt der Herr Baron?«

Franz fühlte einen ähnlichen kalten Schauer, wie er ihn beim ersten Anblick des Senators gefühlt, auch jetzt über seinen Rücken rieseln, und er konnte sich kaum

überwinden, einem Fremden den geheimnißvollen Aufenthaltsort Miß Edda's zu verrathen. Dennoch sah er keinen Grund ein, dem theilnehmenden Manne seine Kenntniß vorzuenthalten, und so deutete er mit der Hand nach dem nahen Pensionshause hinüber und sagte, daß der Baron sehr zurückgezogen und fern von allem Geräusch lebe, da seine Gemahlin krank sei und einer ungetrübten Ruhe bedürfe.

Der Senator sah mehr nach dem Gesicht des Malers als nach dem Hause, wohin derselbe deutete, aber kein Zug in seinem bleichen Antlitz veränderte sich, obgleich er gewiß in diesem Augenblick interessante Studien zu machen hatte. »Ist der Herr Baron ein umgänglicher Mann?« fragte er endlich, vielleicht nur um überhaupt noch etwas zu fragen.

»Ach nein,« erwiderte Franz. »Er ist sogar das Gegentheil davon,« und nun erzählte er ihm Einiges von seiner Reise, wie er den Damen die Pferde verschafft und so mit ihnen bekannt geworden sei, wobei er auch des geheimnißvollen Incognitos gedachte, in dem sich die Excellenz so lange zu halten gewußt hatte.

Der Senator lächelte, und offenbar war seine Neugierde erregt. »Also seine Gemahlin ist eine Schottin,« sagte er, »worauf allerdings die eigenthümliche Kleidung der Tochter schließen läßt. Hm! Ja, das ist schon *ein* wichtiger Anhaltspunct. Der Name Bolton ist vielleicht auch nur angenommen. Wer kann das wissen. Es leben hier viele Fremde in ähnlichem Incognito, das ist auf Reisen oft sehr bequem und weniger kostspielig. Haha! Nun, ich

habe viele Bekannte hier, die auch etwas von den Diplomaten der Welt wissen, und wenn es Ihnen recht ist, will ich mich einmal auf eine diplomatische Jagd nach Ihrem – Ihrem stillen Reisegefährten begeben.«

»Es wird mir dies sehr angenehm sein,« erwiderte Franz stockend, »nur müßte nicht der Verdacht auf mich fallen, daß ich diese Jagd veranlaßt habe.«

»O, wie wäre das möglich! Ich sage Ihnen ja, eine *diplomatische* Jagd, und die wickelt sich wie die wilde Jagd in den Lüften ab, nur daß sie nicht so laut und ungestüm einhertobt. Seien Sie also unbesorgt, Sie haben Ihr geheimes Bündniß mit keinem Neuling geschlossen. – Doch halt, ich habe noch eine Frage. Malen Sie dies Portrait für die Dame selbst und hat sie Ihnen gesessen?«

Franz Marssen's Herz bebte. »Ach nein,« brachte er endlich mit Mühe hervor, »ich habe es nur für mich gemalt, zur Erinnerung an ein paar interessante Tage, wie sie einem selten im Leben begegnen. Gesessen aber hat mir die Dame eigentlich nicht, und ich habe nur die gute Gelegenheit benutzt, wenn ich sie in meiner Nähe gehabt und gesprochen habe.«

»So. Aber dann haben Sie eine große Mühe auf diese *interessante* Erinnerung verwandt. Ich mache Ihnen mein Compliment, Sie haben diese Dame vortrefflich gemalt. Man glaubt sie lebendig vor sich zu sehen. Aber wie, ist jene Reiterin im Hochlande auch nur eine Erinnerung für Sie allein?« fragte er mit einer unbeschreiblichen Ruhe

und einer so großen Freundlichkeit, daß Franz die Neugierde, die darin lag, obwohl er sie lästig fand, nicht übel nehmen konnte.

Dennoch aber nickte er nur mit dem Kopfe, denn er konnte kaum noch ein Wort hervorbringen.

»Aha! Nun bin ich mit meinen Fragen zu Ende,« fuhr der Senator fort, »und ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen. Hier haben Sie meine Hand. Sie sind ein wackerer Künstler und ein braver junger Mann. Was wir eben gesprochen haben, bleibt unter uns, verlassen Sie sich darauf. Auf meine Discretion können Sie unter allen Umständen rechnen. Doch – da kommt der Vater wieder und es wird Zeit, daß ich mich nach Hause begebe. – Sie haben mir ein paar angenehme Stunden bereitet,« wandte er sich zu dem eben eintretenden Arzt, »sowohl in Ihrem Hause wie hier. Ich danke Ihnen dafür. Wie ich *Ihre* Bekanntschaft nur zu meinem Heile gemacht, mein guter Doctor, so soll auch die mit Ihrem Sohn hoffentlich nicht ohne Folgen bleiben. Ein andermal mehr! Jetzt aber, mein Herr Maler, verabschiede ich mich von Ihnen. Leben Sie wohl. Darf ich Sie in diesen Tagen wieder besuchen? Es ist mein Steckenpferd, mit Künstlern zu verkehren, und hier habe ich einmal, ohne alle Ahnung davon, einen guten Griff gethan. Guten Morgen und lassen Sie sich Ihr Mittagbrod schmecken.«

Mit diesen Worten schüttelte er dem jungen Manne die Hand und entfernte sich mit Doctor Marssen, der ihm den Arm bot, als beide den Weingang hinunterschritten, an dessen Ende schon der Diener mit dem Rollwagen bereit

stand, in den der genesene Patient stieg, nachdem er nur noch wenige Worte mit dem älteren Freunde gewechselt hatte.

Franz aber stand noch immer vor der Treppe seines Häuschens und sah den beiden weggehenden Männern mit seltsamen Empfindungen nach. In ihm fluthete und kochte es, und er wußte nicht, ob er sich über diesen Besuch freuen oder betrüben sollte, denn der seltsame Mann hatte einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht. Ob aber einen angenehmen, das konnte er sich selbst nicht entziffern, zumal der eisige Schauer, den er bei seinem ersten Anblick empfunden, ihn noch einmal überflog, als er vor sein geliebtes Portrait zurücktrat und aus dessen Augen herauslesen zu wollen schien, ob er recht gehandelt daß er das stille Geheimniß, welches ihn mit Miß Edda verknüpfte, einem Fremden nur einigermaßen gelüftet hatte. Lange noch blieb er sinnend und lauschend vor dem schönen Kopfe stehen, dessen dunkle Augen ihn – es konnte ja nur eine Täuschung seiner aufgeregten Sinne sein – anzulächeln schienen, wie sie ihn selten oder nie in Wirklichkeit angelächelt hatten. Franz aber nahm es dennoch als ein günstiges Zeichen auf, und so beruhigte er sich allmälig, trocknete seine Pinsel und schickte sich Punct ein Uhr an, in sein väterliches Haus zurückzukehren, wo er bereits von seinem Vater und dessen Schwester zum Mittagessen erwartet wurde.

Siebentes Kapitel. Ein dankbarer Freund und die Laune des Verliebten.

Es war dem guten Doctor Marssen gewiß nicht zu verargen, daß er bei dem heutigen Mittagessen ungewöhnlich heiter gestimmt war. Der fremde Patient, den er vor einigen Wochen in Mürren in einem so beklagenswerthen Zustande kennen gelernt, und der nun doch in so kurzer Zeit von seinen vielfachen Verletzungen geheilt worden war, hatte ihn durch seinen Besuch und seine dankbare Anerkennung der ihm geleisteten ärztlichen Hülfe hoch erfreut, und die wohlthuende Empfindung, die den anspruchslosen Arzt bei dieser Gelegenheit erfüllte, war ihm mehr werth als goldener Lohn, den ihm der reiche Mann aus warmem Herzenstriebe hatte zukommen lassen wollen. So saß er denn mit seiner Familie heute länger als gewöhnlich bei Tische, und wie er es bei so guter Laune liebte, trank er einige Gläser Weines mehr, als er sonst zu thun pflegte, wobei ihm sowohl seine Schwester wie Franz fast gegen ihre Neigung Gesellschaft leisten mußten, da Erstere ihr Gespräch mit dem Bruder am vorigen Abend noch immer nicht ganz vergessen und Letzterer an diesem Morgen zu seinen übrigen Sorgen und Aufregungen wieder etwas Neues und Seltsames zu denken bekommen hatte. So waren denn diese Beiden gerade heute viel stiller und nachdenklicher als sonst, und Doctor Marssen bestritt fast allein die Kosten der Unterhaltung, die sich meist um den Senator drehte, der an

diesem Tage eine so große Bewegung in der stillen Familie hervorgerufen hatte. Doctor Marssen erzählte den Seinigen Alles, was er über den reichen Mann in Erfahrung gebracht, unter Anderem, daß derselbe früher schon mehrere diplomatische Sendungen an verschiedenen Höfen ausgeführt habe, und daß er in der freien Reichsstadt Frankfurt selbst, wie ihm einige Bewohner der Ruchti'schen Pension erzählt, einer großen Achtung und allgemeinen Ansehens genieße.

»Aber auch für Deine Kunst,« schloß der Hausherr, seine lange Rede, »ist er nicht ganz ohne Bedeutung, Franz, und Du solltest ihn warm halten, da er völlig der Mann ist, einen jungen Künstler in Ruf zu bringen. Er besitzt eine schöne Gemäldesammlung und hat bedeutende Mittel verwandt, um sie reichhaltig und kostbar zu machen, wie er mir selbst gesagt.«

»Das glaube ich wohl,« erwiderte der still zuhörende Maler, »auch ist er gewiß ein Kenner darin, wenigstens haben mich einige seiner Aeußerungen überrascht, und im Ganzen hat mir sein Kunstenthusiasmus recht wohlgethan.«

»Aber zuerst,« nahm nun Caroline das Wort, »hat er einen fast erschreckenden Eindruck auf mich gemacht. Ich war von der marmorartigen Bleiche seines Gesichts, seinem kleinen kahlen Schädel und dem großen schwarzen Bart so betroffen, daß ich ihm kaum antworten konnte, als er mich so freundlich anredete.«

»So ist es mir auch ergangen,« sagte Franz, »allein ich habe mich bald darin gefunden, und nachher hat sein

eigenthümlich sicheres, gefälliges und ungenirtes Wesen den ersten augenblicklichen Eindruck schnell und fast vollständig verwischt.«

»Es ist seltsam,« fuhr der Doctor wieder fort, »man hört so häufig die Meinung aussprechen, daß der erste Eindruck, den ein Mensch hervorbringt, der richtige sei, aber er ist es doch nicht immer. Auch ich erschrak, als ich ihn damals blutend und gebrochen vor mir liegen sah, nachdem man ihn aus der Eisspalte gezogen, und ich schrieb die Bleiche zuerst seinem körperlichem Zustande zu, den ich für lebensgefährlich hielt; allein als der arme Mann sein feuriges Auge gegen mich aufschlug und mit mir sprach, erkannte ich, daß ich mich geirrt, und daß diese unnatürliche Bleiche eine Eigenthümlichkeit seiner Constitution sei, wie mir das schon häufig vorgekommen ist. Indessen dieser auf mich zuerst wirkende Eindruck war der eines pathologischen Zustandes und gehört also nicht zu Eurer Betrachtung, die sich nur auf normale Lebensverhältnisse bezog.«

»Ja,« fuhr Franz etwas lebhafter fort, »man darf nach dem ersten Eindruck nie voreilig urtheilen, glaube ich. Oft kann man erst nach langer Zeit von einem Menschen bestimmt sagen, ob der erste Eindruck, den er hervorgebracht, gerechtfertigt war oder nicht, und diesen Mann kennen wir ja Alle erst seit kurzer Zeit.«

»Er wird sich bewähren, Franz, glaube es mir,« rief der Vater. »Und dafür habe ich noch einen Beweis, oder vielmehr eine practische Erfahrung zur Seite.«

»Welchen denn?« fragte Caroline gespannt.

»Ein dankbarer Mensch ist fast immer ein guter Mensch, und daß dieser Mann dankbar ist, springt aus jedem seiner Blicke, jedem Worte, ich möchte sagen, aus jeder Pore hervor.«

In diesem Augenblick kam Resi herein und brachte einen Brief an Franz. »Wer hat ihn gebracht?« fragte dieser.

»Derselbe Diener, der den fremden Herrn heute Morgen hierher gefahren hat.«

Alle sahen sich verwundert an, und die Verwunderung des Doctors und seiner Schwester nahmen nicht ab, als sie die Miene des Sohnes betrachteten, der den Brief sogleich erbrochen und zu lesen begonnen hatte. Je länger er aber las, um so größeres Staunen malte sich auf seinem Gesicht, wobei es eine dunkle Röthe überflog, und als er mit Lesen fertig, war er so betroffen, daß er außer einem Ausruf des Staunens kein Wort hervorbringen konnte, welches den Anwesenden seine Empfindung verrathen hätte.

»Was schreibt er? Was enthält der Brief, Franz?« rief Caroline hastig. »Denn ich sehe, daß es von Wichtigkeit ist, sonst wärest Du nicht so erschrocken.«

»Ja,« sagte Franz, nachdem er sich gefaßt, »ich bin wirklich erschrocken, da – leset den Brief selbst. Wenn ich dem Manne vorher mit meiner Meinung, daß seine Erscheinung nichts Gutes verkünde, Unrecht gethan, so nehme ich es gern zurück. Wenigstens was er so bald nach seinem ersten Besuche thut, bestätigt jene Meinung nicht.«

Doctor Marssen streckte die Hand nach dem ihm hingereichten Brief aus und las ihn laut vor; die mit flüchtiger und kräftiger Hand auf das Papier geworfenen Zeilen aber lauteten folgendermaßen:

»Mein lieber junger Freund! Nicht ein Unglück, wie ich zuerst dachte, hat mich in die Hände Ihres Herrn Vaters und dadurch in die Mitte seiner Familie gebracht, in der ich so edelgesinnte, liebenswürdige und talentvolle Personen gefunden habe, nein, jetzt betrachte ich es geradezu als einen Glücksfall, der mich auf so sonderbare Weise mit Ihnen in Interlaken bekannt gemacht hat. Doch ich muß rasch zur Sache schreiten, damit Sie nicht denken, ich habe blos die Feder ergriffen, um Ihnen Schmeicheleien zu sagen, was, offen gesprochen, keine meiner starken Seiten ist. Also vorwärts!

Als ich heute Morgen Ihre drei fertigen Bilder sah, habe ich ein zwiefaches Bedauern empfunden, nämlich erstens, daß mir so lange die Existenz eines so namhaften Künstlers, wie Sie einer sind, verborgen bleiben, und zweitens, daß ich jene drei herrlichen Bilder noch nicht mein nennen konnte. Jedoch will ich das Versäumte dadurch nachzuholen suchen, daß ich die Bekanntschaft dieses Künstlers hege und pflege, und ferner, daß ich mich meinerseits bemühe, diese drei Bilder so bald wie möglich mir zu eigen zu machen.

Sie sagten mir, lieber Freund, daß dieselben zu verkaufen seien, und daß Sie sich noch keinen Preis dafür festgestellt hätten, um nicht in dem Schein zu verfallen, als taxirten Sie Ihre Arbeiten höher als Andere. Nun denn, um Ihrem Zartgefühl hierin entgegenzukommen, habe ich mich entschlossen, den Preis selbst zu bestimmen, für den ich sie kaufen will. Wenn Ihnen für jedes hundert Louisd'or genügen, so können Sie beiliegenden Wechsel, lautend auf dreihundert Louisd'or, zu jeder beliebigen Zeit in Bern realisiren – ist Ihnen aber der Preis zu niedrig, so sagen Sie es mir aufrichtig, und ich werde mich keinen Augenblick besinnen, Ihrer weiteren Forderung gerecht zu werden. Sollten Sie jedoch auf meinen innigsten Wunsch, mich den Besitzer jener werthvollen Gemälde werden und Sie meiner Sammlung einverleiben zu lassen, eingehen, so bitte ich Sie, dieselben noch so lange in Ihrem Atelier aufbewahren zu wollen, bis ich Interlaken verlasse, was wahrscheinlich erst in einigen Wochen geschehen wird.

Wenn ich auf meine bescheidene Anfrage, die ich so rasch wie möglich stelle, damit mir kein anderer Liebhaber zuvorkomme, nicht früher eine Antwort erhalte, so werde ich sie mir morgen vormittag bei Ihnen persönlich holen, und vielleicht ist mir das Schicksal günstig, daß ich dann meine Augen auf meinem eigenen Territorium spazieren führen kann, was ich heute leider nur auf einem fremden vermochte. Grüßen Sie Ihren Herrn Vater und dessen

Fräulein Schwester, und seien Sie überzeugt, daß Sie einen warmen Verehrer Ihres schönen Talents gefunden haben in Ihrem

ergebenen von Dannecker.«

Als Doctor Marssen den Brief zu Ende gelesen hatte, sahen sich die drei Personen noch lange schweigend, fragend und erwartungsvoll an, und endlich war es diesmal Caroline, die ihren Empfindungen zuerst Worte leihen konnte.

»Dreihundert Louisd'or!« rief sie. »Ist es möglich! O Franz, Franz, der Mann hat Dir kein Unheil gebracht, denn nun kannst Du ja Deinen Lieblingswunsch ausführen und schon in diesem Herbst nach Italien gehen!«

»Es ist wahr,« sagte Doctor Marssen, »daran habe ich noch gar nicht gedacht. Das war ein guter Anfang mit Deinen fertigen Bildern. Wenn es so fortgeht, wirst Du bald ein reicher Mann sein.«

»Aber mein Gott, Du sprichst ja gar nicht?« rief Caroline, stand auf und fuhr dem Liebling mit ihren weichen Händen durch Bart und Haar. »Bist Du so erschrocken über Dein Glück oder plagt Dich ein anderes Gefühl? Du bist auch ganz blaß geworden.«

In der That, Franz, dessen Gesicht vorher eine so lebhafte Farbe gezeigt, war auffallend blaß geworden, aber erst nachdem Caroline gesagt, daß er nun nach Italien gehen könne, was früher sein sehnlichster Wunsch gewesen, den jedoch seine jetzige Gemüthsstimmung und die

frisch aufquellende Leidenschaft für ein anderes Wesen tief in den Hintergrund gedrängt hatte.

»Es ist kein Wunder, wenn ich blaß geworden bin,« sagte er endlich. »Ich habe mich wirklich erschrocken, wie das erste Mal, als mir Herr von Dannecker vor Augen trat; der Mann scheint mir mit jedem Schritt, den er thut, von Bedeutung zu sein. Sein Angebot kommt mir so unerwartet und plötzlich, daß ich mich nicht gleich darein finden kann, und ich muß völlig zur Ueberlegung kommen, ehe mir das Glück, welches er mir bietet, wirklich begreiflich wird. Erlaubt, daß ich mich ein wenig im Freien bewege, es ist mir zu warm hier, und wenn ich wieder zu Euch komme, werde ich im Stande sein, Euch meine Meinung zu sagen.«

Kaum war er nach diesen Worten in den Garten hinausgetreten und hatte die Richtung nach seinem kleinen Hause genommen, wo er sich einen raschen Blick über den leider noch immer leeren Nachbargarten vergönnte, so wandte sich Caroline zu ihrem Bruder und flüsterte:

»Leo, Du siehst mich völlig verdutzt durch diesen Brief. Sage mir aufrichtig, sind denn diese drei Bilder wirklich eine so hohe Summe werth? Ich verstehe mich freilich nicht darauf. Oder will der reiche Mann *Dir* auf *diese* Weise seinen Dank aussprechen, da Du denselben, wie Du mir vorher sagtest, auf jede andere Weise abgelehnt hast?«

»Um Gotteswillen, Caroline, was sprichst Du da?« versetzte Doctor Marssen, sich scheu nach dem Garten umblickend. »Laß solche Worte Deinen Liebling nicht hören,

sonst raubst Du ihm die ganze Freude und machst ihn auf lange Zeit unglücklich. Gewiß hat der Senator mit dem Ankaufe jener Bilder seine Dankbarkeit gegen mich an den Tag legen wollen, aber die Bilder sind darum nicht weniger werth, als er geboten hat. Ich habe kleinere und unbedeutendere Gemälde für einen noch höheren Preis verkaufen sehen, und auch hierin wird häufig mehr der Name des Künstlers als sein Kunstwerk bezahlt. Wollte der Mann dagegen mich mit diesem Kauf belohnen, so wäre jener Preis als Honorar für ärztliche Behandlung, mag sie auch noch so glücklich gewesen sein, jedenfalls viel zu hoch, und er muß also allein unserm Franz gutgeschrieben werden. Siehst Du, wie recht ich hatte, wenn ich immer predigte, er solle seine Arbeiten dem Auge der Welt vorstellen? Kaum ist es geschehen, so haben wir den Beweis davon in Händen.«

»Noch hat er ihn nicht. Wer weiß, ob er die Summe nimmt!«

»Wie Du so sprechen kannst! Natürlich wird er sie nehmen, mit herzlichem Danke, und wird rasch noch einige Bilder dazu malen und dann getrost einige Jahre in Italien verbringen.«

»Aber mein Gott, also wirklich – wir sollen ihn verlieren? Das ist am Ende doch ein Unglück für uns, welches nur die Maske des Glücks trägt.«

»Wenn Du so sprichst, habe ich freilich nichts mehr zu sagen,« erwiderte Doctor Marssen und stand auf, um zu Franz zu gehen, der eben den Weingang herabkam, um sich in sein Glück, das nach Carolinens Meinung am Ende

nur eine Maske war, gefunden zu haben schien. Wenigstens lächelte er dem Vater freudig entgegen und reichte ihm die Hand.

»Ich danke Dir, Vater,« sagte er, »daß Du mir Deinen genesenen Patienten zugeführt hast; der neue Freund erweist sich auch zugleich gegen Dich dankbar, wenn er mir meine Bilder so rasch und gut bezahlt.«

»Aha,« dachte der Doctor, »der faßt die Sache vernünftig auf. – Nun ja,« sagte er laut, »aber Du mußt deshalb den Werth Deiner Arbeit nicht geringer schätzen. Ich habe blos die Gelegenheit zum Verkauf geboten, und Deine Leistungen allein haben ihn zu Stande gebracht. So verhält sich die Sache – Du nimmst das Geld also an?«

»Natürlich, und ich werde mich nachher umkleiden und dem Senator meinen Besuch machen. Das scheint mir in der Ordnung zu sein, damit er nicht nöthig hat, bis morgen auf meine Entscheidung zu warten.«

»Das ist recht, Franz, das lobe ich. Erfreue den Mann mit dem kleinen Geschenk der Höflichkeit, der Dich mit der großen Gabe der Würdigung Deines Talents erfreut hat, und nun erst statte ich Dir meinen Glückwunsch ab.«

Zwei Stunden später befand sich Franz auf dem Wege nach Beausite in Unterseen, um Herrn von Dannecker einen Besuch zu machen und ihm seine Beistimmung zu dem Verkauf der Bilder auszusprechen. Er traf die Familie in Gesellschaft mehrerer anderer Personen zu Hause

und ward auf die freundlichste, ja herzlichste Weise aufgenommen. Nicht allein der Senator selbst, auch seine Frau, eine unterhaltende und ganz den Neigungen ihres Gemahls ergebene Dame, beeiferte sich, dem Gaste es bei sich bequem und behaglich zu machen, und Franz hatte die angenehme Empfindung dabei, die wohlthätigste, die uns bei einem ersten Besuch zu Theil werden kann, als sei die Familie, in die er so eben getreten, nicht eine ihm bisher völlig unbekannte, sondern als habe er schon Jahre lang mit ihr in Verbindung gestanden und sei nur durch zufällige Umstände von ihr ferngehalten worden.

Natürlich war in diesem Kreise sehr viel von den Schönheiten der Natur und den gelungenen Nachbildungen derselben durch die Kunst die Rede, und der Senator wie seine Frau holten mehrere Albumbände hervor, die sie auf der Reise begleitet hatten und sehr hübsche Zeichnungen und Aquarellen enthielten. Mit der Betrachtung und Besprechung derselben gingen rasch einige Stunden hin, und Franz erschien erst spät im väterlichen Hause wieder, als die beiden älteren Personen schon am Abendtisch saßen und nun durch seine Mittheilungen über die Frankfurter Familie abermals zu einem beifälligen Gespräch über dieselbe veranlaßt wurden.

Am nächsten Tage gegen Mittag, als Doctor Marssen gerade vom Hause abwesend war, stattete der Senator auch mit seiner Frau Carolinen einen freundschaftlichen Besuch ab, und während die Damen sehr bald in eifrige Unterhaltung geriethen, begab sich der Kunstfreund nach

dem Atelier des Malers, wo er etwa eine Stunde verweilte und sich sein neues Eigenthum mit vollem Behagen betrachtete.

Am nächstfolgenden Tage machte Caroline, die an der Frau des Senators ein fast noch größeres Wohlgefallen als an ihm selber gefunden hatte, in Begleitung des Doctors ihren pflichtschuldigen Gegenbesuch, und somit war die nähere Bekanntschaft und das häufigere Beisammensein der beiden Familien festgestellt, obwohl Doctor Marssen's Schwester öfter die fremde Dame bei sich sah, als sie dieselbe in der Pension besuchte, denn die gute Caroline war etwas schwerfällig in ihren Beziehungen zur Außenwelt geworden, sie liebte zu sehr ihr behagliches Hauswesen und war damit so innig verwachsen, daß sie eigentlich nur zu leben glaubte, wenn sie in den engen Gränzen desselben in gewohnter Weise beschäftigt war. Ihr Bruder dagegen setzte noch immer seine Morgenbesuche bei dem Senator fort, im Uebrigen hielt er sich nach wie vor möglichst seine Zeit frei, denn auch er war an ein stilles, beschauliches Leben gewöhnt und, wenn er auch bisweilen gern mit gleichgesinnten Menschen verkehrte, sein eigenthümlich begabter Geist zog die ungestörte Einsamkeit allen übrigen Zerstreuungen vor, und so blieb er wie in früheren Tagen seinen Spaziergängen und Ritten in die Berge treu, ohne sich von den Wünschen des Senators bestimmen zu lassen, der den Mann, den er so lieb gewonnen, gern den ganzen Tag um sich gehabt hätte.

Franz dagegen, so gern er es auch bisweilen gethan hätte, vermochte sich der schnell wachsenden Freundschaft und Zuneigung des edlen Mannes am wenigsten zu entziehen, und in sein bisher so stilles Leben griff die neue Bekanntschaft daher am tiefsten ein. Tagtäglich, oft schon in ganz frühen Morgenstunden, kam Herr von Dannecker, wenn er den Doctor nicht mehr zu Hause gefunden, zu ihm in's Atelier, brachte lange Zeit darin zu, freute sich über den Fortschritt in den Arbeiten und beobachtete dabei die Art und Weise der Arbeit selbst, die Farbenmischung und die Technik des Künstlers mit einem stets wachsenden Eifer und der ungetheiltesten Aufmerksamkeit. Dabei verhielt er sich, nur seine Cigarre rauchend, in der Regel still, um den jungen Mann nicht in seinen Combinationen zu stören; oft aber knüpfte er interessante Gespräche über die Kunst und die Künstler selbst an, von denen ihm viele persönlich bekannt waren, wie er denn auch höchst ergötzliche Dinge von ihnen mitzutheilen wußte.

In Folge dieses häufigen Verkehrs, der sich bisweilen auch auf abendliche Spaziergänge ausdehnte, da der Senator seinen Fuß bald wieder vollkommen gebrauchen konnte, gewann Franz den neuen Freund in kurzer Zeit sehr lieb, ohne jedoch ein so heißes Verlangen nach der Gesellschaft desselben kundzugeben, wie dieser nach der seinigen es an den Tag legte. Aber der Frankfurter Herr besaß nicht nur einen feinen Blick bei Beurtheilung künstlerischer Erzeugnisse, er war auch ein erfahrener und mit scharfem Verstande begabter Menschenkenner,

und wie er sehr bald den hohen Werth des gediegenen und in allen menschlichen Dingen bewanderten Vaters erprobt, so hatte er auch eben so rasch den gebildeten Geist, das edle Herz und den lauteren Sinn des Sohnes erkannt, und es war daher kein Wunder, daß er sich zu der harmlos lebenden Familie des verbannten Schleswigers hingezogen fühlte, zumal die Meisten seiner übrigen Bekanntschaften in Interlaken, das so oft seine Bewohner wechselte, nur oberflächliche und in der Regel schnell vorübergehende waren.

Wenn Franz, als er die freundschaftlichen Beziehungen zwischen sich und dem neuen Freunde so rasch wachsen sah, anfangs befürchtet hatte, derselbe würde noch einmal zu seinen früheren Fragen und Erkundigungen nach der Dame zurückkehren, mit deren Portrait er anhaltend beschäftigt war, so hatte er sich in dem diplomatischen Kunstkenner sehr geirrt. Allerdings betrachtete dieser oft mit stillem Vergnügen und geheimer Freude das sich immer mehr der Vollendung nähernde Gesicht der schönen Dame, auch blickte er nicht selten, wenn Franz die Richtung seiner Augen nicht beobachten konnte, durch das offene Fenster in den benachbarten Garten hinaus, nie aber kam ein Wort mehr über seine Lippen, das die Familie des Barons Bolton betroffen hätte, und aus diesem beharrlichen Schweigen entnahm Franz, daß die verheißenen Nachforschungen demselben wohl noch nicht stattgefunden haben müßten, oder daß er sie vielleicht gar vergessen habe und sich mehr mit seinen eigenen Angelegenheiten, als denen Anderer beschäftigte.

Was nun die eigentliche Gemüthsstimmung unseres Freundes in dieser äußerlich so belebten, innerlich aber so wenig befriedigenden Uebergangsperiode seines Lebens betrifft, so haben wir darüber eben nicht viel Erfreuliches zu melden. Wie es schien, ging er auf die heiteren Unterhaltungen des neuen Freundes anfangs mit lächelnder Miene ein, und auch an den Zerstreuungen, die derselbe außer dem Hause veranlagte, nahm er nicht gerade ungern Theil, allein eine wahre Herzensbefriedigung fand er darin keineswegs. Er war jedoch im Ganzen von jeher so gewohnt, sich zu beherrschen, daß er selten Jemanden in sein Inneres blicken ließ, noch viel weniger aber erschloß er seine Empfindungen in jetziger Zeit, und nur wenn er gänzlich ungestört und unbeobachtet war, gab er sich ihnen mit der ganzen leidenschaftlichen Energie seines zum ersten Mal so tief ergriffenen Herzens hin. In diesen einsamen Stunden prägte sich der ganze Schmerz seines Wesens auf seinen sonst so ruhigen Gesichtszügen aus; dabei grübelte und quälte er sich ab, um eine Entschuldigung oder nur eine Erklärung des seltsamen Verhaltens jener Bewohnerin der stillen Pension aufzufinden, und je länger ihm der Anblick derselben entzogen blieb, um so heller loderte das Verlangen nach ihr in seinem Herzen auf und um so dichter gestaltete sich der trübe Schleier, der ihm die ganze Außenwelt allmälig zu verhüllen und zu verdüstern begann.

Aber so viel sich Franz auch zergrübeln und quälen mochte, er konnte das eigenthümliche Verhalten Miß Edda's nicht recht begreifen. Sonst war sie so oft, täglich sogar mehrmals, in den Garten gekommen und hatte sich ihm genähert, um mit ihm eine Unterhaltung zu pflegen oder irgend eine Verabredung zu treffen. Seit jener Reise aber, die der Hoffnung auf Fortsetzung der Bekanntschaft erst recht freien Spielraum ließ, und seitdem sie der Tante den letzten Besuch gemacht und diese bei sich empfangen hatte, war sie gleichsam aus der sie umgebenden Welt verschwunden, und keine Spur von ihrem Verbleiben, ihrem Handeln und Wandeln war zu erspähen, so oft auch Franz nach einer solchen trachtete und seine Aufmerksamkeit nach allen Seiten richtete.

In ihres Vaters Haus zu gehen und ihr jetzt noch einen verspäteten Besuch abzustatten, obwohl er daran häufig gedacht, wagte er nicht; seit jener für ihn so wichtigen und ereignißvollen Reise waren zu viele Tage verstrichen, und man hätte sich vielleicht über seine endlich an den Tag tretende Höflichkeit wundern können. Aber nicht allein an dem Muth zu diesem immer noch möglichen Besuch fehlte es ihm, es war noch ein anderer, innerer schwer zu bezeichnender Grund vorhanden, der ihn von jeder freiwilligen näheren Berührung mit der Familie des Barons zurückhielt. Gerade durch die Aeußerung des Herrn von Dannecker, daß der Name Bolton ein künstlicher, angenommener sein und daß sich hinter demselben eine ganz andere Persönlichkeit verbergen könne, hatte sich das alte, vom ersten Tage der Bekanntschaft

an begonnene und jetzt wieder aufgefrischte Geheimniß, welches diesen Mann umgab, vergrößert und verdichtet, und Franz empfand ein fast schmerzliches Pochen in der Brust, wenn er an die leicht mögliche Aufklärung dachte, die ihm der Senator an jenem ersten Morgen seines Besuches verheißen hatte.

Auch von anderer Seite her konnte er nichts über die Bewohner der stillen Pension erfahren, denn er traf niemals mit einem ihrer Bekannten zusammen. Die holländische Familie hatte er zu besuchen unterlassen, theils aus Lässigkeit, die aus angeborener Abneigung gegen solche Besuche entsprang, theils aus Scheu, seine kostbare Zeit durch so viele neue Bekanntschaften zersplittert zu sehen. Auch der stille und auf der Reise so wehmüthig gestimmte Ungar, der ihm unter so seltsamen Lamentationen in jener Nacht in Grindelwald einen Besuch versprochen hatte, ließ sich nicht blicken, und so gern Franz ihm in den letzten Tagen zufällig begegnet wäre, er traf ihn nirgends, obwohl unser Freund jetzt häufiger als sonst auf den Straßen und in den Umgebungen Interlaken's zu finden war.

Endlich schien auch Tante Caroline in ein, ihm freilich unerklärliches, im Ganzen aber sehr natürliches Schweigen über die junge Dame verfallen zu sein, von der sie mit dem Neffen doch früher so oft und gern gesprochen hatte. Seit ihrem Besuche im Nachbarhause hatte sie über Miß Edda kein Wort mehr gegen Franz fallen lassen, denn sie fürchtete sich, den in dem jungen Manne schlafenden Vulkan durch vielfaches Sprechen über

den betreffenden Gegenstand zu einem Ausbruch zu reizen, und so sehr Caroline ihren Liebling auch alles mögliche Glück und allen Segen, selbst durch eine glückliche Liebe wünschte, so sehr starrte sie doch vor einer verhängnißvollen Leidenschaft bei ihm zurück, deren Ende nach ihrer Ansicht der Sachlage kein günstiges und wünschenswerthes sein konnte.

So war denn also Franz auf sich selbst angewiesen, und da ihm von keiner Seite von außen her die geringste Handhabe zur Bewältigung seiner Neigung geboten wurde, so versank er allmälig, wovon er früher so weit entfernt gewesen, in eine stille Träumerei, der er sich in einsamen Stunden mit vollem Bewußtsein hingab und deren mit Wonne durchwebte Schmerzen er mit der ganzen jugendlichen Kraft und Frische seines bisher unangetastet gebliebenen Herzens wie den ihm vom Verhängniß dargereichten Trank unvermeidlicher Nothwendigkeit genoß.

Schon war es ihm zur unabweislichen Gewohnheit geworden, den ihm so naheliegenden Obstgarten als Tummelplatz seiner geheimsten Gedanken zu betrachten, und am frühen Morgen, den Tag über, so oft er nur im Atelier allein war, bis zum Abend hin, lauschte er in die stillen Schatten unter den Apfelbäumen hinüber, aber niemals bewegte sich ein menschlicher Fuß darin auf und ab, und zu seinem größten Schmerze waren endlich eines Morgens auch der Tisch und die beiden Gartenstühle

verschwunden, die bisher noch immer in der Nähe seines Fensters gestanden, und eine endliche Rückkehr der früheren Besucherinnen hatten erwarten lassen.

Als Franz etwa acht Tage nach seiner Rückkehr von der Reise diese letzte Beobachtung machte, da wogte ein nie empfundener Schmerz durch seine Brust, und mit trüben Augen stand er am Fenster und schaute in den Garten wie in eine Welt hinein, die mit einem Mal leer, kalt und öde für ihn geworden war und ihm nichts von dem bot, was sie ihm früher so freigebig und fast prahlerisch verheißen hatte. Allein wie ein wirklich tiefer Schmerz einen energischen Geist nicht immer blos entmuthigt, sondern ihn auch oft aus seiner stillen Verzweiflung reißt und mit mächtiger Elasticität zu seiner ursprünglichen Klarheit und Größe wieder erhebt, so war gerade diese letzte Wahrnehmung, die, an sich so unbedeutend, dennoch eine so große Revolution in seinem Innern erzeugte, dazu angethan, seinen Geist aus dem trägen Schlummer zu wecken, in den er so unvermuthet gefallen war. Mit fester Hand griff er in die Saiten seiner Brust, und indem er seinem Herzen Ruhe gebot, rief er seine ganze Willenskraft auf, auch den wehmüthigen Empfindungen, die es durchzogen, Stillstand zu gebieten, und indem er das verrätherische Fenster mit leise bebender Hand schloß, sagte er sich:

»Er ist vorbei, Franz, der schöne Traum, der hier begonnen hat und so schnell den hohen Berg der kühnsten Hoffnung erstieg. Es ist bitter, schmerzlich, und Dein Herz blutet dabei, aber sei ein Mann und ertrage, was

sich mit dem besten Willen nicht ändern läßt. Vielleicht war alles ein Irrthum, eine Täuschung, was Du Dir gedacht, ausgemalt und also auch empfunden hast, und dann ist es gut, daß Du auf den Weg der Wahrheit und so zu dem nothwendigen Ziele, zu Dir selbst wieder zurückgelangst. Auf, raffe Deine Kräfte zusammen und gebrauche sie – diese Edda ist ein schönes, herrliches, verführerisches Weib – ach ja, das ist sie, aber ob sie Dir von der Vorsehung gesandt war, um Dich wahrhaft zu beglücken, das steht dahin, und die Zweifel und Bedenken, die ich von Anfang an über die geheimnißvolle Bedeutung ihrer Erscheinung gehabt, sind am Ende doch gerechtfertigt gewesen, und die Vorsehung hat sie mir gerade als Warnung vor der Gefahr geschickt. So lebe denn wohl, Du schöner kurzer Traum, ich muß mich zum nüchternen Erwachen anschicken, denn ich habe ein großes und schweres Tagewerk vor mir, das Du mir nicht länger stören darfst. Ja, ja, ich preise das Geschick, das mich mit diesem Manne zusammengeführt, er hat mir die Mittel gegeben, in das gelobte heilige Künstlerland zu pilgern, und nur da, nur da werde ich vergessen und genesen können, von der Krankheit genesen und sie vergessen, die in diesem Zimmer begonnen hat und nun darin enden soll!« –

Der thörichte junge Mann! Er sprach davon, daß ihn bisher ein Traum umfangen gehalten und daß er erwachen müsse, um an sein schweres Tagewerk zu gehen. Ach, und er ahnte nicht, daß in demselben Augenblick, als er dieses in qualvoller Selbstschau zu sich sprach,

nicht ein geträumtes Glück, sondern das Leben selbst mit allen seinen göttlichen Impulsen an ihn herantrat, um ihn auf seine Weise zu diesem Tagewerke zu führen, und daß dieses eine ganz andere Gestaltung erhalten sollte, als er sich in seiner Befangenheit und Kurzsichtigkeit vorgestellt hatte.

Als Franz an diesem Morgen zeitiger denn sonst sein Atelier verließ und nach dem Vorderhause ging, fand er Herrn von Dannecker unter der Veranda, der so eben gekommen war und im Begriff stand, dem Doctor und seiner Schwester eine Bitte vorzutragen, die er nun zugleich auch auf Franz ausdehnen konnte, wie er sagte, nachdem er denselben mit einigen Worten begrüßt hatte.

»Ja, meine lieben Freunde,« begann der Senator seine Anrede, »ich komme heute mit einer Bitte auf dem Herzen, die Sie alle Drei zugleich betrifft und die ich im Namen meiner Frau und in meinem eigenen an Sie richte, in der Hoffnung, keines von Ihnen werde sich von der Erfüllung derselben ausschließen wollen.«

»Oho!« unterbrach ihn der Doctor scherzend, »das ist ja eine wahrhaft feierliche Einleitung. Was für eine Bitte könnten wir Ihnen denn wohl nicht erfüllen wollen?«

»Sie sind sehr gütig, lieber Freund, und sprechen da eben ein Wort aus, welches mich die Befriedigung meines heutigen Wunsches sicher erwarten läßt. Mit einem

Wort: Morgen abend um acht Uhr findet im Gesellschaftshause ein gutes Concert statt, dem ein Ball für die jungen Leute und ein Abendessen in Familie folgen soll. Es sind ein paar tüchtige Virtuosen angekommen, und nun hat sich ein Comité gebildet und die Anordnung der hier so seltenen Festlichkeit in die Hand genommen. Alles, was zur guten Gesellschaft gehörig in Interlaken ist, wird daran Theil nehmen, und so lautet meine ergebenste Bitte dahin, daß auch Sie drei unsere Gäste seien und uns und der Gesellschaft ein paar Stunden zum Opfer bringen, die Sie sonst im friedlichsten Schlaf zu verträumen pflegen.«

Caroline, den Schluß im Voraus errathend, hatte schon während der Rede des Senators ihrem Bruder einen geheimen Wink zukommen lassen und dieser hatte ihn wohl verstanden, wie er seine Schwester immer verstand. »Mein lieber Freund,« sagte er, als der Senator seine Rede beendigt, »daß Sie eine solche Bitte an uns Beide, das heißt, an meine Schwester und mich richten könnten, ist mir nicht im Traume eingefallen, sonst würde ich meine letzten Worte vorher nicht gesprochen haben. Leider sind wir Beide nicht im Stande, Ihrer gütigen Einladung Folge zu leisten, denn wir haben uns schon seit vielen Jahren von solchen Lustbarkeiten fern gehalten und unser Sinn ist so ganz anderer als moderner Art, daß Sie es uns schon zu Gute halten werden, wenn wir mit Ihrer Erlaubniß auch diesmal zu Hause bleiben.«

»Ja, mein lieber Herr Senator,« nahm nun auch Caroline das Wort, »mein Bruder hat ganz nach meiner Empfindung gesprochen. Aufrichtig gesagt, wir Beide taugen

für dergleichen Fröhlichkeiten nicht und befinden uns am wohlsten, wenn wir in ungestörter Ruhe in unserm Hause nach alter Gewohnheit fortleben können.«

Der Senator sah den Doctor wie seine Schwester nach einander bedächtig an und er fand auf ihren ernsten Gesichtern den festen Entschluß ausgeprägt, ihre Worte in Ausführung zu bringen. »So,« sagte er scherzend, »also ich bin vollkommen abgeblitzt. Nun, das habe ich kaum erwartet; aber wenn Sie mit so ernstem Wesen Ihre Neigung oder Abneigung kund thun, würde es mir nicht ziemen, Sie überreden zu wollen. So wende ich mich denn an Sie, mein junger Freund,« sagte er zu Franz, der mit niedergeschlagenen Augen und mit schon im Voraus nicht viel versprechender Miene daneben stand, »und hoffe, daß Sie dann Ihre Lebensgeister dreifach potenziren werden, um die Lücke auszufüllen, die Ihr Vater und Ihre Tante mir zu reißen belieben. Nun natürlich, auf Sie kann ich bestimmt rechnen, nicht wahr?«

»Herr Senator,« sagte Franz so ernst wie vorher sein Vater, »auch ich muß diesmal leider Ihre gütige Einladung ablehnen.«

»Wie?« riefen der Senator, Doctor Marssen und Caroline zugleich.

»Warum denn das?« fragte darauf der erstere, den jungen Mann mit einem seiner schärfsten Blicke fixirend.

»Ganz einfach darum, weil ich nicht in der Stimmung bin, ein Vergnügen, wie Sie es uns so freundlich zugedacht haben, auf mich wirken zu lassen und selbst zum Vergnügen Anderer beizutragen.«

»Sie thun nicht Recht,« sprach jetzt der Senator mit einer beinahe mentorartigen Miene, »daß Sie diese Einladung so apodictisch von der Hand weisen. Sie, gerade Sie, sollen und müssen sich zerstreuen, das ist Ihnen wohlthätig, nothwendig, wie das liebe Brod und der goldene Sonnenschein. Sie sitzen und pinseln und grübeln dabei zu viel und sind viel zu viel allein. Es ist nicht gut und heilsam, wenn ein junger Mann von Ihren Verhältnissen und Talenten sich so früh den Einwirkungen der großen Welt verschließt. Nein, er erst recht muß hinaus und mitten in die lärmvollste Welt; auf ihren Wogen schwimmt und fluthet ein reicher, üppiger Stoff, und diesen Stoff muß man sich nicht verflüchtigen und ungenützt verdampfen lassen. So muß ich denn also eine entschiedene Sprache gegen Sie führen, etwa so: Ihre Ablehnung nehme ich als nicht gesprochen an. Sie werden mit uns und einer alten Dame, die meine Frau begleitet, das Concert und den Ball besuchen und brauchen nicht zu fürchten, von meinen Damen in irgend eine Ecke gepreßt oder zum Tanzen im Voraus verurtheilt zu werden. Meine Frau tanzt nämlich gar nicht. Nein, Sie sollen sich nach Belieben ganz frei überall hin bewegen, sollen alle schönen Frauen und Mädchen, an denen Interlaken in diesem Jahre so reich ist, betrachten und bewundern können, und wenn Sie genug getanzt, gesehen und bewundert haben, dann speisen und trinken wir wie sehr materielle Menschen, das heißt, das Beste, was es giebt, und gehen endlich vergnügt nach Hause, um morgen

noch einmal so munter als gewöhnlich an unsre Arbeit zurückzukehren.«

»Ihre Malerei ist sehr ausführlich,« erwiderte Franz lächelnd, »und Ihre Worte klingen verlockend. Dennoch aber fühle ich mich außer Stande, mich sogleich als flotter Tänzer zu melden – ich bin in Wahrheit in keiner geselligen Stimmung.«

»Das findet sich, das findet sich, vertrauen Sie meiner Erfahrung. Also Sie halten sich gegen acht Uhr bereit, wir holen Sie mit unserm Wagen ab.«

Franz erhob seine redlichen Augen mit einer stummen, aber so eindringlichen Bitte gegen den Freund, daß dieser fast schon im Stillen von seiner Hoffnung Abschied nahm. Da besann er sich noch einmal und sagte:

»Halten Sie ein, lieber Freund, und sagen Sie weder bestimmt zu, noch ab. Ueberlegen Sie sich lieber meinen Vorschlag bis heute Abend, und wenn Sie dann Lust haben, mit uns zu gehen, so wird es immer noch Zeit sein, daß ich meine Anordnung treffe. Damit sind Sie doch einverstanden?«

»Ja,« erwiderte Franz, dem festen Willen des Senators halb und halb nachgebend, »damit bin ich einverstanden.«

»Nun, dann bin ich mit meinem heutigen Morgenbesuche zu Ende und ich habe das Vergnügen, mich Ihnen allerseits bestens zu empfehlen. Kommen Sie, junger Mann, und begleiten Sie mich noch ein Stückchen; ich lege einen Weg nicht gern allein zurück, wenn ich einige Körbe empfangen habe.« –

Als Franz mit dem Senator fortgegangen war, sahen sich die beiden zurückbleibenden Geschwister befremdet an.

»Der Junge machte einen seltsamen Eindruck auf mich, als er so fest mit seiner Ablehnung hervorkam,« sagte der Doctor zuerst. »Dem scheint wirklich etwas Anderes im Sinne zu stecken als seine Malerei allein – was meinst Du dazu?«

Caroline wiegte bedeutsam und fast bitter vor sich hin lächelnd den Kopf. »Ich habe es ja gesagt,« murmelte sie, »doch Ihr Männer seid immer die Sieger mit Eurer Meinung. Im Ganzen aber, Leo, kann ich ihm seinen Entschluß, zu Hause bleiben zu wollen, nicht übel nehmen. Bedenke es recht, guter Bruder. Er war nie ein großer Freund von Bällen und prunkvollen Gesellschaften, am wenigsten an einem Badeorte, wo der Flitter und Schimmer die Hauptsache ist. Er ist nun einmal ein ernsterer Mensch als andere junge Leute, und eigentlich – verdenke ich ihm nicht, daß er so vernünftig ist wie wir.«

»Gut, wenn Du so sprichst, bin ich zufrieden. Rede nicht, mit ihm darüber, wenn er zu Tisch kommt. Erörterungen über Gegenstände, deren Beurtheilung persönlichen Neigungen unterliegt, sind mir peinlich, und so laß ihm seinen Willen, ohne ihm weder zu noch abzureden, wie wir es auch in anderen Dingen uns zur Richtschnur gemacht haben.«

»Ich stimme Dir bei, Leo, und diesmal erkläre ich mich nicht für besiegt, sondern für überzeugt. Und nun will

ich gehen und sehen, daß der Braten seine rechte Farbe erhält. Guten Morgen, mein Lieber!«

Franz kam gegen ein Uhr nach Hause und man aß, ohne des Besuches des Senators und seiner Einladung auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Nach Tische suchten die beiden Geschwister ihre stillen Zimmer auf und Franz begab sich in sein Atelier, diesmal aber keine besondere Lust zum Malen empfindend. Er setzte sich auf sein kleines Sopha und nahm ein Buch vor, worin er eine Weile las, bis er plötzlich, von der Wärme des heißen Tages überwältigt, eine leichte Müdigkeit fühlte, der er rasch erlag und länger als eine volle Stunde schlief. Ja, er schlief so fest, daß er selbst nicht erwachte, als sein Vater die Treppe heraufkam, die Thür des Ateliers öffnete und, da er den Sohn schlafend fand, leise wieder davonging und nun allein einen Spaziergang in die schattigen Berge antrat, zu dem er den Maler hatte auffordern wollen.

Als Franz endlich erwachte, wunderte er sich über sich selber, denn selten schlief er bei Tage, und noch dazu so lange, wie er jetzt an seiner Uhr sah. Rasch erhob er sich von dem Sopha und trat an die Staffelei, auf der die fast ganz vollendete schottische Landschaft stand. Als er aber eben einen kurzen Blick darauf geworfen, kam es ihm drückend heiß in dem eingeschlossenen Raume vor, und er ging hastig nach dem Fenster, um es zu öffnen. Kaum aber hatte er einen Blick in den Garten geworfen, so fuhr

er fast erschrocken zurück, denn unter dem bekannten Apfelbaum stand Miß Rosy und warf einen neugierig fragenden Blick nach seinem Fenster herauf.

»Wie, Miß Rosy,« rief er ihr zu, »seh' ich recht? Sind Sie von den Todten wieder auferstanden?«

»Guten Tag, Sir,« erwiderte die Engländerin, freundlich nickend, »kann ich Sie einen Augenblick sprechen?«

»Ich stehe auf eine Stunde zu Ihren Diensten, mein Fräulein.«

»Das ist mir lieb, dann gedulden Sie sich nur kurze Zeit. Ich muß erst noch einmal nach dem Hause gehen und ein kleines Geschäft verrichten. Ich bin sogleich wieder hier.«

Und ohne auf seine Antwort zu warten, hüpfte sie unter ihrem Sonnenschirm rasch durch den Garten und war den ihr verwundert nachschauenden Blicken des Malers bald entschwunden.

Dieser stand mit laut pochendem Herzen an dem offenen Fenster und blickte starr auf die Stelle hin, die so eben noch Miß Rosy's leichte Gestalt ausgefüllt hatte. War es denn möglich, mußte er sich selbst fragen, daß diese rasch vorübergehende Erscheinung unter dem Apfelbaum eine so große Revolte in seinem Innern hervorzubringen vermochte? Ja, es mußte wohl möglich sein, denn alle Sorgen und Qualen, die er viele Tage hindurch zu überstehen gehabt, waren, als hätte sie ein reinigender Windstoß vertrieben, von seiner Seele gewichen, und seine Brust athmete so frei und leicht die wonnige Sommerluft, als wäre sie nie von einem Kummer bedrückt

gewesen. Wie lange er so in neuen glücklichen Träumen befangen, wartend am Fenster stand, er wußte es nicht, er wachte erst daraus auf, als Miß Rosy wieder in die Nähe des Fensters trat und ihm mit freundlichem Lächeln noch einmal einen guten Tag bot.

»Sehen Sie,« sagte sie, »da bin ich schon wieder, ich habe mein kleines Geschäft bald beendet.«

»Ich freue mich darüber, und noch viel mehr freue ich mich, daß ich Sie einmal wiedersehe, Miß Rosy. Wir haben uns ja so lange nicht gesprochen.«

Miß Rosy zuckte mit den Achseln und wandte dabei das Gesicht zur Seite, da des Malers Augen fast mit flammender Gluth darauf weilten. »Ja,« sagte sie endlich, ihr Gesicht langsam zu ihm erhebend, »es sind mehrere Tage vergangen, ohne daß wir in den Garten gekommen sind, und an andern Orten finden wir uns ja nicht. *Mir* thut das leid genug, aber ich kann es nicht ändern. Doch ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht mehr, ich kann Ihnen nur kurze und unbefriedigende Antwort geben.«

»Aber *eine* Frage können Sie mir doch beantworten – ist bei Ihnen im Hause alles wohl?«

Miß Rosy zuckte wieder die Achseln und besann sich einige Zeit. »Es ist Alles so wohl, wie es sein kann,« sagte sie endlich etwas leiser, »was indessen nicht viel sagen will. Es ist eben nur eine Windstille bei uns eingetreten, und die ist immer noch besser als Sturm, der oft genug tobt. Meine Lady aber befindet sich etwas besser als gewöhnlich, und so besteht sie sogar darauf, daß Miß Edda in Gesellschaft ihres Vaters morgen das Concert und den

Ball besucht, den man veranstaltet hat. Sie haben doch davon gehört?«

»Ja,« erwiderte Franz mit bebenden Lippen, die nur die Bewegung seines heftig pulsirenden Herzens wiederholten. »Ja, ich habe davon gehört.«

»Nun denn, also Miß Edda wird mit ihrem Vater hingehen, und ich gönne es ihr von Herzen. Das arme Kind lebt hier, wo sich Alles vergnügt, wie eine Nonne. Ach, sie ist zwischen diesem Vater und dieser Mutter nicht auf Rosen gebettet, das können Sie mir glauben. Doch still, ich plaudere schon wieder.«

»Plaudern Sie nur immer weiter, es hört sich ganz gut an, und Sie wissen ja, ich bin ein verschwiegener Mann.«

»Wenn das ist, so will ich Ihnen auch verrathen, daß ich glaube – ich *glaube* es, sage ich – Miß Edda würde sich freuen, Sie auf dem Ball zu finden. Sie hat Sie so lange nicht gesprochen und, wie mir scheint, hat sie Ihnen Manches zu sagen.«

»Wie meinen Sie das? Drücken Sie sich genauer aus!« flüsterte Franz mit kürzer gewordenem Athem hinab.

»Nun, daß Sie ihr keinen Besuch gemacht haben nach jener Reise, das, glaube ich – ich sage, ich *glaube* – hat sie gewußt oder vermuthet, weil Sie ja mit dem Baron nicht näher bekannt sind, aber sie hat doch wohl bisweilen gedacht, Sie würden kommen, wie ja auch Herr von Tekeli jetzt alle Tage kommt.«

»So, Herr von Tekeli kommt alle Tage?«

»So ziemlich – er ist allerdings mit dem Baron bekannter – doch still, ich plaudere schon wieder!« fügte sie

hinzu, indem sie sich beständig mit etwas scheuem Blick nach dem Hause umsah. »Doch Eins müssen Sie mir noch sagen: werden Sie auf den Ball gehen?«

Franz besann sich keinen Augenblick. »Ja,« rief er rasch, »ich wollte erst nicht, aber jetzt werde ich einer der eifrigsten Ballgänger sein.«

»Das ist mir lieb. Geht Ihre Tante auch mit?«

»Nein, die besucht keine Bälle.«

»Aber Ihr Herr Vater begleitet Sie doch?« fragte die Engländerin mit einem eigenthümlich schalkhaften Lächeln.

»Auch nicht, der ist solchen Vergnügungen sehr wenig geneigt.«

»So. Ist das bestimmt?«

»Gewiß. Aber warum erkundigen Sie sich danach so genau?«

»Ich bin eine Frau, und also neugierig, Sir, weiter hat es nichts zu bedeuten. Sie gehen also bestimmt auf den Ball?«

»Unter allen Umständen werde ich jetzt gehen.«

»In wessen Gesellschaft werden Sie sich befinden?«

»In des Senators von Dannecker Gesellschaft, eines Freundes, der mich jetzt sehr häufig besucht.«

»Ah – ist das der kranke Herr, der den Arm in der Binde trägt?«

»Derselbe.«

»Gut. Aber ich wollte mir noch eine andere Frage erlauben. Sind Sie schon bei Herrn van der Swinden gewesen?«

»Nein!« brachte Franz mit einiger Verlegenheit hervor.

»O, das ist unrecht von Ihnen, Sir, und hat einiges Erstaunen erregt. Die Leute sind so gut und hatten Sie so lieb gewonnen. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?«

»Gern, wenn ich kann.«

»Sie können es sehr leicht. Gehen Sie lieber noch heute zu der holländischen Familie. Sie wird morgen mit auf dem Ball sein, und Miß Edda wird sich bei ihr aufhalten.«

Franz brauchte nur kurze Zeit zur Ueberlegung, denn er sagte sogleich lächelnd: »Ja, ich werde zu Herrn van der Swinden gehen. Wann treffe ich ihn wohl?«

»O, gehen Sie nur, wann Sie wollen, und wenn Niemand zu Hause ist, so geben Sie eine Karte ab, diese Aufmerksamkeit wird sie wenigstens beruhigen. Jetzt aber muß ich mich entfernen, ich habe Pflichten *im Hause* zu erfüllen.«

»Haben Sie vielleicht auch hier eine erfüllt?« fragte Franz mit nicht mehr zurückzuhaltender Neugierde.

Miß Rosy legte einen Finger auf die Lippen und drohte mit der anderen Hand. »Leben Sie wohl,« sagte sie, »und – und verrathen Sie Miß Edda nicht, daß Sie mich gesprochen haben.«

Mit der Hand freundlich zum Abschiede winkend, huschte sie leicht wie der Wind durch den Garten, und Franz sah ihr nach und wußte nicht, was er von ihren letzten Worten denken sollte. »Das war eine kleine Finte,« sagte er endlich, »Miß Edda hat um ihren Besuch unter diesem Fenster gewußt, ich will darauf wetten – doch

still, Hoffnung! Träume nicht wieder, Franz! Du könntest noch schrecklicher erwachen als früher!« –

Vom Malen war nun an diesem Nachmittag keine Rede mehr. Ohne einen Blick auf seine Arbeit zu werfen, ging er nach dem anderen Hause, kleidete sich visitenmäßig an und schlug mit seltsamen Gefühlen den Weg nach dem Hôtel ein, in welchem Herr van der Swinden mit seiner Familie wohnte. Wider Erwarten fand er sie zu Hause und ward zwar mit einigen sanften Vorwürfen, aber dennoch überaus freundlich empfangen. Seine vielen Beschäftigungen und häufigen Besuche mußten sein langes Ausbleiben entschuldigen, und die guten Holländer waren so artig, ihm seine Lässigkeit zu verzeihen, was um so lieber geschah, als sie hörten, daß der Herr Maler, wie sie ihn noch immer nannten, morgen an dem Concert und dem nachfolgenden Balle Theil nehmen würde.

»Essen Sie mit uns!« rief der alte Holländer, sobald er Franz Marssen's Absicht vernommen hatte.

Franz dankte und sagte, er sei schon von einem anderen Herrn eingeladen.

»Von wem, wenn ich fragen darf?«

»Vom Senator von Dannecker aus Frankfurt.«

»Ah, den kenne ich. Das ist ein netter Mann und einer der reichsten Herren in Frankfurt. Er ist auch schon bei uns als Geschäftsträger der freien Reichsstadt gewesen. Wo haben Sie ihn kennen gelernt?«

Franz erzählte den Vorfall kurz, und bald darauf schied er unter den Versicherungen herzlichster Freundschaft von Seiten der ganzen Familie. –

Von Herrn von der Swinden begab sich Franz, da er einmal auf dem Wege war, nach Beausite, um dem Senator seinen Entschluß, den Ball mit ihm zu besuchen, persönlich mitzutheilen. Der Senator lächelte fein, als er es hörte, und ließ dabei einen raschen Blick über die schwarze Kleidung des jungen Mannes laufen. Jedoch verriethen sich seine Gedanken darüber in der Antwort nicht, als er sagte:

»Es freut mich ungemein, daß Sie meine Bitte erfüllen. Halten Sie sich zur rechten Zeit fertig, wir sind pünctlich. Morgen früh sehe ich Sie leider nicht, ich habe einige Herren zu besuchen, die erst vorgestern hier angekommen sind und morgen schon wieder fort wollen. Es betrifft Geschäfte. Auch heute kann ich Sie nicht einladen, hier zu bleiben, denn ich bin zu einer Partie versagt, zu der ich mich eben begeben wollte.«

»So sage ich Ihnen Lebewohl und sehe Sie erst morgen Abend wieder.«

»Ja, morgen Abend!« versetzte der Senator freundlich und drückte ihm herzlich die Hand.

Als Franz am Abend dieses Tages den Seinigen den Entschluß, den Ball am nächsten Tage nun doch zu besuchen, verkündigte und dabei eine freudigere Miene als seit langer Zeit wahrnehmen ließ, warf Caroline ihrem schweigsamen Bruder einen bedeutungsvollen Blick zu,

den dieser aber kaum zu bemerken schien. Und als Franz sie beide später verlassen hatte, sagte sie zu dem Doctor:

»Nun, Leo, was sagst denn Du zu dieser plötzlichen Winddrehung?«

»Was soll ich dazu sagen,« versetzte dieser gähnend, »er hat sich anders besonnen, das ist Alles.« –

»O, die blinden Männer!« sprach Tante Caroline zu sich, als sie in ihrem Schlafzimmer allein war. »Sie wollen Alles wissen, Alles kennen, Alles sehen, und Alles wissen, kennen und sehen sie falsch oder gar nicht. In einem Puncte aber ist mein guter Bruder gewiß übermäßig blind und taub, denn er hört nicht einmal, daß das Herz diesem seinen Sohne wie ein eherner Hammer in der Brust pocht, und er sieht auch nicht, daß es eben nur die *Laune des Verliebten* ist, die aus diesem chamäleonartigen Maler spricht. Gut, mein Junge, gehe Du zum Balle und tanze Dich müde, vielleicht wirst Du darauf besser schlafen, als Du viele Nächte geschlafen hast. Aber wer weiß, was ihn zu dieser Meinungsänderung getrieben hat! Denn daß diese reizende, verführerische Creatur, diese Edda, heute Nachmittag so plötzlich bei mir erschien, mich fast mit ihren Liebkosungen erdrückte und dabei so sanft wie ein unschuldiges Täubchen fragte: ob ich und mein Bruder diesen Ball auch besuchen würde, das will mir noch immer nicht aus dem Kopf, und wer weiß, ob sie ihm nicht auch wieder einen Besuch unter dem Malerfenster abgestattet hat. Doch nein! Sie sagte nur ja, sie habe ihn eine Woche lang nicht gesprochen, und dabei sah sie so ehrlich aus, wie nur ein edles

Weib aussehen kann. O Gott, o Gott, einen schlechten Geschmack hat er wahrhaftig nicht, wenn er ihr gut ist; denn wäre ich ein Mann, diese kleine glühende Rose mit dem feurigen Auge könnte mir auch den Kopf verdrehen. Nun, Gott lenke alles zum Besten – ich bin nicht schuld daran, wenn – wenn –«

Da schlossen sich Tante Carolinens schlafmüde Augen, und das Gebet, welches sie noch vor dem Einschlafen wie jeden Abend zu Gott dem Allmächtigen emporsenden wollte, erstarb ihr auf den Lippen, aber er hörte es vielleicht doch, denn er kann ja auch in den Herzen der beten wollenden Menschen lesen, und in Carolinens Herzen stand dies Gebet mit riesengroßen Buchstaben geschrieben, und Gott – der da oben so weit über der kleinen Erde wohnt – er hat nicht nur die schärfsten Ohren, sondern auch die besten Augen und sieht in alle Falten der ihm zugehörigen Seelen hinein.

Achtes Kapitel. Auf dem Balle.

Concert und Ball! Zwei magische Worte für viele Menschen auf der Welt, fürwahr! Selbst in dem reizenden Interlaken – man sollte es kaum glauben – wo die Natur ringsum ihre großartigsten Schönheiten und Reichthümer in fast verschwenderischer Fülle ausgestreut hat, üben sie noch eine gewaltige Anziehungskraft aus und locken die Menschen an, die sich vorher nicht laut genug rühmen konnten, daß einzig und allein die *natürlichen* Reize und die gesunde *kühle* Luft der Berge sie nach

dem Mittelpunct der Schweiz gezogen haben. Diese natürlichen Reize und diese kühle gesunde Luft nun suchen sie in einem von Menschen vollgepfropften Ballsaal auf, und sie würden sich für ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft halten, wenn sie in dem berauschenden Taumel, der mit einem Mal alle beim ersten Geigenstrich befällt, nicht mittaumeln und wenigstens einige Stunden lang die fast unerträgliche Hitze, den wirbelnden Staub und die schaalen Redensarten mitgenießen sollten, die in dem prachtvollen Gesellschaftshause an diesem Abend für theures Geld zu haben sind.

Ja, die Welt ist ein seltsam wunderbares Ding, und man weiß oft wirklich nicht, ob man sich über die närrischen Menschen, die sie bewohnen, ärgern oder halb todtlachen soll. Ihre Heimat mit all ihren Bequemlichkeiten verlassen sie, um aus dem Wust und Gelärm übermäßiger Zerstreuungen sich zu retten und in der freien Schweizer Bergluft Genesung und Kräftigung zu suchen, und kaum kündigt ein vergnügungssüchtiger, gelangweilter Courmacher einen Ball an, so stürzen alle wie wahnsinnig dahin, wo die Geige und die Trompete erklingt, als hätten sie in ihrem ganzen Leben noch kein ähnliches Vergnügen mitgemacht. Aber man will ja kein besonderes Vergnügen daselbst finden, Gott bewahre! Man will blos die prickelnde Neugierde befriedigen, will sehen, wie die Engländerinnen, Französinnen, Russinnen und Gott weiß welche weiblichen Ausländer sich kleiden und putzen, wie sie tanzen, wie sie springen,

wie sie coquettiren und nebenbei auch, wie sie gegenseitig übereinander die Nase rümpfen, sich verspotten, um morgen am hellen Tage auf der Promenade mit übernächtigen Gesichtern und lahmen Beinen zu sagen: *Die* hatte die schönste Toilette gemacht, *Jene* hat die schönsten Brillanten getragen, *Der* hat am cavalirmäßigsten getanzt, und *Jener* hat am tiefsten in das Glas gesehen!

Ja, so waren auch an diesem gesegneten Balltage alle jungen Leute aus der vornehmen Gesellschaft Interlaken's gesinnt, und schon Nachmittags um vier Uhr waren alle Spaziergänge leer, und man sah nur noch einige alte Herren und Damen und einige nicht zur feinen Gesellschaft gehörige junge Männer auf den Straßen wandeln, die für sich in aller Behaglichkeit auch einen besonderen Festtag feierten, da sie einmal bequem und ungestört über den Höheweg spazieren konnten, ohne von einem übermüthigen Albiontouristen umgerannt oder von dem Staub der Schleppen übereleganter Damen belästigt zu werden.

Auch auf unsern jungen Freund hatte der heutige Festtag eine ganz eigenthümliche Wirkung geübt, aber nicht etwa, weil er sich auf jenen Ball und den Tanz freute, sondern weil ihm dieser Ball eine lange ersehnte Gelegenheit bot, einmal ungestört in zwei schöne Augen blicken und von einem reizenden Lippenpaar einige Worte erlauschen zu können, ein Vergnügen, welches ihm seit kurzer Zeit als das Höchste der Welt erschien, während er wenige Wochen vorher noch darüber gelacht haben würde,

wenn ihm ein Prophet diesen Geschmacksumschlag vorhergesagt hätte.

Franz befand sich an diesem Tage vom frühen Morgen an in einer fieberhaften Unruhe und geistigen Spannung, die sich schon in seinem äußeren Wesen jedem ruhigen Beobachter gegenüber aussprach. Das fühlte und sagte er sich selbst, und daher vermied er an diesem Tage so viel wie möglich die Gesellschaft seiner Verwandten und zog sich, was ihm durch seine besonderen Verhältnisse so leicht gemacht wurde, sehr bald in sein stilles Künstlerasyl zurück, wo seine Augen so feurig blicken konnten, wie sie wollten, und wo sein Gesicht bald eine blasse, bald eine wärmere Farbe annehmen durfte, je nachdem Sorge oder Hoffnung in ihm um die Oberhand stritten und dunklere oder heitere Bilder vor seiner aufgeregten Phantasie auftauchten.

Aber bei all' dieser geistigen Aufregung und Spannung hörte er keinen Augenblick auf, ein Künstler und dabei recht fleißig zu sein, ja er war an diesem Tage erst recht ein Künstler, denn nie hatte er sich zum Malen so aufgelegt gefühlt, nie hatte sein Auge ein so richtiges Urtheil, nie seine Hand eine so schwungvolle Fertigkeit entwickelt, wie heute. Gerade heute legte er die letzte Hand an seine auf der Grimsel erfundene Composition, jene schottische Hochlandschaft, und mit jedem Strich, den er dem fast vollendeten Gemälde zufügte, brachte er einen effectvollen Reiz hervor und Licht, Schatten und Farbe vertheilte er mit so richtiger und genauer Abwägung, daß das Bild heute erst seine ganze Schönheit und

Abrundung erhielt. Besaß er nun dabei eine seltene und erstaunliche Ausdauer, oder rollten ihm die Minuten und Stunden unter den Fingern dahin, genug, der Vormittag verging ihm wie im Fluge und, nachdem er nur eine halbe Stunde dem Mittagstisch und seinen Verwandten geopfert, eilte er wieder in das Atelier zurück, wo ihn Niemand störte und wo heute seine ganze Welt lag, denn die Luft darin schwirrte von süßen Träumen, und goldene Hoffnungen und die guten Geister der Erinnerung waren wach geworden und flüsterten ihm köstliche Momente aus vergangenen schönen Stunden zu.

Als der Nachmittag aber in den Abend überging, als das Licht in dem kleinen Raum abzunehmen begann, trennte er sich endlich von seinem Werke, das er nun für vollendet erklärte. Er reinigte in aller Ruhe seine Geräthe und stellte sie an ihren Platz, und als er alles vollbracht wie an jedem gewöhnlichen Tage, schloß er das Zimmer und trat in den Garten hinaus, um in der wonnigen Sommerluft einige frische Athemzüge zu schöpfen.

Aber dieser kurze Erholungsgang sollte ihm nicht so ungestört verlaufen, wie seine Arbeit den ganzen Tag über. Tante Caroline hatte schon lange auf sein Erscheinen gelauert und war bereits mehrmals um das kleine Häuschen herumgeschlüpft, in das sie nicht eintreten wollte, weil sie ihn in seiner Arbeit zu stören fürchtete. Jetzt aber, als sie ihn, ruhig die Hände auf den Rücken gelegt und eine feine Cigarre rauchend, die er vom Senator zum Geschenk erhalten, im Weingang wandeln sah, trat sie zu ihm heran, warf einen hastigen Blick auf sein

belebtes Gesicht und redete ihn mit liebreicher Miene an, um sich nach seinem Bilde zu erkundigen, das er heute, wie sie wußte, zu vollenden sich vorgenommen hatte.

»Es ist fertig, liebe, gute Tante,« antwortete er auf ihre Frage, »und ich kann es Dir wohl vertrauen, es ist mir gelungen. Morgen sollst Du und der Vater es in Augenschein nehmen, und dann mögt Ihr mir Eure Meinung sagen.«

»So, das freut mich,« erwiderte Caroline. »Aber ich rathe Dir, Deine schöne Schottin heute Abend noch recht ordentlich anzusehen, vielleicht findest Du noch etwas an ihr heraus, was Dich Dein Bild morgen verbessern läßt.«

»Das glaube ich kaum, Tante. Man kann auch des Guten zu viel thun, und ich habe mir dies Gesicht und diese Gestalt so oft betrachtet, daß ich sie Dir sogar hier mit dem Stock treffend ähnlich in den Sand zeichnen könnte.«

»Das laß nur lieber bleiben,« mahnte die Tante, die mit einem Male wieder von ihrer Sorge gepackt wurde. »Componire und baue Deine Göttergestalten auf die Leinwand, aber nicht auf den Sand. Jene sind dauerhafter und diese sehr trügerisch, sie verschwinden gar zu leicht wie chimärische Luftschlösser, wenn der geringste Wind von der unrechten Seite bläst.«

Franz sah die so ernst und fast traurig Redende forschend von der Seite an und umfaßte sie herzlich. »Tante,« rief er, »mache heute um Gottes willen kein mürrisches Gesicht. Sieh, ich bin so glücklich heute, daß ich – ja, daß ich mein Bild vollendet habe, und wenn ich

es verkaufen wollte, ich bekäme gewiß wieder hundert Louisd'or dafür.«

»Aber Du wirst es nicht verkaufen, nicht wahr?«

»Gott bewahre mich! Das bleibt mein Eigen, und wenn ich – wenn ich nach Italien ziehe, dann soll es Dein Zimmer schmücken, das verspreche ich Dir.«

Caroline liebkoste den Neffen und sagte: »Das wäre ein seltener Schmuck, Franz, solch' einen besitze ich noch nicht von Deiner Hand.«

»Nun, so soll es der Erste sein, und verlaß Dich darauf, es ist nicht der schlechteste, den ich Dir bieten kann.«

»Ich weiß es, ich weiß es!« murmelte die Tante vor sich hin, und sie hätte gern noch mehr und laut gesagt, aber sie wagte es nicht, denn sie mochte unter keinen Umständen die glückliche Laune ihres Lieblings stören. Nachdem sie nun noch einige Zeit auf und ab gewandelt, ermahnte sie ihn, nicht die Stunde zu vergessen, die ihm der Senator bestimmt, und lieber bei Zeiten an seine Toilette zu denken, auf die er doch heute große Sorgfalt verwenden müsse.

»Allerdings,« erwiderte er scherzend, »und ich werde sehr ungeschickt dabei sein, denn ich habe mich lange nicht zu einem Balle geputzt.«

»Soll ich Dir helfen?«

Franz lachte laut auf. »Ach nein,« sagte er, »ich bin ja kein junges Mädchen, das einen Friseur, eine Kammerjungfer und eine krittelnde Mutter gebraucht, das macht sich bei mir Alles von selbst.« –

Gegen halb sieben Uhr ging er in sein Zimmer und kleidete sich an, was ihm in der That keine Mühe verursachte, denn es ging wirklich Alles wie von selbst. Bald nach sieben Uhr schon war er fertig, und da es noch zu früh war, um den Wagen des Senators zu erwarten, stellte er sich an's Fenster und schaute nach der Jungfrau empor, die sich eben in ihr herrlichstes Abendkleid zu hüllen begann, als wollte sie auch zu Balle gehen und ihren zahlreichen schönen Gefährtinnen den Rang ablaufen. Schon begann sich ihr mächtiger Sockel mit sanft röthlichem Schimmer zu bedecken, der schneeige Busen prangte bald darauf in glühenden Feuerglanz, und endlich färbte sich auch die erhabene Stirn mit goldenen Farben, so daß sie zuletzt in ihrer ganzen hehren Herrlichkeit vor den Augen des fast geblendeten und entzückten Malers stand.

»O mein Gott,« sagte er still zu sich, »wie groß und mächtig hat Gott seine Welt gebildet, und wie reizend hat er sie geschmückt, das sehe ich alle Tage mehr, je weiter sich mein Auge und mein Herz ihrem Zauber öffnet! So, gerade so, strahlten die Berge vor Grindelwald auch an jenem denkwürdigen Abend, bevor wir den Gletscher erstiegen, und der herrlichen Beleuchtung folgte eine glückliche Nacht. Heute sind die Berge wieder so schön – wird die heutige Nacht eben so glücklich sein?«

Es war eine Frage, die er an das Schicksal richtete, ohne es selbst zu wissen, aber das Schicksal antwortet nicht immer sogleich, man muß Geduld haben und auf die Stimmen achten, die uns die Antwort leise in's Ohr

flüstern, denn oft kleidet das Schicksal, die launenhafte Macht auf der Welt, seine Sprache in ganz eigenthümliche Laute, und der Mensch hat nicht immer die rechten Ohren dazu, um in die geheimnißvollen Tiefen zu dringen, die das Verhängniß bei jedem Schritt rings um ihn geöffnet hält.

Als er so dastand und träumerisch nach den glühenden Bergen blickte, streckte Caroline, ungeduldig wie nie, wieder den Kopf durch die Thürspalte und fragte, ob sie eintreten könne.

»Komm nur herein,« rief Franz, »und sieh Dir die Jungfrau an. So schön wirst Du sie lange nicht gefunden haben.«

»Die da?« fragte Caroline, nach dem großen Schneeberge deutend. »O ja – ich habe sie schon draußen mit Deinem Vater bewundert – aber nicht der Jungfrau wegen bin ich zu Dir gekommen, sondern Deinetwegen, und nun laß mich einmal die krittelnde Mutter sein, die ihren Liebling prüft, ob er auch aussieht, wie er aussehen soll.«

Dabei stellte sie sich vor ihn hin und betrachtete ihn lange vom Scheitel bis zu den Füßen, und endlich, als sie ihn lange genug betrachtet, sagte sie: »Ich bin zufrieden mit Dir, und andere werden es auch sein.«

Die gute Tante hatte Recht, denn lange nicht hatte sich Franz so vortheilhaft dargestellt, wie an diesem verhängnißvollen Abend. Der feine schwarze modische Anzug, die weiße Weste und das schmale Halstuch mit dem kunstgerecht geschlungenen Knoten stand der stattlichen und jugendlich kräftigen Gestalt außerordentlich

gut. Sein geistreiches, edles, in der Regel blasses Gesicht war heute von einer warmen Röthe angehaucht, und aus seinen großen blauen Augen schossen Strahlen, wie sie nur selten darin leuchteten. Auch sein reiches braunes Haar floß in üppigen Wellen von den Schläfen, und der leicht gekräuselte Bart gab den lebensvollen Zügen einen kräftigen und zugleich characteristischen Ausdruck.

»Hast Du auch cölnisches Wasser verwandt?« fragte die Tante, aus der Tasche eine Flasche nehmend und sie dem Liebling hinreichend.

Franz lächelte und nahm sie ihr freundlich ab. »Du denkst an alles,« sagte er, »mir wäre jetzt das Wasser nicht eingefallen, selbst das cölnische nicht.«

»Ich glaube es Dir wohl, Du hast heute nur mit dem Feuer zu thun, aber spiele nicht damit, man verbrennt sich zu leicht die Finger, wenn man unachtsam ist. – Doch ich will Dir keine Lehren mehr geben, Du bist heute viel zu cavaliermäßig geputzt, und es ziemt mir nicht, die Sittenpredigerin zu spielen.«

»Sprich nicht von Cavalier, ich bin nur ein Künstler, und weiter will ich nichts sein.«

Die Tante schloß ihn sanft in ihre Arme und küßte ihn herzlich, als ginge er zum gefährlichsten Tournier, und sie müsse Abschied auf Leben und Tod von ihm nehmen.

Gleich darauf kam Doctor Marssen herein und sagte: »Ich glaube, der Wagen kommt schon, Franz, mache Dich fertig!«

Franz nahm einen leichten Oberrock über den Arm, ergriff seinen Hut, zog die Handschuhe an und sagte: »Ich bin fertig, Vater!«

»So, dann vergnüge Dich, mein Junge!« –

»Herr Franz! Herr Franz!« rief Resi von außen. »Der Wagen ist vorgefahren, und die Herrschaften sitzen alle darin!«

Franz sagte rasch den Seinigen Lebewohl, diese begleiteten ihn vor die Thür und begrüßten die Familie des Senators. Zwei Minuten darauf war der Wagen wieder fortgerollt, und Caroline sah ihm mit wehmüthigen Blicken nach und sagte zu sich:

»Gott geleite ihn! Er fährt zu einem Vergnügen, aber mir – mir ist zu Muthe, als ob er zum Richtplatz geführt würde, und der Senator hatte ein so bleiches spitzes Gesicht, daß ich mich wirklich vor ihm gefürchtet habe. Nun, er ist ja ein guter Freund von uns und von ihm, und so ist er ja in sicheren Händen!«

Damit ging sie ihrem Bruder in das Haus nach, aber sie war den ganzen Abend mit ihren Gedanken nicht zu Hause, sondern mit auf dem Balle und sah im Geiste jede Dame, die in den Saal trat, und hörte im Geiste jedes Wort, was zwischen dem schönen Mädchen aus dem Nachbarhause und ihrem Liebling gesprochen wurde.

Ach! Wenn sie jedes Wort, welches an diesem Abend gesprochen wurde, mit ihren leiblichen Ohren gehört hätte, sie würde noch mehr gebebt und gezittert haben, als sie es so schon that.

Wer die Gelegenheit gehabt hat, in den höheren Gesellschaftskreisen großer Städte einen prachtvoll erleuchteten Ballsaal voll schön geschmückter Frauen zu sehen, wird schon oft über das bunte Allerlei farbiger Stoffe und die seltsamen Zierrathen, die er an denselben wahrgenommen, erstaunt gewesen sein. Aber wenn schon in Paris, London, Wien oder Berlin, wo im Ganzen doch immer dieselbe maßgebende Mode, nur je nach dem individuellen Geschmack in verschiedenen Abstufungen herrscht, wenn in diesen großen Städten schon jenes bunte Allerlei einen hohen Grad erreicht, was will das gegen einen Ballsaal an einem reich besuchten Badeorte sagen, wo alle Nationen der civilisirten Welt zusammenströmen und ihre eigenthümlichen Moden, Farben und Formen in allen möglichen Variationen und oft in gesuchtester Weise den Augen der staunenden Welt vorführen?

Interlaken nun, dieser Central- und Sammelpunct aller Schweizerreisenden, wo man sich jedoch verhältnißmäßig viel freier und zwangloser bewegt als an irgend einem anderen Luftorte, weil das kühne und abenteuernde Touristenvolk den Versammlungen der feinen Gesellschaft ein viel weniger höfisches Gepräge verleiht, Interlaken bietet bei Gelegenheiten, wie wir sie heute vor Augen haben, eine wahre Musterkarte aller Trachten und Geschmacksrichtungen Europa's dar und man kann in der That bei der Mannigfaltigkeit und dem bunten Wirrwarr, der hier zu Tage tritt, bewundernswerthe Studien,

namentlich an dem schönen Geschlecht machen, welches sich hier aller Welt in besonderer Ungezwungenheit präsentirt.

In dem Jahre, in welches unsere Erzählung fällt, war das beregte Ballfest ungewöhnlich zahlreich besucht und zeichnete sich durch einen daselbst noch nie gesehenen Glanz aus, denn nie hatte die Summe der Gäste, Reisenden und Touristen eine solche Höhe wie in diesem erreicht. An Zahl bei Weitem überwiegend waren die Engländer; aber auch alle übrigen Nationen, fast ohne Ausnahme, waren reichlich vertreten, und so begeben wir uns denn in eine Gesellschaft, die sich weit mehr durch Reichthum und nationale Eigenthümlichkeiten als durch Schönheit des weiblichen Geschlechts auszeichnete, denn an wirklichen Schönheiten mangelte es, trotz der uns widersprechenden Ansicht des Herrn Senators, gar sehr. Damit soll nicht gesagt sein, daß keine angenehme, liebliche oder an einzelnen Reizen besonders hervorragende Persönlichkeiten vorhanden gewesen wären, o nein, indessen unserm Geschmack, die wir dieser Gesellschaft ebenfalls beiwohnten, sagten die Damen weniger als an anderen Orten, und am wenigsten die vielgerühmten Engländerinnen zu, die in ihren kurzen, schlaff herabhängenden und aller Grazie baaren Roben sich auf der Stelle vor allen übrigen eben als Töchter ihrer gepriesenen Nation darstellten.

Sehr elegant, mit ihnen verglichen, traten dagegen die Französinnen auf; ihre weitbauschigen, mehr leichten als schweren Schleppkleider von ungeheurem Umfange und

fast weltkugelartiger Rundung machten sie jedoch im eigentlichen Sinne des Worts unnahbar und zum Tanze ungeschickt, wenngleich wir, als ehrliche Beobachter, gestehen müssen, daß die lieben Deutschen sich darin kaum weniger hervorthaten.

Was den Kopfputz anlangt, so fanden wir denselben im Ganzen bei Weitem zu überladen, zu bunt, zu schwerfällig, und die Haartrachten boten sogar ein staunenswerthes Bild wahnsinniger Ueberkünstelung dar, denn wenn die Engländerinnen Scheitellocken trugen, die bei einigen fast bis zur Taille herabreichten, so waren die Französinnen mit einem wahren Thurmbau belastet, wogegen die deutschen Frauen in dieser Beziehung sich in weit gefälligeren Schranken hielten.

Einige Russinnen und Polinnen, auch einige ungarische Damen, erschienen in ziemlich vollständigem und kleidsamem Nationalcostüm: eine Spanierin war sogar als lustiger und halbdurchsichtiger Zephyr gekleidet, und eine Amerikanerin glich fast einer phantastisch ausgeputzten Squaw eines berühmten, auf vollständige Bekleidung nicht allzuviel gebenden Indianerstammes und schien bemüht zu sein, bei den verwunderten Zuschauern die Idee hervorzurufen, daß noch Manches in ihrem überseeischen Vaterlande in etwas primitivem Zustande begriffen sei, der dicht an die Gränzen des Wilden streifte und noch sehr wenig mit den Sitten der diesseitigen Welt harmonirte.

Von den Herren erschienen die meisten im modernen Frack, nur einige Engländer hatten sich in Phantasieröcke

von leichtem Sommerstoff geworfen, und einige excentrische Touristen sogar, die ebenfalls aus jenem gepriesenen Insellande stammten, aber wahrlich nicht die noch mehr gepriesene Kultur desselben mit sich herumtrugen, waren dreist genug, in einer Art phantastischer Gletschermaskerade zu erscheinen, und sie erreichten ihren Zweck vollkommen, wenn sie geglaubt hatten, daß man sie als mit dem Gletscherspleen behaftete Individuen belächeln würde, der zu ihrem übrigen unheilbaren Spleen noch hinzugekommen war. –

Als der Senator mit seiner Gesellschaft in den glänzend erleuchteten und mit stark duftenden Blumen und Gewächsen geschmückten Concertsaal trat, fand man den größten Theil der Ballgäste schon versammelt. Die Damen saßen in Familiengruppen an einzelnen Tischen, die vor der erhöhten Tribüne der Sänger und Musiker in weitem Kreise aufgestellt waren, mit Grazie ihren Thee schlürfend, die von Erwartung strahlenden Augen bald auf die Eingangsthür gerichtet, um mit Hülfe aller Sorten von Gläsern die Eintretenden zu mustern, bald auf benachbarte Personen, die so glücklich gewesen waren, ihnen irgend einen kleinen Beifall, oder so unglücklich, ein spöttisches Lächeln abzugewinnen. Auch einige ältere Herren saßen schon bei den Damen, gemüthlich plaudernd, witzelnd und die frisch Anlangenden mit spitzigen Redensarten bekrittelnd; die jüngeren jedoch hatten sich so dicht wie möglich um die Eingangsthür gruppirt, theils aus purer Neugierde, theils um die ersten zu sein,

die noch erwartenden Damen mit einem geheimnißvollen Gelispel zu empfangen und den längst vorbereiteten Strauß mit der Bitte zu überreichen, ihnen das Glück und die Ehre des ersten oder zweiten Tanzes zu gewähren.

Unter diesen Herren, obwohl nicht ganz von denselben Impulsen getrieben, finden wir auch den Senator und Franz Marssen auf. Ersterer, sobald er seine Damen an einen günstig gestellten Tisch gebracht, um den schon mehrere ihrer Bekannten saßen, hatte seinen jungen Gast unter die Arme gefaßt und indem er sagte: »Kommen Sie, wir wollen auch einmal neugierig sein!« zog er ihn beinahe bis an die Thür heran, wo er ihm nun viele eintretende Herren und Damen mit Namen bezeichnete, denn Herr von Dannecker gehörte zu den seltsam begabten Wesen, die gleich überall orientirt sind und Jedermanns Namen und Character wie von den Winden zugeflüstert erhalten.

Franz, der schon lange vorher, ohne daß der Senator es merkte, einen raschen Blick über die anwesenden Damen hatte schweifen lassen, um unter ihnen die eine zu erspähen, die ihn zu einem so eifrigen Ballgänger gemacht hatte, stand anscheinend ruhig an der Seite des Freundes, nur dehnte er seinen Körper von Zeit zu Zeit in seine ganze Länge aus, um über die Köpfe der Vorstehenden fort die auf den Corridor sich sammelnden Gäste schon aus der Ferne zu recognosciren. Wenn er dabei voller Erwartung und Spannung war, daß der rechte Moment bald kommen werde, so mußte er sie etwas lange im Zaume

halten, denn es kamen der schönen und eleganten Damen zwar noch viele, blaue und schwarze Augen strahlten ihr Licht, ihren freudigen Glanz vor ihm aus, aber die eine, die einzige, nach der er Verlangen trug, sie ließ sich noch immer nicht blicken, wie ja die Hauptpersonen überall und stets das Vorrecht haben, die Geduld ihrer unruhigen Verehrer auf die Probe zu stellen.

Endlich aber sollte Franz die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches nahe rücken sehen. Sein Auge flammte höher auf, seine Brust hob sich über dem laut pochenden Herzen, denn eben hatte er schon draußen auf dem Corridor den dicken Holländer und seine gute Frau wahrgenommen, die sich nur noch nach Jemanden umzublicken schienen, der hinter ihnen war und sichtbar zu werden zögerte. Da aber kamen sie endlich heran: der General-Consul führte seine Gemahlin, hinter Ihnen Herr Jan van der Hooft seine niedliche Braut, und hinter diesen beiden schritt ein Paar einher, wie es für Franz in diesem Augenblicke kein bedeutungsvolleres auf der Welt geben konnte.

Das holländische Ehepaar schritt mit vergnügten, rechts und links hin nickenden Gesichtern herein und auch Franz und sein Nachbar bekamen einen freundlichen Gruß. Das Brautpaar beglückte die Versammlung

weniger mit seinen Blicken, es hatte nur Augen und Ohren für sich, denn Herr van der Hooft war mit seiner Geliebten eben in einem süßen Geplauder begriffen, welches in dem Augenblick begann, als sie seinen Arm ergriff und den voranschreitenden Eltern in den Concertsaal folgte.

Aber die geheimnißvolle Excellenz, Baron Bolton, wie sah die heute aus? Franz erschrak fast, als er den nie besonders geliebten Mann nach längerer Zeit wiedersah. Wo war die stolze, herausfordernde Haltung mit dem hochmüthig erhobenen Kopfe, wo die gebieterische Miene mit der trotzigen Stirn und dem eiskalten, wegwerfenden Lächeln geblieben? War der Mann in Wochen um Jahre gealtert? Welche unsichtbare schwere Last drückte seine Schultern nieder, welche Entbehrung und Sorge hatte seine frühere Körperfülle so rasch verzehrt, daß er in den viel zu weit gewordenen Kleidern jetzt nur noch saft- und kraftlos zu hängen schien? Und welcher Kummer hatte die Schatten herbeigerufen, die um seine Mundwinkel, um seine Augen und auf seinen fast abgehärmten Wangen lagen? Ja, auch sein starkes, dunkles Haar hatte unter allen diesen äußeren Einwirkungen leiden müssen, denn, so schien es Franz wenigstens, es war fast aschenbleich geworden und auch der braune Vollbart zeigte bereits eine Farbenmischung, die an jenem Tage auf der Furca noch nicht so deutlich hervorgetreten war.

Doch alle diese Beobachtungen stellte der Maler nur im Fluge an, und jedes einzelne Merkmal erfaßte sein

scharfes Auge gleichsam blitzschnell; viel länger dagegen ruhte es auf der frischen, ungebrochenen Gestalt der Dame, die am Arm des mächtigen Mannes langsam einherschritt, und auf ihrem durchsichtig klaren Gesicht, welches eine ruhige, obwohl gespannte Miene zeigte und dessen blitzendes Auge sich stolz senkte, als es, kaum in den Saal getreten, aller Augen mit fast starrender Neugierde auf sich gerichtet sah.

Miß Edda trug an diesem Abend ein schneeweißes Atlaskleid mit glatt anliegender Taille, über welches ein duftiges, mit dunkelrothen Blumenbouquets durchwebtes Kleid von weißer Seidengaze gezogen und am linken Knie mit einer Kamelie aufgenommen war. Vor der Brust, am tiefsten Ausschnitt des Kleides, prangte eine wundervolle frische Rose; das kurz geschnittene, hinten nach innen umgewellte, vorn aber schief gescheitelte Haar, schmückte ein dunkelrother Kamelienkranz, der erst vor wenigen Augenblicken aus der Hand des Gärtners auf diesen herrlichen Kopf übergegangen zu sein schien. In der linken Hand hielt sie ein großes prachtvolles Bouquet von Kamelien, Rosen und Granatblüthen. Die ganze Gestalt, als sie in den Saal trat, umgab eine lichte, durchsichtige Spitzenmantille, sonst aber waren Schultern, Nacken und Arme vollkommen entblößt und kein einziger Schmuck an ihrem Körper sichtbar, außer einem schmalen Halsbande von echten Perlen, die gegen die blendende Weiße ihrer Haut fast gelb erschienen.

Franz Marssen hatte Miß Edda noch nie im Ballcostüm gesehen und es war also das erste Mal, daß er ihren classischen Wuchs und ihren Formenreichthum in so vollkommener Gestalt erblickte. Und in der That, er war fast erschrocken über die Fülle aller Schönheiten, die er sich jetzt so nahe gerückt sah. Ihm kam diese Pracht der geschmeidigen Glieder, diese volle Rundung der Schultern und Arme wie aus Marmor gebildet vor, über den sich Ströme warmen Lebens und Lichtes ergossen, und wir dürfen es erklärlich finden, wenn der bescheidene Künstler bei diesem Anblick beinahe verzagte und die Wagschale der Hoffnung, von einem solchen Weibe geliebt werden zu können, auf einmal tief, tief sinken sah. Aber doch war er wiederum so muthig und kühn, daß er, bevor er ganz verzweifelte, seinem Schicksal noch einmal die Stirn bot und mit blitzschnellem Auge nach dem Ausdruck des schönen Antlitzes fuhr, das sich ihm, da das Paar nur sehr langsam schritt, auf längere Zeit darbot.

Als Miß Edda allmälig herankam, glaubte er zu bemerken, daß sie ein von innerer Erregung bleiches Gesicht habe, das aber immer noch ruhig und mit sich beherrschender Spannung gerade vor sich hinblickte. Als sie aber ganz in seine Nähe gekommen, hob sie die halb gesenkten und mit langen schwarzen Wimpern besetzten Augenlider auf, und aus ihrem Feuerauge funkelte ihm ein Blick entgegen, der mit einem leisen, rasch vorübergehenden Lächeln um die zuckenden Lippen gepaart war.

Das war ihr Gruß, als er sich tief vor ihr verneigte, und er verstand ihn auf der Stelle, denn er sagte ihm: »Sie

sind mir willkommen, und ich hoffe, es Ihnen auch zu sein!«

Als aber dieser rasche Blick abgesandt, war sie an ihm vorübergerauscht, und Franz wie alle Uebrigen, die ihn umstanden, konnten nur noch auf einen Augenblick den fremdartigen lieblichen Duft einathmen, auf den schon Tante Caroline ihren Liebling aufmerksam gemacht hatte.

Dieses letzte Paar hatte augenscheinlich eine allgemeine Sensation erregt. Lautere und leisere Worte wurden rechts und links geflüstert, und ein alter, sechs Fuß hoher Engländer, mit eisgrauem Haar und bis auf die Schultern herabhängendem Backenbart, war von der unbekannten Erscheinung so hingerissen, daß er sich verleiten ließ, mit fest zusammengebissenen Zähnen die seiner Umgebung verständlichen Worte zuzumurmeln:

»Gott verdamme mich! Das ist ein schönes Weib!«

Aber Franz war nicht der einzige Beobachter gewesen, der mit haarscharfem Auge dies seltene Paar betrachtet hatte; es stand noch Jemand, mit guten Sinnen begabt, neben ihm, der sich jetzt, als der Baron mit seiner Tochter vorübergerauscht war, mit einem leisen sarkastischen Zug um die Lippen, der unserm Freunde wie ein Schnitt durch das Herz fuhr, zu ihm wandte und sagte:

»Nun – also das war Ihre *Schottin* und deren Vater, nicht wahr?«

»Ja,« stammelte Franz, »kennen Sie sie?«

Der Senator zuckte lächelnd die Achseln und erwiderte mit einem seiner funkelndsten Blicke: »O ja! Und wenn

ich auch eigentlich nur den Vater von früher her oberflächlich *kannte*, so haben Sie doch dafür gesorgt, daß ich heute die Tochter, die ich zum ersten Male sehe, *erkannte*. Und hier, mein lieber Freund, muß ich Ihnen gleich auf der Stelle ein Compliment machen, das Sie in Wahrheit verdienen. Sie haben die schöne Person – denn schön ist sie bei Gott! – vortrefflich getroffen und, ich sehe es jetzt mit eigenen Augen, Sie haben ihr auf dem Bilde nicht im Geringsten geschmeichelt. Offenbar ist sie die schönste Dame in ganz Interlaken in diesem Augenblick, und *Ihr* Auge hat sich in *meinen* Augen bewährt, daß es gerade diese von allen herausgefunden und sich einen so würdigen Gegenstand für Ihren Pinsel gewählt hat.«

Franz befiel ein leises Zittern, denn es lag unläugbar ein absichtlicher Spott in den Worten des Sprechenden. Er wollte eben eine Frage an ihn richten, aber er kam nicht dazu, denn so eben ließen sich die ersten Töne des Orchesters vernehmen. Der Senator, als sähe er diese Unterbrechung ihres Gespräches nicht ungern, nahm mit freundlicher Miene seinen Gast unter den Arm und zog ihn von der Thür fort nach einer Stelle im Saal, wo sich die zuhörenden Herren gesammelt hatten, um nun auch ihren Ohren einen kurzen Genuß zu vergönnen.

In einer Ecke, unter einem blühenden Granatbaum, fand Franz seinen Platz, aber er sah und hörte nur wenig, was um ihn her vorging. Sein brennendes Auge war allein auf einen Tisch in der Mitte des großen Saales gerichtet, an welchem die holländische Familie und der Baron Bolton mit seiner Tochter Stühle gefunden, in deren

Nähe sich so eben Baron Tekeli aufgestellt hatte. Dieser erwies mit ungewöhnlich heiterer Miene den Damen alle Aufmerksamkeit, und als er sich endlich setzte, nahm er neben dem Baron Platz, in dessen regungslosem, kaltem Gesicht sich indessen kein Muskel bewegte, wenn er es dann und wann auf den mit ihm redenden Ungar richtete, der seinerseits an diesem Gesicht wie an einem gute Witterung verkündenden Barometer hing.

Obgleich Franz ein großer Freund von guter Musik war und ihm in den nun folgenden Vorträgen sogar eine sehr gute geboten wurde, so hatte er doch gerade heute nur sehr geringe Aufmerksamkeit dafür, und sowohl die Leistungen des kleinen Orchesters wie die einer italienischen Sängerin und eines französischen Violinisten gingen fast spurlos an seinem Geiste vorüber. Einer besonderen Erklärung dieser Zerstreutheit bedarf es hier wohl nicht mehr, denn des Malers Seelenzustand liegt uns klar genug vor Augen. Wenn das Herz eines jungen Mannes in heißer Liebe für ein weibliches Wesen schlägt, gleichviel ob sie schon gekrönt oder nur hoffnungsvoll oder gar hoffnungslos ist, und wenn dieses Wesen ihm nach längerer Trennung zum ersten Mal wieder vor Augen tritt, so hat er eben nur Augen und Gefühle für sie, und so waren Franz Marssen's Blicke immer nur nach dem Tische gerichtet, den er von seinem Standpunct aus

bequem überschauen und von dem aus man auch ihn ohne Mühe in's Auge fassen konnte, da er von den andern Zuhörern ziemlich abgesondert und nur in unmittelbarer Nähe des Senators stand.

Aber auch dieser sein Nachbar, der ein warmes Interesse an dem einzigen Sohn seines Freundes und denselben nach Allem, was ihm nach und nach von der Familie des Schleswigers bekannt geworden war, auf einer falschen Fährte glaubte, als er ihn leidenschaftlich dem schönen Weibe da drüben sich hingeben sah, auch dieser Nachbar hatte heute keine Ohren für die Musik, vielmehr faßte sein scharfes Auge nur jedes Zeichen, welches sich ihm an diesem Abend als Beweis einer gegenseitigen entstehenden Neigung zwischen Miß Edda und Franz Marssen darbieten sollte, mit haarscharfer Aufmerksamkeit auf. So beobachtete er sowohl den neben ihm stehenden Maler wie die Personen an jenem Tisch unausgesetzt, und bald sollte ihm enthüllt werden, daß in der That schon eine leise, aber doch kaum verkennbare Wechselwirkung zwischen Franz und einer Person an jenem Tische stattfand.

Etwa in der Mitte des Concerts trat eine längere Pause ein, und diese Pause benutzte Baron Bolton, sich von dem Kreise der holländischen Familie zu verabschieden und einen anderen Aufenthaltsort zu suchen, da es ihm in dem übervollen Saale zu unerträglich heiß werden mochte. Kaum aber hatte er sich entfernt, so beugte sich Miß Edda zu dem Ungar hin, dem es durch ein kluges Manöver schon vor längerer Zeit gelungen war, einen Stuhl

zwischen den beiden jungen Damen zu erobern. Sowohl der Senator wie Franz sahen, wie die junge Dame dem Ungar einige Worte zuraunte und daß dieser gleich darauf seinen Kopf nach dem Granatbaum wandte, unter welchem die Männer standen, woraus zu ersehen war, daß dieser Platz ihm genau von Miß Edda bezeichnet worden war.

Kaum hatte Baron Tekeli Franz wahrgenommen, so erhob er sich von seinem Stuhl und bewegte sich langsam und gemessen, wie er immer ging, durch die eng an einander gereihten Tische den beiden Männern zu, die zu erreichen ihm auch endlich mit einiger Mühe gelang.

»Sehen Sie da,« flüsterte der Senator Franz leise zu, als er den Ungar herankommen sah, »was Sie glücklich sind. Man schickt einen diplomatischen Agenten von Rang und Vermögen an Sie ab, wahrscheinlich in einer höchst vertraulichen Mission, und Sie können sich immer auf eine angenehme Nachricht vorbereiten.«

Franz behielt keine Zeit mehr, dem halb spöttisch redenden Beobachter an seiner Seite eine Antwort zu geben, denn so eben erreichte ihn Baron Tekeli, und indem er dem alten Bekannten vertraulich die Hand bot, begrüßte er ihn mit einigen seiner wenigen ihm zu Gebote stehenden deutschen Worte.

»Guten Abend, Herr Baron,« erwiderte Franz leise, »ich freue mich, Sie zu sehen, aber ich kann nicht unterlassen, zu bemerken, daß Sie Ihr Wort nicht gehalten und mich nicht besucht haben, wie es in Grindelwald in Ihrer Absicht zu liegen schien.

Der Ungar hob sein kohlschwarzes Auge mit einer gewissen Verwunderung gegen den Maler auf und entgegnete: »Ah ja, aber dieser Besuch war glücklicher Weise noch nicht nöthig.«

»Er war noch nicht nöthig? Wie soll ich das verstehen?« fragte Franz lächelnd, der auf der Stelle erkannte, daß der Ungar sich nicht ganz nach seinem Wunsch ausgedrückt hatte.

»Ich meine – wie soll ich sagen – ich bin nicht so unglücklich gewesen, als ich damals zu werden fürchtete, und ich bedurfte Ihres freundlichen Rathes noch nicht.«

»Ach so, jetzt verstehe ich Sie –«

»Ja,« unterbrach ihn der Ungar etwas leiser, »aber sprechen wir hier nicht davon. Ich habe in diesem Augenblick einen andern Auftrag für Sie,« setzte er hinzu, indem er einen forschenden Blick auf das kalte Gesicht des so nahe stehenden Senators warf, der sein Auge nach einer anderen Seite des Saales gerichtet hielt, als sei er mit seinen Gedanken weit von dem Orte abwesend.

»Einen Auftrag?« fragte Franz mit hochathmender Brust und selbst viel leiser sprechend. »Von wem?«

»Von Miß Edda, die heute nicht gut gelaunt ist und mir den ersten Tanz abgeschlagen und nur eine Mazurka zugesagt hat.«

»Warum hat sie Ihnen denn den ersten Tanz abgeschlagen?« fragte Franz, der kaum noch seine innere Bewegung bewältigen konnte.

»Weil sie bereits von Ihnen dazu engagirt ist, und sie läßt Sie durch mich daran erinnern. Auch soll ich Sie bitten, sich schon während des Concerts ihrem Tische zu nähern, damit Sie sie nachher in den Ballsaal führen können. Mir hat sie auch dies rund abgeschlagen.«

Franz athmete auf, als wäre kein Atom Luft in seiner Brust mehr. Die Art dieser Aufforderung zum ersten Tanz war ihm neu, aber er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, denn das Glück überstürzte ihn fast wie mit einer berauschenden Woge, und so nickte er dem Ungar blos freundlich zu, der sich sogleich an seine Seite stellte, gleichsam um ihm den Platz am Tische, den er vorher eingenommen, frei zu lassen.

»Halten Sie sich nicht auf!« flüsterte unserem Freunde da die Stimme seines Nachbars auf der anderen Seite zu. »Einer solchen Aufforderung muß man auf der Stelle nachkommen, selbst wenn ein so wenig geschulter Diplomat wie dieser sie überbringt. Ein günstiger Moment geht rasch vorüber und kommt so bald nicht wieder; noch können Sie den Tisch vor dem Beginn des Gesanges erreichen. Hundert andere, die an Ihrer Stelle wären, würden sich schon in Lauf gesetzt haben. Sie sind wahrlich zu beneiden!«

»Beneiden auch Sie mich vielleicht?« fragte Franz, während er sich anschickte, seinen Weg anzutreten.

»Ich? Ach nein, ich habe mein Theil in Deutschland gefunden und bin damit zufrieden.«

Wenige Minuten später hatte Franz Marssen mit hochschlagendem Herzen den leeren Stuhl zwischen den beiden jungen Damen erreicht, jedoch behielt er nur noch so viel Zeit, die Gesellschaft mit kurzen Worten zu begrüßen, als die Musik wieder begann und ihm so Muße genug ließ, seine wirren Gedanken zu sammeln, die ihm, wie Wolken von einem heftigen Winde getrieben, unter den Händen entschlüpfen zu wollen schienen. Aber man halte in solchen Momenten, wie Franz eben einen zu bestehen hatte, die lieben Gedanken fest! Denn kaum hatte er nur einen Blick in die zaubermächtigen Augen geworfen, die sich, wie ehemals in der Eisgrotte des Grindelwaldgletschers mit einer unbeschreiblichen Forscherkraft begabt, in die seinigen senkten, so war schon ein neuer und viel gewaltigerer Wind gekommen und drohte sie in alle Weltrichtungen zu zerstreuen. Aber nein, *eine* Richtung hielt Franz diesmal mit allen seinen Kräften fest, ohne daß er es selbst wußte, und mit unsäglicher Wonne durchforschte er die geliebten Züge, die er nun so dicht vor sich hatte, und vergaß dabei alles Uebrige in der Welt, nicht nur die schöne Stimme, die sich eben wieder hören ließ, sondern auch den Senator, dessen Sarkasmus ihm heute Abend mehr denn jemals aufgefallen und zuletzt geradezu peinlich geworden war.

Endlich war der Gesang zu Ende, und noch während das Publicum seinen Beifall spendete, wandte sich Miß Edda zu Franz und sagte mit leiser und doch ihm in jeder Sylbe verständlicher Stimme:

»Guten Abend, Herr Marssen! Wir haben uns lange nicht gesehen. Sie scheinen mich vermieden zu haben?«

Franz antwortete hierauf allerdings mit hörbaren Worten, aber dennoch sprachen seine Blicke, ohne daß er es selbst wußte und wollte, eine viel beredtere Sprache. »Ach nein,« sagte er, »ich habe Sie nicht vermieden, wenigstens nicht mit meinem Willen; Sie vielmehr scheinen den Apfelbaum im Obstgarten vergessen zu haben.«

Miß Edda's blendende Schultern hoben sich sanft in die Höhe, als athme sie tief auf, und dann erwiderte sie mit ruhiger Miene: »O nein, der Wunsch, ihn zu besuchen, war wohl vorhanden, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß es zwingende Verhältnisse in der Welt giebt, die uns manchen Wunsch vereiteln. Mich zwang mancherlei, von meinen Gewohnheiten Abstand zu nehmen. Indessen haben Sie an Gesellschaft keinen Mangel gelitten, es haben sich andere Freunde bei Ihnen eingefunden, nicht wahr?«

»*Andere Freunde!*« Wie sie sprach, und wie sie Franz damit beglückte, daß sie ihn offen zu ihren Freunden oder vielmehr sich zu den seinigen rechnete! O, o, und hier fielen dem armen Maler die Worte Michel's, des Gemsjägers, ein und jagten ihm das verrätherische Blut so heftig in's Gesicht, daß er es selber fühlte. »Ja,« sagte er, »ich habe Freunde gefunden, aber die neuen verdrängen bei mir nie die alten, und nun lassen Sie mich rasch meine Freude aussprechen, mich endlich wieder mit Ihnen unterhalten zu können.«

»Diese Freude muß auch bei mir in einigem Grade vorhanden sein, sonst hätte ich Sie wohl nicht zu mir rufen lassen. Sie sind doch mit meiner Aufforderung zum Tanze einverstanden?«

»Von ganzem Herzen!« dachte Franz, aber er verneigte sich blos bejahend, da ihm die Worte vor überströmendem Glück in der Brust stecken blieben.

»Doch jetzt still davon!« begann Miß Edda wieder rasch und eifrig zu reden. »Wir haben heute wichtigere Dinge mit einander zu verhandeln, als über das Vergnügen des Tanzes, der mir nur zur Folie dienen soll. Ich habe schwere Tage verlebt, seitdem wir von jener – schönen Reise zurückgekehrt sind. In unserm Hause ist viel Kummer und Sorge gewesen. Meine Mutter will nicht genesen und mein Vater hatte so viel Trübes und Niederbeugendes zu ertragen, daß ich ihn nothgedrungen mit meinen schwachen Kräften unterstützen mußte. Hier haben Sie meine ganze Geschichte seit jener Reise.«

»Ihre *ganze*?« fragte Franz mit einer ihm selbst fast unverschämt vorkommenden Kühnheit.

Sie wollte eben, höher erröthend, etwas erwidern, als das Violinspiel des Virtuosen begann, welches das letzte Concertstück war.

Während dieses Solovortrags nickten der alte Holländer und seine Frau dem Maler mit vertraulicher Herzlichkeit zu und beide gaben durch wiederholte tactmäßige Neigung der Köpfe ihren Beifall über die Kunstfertigkeit

des Spielers zu erkennen. Franz nickte ihnen auch wieder zu, aber seine Augen folgten dabei einer ganz anderen Richtung, als würden sie von einer geheimnißvollen Kraft beherrscht und, wie die Magnetnadel vom Nordpol, so von einer unbekannten Potenz nach einem und demselben Puncte hingezogen.

So wußte er auch nicht, was und wie der Geiger gespielt hatte, als er zu Ende war; er hörte nur mit einem Mal ein lautes Händeklatschen und sah gleich darauf alle sitzenden Personen von ihren Stühlen sich erheben. Als er dabei seine Augen, den Senator suchend, umherschweifen ließ, fand er ihn schon mit seinen Damen am Arm auf dem Wege nach dem Tanzsaale, und so blieb er wie gefesselt neben Miß Edda stehen, die, als sich alles um sie her in Bewegung setzte, ihren Arm in den seinen legte und neben ihm langsam der Thür zum großen Ballsaal zuschritt.

Als man in den für den Augenblick kühleren und gelüfteten Raum gelangte, in dem sich das Hauptfest für die jüngeren Theilnehmer der Gesellschaft abwickeln sollte, herrschte ein großes und anfangs kaum entwirrbares Gewühl darin, das sich erst legte, als die älteren Personen an den Wänden herum und auf einer erhöhten Tribüne ihre Plätze gefunden hatten. Die jüngeren dagegen blieben in einzelnen Gruppen plaudernd stehen, die Herren behielten ihre Damen am Arm, und so that es auch Franz, wobei er die Wärme des schönen Armes, der seltsam vertraulich auf dem seinigen ruhte, bis in das Herz hinein

zu fühlen glaubte. Sprechen konnte er in diesem Augenblick nicht mit ihr, denn auf der einen Seite stand die scherzende Elise, auf der anderen Baron Tekeli dicht neben ihr und bald flüsterte ihr die eine, bald der andere ein paar Redensarten zu, die sie mit lächelnden Blicken oder einzelnen Sylben erwiderte, welche für Franz weiter keine Bedeutung hatten.

Endlich aber hatten sich die nicht Tanzenden auf ihren Plätzen eingebürgert und das Orchester begann eine Polonaise zu spielen, die ein alter, sehr elegant gekleideter Franzose mit einer majestätischen Engländerin eröffnete. Allmälig setzten sich nun die Paare in Bewegung und auch an Miß Edda und ihren Tänzer kam die Reihe, vorzuschreiten. Letzterer hatte das hinter ihm gehende Paar für ein fremdes erkannt und da das vor ihm hüpfende Brautpaar mit sich allein genug zu thun hatte, war seinen Lippen endlich wieder das Wort gestattet.

»Miß Edda,« sagte er rasch, hiermit eine Anrede gebrauchend, die er noch nie vorher gewagt, »ich habe es mir noch gestern Morgen nicht träumen lassen, mit Ihnen heute schon tanzen zu dürfen.«

»O,« erwiderte sie, mit einem ihrer alten trotzigen Blicke hastig nach seinen Augen fahrend, »wir tanzen ja nicht, wir gehen ja blos.«

»Schlagen Sie den alten Widerspruchsgeist in Fesseln,« bat er flüsternd, »und seien Sie so gütig und freundlich, wie Sie sein *können* – ich weiß es wohl. Sie tanzen gern, nicht wahr?«

»Warum nicht, das ist unter Umständen ein unschuldiges Vergnügen. Ja, ich tanze gern, wenn ich einen guten Tänzer habe, aber vom wilden Rasen bin ich keine Freundin. Doch ich muß mit Ihnen von wichtigeren Dingen sprechen.«

»Sprechen Sie, ich höre.«

Sie wollte eben mit heftiger innerer Anstrengung, wie es schien, einige Worte sagen, als das Orchester die Polonaise abbrach und einen nicht zu raschen Walzer zu spielen begann. Die wichtigen Dinge blieben also abermals in der Luft schweben. »Es soll wieder nicht sein,« sagte sie, halb und halb erleichtert, »nun, man muß Geduld haben. Sie walzen doch?«

»Wenn Sie es mit mir versuchen wollen, so werde ich mein Möglichstes thun, um Sie zufrieden zu stellen.«

Als die Reihe des Tanzens sie traf, legte Franz seinen Arm fest um ihre Taille, ihre linke Hand ergriff die seine und so schwebten sie, von vielen Augen beobachtet, dahin, und wie Franz von vielen beneidet ward, so wurde Miß Edda noch von mehreren bewundert, denn sie walzte mit einer Grazie und Ruhe, die nur selten ein feuriges Wesen, wie sie es war, beim Tanze behält.

Als sie zweimal den großen Kreis durchmessen hatten und an ihre alte Stelle gekommen waren, sagte Miß Edda, nachdem sie ihren Tänzer mit einem freundlich dankenden Blick beglückt: »Sie tanzen gut. Aber nun müssen Sie auch gleich einmal mit Elise walzen.«

»Warum das? Die hat ja ihren beständigen Tänzer.«

»Ich will Sie tanzen sehen und zwar sogleich. Elise, bitte, nehmen Sie Herrn Marssen zum Tänzer außer der Reihe an und lassen Sie mich sehen, ob Sie auch ohne Ihren Bräutigam so niedlich hüpfen können.«

Fräulein van der Swinden war auf der Stelle bereit und einen Augenblick darauf drehte sich das Paar im Kreise herum, von den beiden Zurückbleibenden mit aufmerksamen Blicken verfolgt. Als sie aber einmal herumgewalzt, hielten sie an und Miß Edda sagte nun, indem sie den Arm ihres Tänzers wieder ergriff:

»Ich bin zufrieden, Sie tanzen mit Anstand und Ruhe, das ist die Hauptsache in meinen Augen, und daß Sie leichtfüßig und doch sicher sind, habe ich schon an gefährlicheren Orten erfahren. Wissen Sie aber wohl, daß Sie nie so wie heute das Gepräge eines Künstlers trugen? Mein Vater, der für weniges auf der Welt Augen hat, was nicht in seinen nächsten Kreis gehört, sagte vorher zu mir: Da ist ja auch der Maler. Er sieht gut aus. Warum besucht er Dich nicht?«

Miß Edda schwieg und blickte Franz erwartungsvoll dabei an.

»Darf ich denn das?« fragte er mit vor Entzücken hochschlagendem Herzen.

»Warum denn nicht? Herr von Tekeli kommt ja auch zu uns. Aber Ihr Portrait fesselt Sie wohl noch immer an die Staffelei?«

Franz lächelte überglücklich. »An die Staffelei fesselt es mich nicht mehr, wenigstens die Reiterin unter dem Baume nicht, denn sie ist heute fertig geworden.«

»Also wirklich! Nun, das muß ich sehen. Aber das andere!«

»Es ist auch seiner Vollendung nahe und nur noch einmal möchte ich Sie eine halbe Stunde lang ungestört vor mir haben –«

»Sie haben mich ja jetzt – sehen Sie mich genau an –«

»Aber die Staffelei und die Farbe fehlt – und hier hätte ich außerdem mehr Zuschauer als mir lieb sein können.«

»Sie sind ein Egoist wie alle Männer, Sie wollen Alles für sich allein haben. Doch jetzt, mein Herr, danke ich Ihnen, da – die Musik hört auf. Auf Wiedersehen nach Tische, denn eher lassen Sie sich nicht wieder bei mir blicken, darum bitte ich. Vielleicht finden wir dann Zeit, ein Wort im Ernst zu sprechen, was schwerer auf einem solchen Balle ist, als ich erwartet habe. Leben Sie wohl.«

Sie verneigte sich anmuthig, als er sie nach einem Stuhl in der Nähe der alten Holländerin geführt, und nachdem er noch mit dieser einige Worte gewechselt hatte, verließ er sie und suchte den Senator auf, den er sehr bald in der Nähe seiner Frau fand, zu der er sich jetzt begab und einen Stuhl an ihrer Seite einnahm, der zufällig leer stand.

Sehr bald jedoch wurde die Aufmerksamkeit aller sich nicht am Tanze Betheiligenden auf den nächsten Tanz gelenkt. Es war eine Mazurka, welche Franz nicht zu tanzen liebte, da er kein Geschick dazu zu haben glaubte. Es hatten sich unter den vielen jungen Leuten auch nur sieben Paare dazu gefunden, die meist aus Polen bestanden, und

zu denen nur noch der Ungar mit seiner schönen Tänzerin, Miß Edda, als das achte trat.

Die Polen tanzten ihren beliebten und anmuthigen Nationaltanz vortrefflich, aber am besten von allen tanzte ihn der Ungar. Hier schritt der stille Mann, der seinen Character in diesem Augenblick fast verläugnete, sicherer als auf dem Gletscher einher und wenn sein sonst so träges Blut noch durch etwas befeuert werden konnte, so war es durch seine Tänzerin, die mit unnachahmlicher Grazie sich bewegte und ihre herrlichen Körperformen in ihrer ganzen Schönheit zeigte.

»Ja,« sagte da eine ernste Stimme an Franz Marssen's Seite, als auch dieser Tanz beendigt war und ein allgemeines Beifallsgemurmel ringsum laut wurde, »sie ist nicht allein schön wie eine Göttin, sie tanzt auch wie eine solche, aber nun kommen Sie und nehmen Sie sich endlich einmal meiner armen Frau an und führen Sie sie zu Tische. Ich habe uns schon einen hübschen Platz in einer Ecke ausgesucht, wo wir Alles übersehen können.«

Franz ließ sich diese Einladung nicht zweimal sagen. Einen Augenblick später hatte er die hübsche Frankfurterin am Arm, während der Senator die alte Dame führte, und alle Vier begaben sich nach dem Concertsaal zurück, der unterdeß zu einem Speisesaal umgewandelt war, wo an einzelnen größeren und kleineren Tischen die Tafel servirt wurde, je nachdem sich befreundete Familien gruppenweise vereinigt hatten.

Nach einer guten halben Stunde hatten alle Hungrigen und Müden ihre Plätze an den Tischen gefunden und es kam einige Ruhe in den vorher so aufgeregten Menschenschwarm. Allmälig wurden auch die leckeren Speisen aufgetragen und endlich nach einiger Geduldsprüfung hatten Alle das Nöthige erhalten, um ihren Appetit zu befriedigen. Gleich von Anfang an hörte man von allen Enden und Ecken die Champagnerpfropfen knallen und auch an des Senators Tisch wurde nur dieser perlende und die Zunge lösende Stoff getrunken, obgleich sich die nacheinander folgenden Flaschen ohne alles Geräusch enthaupten ließen. Als Franz aber eben das erste Glas an seine Lippen setzen wollte, hielt der Senator ihm den Arm fest und flüsterte:

»Sie sind doch ein höchst materieller Mensch, lieber Marssen. Sie essen und trinken, ohne sich am Ende etwas Angenehmes dabei zu denken, was doch eigentlich der Hauptgenuß bei Tafel ist. Wenigstens das erste Glas muß man stets mit einem guten Gedanken leeren, dann bekommen die folgenden um so besser. Und da – da haben Sie die beste Gelegenheit dazu. Rücken Sie gefälligst Ihren Stuhl um einen Zoll links, dann haben Sie auf wenige Schritte die Dame vor Augen, auf deren Gesundheit, wie ich nun wohl sehe, Sie doch am liebsten dies Glas leeren werden.«

»Ja,« erwiderte Franz, seinem Stuhl den empfohlenen Ruck gebend und nun Miß Edda vor sich sehend, die ihm

bisher der große Blumenstrauß auf dem Kopfe einer Dame verdeckt hatte, »ja, das thue ich gern und ich trinke von ganzem Herzen auf ihr Wohl!«

Und kaum hatte er es gesagt, so war sein Glas leer und der Frankfurter Senator goß ihm sogleich das zweite mit heimlich lächelnder Miene ein.

Da die beiden Damen, die unserm Freunde und dessen Wirthe gegenübersaßen, anhaltend in vertraulicher Unterhaltung begriffen waren, so konnten sich auch die beiden Herren ungestört ihren Mittheilungen hingeben und nachdem der Senator den jungen, von Glück strahlenden Mann wiederholt von der Seite angeblickt und dabei mit sich selbst eine Zeit lange zu Rathe gegangen, ob er ihm endlich mittheilen solle, was ihm schon lange auf der Seele brannte, sagte er plötzlich, indem er näher an ihn heranrückte und die Hand vertraulich auf seinen Arm legte:

»Nun, mein lieber Marssen, ich freue mich wirklich, Sie so heiter und vergnügt zu sehen. Gestern durfte ich kaum der Hoffnung Raum geben, daß Sie sich unter den vielen fremden Menschen hier amüsiren würden. Sie machten ein verwettert krauses Gesicht, als ich Sie zu dem Ball einlud, aber da wußten Sie freilich noch nicht, daß Sie hier mit einer diplomatischen Sendung von Ihrer schönen Nachbarin behufs einer Aufforderung zum Tanz beglückt werden würden, nicht wahr?«

»Nein, das wußte ich gestern freilich noch nicht!« entgegnete Franz zögernd, indem er wieder einen Blick auf die ihn unausgesetzt beobachtende Schottin warf.

»Sie haben wohl von Anfang an, als Sie sie kennen lernten, gleich ein großes Interesse an ihr genommen, nicht wahr?«

»Ja, das ist wahr,« sagte Franz ehrlich, »und ich sehe nicht ein, warum ich es nicht hätte nehmen sollen.«

»Nun, mein Lieber, Sie sehen das freilich nicht ein, denn selten sieht der, der ein Bild, einen Gegenstand oder einen Menschen in zu großer Nähe vor sich hat, so scharf und genau wie der, der aus der richtigen Entfernung und mit ruhigen Sinnen dieselben betrachtet. Auch wundere ich mich nicht, nein, gar nicht, daß Ihr Künstlerauge auf diese schöne Persönlichkeit gefallen ist, nur über Eins wundere ich mich –«

»Und was ist das?« unterbrach ihn Franz mit etwas unruhiger Miene, da der Senator, der langsamer gesprochen und seine Worte schärfer als vorher betont hatte, plötzlich im Sprechen inne hielt.

»Darüber, daß gerade *Ihnen* diese Dame und deren Familie begegnen mußte, und daß gerade Sie ein besonderes Interesse – oder sprechen wir lieber das richtige Wort ohne Scheu aus – ein besonderes Wohlgefallen an ihr finden mußten.«

»Wie so? Ich verstehe Sie nicht, Herr Senator.«

»Nun, so will ich mich mit Ihrer Erlaubniß deutlicher ausdrücken. Daß Sie als ein junger Mann und Künstler an diesem kurzhaarigen, gluthäugigen Wesen einen gewissen Reiz fanden, finde ich, wie gesagt, ganz natürlich. In der That, sie ist mit ihren weißen vollen Armen,

ihrer herrlichen Büste und mit diesem olympischen Gesicht ein wahrer Leckerbissen für Künstler, wie Sie einer sind. Aber daß gerade Sie, ein Schleswiger, also ein deutscher Mann, und gerade Sie, der Sohn Ihres Vaters, der in Schleswig sein ganzes Lebensglück scheitern sah, an *dieser* Dame ein so hervorragendes Interesse nehmen und ein so großes Gefallen finden, so daß Sie sie zum Ideal Ihrer Träume erheben – das wundert mich, denn es ist unter allen Umständen ein seltsames und fast zu kühnes Naturspiel.«

Franz riß seine Augen weit auf und starrte den mit wachsendem Nachdruck redenden Senator mit staunenden Blicken an. »Herr Senator,« sagte er stammelnd, »wie meinen Sie das? Sie bringen unser Gespräch auf einen ernsthaften Punct. Jetzt bitte ich Sie, sagen Sie mir Alles, was Sie zu sagen haben, denn ich lese in der Tiefe Ihres Auges, daß jenen Worten noch andere folgen sollen, und es scheint mir fast, als wollten Sie mir damit ein bisher ungelöstes Räthsel lösen.«

»Ja, das will ich, wenn Sie es gelöst haben wollen. Und nun will ich Ihnen mein Geheimniß anvertrauen, welches mir erst heute Morgen durch ein Gespräch mit einem Freunde klar geworden ist, noch viel klarer aber, als ich heute Abend den Mann neben jener Dame sah, den Sie mir als ihren Vater bezeichneten.«

»Um Gotteswillen,« stieß Franz mit stockendem Athem hervor, »was wollen Sie mir sagen? Haben Sie etwa erfahren, wer dieser Mann eigentlich ist?«

»Ja, mein junger Freund,« fuhr der Senator mit lebhafter funkelnden Augen fort, »das habe ich erfahren. Diese Dame, Ihr herrliches Ideal, ist keine Schottin, wie Sie dachten, eben so wenig wie ihr Vater ein Schotte oder ein Engländer ist, der Bolton heißt. Vielmehr ist sie eine Scandinavierin, vielleicht ein Abkömmling einer fabelhaften nordischen Walkyre, mit einem Wort: *eine Dänin*, aus Kopenhagen gebürtig.« –

Leser! Hast Du schon je in den Sargdeckel über einer heißgeliebten Person den ersten Nagel einschlagen hören? Hast Du gefühlt, wie dieser schreckliche, mit nichts Anderem auf der Welt zu vergleichende Ton alle Deine Hoffnungen, jene Person jemals wiederzusehen und zu besitzen, zertrümmert? Nun denn, einen ähnlichen Ton hatte so eben Franz Marssen vernommen, ein ähnliches Gefühl durchzog seine Brust, als der ehrliche Freund an seiner Seite, der ihm nichts Böses, nichts Gutes zufügen wollte, die wenigen Worte: »*sie ist eine Dänin*« sprach.

»Wie?« rief der Maler, vor Schreck schaudernd, wobei ihm zu Muthe war, als ob ihm, gerade wie das erste Mal, da er den Senator sah, ein kalter Eisstrom den Rücken hinabliefe, »wie, was sagen Sie da? Diese Dame wäre aus Kopenhagen gebürtig, und Ihr Vater wäre ein Däne?«

»Nun, mein Gott, ja; aber Sie erschrecken ja gerade, als ob ich Ihnen Ihr Todesurtheil verkündet hätte. Beherrschen Sie sich doch etwas mehr, und sprechen sie nicht zu laut.«

»O mein Gott, ja, sage auch ich,« rief Franz mit noch stärker erbleichenden Wangen, »das ist in der That eine

Art von Todesurtheil, was Sie mir da verkünden – aber nun ist es einmal halb gesprochen, nun sprechen Sie alles aus, was Sie auf dem Herzen haben. Also wer – wer ist dieser mir immer so seltsam, so grimmig, so eisern trotzig erschienene Mann?«

»Still, mäßigen Sie sich, sage ich, ein scharfes Auge kann auf Ihrem Gesicht Ihre zum Sprechen deutlichen Empfindungen lesen. Doch, wenn Sie alles hören wollen, so will ich es Ihnen sagen, und ich sage es Ihnen gern, denn auch ich bin ein deutscher Mann, mit einem deutschen Herzen und mit vollkommen deutschen Gefühlen darin, und gerade dieser Mann, der da eben neben seiner Tochter sitzt, den reichen Ungar, den er gern zu seinem Schwiegersohn machen möchte, wenn diese Tochter es wollte, mit Wollust von seinen Gütern bei Pesth sprechen hört und nebenbei auf Kosten des eben so reichen Holländers ein Glas Champagner nach dem andern trinkt, als wolle er sich Kraft zu seinem wagehalsigen Unternehmen trinken, gerade er ist ein Mann, der uns Deutschen allen – auch Ihnen – hohnlachend in's Gesicht schlägt, indem er unser edelstes Gefühl verletzt, Schmach auf unsere Nation häuft und sein eigenes Volk auf unsere Kosten bis in den Himmel erhebt.«

»Mein Gott,« seufzte Franz, »was werde ich hören müssen, und wer hätte das gedacht!«

»Einmal mußten Sie es doch hören, und da die Gelegenheit gerade so günstig ist, so sollen Sie es gleich hören, weil ich die Meinung von Ihnen hege, daß Sie ein eben so guter Deutscher wie Ihr Vater sind und mit ihm

gelitten haben und noch leiden, darüber, daß seine Feinde und Verfolger ihm so hinterrücks den Fuß auf den Nacken setzten, der sich nicht sclavisch beugen wollte. Nun denn, dieser Mann ist ein ehemaliger dänischer Minister, der einst eine große Rolle am Hofe zu Kopenhagen gespielt, aber diese Rolle jetzt ausgespielt hat. Denn er ist bei seinem König und Herrn in Ungnade gefallen, vielleicht weil seine Fähigkeiten stumpf und sein Wille schartig geworden, und lebt jetzt in einer Art gnädigster Verbannung im Auslande. Um ihm jedoch nicht alle Mittel zu seiner Existenz zu nehmen und ihm wenigstens noch den Schatten einer ansehnlichen Stellung zu lassen, hat ihn die jetzige, wahnsinnig fortstürmende Regierung in Kopenhagen mit einer geheimen politischen Mission in die Welt geschickt. Was das für eine Mission ist, habe ich heute Morgen ergründet, und das interessirt mich persönlich sehr, da ich auch so eine Art von Diplomat bin und diesem Herrn in ureigner Mission gerade entgegenarbeite. Die Herren Dänen nämlich, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, haben eine große verderbenschwangere Staatsaction im Werke, und ich glaube, man bezeichnet dieselbe genau, wenn man sagt, es handle sich um eine vollständige Incorporation Schleswigs in Dänemark. Nun kommt es ihnen darauf an, noch bevor sie ihren Blitzstrahl schleudern, die Sympathieen aller Völker *gegen* Deutschland aufzuregen und sich selbst bei aller Welt liebes Kind zu machen. Da haben Sie denn ein förmliches Netzwerk von Spionerie über ganz Europa ausgespannt und haben Sendboten, Agenten und wie

man dergleichen Leute nennen will, ausgesandt, wie Paulus einst die Apostel aussandte, um die Heiden zu bekehren. Dazu sind ihnen aber kleine, unbedeutende Leute nicht ausreichend erschienen, nein, sie haben auch bedeutendere Männer abgeschickt, und die sollen mit allen möglichen Intriguen und Ränken alle Völker und Geister für die große, herrliche Seenation am Belt zu gewinnen und zu ködern suchen. In der Regel sind es gewandte Leute, die sich ein Ansehen zu geben wissen, und um sie in ihren vielgestaltigen Unternehmungen zu fördern, hat man keine Opfer gescheut und bedeutende Mittel sind zu diesen Zwecken außer Landes gegangen. So wird überall, selbst in Deutschland, auf die Presse, auf einige bekannte Schreier und bestechliche Zeitungen gewirkt, und – die Folge davon ist klar, denn dadurch wird in Deutschland selbst Hader und Zwietracht rege, und es erheben sich Stimmen genug *für* die ränkesüchtigen Dänen und *gegen* die armen Schleswiger, unsere Brüder. Dieser Mann nun ist ein solcher geheimer Sendbote, der auf die vornehmere Klasse und tonangebende Leute wirken soll. In Kopenhagen war man seiner satt; man sagt, er ging den Gewalthabern nicht weit genug; aber da man auch dort gern die Menschen bis auf den letzten Blutstropfen ausnutzt, so hielt man ihn wenigstens noch für hinreichend befähigt, die künstliche Maschinerie im Auslande in Gang zu setzen. Bei einigen hirnverbrannten Engländern, bei den leicht auflodernden Franzosen und den Russen, die alle Vortheile davon zu haben glauben, wenn den Deutschen irgendwo ein Stein in den Weg gewälzt wird, mag

ihm sein Werk gelingen, hier in der Schweiz aber, wo er sich jetzt thätig erweisen soll, kann er nach meinem Urtheil eben so wenig wie in Deutschland auf die Dauer festen Fuß fassen. Und gerade dieser Mann am wenigsten, der eine zerrissene Natur, ein heruntergekommener Edelmann, ein verstoßener Minister und im Ganzen eine im Verfall begriffene Ruine ist. Ich kenne ihn nämlich schon seit längerer Zeit von Ansehen, müssen Sie wissen, ohne jemals in nähere Berührung mit ihm gekommen zu sein. Er war schon einmal, vor acht oder neun Jahren, noch ehe er Minister wurde, in Frankfurt, obgleich er damals sicher einen anderen Namen führte als jetzt, auf den ich mich aber in diesem Augenblick nicht besinnen und den mir hier Niemand nennen kann. Damals war er ein hochmüthiger Herr, der seine dänische Nase bis in die Wolken reckte, und er wandte in Gemeinschaft mit dem eigentlichen Gesandten seines Landes beim Bundestage alle Mittel an, die *väterliche* Handlungsweise der Dänen gegen die Herzogthümer in das beste Licht zu stellen. Ich weiß das noch recht gut, obschon seine näheren Verhältnisse meinem Gedächtniß entfallen sind und meine Erinnerung an ihn heute erst theilweise wieder geweckt ist, als mir ein bekannter Engländer Aufschluß über seine Familienverhältnisse gab.«

Franz stöhnte fast laut. »Seine Familienverhältnisse?« fragte er fester. »Nun, was wissen Sie denn darüber?«

»Die sind arg genug, mein junger Freund. Wie Sie wissen, hat er eine Frau, und die hat eben nicht zu seiner großen Carriere in der Welt beigetragen, obgleich er

Wunder was von ihr erhofft haben mag. Er muß sie wie seinen Augapfel hüten, denn von ihren Mitteln lebt er zum Theil, obgleich dieselben auch schon fast auf den Grund erschöpft sein sollen. Diese Frau ist eine Schottin von vornehmer Geburt, die er in ihrer Jugend, da sie sehr schön war, ihrer Familie entführt hat, wodurch das arme Weib aus allen seinen Familienbanden gelöst und auf ewig seiner Heimat entrissen ward. Bis vor kurzer Zeit lebte in Schottland ein reicher Oheim von ihr, der sich ihrer Lage erbarmte und sie mit seinen Mitteln unterstützte, da sie von ihrer Familie vollständig aufgegeben und, wie ich erst heute Morgen hörte, enterbt ist. Jetzt ist dieser Oheim todt, die bisherige Unterstützung fällt aus, und nur die einzige schwache Hoffnung ist noch vorhanden, daß sich die arme Dame mit ihrer Familie aussöhnt, was allerdings kaum noch denkbar sein soll. Stirbt sie aber nun, und sie soll sehr leidend sein, so ist es ein für alle Mal mit den erträumten Reichthümern, die er durch sie zu erlangen hoffte, wenn die Versöhnung mit der Familie gelänge, vorbei, und die Hinterlassenschaft eines ungeheuer reichen Peers zerstiebt in alle Lüfte. So stehen die Sachen, mein Lieber, und nun kennen Sie den Mann und seine Familie, dessen bevorstehenden Ruin zu enthüllen eine traurige Pflicht Ihres ergebensten Freundes war.«

Der Senator verbeugte sich leicht vor Franz und schwieg. Dieser aber, ganz bleich geworden, seufzte tief auf, als hätte er den Ruin seiner eigenen Familie vernommen, und indem er die ihm übrig gebliebenen Gedanken sammelte, sagte er: »Das ist traurig, Herr Senator, sehr

traurig; aber was kann die arme, unglückliche Tochter für die Schuld ihrer Eltern? Die Verwandten ihrer Mutter werden doch nicht so hartherzig sein, auch sie zu verstoßen?«

»Die Verwandten ihrer Mutter? Ach, mein lieber Marssen, Sie kennen die Engländer nicht, was den Geldpunct anbetrifft. Die vererben ihr Vermögen überhaupt nicht auf Frauen; wenn kein Sohn da ist, erhält es der Sohn irgend einer Seitenlinie, und namentlich für Kinder, zumal Töchter aus einer solchen von der Familie nie anerkannten Ehe hat man keinen Schilling übrig.«

»Mein Gott, mein Gott,« seufzte Franz, indem er das frisch gefüllte Champagnerglas, das ihm der Senator hinhielt, fast unwillig von sich wies, »was Sie mir da sagen, erfüllt mich nicht nur mit Schrecken, sondern auch mit tiefem Kummer und Mitleid. Wie haben Sie das Alles herausgebracht?«

»Je nun, wer in der großen Welt lebt, wie ich, zum Teufel, leben muß, der erfährt von den Leuten, die den Faden der Weltgeschichte einen Augenblick in der Hand halten, nicht immer die erbaulichsten Dinge. Und gerade Ihrer und Ihres Vaters wegen habe ich mich diesmal auf die Lauer gelegt, und gerade heute habe ich meine Beute erwischt, und darum tische ich sie Ihnen so warm auf. Nun wissen Sie Alles, was ich Ihnen über diese Leute sagen kann. Der Name, der ihnen gebührt, wird mir auch noch einfallen, ich werde mich besinnen. Doch nun lassen Sie uns von diesem Gespräch abbrechen, ich muß

mich einmal mit meinen Damen unterhalten, die unterdeß außerordentlich lustig geworden sind.«

Bei diesen Worten wandte er sich von dem fast zerknickten Maler ab und ging zu einem heiteren Gespräch mit den Damen über, als ob kein Tropfen Galle in seinem Blute wäre, und ohne Ahnung, daß er alles Blut, was in Franz Marssen's Adern kreiste, nicht nur in Galle, sondern auch in Gift verwandelt hatte.

Eine ziemlich lange Zeit blieb Franz Marssen, dumpf vor sich hinstarrend, in namenloser Bestürzung sitzen. Jedes Wort, das er so eben gehört, wiederholte er sich im Stillen, und er mußte sich dabei eingestehen, daß Vieles davon mit dem seltsamen und geheimnißvollen Wesen und Gebahren übereinstimmte, welches er an der Person und der Familie des dänischen Exministers wahrgenommen hatte, dessen bisher so streng beobachtetes Incognito ihm nun mit einem Schlage sonnenklar enthüllt war. In diesen stillen Betrachtungen aber schon regte sich in seiner Seele der unwiderstehliche Drang, zu irgend einer Entschließung zu gelangen, und vielleicht wäre es ihm auch geglückt, schon jetzt den Weg aufzufinden, den er, seiner Naturanlage nach, allein einschlagen konnte, indessen er behielt keine Zeit dazu, denn plötzlich regte sich alles um ihn her, die Speisenden waren gesättigt, die Durstigen hatten ihr letztes Glas getrunken, und man erhob sich fast allgemein: die einen, um in den Ballsaal

zurückzukehren und das unterbrochene Tanzvergnügen fortzusetzen, die anderen, um in aller Stille nach Hause zu gehen und sich von den »Strapazen des Vergnügens« in ihrem weichen Bette zu erholen.

Zu Letzteren gehörte auch die Familie des Senators, und dieser selbst theilte seinem jungen Freunde seine Absicht mit, die beiden Damen nach Hause zu geleiten, wozu er die freundlichen Worte fügte:

»Sie brauchen sich uns aber nicht anzuschließen, mein lieber Marssen. Bleiben Sie immer noch ein Stündchen hier und sehen Sie sich den Cotillon mit an, den der *Maître de plaisir*, unser alter Franzose, mit allerlei Ueberraschungen den jungen Leuten vorführen wird. Morgen und übermorgen sehen wir uns leider nicht, denn wir wollen zwei Tage am Gießbach am Brienzer See zubringen; wenn ich aber dann wiederkehre, hoffe ich Sie in besserer Stimmung vorzufinden, als Sie sie jetzt zu haben scheinen. Ueberlegen Sie sich Alles, was ich Ihnen über den Dänen gesagt, recht genau, und reden Sie mit Ihrem Vater darüber. Was der Ihnen sagt, das glauben und danach handeln Sie, denn er ist der Mann, der fest wie eine Mauer auf seinen Ueberzeugungen steht, und er wird Ihnen den besten Rath geben können. Im Uebrigen lassen Sie sich kein graues Haar um die schöne Dame wachsen. In kurzer Zeit besteigt sie wieder ein Dampfboot und segelt mit ihrem Vater in ihre Heimat ab, ohne an die Schweiz anders als an eine recht hübsche Episode ihrer Jugend zu denken. Vielleicht auch nimmt sie die ernstlich gemeinten Huldigungen des reichen Ungarn an

und entschließt sich, eine Magnatin zu werden und in der Wildniß mit ihrem schwarzen Tekeli wie eine Fürstin zu leben. Sehen Sie doch, da sitzt der kleine Mann bei ihr und verschlingt sie mit seinen trunkenen Liebesblicken. O, was ist die Welt närrisch, und wieviel närrischer noch sind die Menschen darin! Ich bin auch einmal so verliebt gewesen, habe das Mädchen meiner Liebe für eine Göttin gehalten, und als ich so glücklich war, sie zur Frau zu erhalten, sah ich, daß sie weiter nichts als ein Weib, das heißt ein Mensch war, und ich bin mit diesem Weibe glücklicher geworden, als ich es jemals mit einer Göttin hätte werden können. Nehmen Sie sich ein Beispiel daran und halten auch Sie nicht für göttlich, was einfach *dänisch* ist. Haha! Gute Nacht, Marssen, und seien Sie überzeugt, daß Niemand es besser mit Ihnen meinen kann als ich. Gute Nacht, gute Nacht und schlafen Sie wohl!«

Franz drückte dem Freunde, der ihn nur halb begriffen und verstanden hatte und dessen Rath ihm also auch nur von zweifelhaftem Werthe sein konnte, die Hand und begleitete ihn und seine Damen bis zur Thür, dann aber kehrte er wie ein Träumender in den Speisesaal zurück, der sich bereits ziemlich geleert hatte. Er wußte anfangs nicht, ob er auch gehen oder ob er noch bleiben sollte, aber zu gehen, ohne Miß Edda, ach, diese so innig geliebte Feindin seines deutschen Vaterlandes, noch einmal gesehen zu haben, das war ihm unmöglich, und so wollte er sie jetzt aufsuchen und wenigstens mit einem Blick von ihr Abschied nehmen.

Er brauchte dazu nicht weit zu gehen, denn als er eben in den Saal zurückkehrte, sah er die Holländer noch immer an ihrem Tische sitzen, und nur der Baron Bolton – er wußte ja noch keinen anderen Namen für ihn – war mit seiner Tochter und dem Herrn von Tekeli aufgestanden und sprach mit Ersterer, worauf er sich in ein Nebenzimmer begab, um mit einigen älteren Herren an einem Spieltisch Platz zu nehmen und die wenigen Stunden, die seine Tochter noch auf dem Ball bleiben würde, so angenehm wie möglich zu verbringen.

Als der Baron sich entfernt hatte, machte der Ungar Miene, Miß Edda in den Ballsaal zurückzugeleiten, allein sie regte sich nicht, sondern stand jetzt neben Fräulein Elise, die sich auch schon mit ihrem Bräutigam erhoben hatte, und suchte mit ihren Augen so lange im Saale herum, bis sie gefunden hatte, wonach sie verlangte.

Franz verfolgte den Blick dieses Auges, und wenn er den gewaltigen Schlägen seines Herzens trauen durfte, so schaute es nach ihm aus, der eben in den Saal zurückgekehrt war. Er sollte sich auch nicht getäuscht haben. Kaum noch zwanzig Schritt von ihr entfernt, glaubte er auf ihrem bleicher gewordenen Gesichte die Spuren einer großen Erregung wahrzunehmen, denn um ihre fest zusammengepreßten Lippen lag ein Zug trotziger Entschlossenheit, als ob ihr Geist sich zum Kampfe mit einem ihm gewachsenen Gegner aufraffe, und als sie des jungen Mannes ansichtig wurde, blitzte ihm ihr dunkles Auge gebieterisch entgegen, als wisse sie im Voraus, daß ihre Absicht verstanden werden müsse.

Franz verstand diesen sprechenden Blick auch so gut, daß er ihm auf der Stelle Folge leistete; eine Minute später befand er sich in der Nähe der holländischen Familie, die ihn wie immer mit freundlichen Gesichtern willkommen hieß. Nachdem er mit dem General-Consul und seiner Frau einige gleichgültige Worte gewechselt, wandte er sich zu Miß Edda herum, und als er sich vor ihr verbeugte, als wolle er sagen: »Ich stehe zu Ihren Befehlen!« trat sie ihm einen Schritt entgegen und, ihren Arm rasch in den seinen legend, flüsterte sie, ohne sich im Geringsten um die anderen Personen zu kümmern, mit hastigem leisem Ton:

»Endlich also! O wie sehnlich habe ich Sie erwartet! Kommen Sie! Wir wollen in den Saal gehen und uns in irgend eine stille Ecke setzen. Ich muß mit Ihnen reden, und wenn ich auch wüßte, daß gleich darauf der Himmel zerschmetternd auf mich niederfiele. Aber tanzen wollen wir nicht mehr; es wäre ein Hohn auf mein Gefühl, wenn ich jetzt noch ein Vergnügen heucheln wollte, wo die ernsten Dinge, die ich Ihnen ohnehin heute mitzutheilen im Begriff stand, sich wider alle Erwartung auf andere Weise vor Ihnen enthüllt haben. Ah, Sie schweigen, ich irre mich also nicht. – Was wünschen Sie, Herr von Tekeli?«

Sie waren, während sie diese Worte mit fast sprudelnder Hast und bebenden Lippen sprach, die Franz Marssen in einen nicht weniger peinlichen Zustand versetzten, in den Tanzsaal getreten und hatten sich fern von der Musik und den sich durch einander drängenden Menschen eben in einer stilleren Ecke niedergelassen, als der Ungar mit

zwei Cavalieren an sie herantrat, die er Miß Edda zum Tanze vorstellen wollte.

Baron Tekeli entledigte sich seiner Aufgabe, aber er erhielt eine andere Antwort, als er erwartet haben mochte, und in viel schrofferer Weise, als sie ihm jemals von der Dame seines Herzens zu Theil geworden war.

»Meine Herren,« wandte sich diese zu den beiden ihr vorgestellten Cavalieren, »ich danke für Ihren guten Willen, aber ich tanze heute Abend nicht mehr. Und Sie, Herr Baron,« sagte sie zu dem Ungar, als dessen Begleiter mit bedauernder Miene und tiefer Verbeugung bei Seite getreten waren, »stören Sie mich jetzt nicht, ich habe in diesem Augenblicke höchst wichtige Dinge mit Herrn Marssen zu sprechen.«

Die drei Herren verschwanden, wie von einem kalten Winde verscheucht, und mischten sich in das Gewühl der Paare, die sich so eben zum Tanze ausgestellt hatten; Baron Tekeli aber warf, wie es dem Maler bedünken wollte, ehe er ging, einen finsteren Blick auf seinen glücklichen Nebenbuhler, und dieser empfand ein neues Weh in seinem gequälten Herzen, als er einen Mann mit diesem Blick sich von ihm wenden sah, der ihm bisher stets so freundlich und zuvorkommend entgegengetreten war.

»So,« sagte Miß Edda zu Franz, als die drei Herren weit genug entfernt waren und die Musik eben ihre schmetternden Töne erklingen ließ, nun sind wir endlich allein, und da – da spielt man einen lustigen Tanz zu unserer Unterhaltung. Das ist wieder die Ironie des Schicksals, das mich von meiner Jugend an verfolgt und mir jede

genußreiche Stunde durch einen bitteren Beigeschmack verleidet hat. Gut, mögen die Menschen tanzen und lachen, wir wollen, wenn wir auch nicht weinen, wie zwei vernünftige Menschen ruhig mit einander reden. Jetzt geben Sie Acht, Herr Marssen, ich habe einige Fragen an Sie zu richten, und ich bitte um kurze, ehrliche und deutliche Antworten, ohne Ausflucht, ohne Scheu, ohne Hinterhalt, wie es Ihr Character, den ich zu kennen glaube, mich von Ihnen erwarten läßt. So hören Sie denn die erste Frage: Wer war der schreckliche bleiche Mann mit dem verwundeten Arm, der so lange und angelegentlich mit Ihnen geflüstert und mich zur Zielscheibe seiner Angriffe genommen hat? Er hat einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht, als ich seiner in Ihrer Nähe ansichtig ward, und es war mir zu Muthe, als ob sich eine kalte Hand auf mein heißes Herz legte, als er bald Sie, bald mich mit seinen dämonischen Blicken verschlang. Wer ist er?«

»Ach, Miß Edda,« erwiderte Franz mit einem tiefen Seufzer, »dieser Mann hat auch zuerst auf mich einen unangenehmen Eindruck hervorgebracht, aber als ich ihn näher kennen lernte, hat er mich mehr angezogen als abgestoßen, denn er ist ein geistvoller und wahrhaft braver Mann und meint es mit mir und meiner Familie ehrlich. Er ist der Senator von Dannecker aus Frankfurt, ein sehr reicher Mann, der dankbare Patient meines Vaters, dem wir Alle dadurch verpflichtet sind, daß er meine drei Bilder mit schwerem Gelde gekauft und mir dadurch die

Mittel in die Hand gegeben hat, meine Reise nach Italien anzutreten.«

»So. Ihre Bilder gekauft? Auch das noch! Also Sie sind ihm verpflichtet. Gut. Jetzt kommt meine zweite Frage: Waren Sie bisher mein Freund oder Feind? – Ich will eine ehrliche, männliche, entscheidende Antwort.«

Sie sprach dies offenbar in großer Gemüthsbewegung und nicht ohne inneren Zwang, das sah Franz an ihrem tiefen Athmen und ihren leise bebenden Lippen, und doch beherrschte sie sich außerordentlich; nur ihre Wangen waren noch bleicher als vorher geworden, und ihr schwarzes Auge bohrte sich fest mit der Schärfe eines Pfeils in die seinen, als wollte sie damit bis in die Tiefe seiner Seele dringen.

Da ermannte sich Franz Marssen, alle Gefühle seines Herzens strömten unaufhaltsam in seine Augen, und er sprach fest und entschlossen: »Ich war, wie ich bin und hoffentlich bleiben darf – *Ihr Freund*, Miß Edda, und selbst wenn der Himmel, wie Sie vorher sagten, gleich nach diesem Geständniß zerschmetternd auf mich niederfallen sollte.«

»So,« sagte sie mit wehmüthigem Lächeln, »das ist brav von Ihnen, so habe ich Sie mir gedacht, und ich sehe, daß ich mein Vertrauen nicht vergeblich auf Sie gesetzt habe. Nun aber weiter – die dritte Frage: was sagte Ihnen jener Herr von mir, der es mit Ihnen und Ihrer Familie, wie Sie sagen, so gut und ehrlich meint?«

Franz stockte eine Weile mit der Sprache, da ihn aber ein drängender Blick Edda's zum Sprechen ermuthigte,

fuhr er so dreist wie vorher fort: »Er sagte mir, daß Ihr Vater – seinen Namen wußte er nicht – *ein Däne* aus Kopenhagen und daß also auch Sie – keine Schottin, sondern – eine geborene *Dänin* seien.«

»So!« murmelte Edda mit einem fast wild aufflammenden Blick, und doch athmete sie dabei wunderbar erleichtert auf. »Also das hat der *geistvolle* Mann herausgebracht! Nun, was ist denn das so Besonderes, daß Sie ein so bestürztes Gesicht dabei machten und noch jetzt gewissermaßen wie zerschmettert erscheinen?«

»Nein, nein, etwas Besonderes im Allgemeinen ist das nicht, Miß Edda, aber für mich, für meine Verhältnisse ist es allerdings – etwas sehr Bedeutsames und Inhaltvolles. O mein Fräulein, hätten Sie mir doch – hätten Sie mir dies doch selbst und schon früher gesagt!«

»Aber warum denn? Sie würden mir vielleicht, wenn Sie es von Anfang an gewußt, nicht so viel Gefälligkeiten erwiesen, mich nicht vor dem Erfrieren auf dem Rhonegletscher bewahrt, mir nicht die süße – ja, die süße Ruhe auf Ihrer Schulter in Stiereck gestattet, mich nicht gemalt, mit mir nicht getanzt und – o mein Gott! mir nicht Ihre Freundschaft zugewandt haben, nicht wahr?«

»O Miß Edda, warum sprechen Sie das mit so spöttischer Miene?« versetzte Franz tief erschüttert und doch von einer namenlosen Wonne durchschauert. »Ich verdiene das wahrhaftig nicht. Aber warum haben Sie mir auf meine wiederholten Fragen und Bitten nicht Ihren Namen, nicht einmal Ihr Vaterland näher bezeichnen wollen, warum nicht?«

In Edda's Brust ging ein schwerer, aber kurzer Kampf vor; sie wollte erst etwas Anderes sagen, aber sie zog es wieder tief in ihr Herz zurück, und abermals nahm ihre Miene einen etwas spöttischen Anflug an. »Ich könnte Ihnen sagen,« sprach sie endlich, »daß ich diese Entdeckung Ihrem – Ihrem intimeren geistvollen Freunde überlassen wollte, um auch ihm einen kurzen Triumph zu gönnen, aber ich sage lieber: Weil ich meine Gründe dazu hatte, wie auch Sie, so scheint es, Ihre Gründe haben, die Dänen nicht gerade wie Ihre Brüder zu lieben.«

Während sie dies langsam und fast feierlich sprach, wurzelten ihre flammenden Blicke wieder mit fast starrer Entschlossenheit auf den seinen, und es war, als ob sich die beiden Augenpaare gleichsam in einander versenkten, als ob electrische Funken aus dem einen in das andere übersprängen und fast schon die Miene berührten, die in beider Herzen verborgen lag, eine Miene, die gefährlich für beide, aber so gut verwahrt war, daß sie sich noch nicht entzündete, obgleich die Erwartung der Explosion sich in ihren Gesichtern deutlich abspiegelte.

Endlich löste sich Franz Marssen's Blick mit Mühe von dem ihren los, und die Augen mit fast schmerzlichem Lächeln niederschlagend sagte er: »Nein, ich habe auch keinen Grund, die Dänen zu lieben, und wenn Sie die Geschichte meines Vaters und meiner Tante wüßten, Sie würden mir diese Empfindung nicht verargen können.«

»Wer sagt denn, daß ich Ihnen etwas verarge, und nun gar eine Empfindung, die der Inbegriff des Wesens, der

Seele, des Herzens eines Menschen und oft die nothwendige Folge seines ganzen Lebens ist! Ach nein, so hartherzig und grausam bin ich nicht, obgleich ich eine Dänin bin, denn ich bin wirklich eine solche, und Ihr Freund hat Sie in diesem Puncte mit Wahrheit bedient. Doch genug davon für heute und an diesem Ort. Wir können uns hier nicht länger unterhalten, da Sie Ihre Mienen nicht in der Gewalt haben. O, Sie sind ein guter Mensch, ein guter Sohn und Neffe, das ist gewiß, aber eben so gewiß sind Sie ein schlechter Diplomat. Ich bin jetzt mit meinen *Fragen* zu Ende und habe nur noch eine *Bitte*. Urtheilen Sie nicht vorschnell über mich und meinen Vater! Lassen Sie sich von Niemanden etwas zuflüstern, was einen Schatten auf Menschen wirft, die Sie noch lange nicht ganz kennen. Der gute Mann, Ihr Freund, der mit dem bleichen Gesicht, hat mir den schönen Plan durchkreuzt, den ich so lange und mit eifriger Hingebung in meiner Seele aufgebaut habe, aber ein guter Diplomat muß sich dadurch nicht irre machen lassen, und ich, die Tochter eines Diplomaten, will beweisen, daß ich auch gegen den Wind und die Strömung siegreich ankämpfen kann, die mir noch gestern so hold zu sein schienen und mir heute schon so feindlich sind. So, und nun verlassen Sie mich; ich werde sogleich meinen Vater bitten, mich nach Hause zu führen, denn meine *heutige* Aufgabe – o sie war so leicht und süß, und jener Mann hat sie mir so schwer und bitter gemacht – ist zu Ende gebracht. Wenn wir hier allein wären, wollte ich Ihnen meine Hand reichen und

Ihnen durch ihren Druck beweisen, daß ich – noch immer – Ihre Freundin und es jetzt sogar noch mehr denn je bin. Wie ich morgen handeln werde – denn ich muß jetzt handeln – weiß ich noch nicht, aber mein Kopf wird ein Mittel ausfindig machen, wie ich meine Aufgabe, die ich noch lange nicht ganz vollbracht, ferner günstig lösen werde. – Und nun habe ich doch noch eine Frage,« setzte sie lächelnd hinzu, nachdem sie schon eine Weile geschwiegen hatte. »Was tragen Sie da für eine vertrocknete Blume im Knopfloch, die schon verwelkt war, als Sie in den Saal traten? Soll sie mir vielleicht andeuten, daß auch Ihre Erinnerung an bessere Stunden in Ihrem Innern verwelkt ist?«

»Ach!« seufzte Franz, »also Sie haben sie wieder erkannt? Ja, es ist die Alpenrose, die ich aus Ihrer Hand auf der Wegernalp empfing und die ich heute anlegte, um Ihnen zu beweisen, daß, obgleich sie schon verwelkt ist, ich die Erinnerung an jene und noch andere schöne Stunden dennoch frisch in meinem – in meinem Innern bewahre.«

»So, das ist hübsch, das ist noch *ein* Trost! Und zur Belohnung dafür lasse ich sogleich eine frische Blume fallen. Heben Sie sie auf, wenn Sie den Platz verlassen, da ich sie Ihnen hier, wo hundert Augen auf uns ruhen, nicht geben mag. Die Wärme, die noch an ihr haftet, hat sie von meinem Herzen, und diese Wärme soll eine Erinnerung an – die *Kälte* in der Eisgrotte des Grindelwaldgletschers sein. Jetzt wissen Sie Alles, was Sie vor der Hand

wissen dürfen – und nun biete ich Ihnen im Stillen eine gute Nacht!«

Sie erhob sich langsam, und die schöne Centifolie, die sie vorher an der Brust getragen, rollte sanft zur Erde. Ohne daß irgend ein Mensch es bemerkte, hatte Franz sie erhoben, und nachdem er Edda zu der alten Holländerin geführt, die in der Nähe saß, verabschiedete er sich von dieser und ging wie ein Träumender aus dem heißen Saal, um in die freie Nachtluft zu gelangen, deren kühle Frische wie ein erquickender Balsam auf sein Herz wirkte, das, noch viel tiefer und unheilbarer verwundet als früher, an diesem Abend, statt einem Freudenfeste beizuwohnen, die Folterqualen der Hölle ausgestanden, bis in der letzten Minute noch ein himmlischer Trost dieselben wieder gemildert und versüßt hatte.

Vierter Theil.

Erstes Kapitel. Tante Caroline.

Es war eine milde, sternenklare und wolkenlose Augustnacht, in die unser Freund trat, als er das lärmvolle Gesellschaftshaus auf dem Höhewege verließ und, ohne an den Weg zu denken, den er einschlagen wollte, nach dem Brienzer See hinunterging. Der Mond, der die Nacht vor einigen Stunden fast tageshell erleuchtet hatte, war jetzt hinter die gewaltigen Bergriesen getreten, dafür aber brach schon die Dämmerung des anbrechenden Tages langsam hervor und die Schneepyramide der Jungfrau stand eben im Begriff, ihren nächtlichen Mantel abzulegen, der so fahl und geisterhaft schimmert, und sich dafür in ihr leuchtendes Morgengewand zu hüllen, das rosig und frisch wie die Farbe der lieblichsten Blume der Welt strahlt und doch nur von so wenigen Menschen auf dieser Erde bewundert wird, denn wenn die hehren Gipfel der Schweiz ihre Morgentoilette machen, ruhen die trägen Menschen im tiefsten Schlaf und nur wenige haben die Augen offen, um das herrlichste Schauspiel der Welt mit anzusehen.

In dieser Nacht aber waren mehr Augen als gewöhnlich offen geblieben und unter ihnen die Franz Marssen's, der keine Ermüdung und noch weniger Neigung, sich zum Schlaf niederzulegen, fühlte, denn in seinem Herzen hämmerte es mit gewaltigen, unruhigen Schlägen und sein aufgeregter Geist irrte weit auf entlegenen Pfaden umher, ohne so bald den richtigen Weg zu finden, der

ihn zu dem Ziele führen konnte, das jetzt nur noch allein vor seiner sehnsüchtigen Seele lag. Aber immer wieder, wenn diese Seele sich in düstere Trauer hüllen wollte, daß ihm abermals durch das Schicksal ein fast unübersteigliches Hinderniß in den Weg geworfen war, erhob er die köstliche Rose, die er in der Hand hielt und führte sie an seine Lippen, und immer wieder glaubte er jene süße, berauschende Wärme zu fühlen und einzusaugen, die sie ja von ihrem Herzen haben sollte, von Edda's Herzen, daß ihm durch die Gabe dieser Blume und die Worte, die dabei gesprochen, viel näher gerückt war, als er je in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hatte.

Endlich stand er am Ufer des schönen Brienzer Sees und schaute träumerisch über die leise auf und abfluthenden Gewässer hin, die der leichte Nachtwind sanft berührte, so daß ein liebliches Gemurmel entstand, als ob tausend flüsternde Stimmen sich geheimnißvolle Dinge zuraunten und die Nixen des Sees ihre erste Morgenunterhaltung pflögen. Franz blieb eine Weile am Ufer stehen und schaute über den blauen wie Indigo schillernden Wasserspiegel hin, in dem kein Stern mehr reflectirte, denn eben waren die kleinen Lichter des Himmels hinter den blauen Vorhang zurückgetreten, der sich hoch über der Erde wie eine halb durchsichtige Kuppel ausspannte und bereits im Osten von den ersten matten Strahlen der heraufsteigenden Sonne vergoldet wurde. Lange und gedankenvoll blickte er über den immer blauer und rosiger erglühenden Spiegel hin, als aber mit einem Mal der helle Tag wie eine vom Himmel fallende Gabe hervorbrach

und jeden Gegenstand ringsum strahlend beleuchtete, da zog sich Franz Marssen von seinem einsamen Posten zurück und schlug langsam den Weg nach seinem stillen Hause ein.

»Ein neuer Tag mit neuen Sorgen bricht an,« sagte er zu sich, »und ich bin noch nicht einmal mit meinen alten vollständig auf's Reine gekommen. Ich will nach Hause gehen, ehe das Leben auf den Straßen erwacht, und noch ein paar Stunden ruhen, wenn der Schlaf mich heute auch nicht besuchen wird. Wenn ich dann aufstehe von meinem Lager werde ich meine Kräfte nöthig haben, denn was mir an diesem Tage zu thun obliegt, das sehe ich immer klarer und klarer vor meine Augen treten. Mein romantischer Traum von einem in der Ferne tagenden Glück, das mir gestern, wenn auch schwer, doch immer noch erreichbar schien, ist zerronnen und heute ist es mir schon wieder viel ferner gerückt, denn eine geheimnißvoll drohende Macht hat sich auf die Seite meiner Gegner geworfen und ich habe jetzt also mit doppelten Feinden zu kämpfen. Es ist nicht nur der erste Widersacher im feindlichen Lager anzugreifen, nein, auch bei den Meinigen selbst im friedlichen Hause wird sich Widerspruch und Zwist erheben, und auch sie werden meinen Wünschen nicht allzu rasch ihren Beifall schenken. Doch das kann ich nun nicht mehr vermeiden, ich muß ihnen endlich mein Herz öffnen und ihren Augen offen meine verzweifelte Lage enthüllen. So ist denn also die Zeit gekommen, die Tante Caroline schon längst vorausgesehen und herbeigewünscht oder vielleicht gefürchtet

hat; ich muß ihr und meinem Vater ein Bekenntniß ablegen, das ich gern noch länger für mich behalten hätte, wenn es mich nicht selbst nach der Entwicklung meines Verhältnisses drängte und die wohlgemeinte aber bitter schmeckende Freundschaft jenes seltsamen Mannes mir nicht auch darin zuvorzukommen drohte. So will ich denn nichts hoffen und nichts fürchten, in die treue Hand der Meinigen lege ich zunächst getrost die Entscheidung meines Geschicks, und erst wenn ich ihren Widerstand bezwungen, will ich an die eben so schwere, wenn nicht noch schwerere Arbeit gehen und dem vornehmen Manne, der ja auch, wie ich jetzt weiß, ein Unglücklicher ist, mein Unglück enthüllen. Bei ihm wenigstens werde ich *einen* schwer wiegenden Beistand haben, denn wenn die Rose, die ich hier in meiner Hand halte und an meine Lippen drückte, nicht gelogen hat, wenn ich ihrer Sprache vertrauen darf, dann kenne ich meinen Beistand bei ihm, und ihrem, Edda's Geschick, ihrer Kunst und ihrer Kraft wird es vielleicht gelingen, mich aus dem Unheil zu befreien, in das ich mich jetzt noch so unlösbar verstrickt sehe.«

Als Franz endlich zu diesem Entschluß gekommen war, schritt er rascher dem väterlichen Hause zu, das still und friedlich wie immer in seinem grünen Blättermeer und im Morgenglanz des anbrechenden Tages lag; eilig zog er den Schlüssel aus der Tasche, öffnete mit leiser Hand das Schloß und bald darauf war er in seinem Zimmer, wo er von sorgsamer, liebender Hand alles zu seiner Bequemlichkeit Nöthige geordnet und bereit gelegt fand. –

Einige Stunden später, nachdem Franz viel schneller und fester eingeschlafen, als er noch vor Kurzem für möglich gehalten, war im Hause seines Vaters alles wie sonst in gewohnter Ordnung hergegangen, nur daß Doctor Marssen selbst früher aufgestanden war und schon um sechs Uhr seinen Rappen bestiegen hatte, um den Tag auf der Wengern-Alp zuzubringen, wohin er einigen Bekannten, die er zufällig am Abend vorher getroffen, das Geleit geben wollte. Caroline, die auch schon munter war und kaum die Stunde erwarten konnte, wo sie den Nachtschwärmer wiedersehen würde, wie sie im Stillen scherzhaft ihren Neffen nannte, hatte den Doctor abreiten sehen, und als sie dann ihr Frühstück verzehrt, war sie leise auf den Zehen an die Thür ihres Lieblings geschlichen und hatte gehorcht, ob in dem Zimmer noch Alles still und ruhig sei. Aber gerade um diese Zeit schlief Franz am festesten, und nachdem sie eine Weile vergeblich nach einem Zeichen gelauscht, daß er wach sei, begab sie sich wieder in ihr Zimmer zurück und begann ihr Tagewerk, wie sie es jeden Morgen that, mit einem stillen Gebet zu Gott, daß er auch diesen Tag segnen möge, worauf sie sich, zu weiterem Wirken gestärkt und ermuthigt, ihren gewöhnlichen Hausbeschäftigungen hingab.

Als es aber endlich acht Uhr geworden war und Franz noch nicht sichtbar wurde, schlich sie abermals zu seiner Thür und horchte mit angehaltenem Athem noch schärfer als vorher. Da sie aber immer noch nichts von ihm vernahm, wagte sie leise die Thür zu öffnen und in das Zimmer zu blicken. Da sah sie, daß er im Bette lag und

sanft und ruhig schlief. Eine Weile schaute sie auf das edle männliche Gesicht des Neffen hin, dann lächelte sie freudig in sich hinein und, die Thür vorsichtig schließend, sagte sie zu sich, während sie den Gang nach ihrem Zimmer hinunterschritt:

»Er schläft noch, der gute Junge, und das beruhigt mich. Er hat gewiß eifrig getanzt und nun ist er müde. O, was wird er mir alles erzählen, und gewiß Manches, was mich erfreut, denn mein Herz ist fröhlicher denn je, und er würde selbst nicht so ruhig schlafen, wenn irgend eine Sorge ihm schwer auf dem Herzen läge.« –

Falls aber Caroline, die heute so fröhlich war, geglaubt hatte, daß ihr Neffe, wenn er diesen Morgen endlich vor ihr Angesicht träte, ebenfalls eine von Freude und Heiterkeit strahlende Miene zeigen würde, so hatte sie sich bitter getäuscht. Sie saß – es ging schon stark gegen neun Uhr – eben auf ihrem gewöhnlichen Platz unter der grünbelaubten Veranda und besserte feine Wäsche aus, da hörte sie seine Stimme auf dem Corridor, und diese Stimme fragte die an ihm vorübergehende Resi, wo Tante Caroline und ob der Vater noch im Hause sei.

»Der Herr Doctor ist auf den ganzen Tag fortgeritten,« erwiderte die Magd, »das Fräulein aber sitzt vor'm Hause und erwartet Sie schon lange.«

Caroline wollte eben aufspringen und ihm entgegeneilen, da trat er aus der Thür und lächelte, als er sie sah. Aber aus diesem Lächeln leuchtete keine wahrhafte Freude, keine ungezwungene Herzlichkeit, im Gegentheil, eine stille Wehmuth, die an Traurigkeit grenzte, und

eine kaum verhehlte Sorge lag auf diesem bleichen Gesicht, und augenblicklich zog ein Schatten über ihr eben noch so fröhliches Herz, und sie trat dem Liebling mit so großer und erwartungsvoller Spannung entgegen, daß sie kaum ein Wort zu seiner Begrüßung hervorbringen konnte.

»Franz,« sagte sie, »bist Du endlich aufgestanden? Ja, mein Junge?« Und da er stumm vor ihr stehen blieb und sie nur mit wehmüthigen Blicken anschaute, rief sie, fast bebend vor Angst und Aufregung: »Willst Du Dich nicht zu mir hier an den Tisch setzen und Dein Frühstück verzehren?«

»Nein, Tante,« erwiderte er, leise den Kopf schüttelnd, »das will ich heute nicht. Laß uns in Deine Stube gehen und gieb mir ein einfaches Glas Milch, und während ich sie trinke, will ich Dir erzählen – ja, erzählen, was ich Dir mitzutheilen habe.«

Caroline nickte blos mit dem Kopfe, denn sprechen konnte sie schon nicht mehr. Sie ahnte ein wirkliches und großes Unheil. Rasch lief sie in die Küche, holte selbst ein Glas frischer, warmer Milch und ein Körbchen mit feinem Brod und trug es in ihr Zimmer, in welches ihr Franz schon vorangegangen war.

Als sie leisen Schrittes hinter ihm eintrat, stand er am Fenster, blickte unbeweglich nach den Schneebergen hinauf und war dabei so tief in Gedanken oder in Anschauung versunken, daß er sie nicht kommen hörte. Da aber, nachdem sie das einfache Frühstück auf den Tisch gesetzt, schlich sie an den Liebling heran und legte ihre

Hand sanft auf seine Schulter. Franz drehte sich fast erschrocken um, denn er hatte sie wirklich nicht kommen hören; anstatt aber ein Wort zu ihr zu sprechen, wie sie erwartet hatte, umschlang er sie plötzlich mit beiden Armen und drückte sie fest an sein Herz, welches vor wunderbar stürmischen Empfindungen so laut pochte, daß sie es an dem ihren schlagen fühlen konnte.

»Franz!« rief sie, »um Gottes willen, was ist Dir? So habe ich Dich ja noch nie gesehen!«

Aber es dauerte lange, ehe Franz ihr darauf eine Antwort gab, denn er konnte die rechte nicht finden, weil er zu sehr nach Worten suchte, die sein tiefes, ihn ganz und gar erfüllendes Gefühl mit einem Gusse ausschütteten.

»O, bitte, lieber, lieber Franz,« bat jetzt Caroline, mit liebevoller Herzlichkeit seine bleichen Wangen streichelnd, »sage mir, was Dir geschehen ist, sonst ängstige ich mich halb todt!« Dabei zog sie ihn sanft nach dem Sopha hin, und er setzte sich gehorsam und still neben sie, nahm aber ihre beiden Hände gleich wieder in die seinigen, nachdem er sie erst kurz vorher losgelassen hatte.

»Tante,« sagte er endlich mit allmälig steigender Wärme, »vielleicht hat es Gott so gewollt, daß der Vater nicht hier und Du allein im Hause bist, und so nehme ich es als eine Gunst von ihm auf und sage Dir zuerst, was Ihr beide endlich erfahren müßt. Ja, die Zeit ist gekommen, die Du vorausgesehen, und hier, hier in meinem Herzen hat sich eine Welt aufgebaut, die nur in Trümmer gestürzt werden kann, wenn ich selbst einst zertrümmert werde. Mit

einem Wort, Tante, in meiner Brust ist das Bild, das bisher nur meine Hand nachgeahmt, lebendig aufgegangen, und nun ist meine Hand nicht mehr stark genug, es wieder aus derselben herauszureißen. Nein, ach nein, es sitzt fest, auf ewig, Tante, und hier – hast Du das Geständniß, welches Du mir schon lange hast abschmeicheln wollen.«

Caroline wurde durch diese Herzensergießung, die sie schon längst erwartet hatte, viel weniger betroffen, als Franz es vermuthet, und sie konnte kaum begreifen, woher die Zaghaftigkeit kam, die sich in den Worten wie im ganzen Wesen ihres Lieblings bei diesem Geständniß aussprach. So war sie denn mit ihrem ächt weiblichen Gemüth, das überall und immer einem Leidenden so gern hülfreich beispringt, zum Troste bereit, und indem sie ihre Linke aus der sie umschlingenden Hand des Neffen löste und dafür ihren Arm innig um seinen Leib legte, sprach sie mit sanfter und ihm wohlthuend in's Herz dringender Stimme:

»Also das ist es, Franz, was Du mir endlich zu sagen hast? Nun, ich danke Dir für Dein Vertrauen, und Du sollst es nicht zu bereuen haben. Doch, ich habe das ja längst vorausgesehen, und Du überraschest mich gar nicht mehr. Dennoch bin ich von Deiner Muthlosigkeit betroffen, und ich wundere mich, daß ein junger Mensch von Deiner äußeren und inneren Begabung sich bei solchem Ereigniß nicht ganz anders geberdet. Ist es denn ein so großes Unglück, was Dich durch diese Neigung betroffen, daß Du so niedergeschlagen dabei bist? Sehe ich, sieht es Dein Vater, mit dem ich schon lange über die

Möglichkeit Deiner Liebe gesprochen, als ein besonderes Unglück an? Nein, ganz gewiß nicht. Es kommt hierbei ihm, mir und Dir nur auf den Gegenstand Deiner Liebe an, mein guter Franz, und wenn der Deiner werth ist – das sind meines Bruders eigene Worte, die ich mir endlich auch angeeignet habe – dann gilt es allein, die Mittel zu erwägen, durch welche Du zu Deinem Ziele gelangen kannst. Den Gegenstand Deiner Neigung aber glaube ich ganz bestimmt errathen zu haben, und ich kenne ihn sehr wohl. Nicht wahr, es ist jenes schwarzäugige Mädchen, das ich Dir, ehe ich es genauer kannte, immer als gefährlich für Deine Ruhe bezeichnet habe, Dein Portrait, Deine Schottin, meine reizende Edda, sie allein hat Dir den spitzen Pfeil in's Herz gedrückt, nicht wahr?«

Franz, der auf alles dies kein Wort der Erwiderung fand, da er schon längst über den Horizont, den Carolinens Auge jetzt so günstig bestrich, hinaus war, und der etwas ganz Anderes, Verhängnißvolleres in der Ferne auftauchen sah, Franz nickte blos mit dem Kopfe und drückte fest und lange der Tante Hand.

»Nun, siehst Du,« fuhr diese fort, »das ganze Unglück, welches jetzt über Dich hereingebrochen ist, habe ich mir reiflich nach allen Seiten durchdacht, und obgleich es mir anfangs – ich gestehe es ehrlich ein – für Dich verderblich erschien, so habe ich es allmälig von einer günstigeren Seite aufgefaßt, nachdem ich diese Edda öfter unter meinen Augen gehabt. Auch Dein Vater ist darauf vorbereitet, wie ich Dir schon gesagt, er hat ja nur Dein Wohl im Auge, und wenn Du ein braves, edles Weib liebst, mag

es sonst sein, welches es will, und wenn dieses Weib Dich wieder liebt und für Dich erreichbar ist, so wird er gegen Deine Wahl eben so wenig Einspruch erheben wie ich.«

Franz war durch diese liebevollen Trostsprüche, die den Gegenstand seiner Sorge kaum berührten, nicht im Geringsten beruhigt, im Gegentheil, er seufzte schwer auf, und obgleich er sich bemühte, der Tante dankbar zuzulächeln, so merkte ihm diese doch an, daß sein Geständniß noch lange nicht sein Ende erreicht habe.

»Aber Du seufztest noch immer so traurig,« fuhr Caroline fort, »sprich Dich aus und lege mir Dein ganzes Verhältniß dar, damit ich den Umfang und das Ziel Deiner Wünsche erkennen kann.«

»Ja,« sagte Franz, sich mannhaft aufrichtend, »das will ich ja eben jetzt, nur wird es mir schwer, zu der Hauptsache überzugehen. Denn sieh, Tante, es giebt noch manches Hinderniß, welches ich zu überwinden haben werde, ehe ich mein Ziel erreiche. Wenn man liebt, so will man auch in den Besitz des geliebten Gegenstandes gelangen, und auch ich weiche darin nicht von anderen Menschen ab.«

»So,« versetzte Caroline mit wahrhaft weiblichem Muthe, der bei ihr wuchs, je mehr er dem Neffen zu fehlen schien, »nun kommen also die Hindernisse. Nun denn, zähle sie mir auf, mein Freund, damit wir jedes einzelne im sonnenklaren Lichte des Tages erblicken und erwägen können.«

»Mein erstes Hinderniß,« begann Franz mit ruhigerer Miene als vorher zu sprechen, »ist der Unterschied des

Standes zwischen Edda und mir. Ihr Vater ist ein stolzer, vornehmer Mann und von seiner bedeutenden Lebensstellung so fest überzeugt, daß er sich wohl höhere Ziele für seine verwöhnte Tochter vorgesteckt haben wird, als einen armen Künstler, der kein Vermögen, keinen Rang und nur das geringe Talent besitzt, welches ihm die Natur verliehen hat.«

Caroline neigte einen Augenblick den Kopf und sann eifrig nach. Dann erhob sie ihn wieder ermuthigt und erwiderte mit sichtlichem Stolz: »O, wenn kein anderes Hinderniß obwaltet, mein Freund, das ist in meinen Augen, und auch in den Augen Deines braven Vaters keins, nein, gar keins.«

»Wie, das wäre in Euren Augen kein Hinderniß?« rief Franz, dem dieser Trost schon ein größeres Vertrauen zu den Seinigen und sich selbst einflößte.

»Nicht im Geringsten, Franz. Dein Vater und ich, seine Schwester, denken über dergleichen nicht so engherzig und kleinmüthig, wie ein großer Theil der in Vorurtheilen befangenen Menschen in der heutigen Welt denkt und durch die Verhältnisse zu denken gezwungen wird. Wir« – und das Folgende sprach sie mit erhobener Stimme und blitzenden Augen – »wir sind uns unserer angeborenen Menschenwürde vollkommen bewußt und gestehen einem Manne oder einer Familie, die sich durch Zufall eines etwas höheren Standpunctes in der Welt erfreut, kein tiefgreifendes und uns beherrschendes Vorrecht zu. Nein, Franz, auch Du mußt darüber männlich, groß und naturgemäß denken und nicht dem blinden und inhaltlosen

Vorurtheil der Welt huldigen, wie sie es leider heutzutage in schrecklicher Verblendung zur Schau trägt. Ein gebildeter, befähigter Mann, von gutem Herkommen zumal, ist in der wirklich gebildeten und gesitteten Welt kein Gegenstand, auf den irgend ein sogenannter vornehmer Herr, der sich besonders geadelt denkt, weil durch Gott weiß welchen günstigen Zufall einer seiner Vorfahren den adligen *Titel* erlangt hat, mit Geringschätzung oder erkünstelter Gleichgültigkeit herabsehen darf. Du, Franz, Du bist von gutem Herkommen und Gott selbst hat Dich geadelt, indem er Dir – verzeihe mir, daß ich Dir das in's Gesicht sage – große Fähigkeit, ein herrliches Talent und ein biederes, edelsinniges Herz gab. Mit diesem göttlichen Adel, den nur ein blödsinniger Thor für geringer als den von Menschen verliehenen halten kann, wirst Du ein Mann werden, auf den die ganze urtheilsvolle Welt mit Achtung und Liebe blickt, und mit einem solchen Mann, denke ich, kann sich auch Seine Excellenz, der Herr von Bolton, für seine Tochter begnügen, die Deinen persönlichen Adel gewiß anerkennen wird, wenn sie ihren eigenen, den ihr die Natur mit ihrer Schönheit aufgedrückt, zur Geltung bringen will.«

Caroline war, während sie dies mit Eifer und Wärme sprach, in Franzens Auge eine ganz andere Erscheinung geworden. Ihr gewöhnlich so bleiches Gesicht strahlte von einer lebensvollen Gluth, und ihre sanften Augen funkelten von einem Glanz, den Franz noch nie darin wahrgenommen hatte, und die tief in ihrem Herzen geschlummert haben mußten.

Dennoch schien dieser, der sie mit Erstaunen betrachtete, zu ihrer eigenen Verwunderung nicht durch ihre Worte ermuthigt zu werden, wenigstens blickte er immer noch ernst und nachdenklich vor sich hin, und endlich sagte er, abermals ihre Hand ergreifend: »Tante, gute Tante, Du willst mich nicht nur trösten, nein, Du willst mich auch erheben und stark machen, und ich danke Dir herzlich für Deinen guten Willen, in dem sich so viel Liebe für mich verräth. Aber sieh, alle Deine Hoffnungen und Wünsche, alle Deine vernünftigen Ansichten und Grundsätze beseitigen die mir entgegenstehenden Hindernisse nicht, denn es giebt noch andere, die Du, gerade Du vielleicht am wenigsten, für gering zu achten geneigt sein wirst.«

Er sprach diese Worte, zu denen er sich endlich entschließen mußte, langsam und mit ganz besonderem Nachdruck, und dieser verfehlte seine Wirkung auf die dafür empfängliche, so reizbare und weiche Tante nicht. Sie sah ihren Neffen groß an, schüttelte leise den Kopf und sagte mit einem Tone, der ihre innere Verwunderung durchklingen ließ:

»Wie sprichst Du so sonderbar, Franz? Ein Hinderniß soll vorhanden sein, welches gerade ich am wenigsten gering zu achten geneigt sein würde? Sprich rasch, was Du sagen willst, und laß mich keinen Augenblick länger, als nothwendig ist, in einer so unangenehmen Erwartung schweben.«

»Ich werde reden, ruhig und langsam, wie ich muß, und Du mußt etwas geduldig sein, Tante,« fuhr Franz

fort, »denn jetzt kommt erst das Wichtigste in meinem Geständniß. Sieh, Du hast Miß Edda einst, vielleicht im Scherz, da Du weder ihren Namen, noch den Stand ihres Vaters kanntest, und beide ihr Incognito behaupteten, für eine sehr hochstehende Persönlichkeit, für eine Fürstin gehalten. Wie, wenn sie nun noch höher stände und mir dadurch fast unerreichbar wäre, was würdest Du dann sagen?«

Caroline erschrak endlich wirklich. »Nun, mein Gott,« rief sie, »was kann sie denn noch mehr sein?«

»Ich will Dir erzählen,« fuhr Franz mit viel größerer Ruhe fort, als er vorher gehabt, »was mir gestern auf dem Balle begegnet ist,« und nun erzählte er ihr, was der Senator ihm bei Tische mitgetheilt, ohne jedoch den düsteren Schatten auf den Vater Edda's fallen zu lassen, den jener bei der Enthüllung der persönlichen Lage desselben auf ihn geworfen hatte; und wenn er geglaubt, daß diese Mittheilung seine Tante tief erschüttern würde, so hatte er sich nicht geirrt, nur war diese Erschütterung von zwei rasch aufeinander folgenden Wirkungen begleitet, und nur die erste war die, welche Franz erwartet hatte, während die zweite ihm anfangs unbegreiflich war, da sie das Gegentheil von dem erzeugte, was sie seiner Meinung nach erzeugen mußte.

Denn kaum hatte er die Worte ausgesprochen: »Edda ist eine in Kopenhagen geborene Dänin,« so wirkten sie wie ein zerschmetternder Blitz auf die gute Caroline. Sie sank mit einem leisen Aufschrei in das Sopha zurück und lag einen Augenblick bleich und wie in halber Ohnmacht

da. Aber da war die erste erklärliche Wirkung schon vorüber, und es folgte die zweite, die sich von der ersten, seltsam genug, sehr bedeutend unterschied. Denn plötzlich erhob sich Caroline aus ihrer Lage, richtete sich stolz und kühn auf, und ihr Gesicht und ihre ganze Haltung nahmen einen Ausdruck an, den Franz noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Anfangs glaubte er, sie wolle aufspringen, in leidenschaftlichen Zorn ausbrechen und in heftigen Worten sich gegen ihn ergießen, aber von allem dem geschah nichts. Vielmehr wurde sie merkwürdig still, über ihr wieder bleich gewordenes Gesicht flog ein rosiger Schimmer, wie der Abglanz ihrer längst vergangenen schönen Jugend, und ihr Auge blickte gleichsam verklärt und dennoch mit einer gewissen Starrheit zu Franz auf. Dann aber, als wollte sie die in ihr auffluthenden Bewegungen vor diesem verbergen, schlug sie beide Hände vor's Gesicht und saß eine Weile unbeweglich wie eine Bildsäule da. Endlich wurde das lange Schweigen unserm Freunde peinlich, eine gewisse Angst bemächtigte sich seiner, und er wollte eben mit sanftem Zuspruch ihre Hände vom Gesicht wegziehen, als sie sie selbst sinken ließ und ihm zu seiner Verwunderung ein ruhig gefaßtes Antlitz zeigte, in dem nur die Augen eine unendliche Wehmuth ausdrückten, die sich jetzt mit unbeschreiblicher Innigkeit auf ihren Neffen richteten.

»Franz,« sprach sie mit einer wunderbar kraftvollen Stimme und umfaßte dabei seine rechte Hand fest mit ihren beiden, »wenn Du geglaubt hast, daß dieses letzte

Hinderniß – für mich – ein bedeutenderes sei als das erste, so hast Du Dich abermals in mir geirrt. Glaube nicht, daß ich mich in diesem Augenblick gegen Dich verstelle, oder daß ich mit dem Aufgebot meiner ganzen inneren Kraft mich stärker mache als ich bin; o nein, im Gegentheil, ich zeige Dir mein wahres Gesicht und mein Herz ist so – so stark, daß es selbst diesem unerwarteten Schlage ruhig widerstanden hat. Sieh, mein Sohn, ich für meine Person, ich hasse die Dänen nicht, denn ich kann, ich darf sie nicht hassen. Der Mann, der mir und Deinem Vater die größten Wohlthaten im Leben erwiesen, war ein Däne, und ach! der Mann, den ich am heißesten auf Erden geliebt, war auch einer. Wenn Du nun bedenkst, daß es unter allen Nationen, auch unter der deutschen, schlechte Menschen giebt, so wirst Du nicht verlangen, daß die dänische Nation allein nur aus lauter Engeln bestehe. Nein, mein Freund, seien wir gerecht, auch gegen unsere Feinde, denn nur dann kann man verlangen, daß man auch gegen uns gerecht sei. Urtheilen wir also nicht engherzig und mit vorweg eingenommenen Sinnen über unsere natürlichen Widersacher jenseits jenes schmalen Meeresarmes. Daß also Edda – eine Dänin ist, das, Franz, ist mir und wahrscheinlich auch Deinem Vater, so weit ich ihn kenne, kein Hinderniß für Dich und Deine Neigung, im Gegentheil, ich, ich, mein Junge, betrachte gerade diese Neigung für eine seltsame und vielleicht göttliche Fügung des Himmels, denn ich kann mich einmal von dem trostvollen Gedanken nicht losreißen, daß der Himmel

da oben, oder das große Wesen, welches wir uns darin wohnend denken, mit seiner göttlichen Hand unsere irdischen Verhältnisse lenkt, und es wäre eine für mich nur zu verständliche Fügung dieser Hand, wenn Edda an Dir gut machte, was ein Anderer einst an mir verbrochen hat. Also, mein Junge, daß Deine Edda keine Schottin, vielmehr eine Dänin ist, darum gräme Dich nicht, denn darum würde ich sie auch nicht um eines Haares Breite weniger lieben, und so kann dieser Umstand auch für meine Beistimmung zu Deiner Neigung kein Hinderniß sein.«

»Tante!« rief Franz, überglücklich emporfahrend, »aber das habe ich mir ja gar nicht gedacht! Gerade dies Hinderniß hielt ich für das allergrößte, wichtigste, und wenn Du diese beiden von mir genannten Hindernisse als nicht vorhanden betrachtest, dann giebt es ja am Ende gar keins mehr zwischen uns.«

»O ja,« erwiderte Caroline, die allmälig wieder zu ihrer früheren Ruhe zurückgekehrt war, jetzt aber mit noch größerem Ernste als vorher sprach, »o ja, mein Lieber, es giebt vielleicht doch noch ein Hinderniß, an welches Du am wenigsten gedacht zu haben scheinst, denn Du bist ein Mann, und die Männer glauben nur zu oft, schon am Ziele ihrer Wünsche zu sein, wenn sie sich erst allein ihrer eigenen Neigung bewußt sind.«

»Was meinst Du damit?« fragte Franz, plötzlich wieder in sichtbare Unruhe gerathend.

»Ich will Dir eine ganz einfache Frage stellen,« fuhr Caroline fort. »Bist Du der Neigung, der Liebe Edda's zu

Dir sicher – mit einem Wort, liebt sie Dich eben so heiß und wahr, wie Du sie liebst?«

Franz hörte diese Frage, die er so unbedingt nicht bejahen konnte, mit einiger Ueberraschung sprechen. »Ich glaube es wenigstens,« versetzte er nachdenklich; »aber wie weder ich ihr mit klaren Worten gesagt, daß ich sie liebe, so hat sie es mir auch nicht gesagt. Sie hat mir nur eine Rose geschenkt und herzliche Worte dabei gesprochen. Ist das nicht genug, Tante?«

»Nein, Franz, das ist in meinen Augen bei Weitem nicht genug. Wenn sie nun doch, und wer will das so bestimmt entscheiden, eine leichtfertige Dame wäre, wenn sie nun schon vielen leichtgläubigen Männern Rosen geschenkt und herzliche Worte dabei gesprochen hätte, wie dann?«

Franz erschrak, zumal die Tante diesen Einwurf mit solchem Bedacht und so ernst vorbrachte. Da aber flog ein lichter Glanz über sein Gesicht, tausend andere Zeichen von Edda's wirklicher Neigung waren vor seine Seele getreten, und er rief: »Nein, ich vertraue ihr, Tante. Das ist nicht möglich, leichtfertig ist Edda nicht – ich kann mich in ihr nicht getäuscht haben.«

»Wenn es nun aber doch wäre? O Franz, ängstige Dich nicht, ich will Dich ja nicht betrüben, aber sieh, mein Sohn, ob Edda Dich liebt, wie Du sie liebst, das zu erfahren, muß Deine erste Sorge sein, und ehe sie Dir diese ihre Liebe nicht ausdrücklich gestanden hat, eher ist auch das Haupthinderniß nicht weggeräumt, welches mir – mir als das einzig unübersteigliche in diesem Falle erscheint. Also dieses Geständniß verschaffe Dir, und dann

wollen wir weiter darüber reden. Aber mit Deinem Vater laß mich zuerst sprechen, wenn er heute Abend nach Hause kommt, und darum laß mich allein mit ihm; ich, gerade ich will die Erste sein, die ihm mittheilt, daß Herr von Bolton ein Däne ist, und wenn ich trotzdem Deine Fürsprecherin bei ihm bin, falls er noch in irgend einer Falte seines Herzens seinen alten Dänenhaß bewahren sollte, dann, glaube mir, wird es Dir leichter gelingen, ihn Deinen Wünschen geneigt zu machen.«

Franz wollte eben der Tante dankend um den Hals fallen, als die Thür leise aufging und Resi ihr blutrothes Gesicht in den Spalt steckte.

Beide fuhren von ihren Sitzen empor, und Caroline rief fast unwillig: »Resi! Was giebt es, daß Du mich gerade jetzt störst? Komm herein und sprich!«

Resi gehorchte der Aufforderung und trat lächelnd ihrer guten Herrin näher, worauf sie unter ihrer Schürze, wo sie die eine Hand bisher gehalten, einen Brief hervornahm und ihn dem Fräulein überreichte.

»Es ist ein Mädchen aus der Pension hinter dem Garten hier gewesen,« sagte sie, »und hat diesen Brief gebracht. Wer ihn sende, ginge aus dem Schreiben selbst hervor, meinte sie, und sie würde in einer Viertelstunde wiederkommen und sich die Antwort abholen.«

Als Resi dies gesprochen, verließ sie wieder das Zimmer. Caroline aber stand mit dem Brief in der Hand vor Franz und blickte mit verwunderter Miene auf das zierliche und lieblich duftende Couvert hin.

»Das ist ja merkwürdig,« sagte sie. »Sieh doch, hast Du schon je solche Adresse gelesen?«

Dabei hielt sie Franz den Brief vor die Augen, der heftig erröthete, da er, wie auch schon seine Tante, an dem Duft, der an dem Papier haftete, die Absenderin errathen hatte. Die Adresse aber lautete sehr einfach: »An Tante Caroline!« und war mit kleiner deutlicher Schrift geschrieben, die eine feste und sichere Hand verrieth.

»Mach' ihn rasch auf,« rief Franz heftig, »und lies ihn. In diesem Brief, mir sagt es mein Herz, steht etwas Wichtiges.«

»Mir schlägt das meine auch,« entgegnete Caroline, und rasch hatte sie mit einer Scheere das Papier getrennt, um das einfache E., welches auf das Siegel gedrückt war, nicht zu verletzen. Darauf aber an das Fenster tretend, las sie folgende Zeilen, während Franz mit wachsender Spannung den Zustand ihrer Gesichtszüge studirte.

> »Meine liebe Freundin! Verzeihen Sie mir, daß ich das Couvert dieses Briefes mit einem Namen schmücke, der mir zu lieblich klingt, als daß ich ihn nicht einmal wenigstens aus meiner Feder fließen lassen sollte. – Ich habe eine Bitte, eine herzliche Bitte, um deren Gewährung ich Sie dringend ersuche, wenn es irgend in Ihrer Macht steht. Ich *muß* Sie sprechen, noch im Laufe des heutigen Tages, und zwar an einem ruhigen Orte, wo wir gänzlich ungestört und ungehört sind. Ich habe den ganzen Tag für Sie übrig, da mein Vater bis morgen Abend nach

Bern gereist ist, und Sie mögen mir also die Ihnen geeignete Stunde bestimmen. Richten Sie sich aber dann nicht auf einige Minuten, sondern mindestens auf eine Stunde ein, denn ich habe Ihnen viel zu sagen. Sie können zu mir kommen, wenn Sie wollen, denn ich habe hier auch ein stilles Zimmer, am liebsten jedoch käme ich zu Ihnen, vorausgesetzt, daß Sie mich noch einmal – vielleicht das letzte Mal – bei sich sehen wollen und daß Niemand – ich sage Niemand – uns belauscht. Unsere Magd wird Ihre Antwort in fünfzehn Minuten wieder abholen. Mit herzlichem Gruße

Ihre Edda.«

Caroline hob lächelnd ihren Kopf gegen Franz auf und sagte mit freudigem Tone: »Ei, da haben wir es, Du bist am Ende Deiner Sache doch gewiß gewesen. Denn wenn mich nicht Alles täuscht, so habe ich sehr bald ein zweites Beichtkind zu erwarten.«

»Aber mein Gott, was steht denn in dem Brief?« fragte Franz, der die Zeit nicht erwarten konnte, bis er ihn in Händen hielt, wohin ihn die überlegende Tante noch nicht hatte gelangen lassen. Doch da war sie schon mit ihrer Ueberlegung fertig, und nun den Brief Franz hinreichend, sagte sie:

»Lies und freue Dich, mein Junge; sie will mich selbst besuchen, und ich ahne schon, was ich zu hören bekommen werde.«

Franz las in seiner Hast den Brief erst flüchtig durch, dann noch einmal langsamer, und als er damit fertig war, sah er die Tante mit angstvoller Spannung wie ein plötzlich Erschreckender an und rief: »Wie Du darüber lächeln kannst, weiß ich nicht. Hast Du denn die Worte überlesen: ›Vielleicht zum letzten Mal!?‹ Sie werden doch nicht abreisen wollen?«

»Abreisen?« fragte Caroline verwundert und blickte noch einmal in den Brief. »O nein, das fürchte ich nicht, und wenn auch – sie geht ja nicht aus der Welt. Aber das ist gewiß nur so eine Redensart gewesen, wie sie junge Mädchen gar zu gern gebrauchen –«

»Nein, Tante,« rief Franz mit Entschiedenheit, »Edda nicht, die habe ich noch nie eine bloße Redensart gebrauchen hören, und sie drückt immer nur fest und sicher aus, was sie ausdrücken will.«

»Nun, dann hat sie sie mit Absicht gebraucht, um meine Einwilligung zu dieser Zusammenkunft um so schneller zu erhalten.«

»Auch das glaube ich nicht; dahinter steckt etwas Anderes.«

Die Tante lächelte beinahe heiter. »Verliebte sind in der Regel furchtsam, denn sie fürchten immer nur zu verlieren, und gerade sie sollten den meisten Muth haben, der das Geschwisterkind der Hoffnung ist. Doch nun zerbrich Dir den Kopf darüber nicht, mein Junge, heute Abend werden wir Beide wissen, was die gefürchtete Redensart zu bedeuten hat. Nun aber will ich ihr gleich antworten.«

»Wann willst Du sie denn empfangen?«

»Heute Morgen nicht, ich bin zu aufgeregt von der *ersten* Beichte, und ich habe noch im Hause zu thun. Aber Nachmittag, wenn alle Geschäfte abgethan sind, dann will ich mich wieder in den Beichtstuhl setzen –«

»Du scherzest, Tante,« unterbrach Franz sie vorwurfsvoll, »das ist nicht recht. Du kannst leicht etwas zu hören bekommen, was von der Beichte, die Du mir heute abgenommen, weit abweicht.«

»Auch möglich!« sagte die Tante nachdenklich. »Wer kann es wissen! Doch darum will ich mich jetzt nicht bekümmern. Laß mich nur rasch ein paar Worte schreiben, dann reden wir weiter.«

Sie schloß ihr kleines Schreibpult von Nußbaumholz auf, nahm einen feinen Briefbogen und schrieb mit kräftigen deutschen Zügen, die der Schrift ihres Bruders auf ein Haar glichen:

»Mein liebes Fräulein! Kommen Sie, kommen Sie zu mir, ich empfange Sie herzlich gern in meinem stillen Stübchen, wo Niemand uns stören und belauschen soll, ich verspreche es Ihnen feierlich. Mein Bruder ist heute auch bis zum Abend abwesend, und mein Neffe wird in seinem Gartenhäuschen verweilen und nicht eher bei mir erscheinen, als bis ich ihn rufen lasse. So erwarte ich Sie denn um drei Uhr, und Sie werden, wie ich hoffe, so freundlich sein, bei mir den Kaffee zu trinken. Sollte Ihnen die Stunde nicht bequem sein, so ändern Sie sie beliebig ab,

ich habe den ganzen Nachmittag für Sie und mich. Von Herzen grüßt ebenfalls Ihre

Caroline.«

»Da,« sagte die Tante, den Brief ihrem Neffen hinreichend, »nun lies und erfahre daraus zugleich Dein Schicksal für heute Nachmittag. Du wirst redlich in Deinem Atelier bleiben und nicht eher dies Haus betreten, als bis ich Dich selbst rufe oder durch irgend Jemand rufen lasse. So lautet die Parole für heute.«

Franz, mit den Wünschen der Tante einverstanden, nickte mit dem Kopfe. »Aber Du wirst Dich doch meiner annehmen?« fragte er, ehe Caroline ihn verließ, wozu er schon einige Vorbereitungen an ihr bemerkte.

»Wie Du so fragen kannst, mein Lieber! Das versteht sich ja von selbst. So, und nun gehe in Dein kleines Haus und unterhalte Dich mit Deinem schönen Portrait, das wird doch wohl jetzt Deine ganze Arbeit sein, zum Malen bist Du gewiß nicht aufgelegt.«

»Ja,« sagte Franz, »darin hast Du Recht, und da ich heute Nachmittag lange genug werde malen und allein sein können, will ich einmal einen Morgenritt machen und mein dickes Blut durch die frische Bergluft etwas zu verdünnen suchen. Guten Morgen, liebe Tante, und nimm noch einmal meinen herzlichsten Dank für Deine Liebe und Güte –«

»Still! Bedanke Dich nicht, das liebe ich nicht, und dazu ist es auch noch viel zu früh. Man muß sich niemals für ein Geschenk bedanken, was man noch nicht ganz

in Händen hat, die Schenkenden sind oft seltsame Leute und vergessen ihr Versprechen –«

»Du wenigstens das Deine nicht, und Du wirst mich immer lieb behalten, Tante.«

»Da hast Du recht, mein Junge, und nun komm und gieb mir einen Kuß: für meine Liebe kannst Du Dich immer bedanken, denn die hast Du schon ganz in Händen, und sie wird Dir bis zu meinem letzten Athemzug treu bleiben.«

Bei diesen Worten umarmte sie herzlich den geliebten Sohn ihres Bruders, und beide trennten sich, Caroline, um in die Küche zu gehen, und Franz, um sich seinen Schimmel satteln zu lassen und einen tüchtigen Ritt in die Berge zu unternehmen.

Zweites Kapitel. Die Tochter des Diplomaten.

Die schöne Uhr von Bronce auf Carolinens Schreibtisch hatte so eben den Ablauf der dritten Nachmittagsstunde angegeben, und sie selbst ging unruhig in ihrem Stübchen auf und ab, um den angekündigten Besuch zu erwarten, nachdem sie zu dessen Empfange alle Vorbereitungen getroffen hatte.

Trotz ihrer Unruhe aber, die sich von Stunde zu Stunde bis zu der festgesetzten Zeit gesteigert hatte, konnte die gute Tante nicht umhin, ihr sanftes Auge mit stillem Wohlgefallen auf den sie umgebenden Dingen weilen zu lassen, denn nie war ihr kleines geheimes Reich, ihr Wohnzimmer, welches mit den Gemächern ihres Bruders in gleicher Reihe lag, ihr so freundlich und gemüthlich

erschienen, wie an diesem Tage. Von den etwas schräg hereinfallenden Strahlen der Nachmittagssonne beschienen, blinkten die schönen Möbel von Nußbaumholz in untadelhafter Sauberkeit, so daß kein Stäubchen weder auf ihnen, noch auf den niedlichen Gegenständen, die sie schmückten, zu sehen war. Zum bequemsten Sitzen luden das mit grünem Plüsch bezogene Sopha und die geräumigen Sessel ein, und der mit bunten Blumen von ihren eigenen Händen gestickte Teppich glänzte, als ob seine Blüthen frische und natürliche Kinder Flora's wären. Auf dem ovalen Tisch vor dem Sopha stand auf einer feinen Damastserviette das moderne Kaffeegeschirr von Britanniametall, die mit dem braunen, eben fertig gewordenen Trank gefüllte Kanne auf kupfernem Kohlenbecken hoch darüber thronend, und ringsherum präsentirten sich zierliche Körbchen von Porzellan, mit wohlschmeckenden Kuchen gefüllt, und daneben auf einem silbernen Handbrett zwei Tassen, die schon bejahrt genug, aber immer noch schön waren, denn sie stammten von dem alten würdigen Baron Juell Wind aus Harup her, der sie dem Liebling seines Herzens einst zum Weihnachtsfeste bescheert hatte. Vor den beiden Fenstern des mit einer hellen Tapete bekleideten Zimmers aber, welches die neuen zarten Tüllgardinen nur wenig beschatteten, breitete sich im milden Sonnenschein das schöne Gebirge aus, und die Schneefelder der Jungfrau blitzten und funkelten von dem unnachahmlichen Gold- und Diamantenglanz, den die klare Himmelssonne so wohlwollend und freigebig den ganzen Tag über sie ausstreute.

Ebenso nett und sauber, wie ihre ganze Umgebung, sah Caroline an diesem Tage selber aus. Sie trug ausnahmsweise, da es sehr warm war, nicht ihr gewöhnliches braunwollenes Hauskleid, sondern Eins von grün und weiß gestreiftem Sommerstoff, und die helle Farbe desselben verlieh ihrem feinen Gesicht ein frischeres Colorit, und ihre immer noch hübsche Figur stellte sich stattlicher denn je darin dar. Ihr blondes, einfach gescheiteltes Haar bedeckte nur zum Theil ein kleidsames modernes Häubchen mit offenen, blaßrothen Bändern und, mochte nun Freude oder irgend ein anderes wohlthuendes Gefühl ihr Antlitz verklären, es sah jünger und lebhafter aus als sonst, wozu freilich der Ausdruck des Auges viel beitrug, das früher immer so wehmüthig blickte, heute aber in so heiterem Glanze strahlte, wie man ihn selten darin zu sehen bekam.

Als die Uhr fünf Minuten über Drei zeigte, meldete die aufmerksame Resi Miß Edda an, und rasch eilte Caroline der sehnlich Erwarteten entgegen, begrüßte sie mit einem herzlichen Kuß auf die Stirn und führte sie an der Hand in das Zimmer, wo sie sie erst genauer betrachtete und verwunderungsvoll anblickte, denn die Tochter Sr. Excellenz des Herrn Baron von Bolton zeigte heute in ihrer ganzen Erscheinung ein völlig anderes Wesen als früher, und auf ihrem reizenden Gesicht lag ein Ausdruck von Gemüthstiefe und herzinniglicher Hingebung, den Caroline noch nie darauf bemerkt hatte.

Edda war in ein einfaches, ihr reizend stehendes Gewand von blaßblauem Sommerstoff gekleidet, das durch

seinen eigenthümlichen Schnitt ihre vollkommen schöne Figur vortheilhaft hervortreten ließ. Aus den weit geöffneten Aermeln desselben schauten die herrlichen, von durchsichtigem Tüll umhüllten Arme hervor, und als sie erst die Handschuhe abgelegt und den Strohhut vom dunklen Haar genommen, das sie mit ein paar raschen Handstrichen glättete und ordnete, war Caroline von Neuem über die Reize betroffen, die sie an jedem Körpertheil dieser schönen jungen Dame und in allen ihren Bewegungen wahrnahm. Am meisten jedoch war sie über jenen schon angedeuteten Gesichtsausdruck verwundert. Alle stolze Zurückhaltung, die früher in manchen Momenten noch daraus hervorgeblickt, war verschwunden, und dafür thronte eine sanfte, liebliche Weiblichkeit auf ihren Zügen. Ebenso hatte ihr dunkles Auge jene herrische Schärfe und den feurigen Strahl verloren, vielmehr lag ein eigenthümlicher, der Rührung gleichender Schmelz darin, und auch der Blick desselben war viel weicher, inniger und hingebender geworden. So sah man ihr im Ganzen an, daß sie sich bei ihrem heutigen Besuche zu keinem Triumphzuge angeschickt, daß sie viel eher einem ernsten Kampfe entgegenzugehen fürchte, über dessen Ausgang sie selbst noch in Zweifel war, und den sie mehr mit still zusammengeraffter Kraft als mit der Zuversicht des Erfolgs und mit lautem Enthusiasmus begann, wie er sonst wohl der Jugend in leidenschaftlichen Momenten eigen ist. Daß aber Edda wirklich innerlich leidenschaftlich erregt war, sah Caroline freilich im Anfang nicht, denn die Tochter des Diplomaten hatte

sich so sehr in ihrer Gewalt, daß sie ihr laut pochendes Herz zu bewältigen und ihrer Miene eine Ruhe aufzuzwingen vermochte, die in der That nicht in ihrer Brust herrschte; höchstens verrieth dann und wann ein tiefer Athemzug, daß sie innerlich bewegt sei, und bisweilen, wenn sie es unbeobachtet vollbringen zu können hoffte, streckte sich ihre linke Hand nach dem widerspenstigen Herzen aus, als wolle sie das lebhafte Schlagen desselben zu beschränken suchen. Aber alles dies waren Anzeichen, die Caroline übersah, sie hatte nur freudige und bewundernde Augen für die persönlichen Reize des jungen Mädchens, und wenn sie dann noch etwas Anderes zu bedenken fand, so war es einzig und allein das Resultat, welches der erwarteten Unterredung folgen sollte, und so war sie anfangs nur halb bei ihrer jungen Freundin, bis es dieser gelang, ihre Aufmerksamkeit völlig zu fesseln und sie von ihren ursprünglich gehegten Gedanken und Erwartungen weitab auf ganz andere Dinge zu leiten.

Nach den ersten Worten, welche die beiden Frauen gewechselt, sehen wir sie bald dicht neben einander auf dem Sopha sitzen und den Kaffee trinken, den die Wirthin mit ruhiger Freundlichkeit dargeboten hatte. Bald dies, bald jenes dabei sprechend, bemerkte die gute Caroline nicht, daß Edda weniger gesprächig als sonst erschien und mit auffallender Hast ihre zweite Tasse Kaffee

leerte, als könne sie nicht rasch genug über die materiellen Dinge hinwegkommen, um zu einer anderen, gewichtigeren Aufgabe zu eilen. Als nun aber auch Caroline ihren Kaffee getrunken hatte und Edda immer noch ziemlich schweigsam neben ihr saß, als könne sie den Eingang in die ernstere Unterhaltung nicht finden, wurde Erstere etwas betreten und blickte ihren Besuch wiederholt mit still fragenden Augen an. Edda bemühte sich, diesen Blicken mit einem freundlichen Lächeln zu begegnen, und daraus schöpfte Caroline endlich Muth zu der lauten Frage:

»Und nun, meine Liebe, werde ich gewiß bald hören, warum Sie mich gerade heute so sehnlich zu sprechen verlangten. Sie wollen mir gewiß erzählen, wie es Ihnen gestern auf dem Balle ergangen ist und ob Sie das Vergnügen gefunden haben, welches Sie davon erwarten konnten?«

Hiermit war das erste Wort gesprochen, welches die gemüthliche Scene für einen Augenblick unterbrechen sollte. Kaum hatte Caroline das Wort »Ball« über die Lippen gebracht, so blickte Edda sie mit ihren großen Augen forschend an und sagte dann mit ernsterer Miene, in der eine gewisse Feierlichkeit lag:

»Mein liebes Fräulein, Sie bringen mich rasch zu dem Zweck meines Besuchs, und das ist mir lieb. Ich muß ja doch einmal mit dem heraus, was ich auf dem Herzen trage. In Bezug auf den gestrigen Abend aber habe ich zuerst eine Frage an Sie zu stellen, und zwar die: Hat Ihr Herr Neffe Ihnen im Vertrauen gesagt, was für eine

Entdeckung er in Bezug auf meine Person – verstehen Sie mich recht,« verbesserte sie sich mit leichtem Erröthen – »in Bezug auf meine Heimat gemacht hat?«

Caroline bebte zusammen, aber sie ergriff lebhaft die Hand der Redenden, die dicht neben ihr auf dem Sopha ruhte, hob sie zu ihren Lippen empor und drückte einen langen Kuß darauf. »Das ist meine Antwort,« sagte sie mit leise hervorbrechender Wehmuth, »und Sie mögen daraus erkennen, daß diese Entdeckung, die er mir mitgetheilt, den Gefühlen meines Herzens für Sie keinen Abbruch gethan hat.«

Edda hob ihr Auge rasch empor und schaute Carolinen mit einer an Erstaunen grenzenden Verwunderung an, der eine heimliche, noch in Schranken gehaltene Freude beigemischt war. »Dann hat diese Entdeckung also geringeren Eindruck auf Sie als auf Ihren Neffen gemacht?« fragte sie zögernd.

»O nein!« erwiderte Caroline, sanft und wehmüthig den Kopf schüttelnd, »sie hat gewiß nicht geringer auf mich gewirkt, als auf Franz, aber meine Gefühle wickeln sich mehr in meinem Innern ab, während sie bei ihm leicht nach außen sprudeln. Er ist jung, und ich bin alt, das ist der Unterschied zwischen uns.«

»So,« fuhr Edda mit einem glücklichen Lächeln fort, »also Ihren Gefühlen gegen mich hat das keinen Abbruch gethan? Sagen Sie mir das noch einmal.«

Caroline ergriff noch einmal die schöne Hand und küßte sie noch zärtlicher und länger als vorher, worauf

Edda auch Carolinens Hand nahm, sie gegen ihren Busen und dann an ihre Lippen preßte und leise seufzend sagte: »Ich danke Ihnen, das ist eine größere Freude und auch eine bedeutsamere Wohlthat für mich, als Sie sich vorstellen können.«

Als sie diese Worte aber gesprochen, schienen ihre Empfindungen sie für einen Augenblick zu übermannen. Sie stand von ihrem Platze hinter dem Tisch auf, trat mitten in das Zimmer und schritt hier schweigend und mit nachdenklich gesenktem Kopfe ein paar Mal auf und nieder.

Caroline stand auf und ging der in sichtbarer Gemüthsbewegung mit sich selbst Kämpfenden nach. Als sie sie mitten auf ihrem kurzen Wege erreichte, blieb Edda plötzlich stehen, und mit beiden Armen Carolinens Hals umschlingend, drückte sie sie sanft an sich und leitete sie so an den großen Sessel hin, der dicht am Fenster und zu dessen Füßen eine mit Sammet überzogene Fußbank stand.

Wider ihren Willen fast, aber geduldig dem Wunsche Edda's folgend, fand sich Caroline bald in dem Sessel sitzen, und ehe sie wußte, wie es geschah, kniete Edda bereits auf der Fußbank vor ihr, stützte ihre Arme auf die Kniee der Sitzenden und sah ihr nun mit unaussprechlicher Milde und Herzlichkeit in das sanfte und jetzt nur von stiller Verwunderung glänzende Auge.

»O, was thun Sie, meine Liebe,« sagte endlich Caroline, mit beiden Händen die Hände Edda's umfassend, »dahin

gehören Sie nicht. Kommen Sie, setzen Sie sich hier dicht neben mich auf diesen Stuhl!«

»O nein, o nein, lassen Sie mich hier,« bat Edda, »ich gehöre wohl hierher, denn ich komme heute zu Ihnen mit einer demüthigen Bitte.«

»Mit einer demüthigen Bitte? O, ich glaubte vielmehr, Sie wollten mir erzählen, was gestern Abend zwischen Ihnen und meinem Neffen vorgefallen ist?« sagte Caroline mit einer Art zaghafter Scheu, die bewies, daß sie das eigenthümliche Verhalten des jungen Mädchens nicht ganz begriff.

»Zwischen Ihrem Neffen und mir?« fragte Edda erstaunt. »O nein, darin irren Sie sich. Ich bin heute aus einem ganz anderen Grunde gekommen. Ich kam allein Ihretwegen und zum Theil auch meinetwegen – von Ihrem Neffen habe ich kein Wort mit Ihnen zu sprechen.«

Caroline sah die Redende mit großen Augen an. Sie wurde ganz irre in ihren Gedanken, die mit einem Mal weit von dem heutigen Ziele, der so sicher erwarteten Beichte abwichen. »Meinetwegen kommen Sie zu mir?« fragte sie mit immer wachsendem Erstaunen.

»Ja, liebe Caroline, Ihretwegen zuerst und dann meinetwegen, wie ich sagte. Doch nun lassen Sie mich ungehindert sprechen, wie es mir um's Herz ist, denn dies übervolle Herz muß sich endlich öffnen und ergießen, nachdem es so lange, von Kindesbeinen an, verschlossen gewesen ist. Ach, und da sage ich Ihnen zuerst, daß ich Sie im Stillen beobachtet und daß ich, nachdem ich

so viel von Ihnen gehört, Sie endlich recht, recht liebgewonnen habe. Und sehen Sie, da ich ein unabweisbares Bedürfniß nach einem liebevollen Herzen fühle, so habe ich mich zu Ihnen geflüchtet, denn Sie haben ein warmes Herz in der Brust, und nach solchem trage ich schon lange ein unwiderstehliches Verlangen. Ach, meine liebe Freundin, ich habe in meinem ganzen Leben Niemanden gehabt, dem ich so recht mit voller Seele vertrauen und dem ich so recht tief in die eigene Seele blicken konnte. In den letzten Jahren, als ich erwachsen war, stand freilich Miß Rosy Bruce, die Gesellschafterin meiner Mutter, mir zur Seite, der ich hatte vertrauen können, aber sie stand mir doch noch lange nicht nahe genug, und sie hatte wohl auch nicht die Gabe, mein volles, überfluthendes, vielfach gequältes Herz zu verstehen. In den letzten Wochen mag sie freilich Vieles errathen haben, was in mir vorgegangen ist, aber mitgetheilt habe ich ihr in Worten nichts, wie ich es jetzt mit Ihnen im Sinne habe. Ihnen nun will ich mich ganz enthüllen, denn Sie haben mein ganzes Vertrauen gewonnen. Ich will Ihnen die Hauptzüge aus meinem Leben erzählen, wie es bisher an mir vorübergerollt ist. Sie sollen dabei in alle Falten meines Innern und in die Geheimnisse meiner Familie blicken, mich und die Meinigen kennen lernen, und dann werden Sie mich vielleicht, wenn Sie mich liebenswerth finden, auch ein wenig liebgewinnen und mir manche üble Angewohnheit und Unart verzeihen, die ich, auch beim besten Willen dazu, noch nicht ganz habe ablegen können. Ach ja, in meinem Wesen liegt manche Härte und manches

Gebrechen, vor allen Dingen aber ein übermäßiges, zu stolzes Selbstvertrauen, das mich schon in manche Gefahr gebracht hat. Aber dafür kann ich nicht allein, man hat mich so gemacht, man hat mich verzogen und vielleicht – vielleicht hat man sich weniger um mich bekümmert, als es hätte geschehen sollen, und so bin ich wild und zügellos aufgewachsen, weil die rechte Aufsicht, die rechten Hände und die rechte Liebe fehlten, die allein ein junges Mädchen zügeln, regeln und zu dem machen können, was es sein soll und muß, wenn es seinen Standpunct in der Welt vollkommen ausfüllen will.

Was zuerst meine Erziehung im besonderen betrifft, so ist sie ganz gewiß nicht so gewesen, wie sie hätte sein sollen, noch viel weniger, wie sie hätte sein können. Man ließ mich zwar alles Mögliche lernen: Sprachen, Zeichnen, Malen und die gewöhnlichen Schulwissenschaften, aber es fehlt in Allem, wie gesagt, die rechte Liebe, die sanfte weibliche Hand, der weibliche Sinn, der, wie die Sonne die Keime aus der Erde lockt, so die guten Keime in einer kindlichen Brust weckt. So wuchs ich in dem schaalen Dünkel auf, daß ich etwas Großes und Mächtiges sei, weil mein Vater ein angesehener Mann, ein hochgestellter Beamter und meine Mutter die Tochter eines schottischen Lords war. So lernte und sah ich mancherlei, aber meinem verlangenden Herzen ward keine labende Speise geboten, und mein strebsamer Geist mußte sich ohne Nachhilfe auf seine eigene Schwungkraft verlassen. Leider aber zügelte man meinen Eigenwillen dabei nicht,

der oft genug über die Schranken sprang, die um die Existenz und das Wirken eines jungen Mädchens gezogen sind. Ich wurde eingebildet auf Vorzüge, die ich mir nicht selbst erworben, sondern die mir der blinde Zufall zugeworfen, und mein Character hätte darunter leiden können, wenn meine Natur mich nicht davor bewahrt und immer wieder auf die richtige Bahn geleitet hätte, sobald ich ein gutes Beispiel vor Augen bekam oder eine starke Hand meinen Starrsinn zu beugen unternahm.

Doch jetzt will ich Ihnen von meinen Eltern und zuerst von meiner Mutter erzählen, die leider eben so durch Schicksalsprüfungen wie durch Kränklichkeit und ihr phlegmatisches Temperament verhindert wurde, mir eben mehr als meine Mutter, das heißt die Person zu sein, die mir das Leben gegeben hat. Hiermit, war sie überzeugt, gegen mich ein für alle Mal ihre Schuldigkeit erfüllt zu haben, und nie hat sie die Neigung oder das Bedürfniß gefühlt, mir eine Freundin oder Führerin zu sein, wie es andere Mütter ihren Töchtern sind, da sie an nichts auf der Welt Antheil nahm, an nichts Interesse fand, als eben an ihrem Schmerz und ihrem Leid, auf das ich sogleich näher eingehen werde. Sie ist, wie gesagt, die Tochter eines reichen und völlig unabhängigen schottischen Edelmanns, der seine Kinder eben so wenig zu lieben und zu leiten verstand, wie es meine Mutter versteht. Er war so stolz auf seinen Namen, sein Herkommen, auf seinen großen Besitz und seine uralte Familie, daß er jedes in der Gegenwart erworbene Verdienst läugnete oder wenigstens nicht erkannte und daher nicht im

Geringsten die Neigung besaß, meine Mutter einem Ausländer zur Gattin zu geben. Ich weiß das von meiner Mutter selbst, die es mir einst in einer mittheilsamen Stunde erzählt und gerade diesen Umstand als die Hauptquelle ihres ganzen späteren Unglücks angegeben hat – eine Mittheilung, die ich nur Ihnen im herzlichsten Vertrauen wiederhole. So hat sie sich denn gegen ihres Vaters Willen – eine Mutter hatte sie nicht mehr – mit meinem Vater verheirathet und sich dadurch den Zorn und die Feindschaft ihrer ganzen Familie für ewige Zeiten zugezogen. Sie verließ das Land ihrer Geburt, nur von den guten Wünschen eines Oheims begleitet – Miß Rosy Bruce ist die Tochter eines Pächters desselben und ward ihr nach Kopenhagen nachgesandt – eines Oheims, der mit seinem älteren Bruder, meinem Großvater, in Zwiespalt lebte und der meine Mutter zu ihrem Unternehmen ermuthigt hatte, weil sie sein Liebling und jener Bruder der bitterste Feind seines Lebens war. Ach, aus dieser von ihrer eigenen Familie nie anerkannten Ehe ist leider auch kein Glück ersprossen. Weder meine Mutter paßte zu meinem Vater, noch dieser zu meiner Mutter, denn beide waren auf ganz verschiedene Lebensbasis gegründete Naturen und vielleicht nur ein augenblickliches leidenschaftliches Wohlgefallen hatte sie an einander gekettet, das ja so selten den Stürmen des ehelichen Lebens gewachsen ist. In ihren Anschauungen vom Leben, in ihren Urtheilen und Ansichten über Menschen und Dinge, kurz in Allem verschieden, haben sie in nichts Uebereinstimmung gefunden als allein in ihrem Schmerz, den sie bis

auf den letzten Tropfen mit einander haben auskosten müssen. Meine Mutter war nicht geschmeidig genug, um sich wie der Epheu um den starken Eichstamm, meinen Vater, hinaufzuranken, und dieser war in seiner selbstbewußten Stärke zu starr und ungelenkig, um sich voll Mitleid auf das arme schwache Rohr an seiner Seite niederzubeugen. In den ersten Jahren ihres Zusammenlebens haben sie sich geliebt – auf ihre Weise, denn meine Mutter kann eigentlich nicht lieben, da sie nicht das warme Herz des Weibes besitzt, welches allein das wahre Nest für die Liebe ist, und mein Vater konnte nur ein Weib gebrauchen, das eine Ueberfülle von dieser Liebe in sich schloß, um seine Härten zu schmelzen und sie immer wieder von Neuem an ihn zu verschwenden, da er alle Liebe um sich her gern einsog, aber nie wieder einen Theil derselben von sich gab. Denn auch er besitzt eine kalte, doch der Wärme bedürftige Natur und findet höchstens nur in Dingen seine Befriedigung, die allein für den männlichen Geist geschaffen sind, die seinen Ehrgeiz befriedigen und seinem Trieb nach den scheinbaren Gütern der Welt schmeicheln, da er für die wirklichen weder Sinn noch Auge hat.

So gingen diese beiden Menschen, die sich lieber nie auf Erden hätten begegnen sollen, jahrlang mit und neben einander her, ohne sich auch nur auf eine Stunde innig zu vereinen und geistig zu verschmelzen; nur das äußere Interesse der gegenseitigen Erhaltung verband sie, und darum ist ihre Ehe eben so unselig für sie selber, wie

kummervoll und traurig für mich, ihr einziges Kind, gewesen.

Ach, daß ich das sagen muß, ist sehr schmerzlich für mich, aber ich will Ihnen ja die Wahrheit enthüllen und Sie sollen mich richtig beurtheilen und meine Schwächen nicht allein in mir selber suchen, sondern als ein Resultat des Zusammenflusses von äußeren Umständen und Verhältnissen betrachten lernen, die an meiner Erziehung und der Ausbildung meines Herzens vieles verschuldet haben.

Meine Mutter habe ich übrigens nie anders, das heißt gesunder, thatkräftiger und theilnahmsvoller gekannt, als sie jetzt ist. Daher bin ich an ihr Leiden gewöhnt, das ich beklage, aber leider nicht ändern kann, denn ich bin nicht im Stande, den tiefen Schmerz zu verbannen, der seit Jahren an ihrem gemarterten Herzen nagt und vielleicht die Reue ist, in ihrer Jugend wider den Willen ihrer Familie sich ihrem Vaterlande und damit zugleich ihrem Vermögen entzogen zu haben, vielleicht aber auch die Sehnsucht, diese Heimat noch einmal wiederzusehen, aus der sie auf ewig verbannt ist, seitdem auch vor Kurzem ihr Oheim gestorben, und leider so plötzlich, daß er ihr nicht einmal das Erbtheil hat verschreiben können, welches er ihr einst auszusetzen versprochen hatte.«

Hier machte Edda eine Pause und sah Carolinen mit ihren großen Augen, die sich schon lange mit klaren Tropfen gefüllt hatten, schmerzlich bewegt an. Caroline weinte ebenfalls schon eine Weile im Stillen mit, und wiederholt hatte sie die vor ihr Knieende herzlich an sich gedrückt und ihr damit ihre Liebe versichert, so daß Edda zuletzt ohne alle Scheu und Zurückhaltung die tiefsten Geheimnisse ihrer Familie vor ihr enthüllte.

Als sie jetzt aber schwieg, beugte sich Caroline zu ihr nieder und küßte ihre Augen und ihre Stirn wiederholt, bis Edda ihre Lippen erhob und auch diese sich mit denen der Freundin zu einem langen Kusse vereinigten.

»Weiter, weiter, mein Kind!« drängte Caroline, die vor Begierde brannte, das Ende der Mittheilung Edda's zu hören, die sie unendlich zu interessiren und zu ergreifen schien.

»Ja,« fuhr Edda mit heller flammenden Augen fort, »ich will weiter reden und ich muß es sogar, denn Sie wissen ja noch gar nichts von meinem Vater, der mein Haupterzieher und Lehrer war, da er wohl empfinden mochte, wie sehr ich eines mich beschützenden Leiters bedurfte. Aber ach, auch ihm wurden bald durch äußere Verhältnisse darin Schranken gesetzt, und da er selbst in großes Leid gerieth, so hielt ich mich für verpflichtet, allmälig seine Trösterin und Beratherin zu werden, und so ward ich schon in frühen Jahren in das ernste Leben des Mannes eingeweiht, ohne das heitere meiner eigenen Jugend jemals kennen gelernt zu haben.

Hören Sie also. Mein Vater hatte sich von Jugend an der Diplomatie gewidmet, eine Laufbahn, die auf ihren verschlungenen Wegen mehr Schwierigkeiten bietet, als der große blinde Menschentroß in der Welt sich vorzustellen pflegt. Hat ein auf so weithin und allgemein sichtbarer Höhe stehender Mann, während sein Thun in geheimnißvollem Dunkel vor sich gehen muß, in großen Zeiten und unter glücklichen Umständen Erfolg, so staunt man ihn als etwas Großes an, streut ihm duftenden Weihrauch und setzt ihm eherne und marmorne Säulen. Hat er aber Unglück, fluthet die Strömung der Welt gegen ihn, schlägt sie sogar über seinem Kopf zusammen, so hohnlächelt man über ihn und beschimpft ihn, als hätte er nicht zur rechten Zeit den Winden und Wellen Stillstand geboten, die um das große Staatsschiff toben und seinen Organismus in's Schwanken bringen. Im Ganzen glaubt man, daß die Diplomaten auf Rosen gebettet seien und vor den übrigen Menschen zuerst alle Süßigkeiten von dem Kelch des Lebens abschlürfen; wie man sich aber in so vielen Dingen irrt, die man nicht genau kennt, so auch hier. Meinem Vater lächelte von Anfang an das Glück zu sehr, als daß es ihm auf die Dauer hätte hold bleiben können. Die Schmeicheleien des Glückes sind die trügerischsten und mein Vater gab sich leider schrankenlos diesen Schmeicheleien hin. Der Keim seines späteren Unglücks aber lag darin, daß er sich zu frühzeitig dem künstlichen und ränkesüchtigen Triebwerk der Parteien überließ und anfangs zu stolz und hoffnungsvoll auf den

hochgehenden Wogen einer scheinbar glücklichen Politik dahinfuhr. Wenn zwei verschiedene Parteien sich aber bekämpfen, so kann nur eine die Oberhand behalten und die andere muß sich ihr unterwerfen. Die unterliegende hat immer Unrecht und die herrschende immer Recht, weil sie die Gewalt in Händen behält; so ist es leider stets und überall in der Welt. Mein Vater stand lange Zeit an der Spitze der einen siegreichen Partei und galt für deren kühnsten Vorkämpfer. Aber da kam ein noch kühnerer, ehrgeizigerer Kämpe und überflügelte ihn mit seinen Plänen, seinen Absichten und Neuerungen. Weiter als mein Vater bisher gegangen war, konnte er als ehrlicher Mann nicht gehen, und da er mit jenem Ehrgeizigen, Kühnen nicht den Himmel stürmen wollte, ward er als ein Lauer, Halber, Schwacher verschrieen und die Woge, die ihn bisher getragen, begann zu sinken und er hatte die goldene Zeit seines Ruhmes hinter sich.

Die *fanatischen* Politiker Dänemark's sind die Todtengräber meines armen Vaters gewesen, wie sie einst die ihres armen Vaterlandes werden können, und hatten ihm bald mit eifrigen Händen seine Grube gegraben. Da regte sich auch der Widerspruchsgeist meines stolzen Vaters und er begann mit seinen Feinden auf ehrliche Weise zu kämpfen. Wohin dieser Kampf bei den bestehenden Verhältnissen führen würde, war klar. Man warf meinem Vater einen Wechsel seiner Gesinnung, Nachlaß in seiner Vaterlandsliebe, Trägheit in seiner amtlichen Thätigkeit vor und – er war gestürzt und gerade zu einer Zeit, wo meine Mutter die Beihilfe ihres Oheims in Schottland

verlor. Noch einmal versuchte mein Vater aus dem Wust und Schlamm der über ihn hereinbrechenden Unglückswege emporzutauchen und wieder das Steuer zu ergreifen, das seiner Hand eigentlich schon entglitten war. Aber da gerieth er in arge Conflicte mit sich selber, sein Herz konnte nicht zugeben, was von seinem Patriotismus verlangt wurde, den Weg der Vermittlung und Verständigung schnitt man ihm schnöde ab und, ehe er sich dessen klar bewußt ward, war er in die Ungnade seines Königs gefallen, dessen Ohr und Herz sich den Bestrebungen der siegreichen Partei geöffnet hatte.

Um meinen Vater aber doch nicht ganz sinken zu lassen oder vielleicht auch noch einigen Nutzen von seiner Arbeitskraft zu ziehen, gab man ihm einen Posten im Auslande, den man ihm in Kopenhagen mit glänzenden Farben schilderte; als er aber diese Farben mit nüchternen Augen bewundern wollte, waren sie ausgeblaßt, trüb und fleckig, und wie die geheime politische Mission, die man ihm anvertraut, eben so seinen Gefühlen wie seinen Ansichten widersprach, erkannte er erst die Tragweite und Mißlichkeit derselben, als er schon mitten in seiner neuen Wirksamkeit stand, die man ihm, als den letzten Gnadenrest, noch als das einzige Mittel hingestellt, um in einem Amte zu bleiben, was für ihn eine Lebensbedingung war, da er kein eigenes Vermögen besitzt.

Auf dieser Mission, meine liebe, liebe Caroline,« fügte Edda mit schmelzendem Blick und unbeschreiblicher Innigkeit hinzu, indem sie fest die Hände der Freundin erfaßte, »ist mein armer Vater jetzt begriffen, und wie

ich glaube, ja glauben muß, ist er nicht im Stande gewesen, seinen jetzigen Empfindungen und Gesinnungen zu widersprechen, das heißt, diese Mission so zu vollziehen, wie man in Kopenhagen es von ihm forderte und erwartete. So ist denn das Glücksschiff meines Vaters augenblicklich im Begriff, an dieser Missionsklippe, auf die man ihn vielleicht absichtlich lossteuern ließ, völlig zu scheitern. Ich sehe das mit jedem Tage klarer ein, wie er es auch schon lange vorausgesehen und mir im Geheimen verkündet hat. An meiner Mutter findet er keinen Trost, keinen Anhalt, und so bin ich seine einzige Stütze bisher gewesen. Mir allein hat er seine Kümmernisse anvertraut, und ich bin von Allem unterrichtet, da er die Ueberzeugung hegt, daß mein Herz wie ein stummer Sarg ist, in dem alle seine Sorgen schlafen. Ich bin, da ich meinen Vater kenne und trotz seines rauhen, kalten und abstoßenden Wesens ein warmes, nur erstarrtes Herz in ihm wohnen weiß, die einzige, die ihn nie verurtheilt hat, wie es die öffentliche Meinung und seine guten Freunde, die in der Regel unsere bittersten Feinde sind, oft genug gethan haben. Wahrlich, nicht wahr, er ist in keiner beneidenswerthen Lage, und nun sagen Sie mir, befinde ich mich nicht auch in einer drückenden Stellung zwischen diesem Vater und dieser Mutter? Aber – warten Sie noch einen Augenblick mit Ihrer Antwort – wie meine Stellung auch sein mag, ich werde unter allen Umständen meinem Vater zur Seite bleiben und ihn zu stützen und zu trösten suchen, und wenn ich auch kein mächtiger Stab sein kann, so will ich wenigstens der liebende Epheu sein,

der sich um seinen sinkenden Stamm klammert und ihn den harten und tiefen Fall nicht allein thun läßt. Das ist meine Aufgabe, meine gute Caroline, und nun sagen Sie mir, ob Sie dieselbe billigen?«

Vom tiefsten Mitgefühl durchdrungen und voll inniger Liebe und Bewunderung sich immer näher und näher zu Edda neigend, hatte Caroline die letzten Sätze der Erzählerin mit angehört. Als diese aber geendet, konnte sie erst keine Worte finden, um ihre Empfindungen auszudrücken; sie umschlang sie daher nur mit beiden Armen und drückte sie fest und liebevoll an ihre Brust. Endlich aber faßte sie sich und, sich im Sessel aufrichtend und ihre sanften blauen Augen in die ihr fragend entgegenblickenden Edda's senkend, rief sie:

»O Sie armes, gutes Kind! Wie sehr beklage ich Sie und wie nehme ich so recht aus vollem Herzen den innigsten Antheil an Ihrem Schicksal! O ja, ja, ich sehe und erkenne es, es giebt noch andere Leiden und Schmerzen, als ich sie in meinem Leben erduldet, und ich bin nicht die Einzige gewesen, die in ihrer Jugend traurige Erfahrungen gemacht hat. Aber ob ich Ihre Aufgabe billige? O, wie sollte ich nicht! Es ist ja etwas Edles, was Sie thun, indem Sie Ihrem Vater der einzige Trost auf Erden zu sein sich bemühen!«

»Meinen Sie?« rief Edda frohlockend. »Nun, dann bin ich zufrieden! O, ich habe mir wohl gedacht, daß Sie mich verstehen und trösten würden, und so bin ich also nicht vergeblich zu Ihnen gekommen. Doch nun kennen Sie mich ganz, ich habe Ihnen nichts Wichtiges aus

meinem früheren Leben verhehlt. Bin ich denn nun ein so stolzes und hochmüthiges Weltkind, für welches mich viele oft gehalten haben, oder hat die Natur recht an mir gehandelt, daß sie mir einen festen Sinn und Willen gab, damit ich den Feindseligkeiten des Lebens um so stärkeren Widerstand entgegensetzen könnte?«

»Nein, liebe Edda, ich halte Sie nicht für stolz und hochmüthig, nachdem ich Sie besser kennen gelernt, obwohl ich früher der Meinung war, daß Sie die vornehme Dame wohl ein bißchen zu stark zu Tage treten ließen. Ihren festen Sinn und Willen aber erkenne ich an, der ist unter Umständen sogar ein Schild gegen manche Gefahr und kann eine Tugend werden, wenn er von der rechten Einsicht und Vernunft gemäßigt wird. Ihnen wenigstens ist er ein starkes Bollwerk gegen manche stürmische Lebenswoge gewesen.«

Caroline schwieg, und beide Frauen nickten sich herzlich und wie zwei Freundinnen zu, die vollkommen mit einander einverstanden sind. Da aber nahm Edda's Antlitz plötzlich einen ganz anderen Ausdruck an, und ihr Wesen schien von einem neuen Impulse befeuert und gehoben zu werden. Ihre Wangen färbten sich mit purpurner Gluth, und indem sie sich fest an Carolinens Brust schmiegte, flüsterte sie mehr als sie sprach mit fast unwiderstehlicher Innigkeit:

»Ich danke Ihnen für Ihre Liebe und bin jeden Augenblick bereit, Ihnen mit gleicher Liebe entgegenzukommen, aber – eine Bitte habe ich nun doch noch, und Sie selbst haben mich darauf gebracht. Sie sagten vorher zu

mir, Sie hätten in Ihrer Jugend auch Leiden ertragen und bittere Erfahrungen gemacht. O, seien Sie eben so aufrichtig gegen mich, wie ich es gegen Sie war, und wie ich Ihnen meine Lebensgeschichte in allgemeinen Umrissen erzählt habe, so erzählen Sie mir die Ihrige mit allen Leiden und Freuden, vielleicht kann ich Ihnen als Fremde besserer Trost als alle die Ihrigen sein!«

Caroline befreite sich mit sanfter Gewalt aus den sie umschlingenden Armen Edda's und lehnte sich schwerathmend in ihren Sessel zurück. Ueberrascht sah sie die schöne Bittende an, deren Brust wogte und deren dunkles Auge noch immer mit überredender Innigkeit an den ihrigen hing. Nach einigem Besinnen aber sagte sie:

»O nein, mein Kind, das können Sie nicht, wenn Sie es auch recht ernstlich wollten. Ich habe den besten Tröster schon in der Zeit gefunden, und die Meinigen sprechen über das Leid, welches hinter mir liegt, gar nicht mehr, da sie es als ein von mir längst überwundenes betrachten, was es auch ist. Ueberdies ist es ein ganz anderes als das Ihre, ein viel gewöhnlicheres und fast alltägliches, und daher dürfte es nur wenig Interesse für Sie bieten.«

»O, Sie wissen ja nicht, wie ich mit Ihnen empfinde!« rief Edda in viel belebterer Weise als vorher. »Ich möchte es doch gar zu gern wissen. Schließt es denn ein schwereres Geheimniß ein als das, was ich Ihnen anvertraut?«

»O nein, mein liebes Kind, ein Geheimniß liegt durchaus nicht darin, und es betrifft mich nur ganz allein.«

Edda's verführerische Augen drangen mit noch größerer Innigkeit in Carolinens Augen, und ihre Lippen legten sich sanft auf die ihren, gerade so, wie Caroline sie vorher geküßt. Als sie aber bei dieser schweigenden Liebkosung bemerkte, daß Caroline allmälig weicher wurde, und daß ihre Wimpern sich bereits mit kleinen heißen Tropfen füllten, rief sie:

»O, Sie haben nur kein Vertrauen zu mir, liebe Freundin, und ich habe Ihnen doch mein ganzes Herz aufgeschlossen!«

Caroline war dergestalt von dem Gegenstande hingerissen, den Edda so klüglich in das Gespräch gezogen, daß sie über die Wahrheit der letzten Behauptung des jungen Mädchens nicht weiter nachdachte. »O ja, meine Liebe, auch ich habe Vertrauen zu Ihnen,« sagte sie, »und – und – wenn Sie es durchaus verlangen, will ich es Ihnen dadurch beweisen, daß ich Ihren Wunsch erfülle. Aber mein liebes Kind, meine Geschichte ist überaus kurz und mit wenigen Worten zu erzählen. Mein Mißgeschick bestand allein in einem Irrthum meines Herzens. Mein Leben war dadurch verfehlt, daß ich eine Neigung, eine Liebe empfand, wo ich sie nicht hätte empfinden sollen. Ach, Edda, ich liebte, nicht heftig und leidenschaftlich, aber innig und dauerhaft, und wenn diese Liebe bei mir auch für eine Ewigkeit Stand gehalten hätte, mir – mir wurde sie nicht bewahrt – der schöne Traum in mir zerrann, noch ehe ich einen Tropfen Wirklichkeit gekostet, und es blieb mir weiter nichts übrig, als meine Liebe mit Gewalt aus dem Herzen zu reißen.«

»O, das ist ja schrecklich! Wie kam denn das? Drängte sich ein Unberufener zwischen Sie und Ihren Geliebten und störte den schönen Bund?«

»Ach nein, mein Kind, kein Unberufener störte ihn. Der Mann, der mich zu lieben vorgegeben hatte, und den ich so unbeschreiblich innig wieder liebte, er selbst zog sich von mir zurück und ließ mich in der großen, übervollen Welt allein, denn ohne ihn war ich ja nichts!«

»Ah, ich verstehe!« rief Edda. »Sie liebten einen Mann, der Ihrer Liebe nicht werth war, der Ihre unschuldigen reinen Gefühle nicht nach ihrem ganzen Umfang erkannte und würdigte und Sie vielleicht für etwas Anderes hingab, was mehr sein Auge bestach als sein Herz erwärmte, wie?«

Caroline sah die Redende mit verwunderungsvollen Augen an. »Wie kommen Sie auf diese Gedanken, Edda?« rief sie voller Staunen.

»O, ich vermuthe es nur,« sagte diese, ihre Hast etwas mäßigend, und dabei die verrätherisch glühenden Augen niederschlagend. »Das kommt ja so häufig vor, und der Schmerz, der in so sanften Linien auf Ihrem Gesicht ausgeprägt liegt, weil er wahrscheinlich auch in Ihrem Herzen sanft nachschwingt, hat mich auf diese Gedanken gebracht.«

»Sie sind eine scharfe Beobachterin, Liebe, ich hätte das kaum gedacht. Aber Sie haben Recht, in ähnlicher Weise verhält es sich bei mir.«

»Waren Sie noch sehr jung, als Ihnen dies Unglück begegnete?«

»Ach, mein Kind, ich war nicht viel älter, als Sie es jetzt sind.«

»O, das ist bitter. Und wo ist es geschehen? Darf ich den Ort nicht wissen?«

»Es geschah zu Harup, einem Gute in Schleswig in der Nähe von Apenrade.«

Edda schlug die Augen nieder. »So,« sagte sie leise, »den Namen des Mannes mag ich nicht wissen, aber er war ein Schleswiger, nicht wahr?«

Caroline umfaßte Edda, zog sie an ihre Brust und ließ bei dieser Umarmung die kaum verständlichen Worte hören: »Nein, Edda, er war kein Schleswiger, es war vielmehr ein Landsmann von Ihnen – ein Däne!«

Edda seufzte und küßte Carolinens Hände. »Haben Sie Ihren Geliebten nie wiedergesehen?« fragte sie, das Auge nur mit Mühe erhebend, nach einer Weile.

»Nein, nein, und das war sehr gut, denn bei seinem zufälligen Anblick würde der überwundene furchtbare Schmerz noch einmal mein Herz ergriffen und mich in einen neuen Kampf gestürzt haben. Gehört habe ich später freilich von ihm, und so oft seiner in meiner Gegenwart Erwähnung geschah, krampfte sich mir die Brust zusammen, und ich war unglücklich, wie nur ein Weib es sein kann, das nie, nie die Liebe zu einem Manne aus dem Herzen reißen kann, wenn es sein Bild einmal als Ideal für sein ganzes Leben darin aufgenommen hat.«

Edda's Augen strahlten, wie vom innigsten Mitgefühl. »Lebt denn dieser Ihr ehemaliger Geliebter noch?« fragte sie nach einigem Besinnen, »und ist er wohl ohne Sie glücklich geworden?«

»Daß er lebt, glaube ich, und Gott erhalte ihm sein Leben lange, lange. Ob er aber glücklich geworden, das weiß ich nicht, doch hoffe und wünsche ich es, denn ich habe Gott alle Tage gebeten, ihm Freude zu geben.«

Edda drückte sich fest an Carolinens Busen, und so liegend, sagte sie sanft: »Wir wollen annehmen, daß Ihr Gebet erhört worden ist, dann ist doch wenigstens eines von Ihnen glücklich geworden!«

»Wie so, mein liebes Kind?« fragte Caroline verwundert. »Sie halten mich doch etwa nicht für unglücklich, weil ich bisweilen still und trübe bin? O nein, das bin ich nicht, und ich wäre undankbar, wenn ich mich beklagen wollte. Freilich bin ich auf meine eigene Weise glücklich geworden, denn Ruhe und Zufriedenheit wohnen in meiner Brust, und ich habe einen Bruder, und dieser Bruder hat einen Sohn, die beide herrliche und vortreffliche Menschen sind und mir das Leben auf jede Weise versüßen.«

»Das ist ein großes Glück, und Sie sind in der That nicht zu beklagen! Wer weiß, ob Ihr ehemaliger Geliebter nicht weit mehr zu leiden hat.«

»Wie meinen Sie das?« fuhr Caroline fast erschrocken auf.

»O, ich denke es mir nur so. Wer weiß, ob er glücklich geworden ist! Stellen Sie sich nur vor, er sei es nicht und

habe längst das bittere Unrecht, welches er Ihnen einst gethan, eingesehen. Stellen Sie sich ferner vor, das Gefühl dieses Unrechts, was ihm erst allmälig zum Bewußtsein gekommen, habe ihm das ganze Leben verbittert, er habe erkannt, daß er gerade dadurch, daß er Sie verließ, sein Lebensglück verfehlt, und daß es vielleicht nicht die Liebe, sondern eine Art Verzweiflung an sich selber war, was ihn in seine spätere Lage brachte –«

»Halten Sie ein!« unterbrach Caroline die langsam und mit Bedacht Redende. »Sie erschrecken mich, Kind! Wie kommen Sie auf solche Gedanken?«

»Ganz einfach dadurch, daß ich Ihr Schicksal aus Ihrem eigenen Munde höre und dabei an das des Mannes denke, den Sie einst geliebt. O wie schrecklich muß in diesem Fall das Schicksal dieses Mannes sein, nicht wahr?«

»O gewiß, gewiß, mein liebes Kind!«

»Sehen Sie wohl! Er verdiente wirklich Mitleid, wie ich die Sache ansehe. Aber Sie hassen ihn wohl immer noch?«

»Hassen? Ich? Wie könnte ich das? Ich habe ihn ja nie gehaßt, ihm im Gegentheil seinen Fehltritt gegen mich schon lange verziehen.«

»Wirklich? So großmüthig wären Sie gewesen?«

»Ist denn das Großmuth, meine Liebe? Das ist ja nur ein natürliches weibliches Gefühl, und ich konnte nicht anders als nach meinem Gefühl handeln.«

»O, dann sind Sie ein gutes, edles Weib! So, gerade so habe ich Sie mir gedacht, und darum auch Ihnen meine

Liebe und mein Vertrauen geschenkt. Ja, Sie thaten recht, daß Sie dem Manne Ihrer Liebe verziehen. Wer weiß, was er für sein Unrecht gelitten hat! Vielleicht ist er von Anderen eben so getäuscht worden, wie er Sie getäuscht hat, denn das Schicksal, sagt man, sei gerecht, und wenn es seine Strafe auch spät verhänge, einmal verhängt es sie doch. Wenn Sie aber Ihrem Geliebten noch einmal im Leben begegneten, würden Sie ihm dann die Verzeihung, die Sie bis jetzt blos empfinden, auch in Wahrheit angedeihen lassen und zu erkennen geben?«

»O mein Gott, mein Kind, das hoffe ich nicht nöthig zu haben. Unsere Wege sind weit aus einander gegangen und treffen sich wohl niemals wieder.«

»Wenn er Ihnen nun aber doch noch einmal begegnete?«

»O, dann, dann wäre er meiner Verzeihung immer gewiß!«

»Das ist edel von Ihnen!« sagte Edda mit fester und ausdrucksvoller Stimme, »und nun danke ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Wir sind jetzt Vertraute für's ganze Leben geworden, nicht wahr?«

Sie hatte sich bei den letzten Worten erhoben und ihre Arme gegen Caroline ausgebreitet, die sich nun auch langsam erhob. Caroline breitete die ihrigen ebenfalls aus, und beide Frauen schlossen sich fest an einander, und ihre Lippen begegneten sich wiederholt.

Nach einer Weile aber machte sich Edda sanft aus der festen Umschließung Carolinens los und ließ wie zufällig ihren Blick auf die Uhr fallen.

»O Gott!« rief sie, »es ist schon beinahe sechs Uhr, und ich habe ganz und gar meine arme Mutter vergessen!«

»So gehen Sie zu ihr, Liebe, und trösten Sie sie, wie wir uns getröstet haben.«

»Ja, das will ich. Wir aber sind Freundinnen, nicht wahr? Und daß ich mich in Ihr Vertrauen gedrängt, verzeihen Sie mir. Ich stelle mich immer gern zwischen zwei feindliche Parteien und spiele die Vermittlerin. Das ist ein herrliches und ächt weibliches Geschäft. Und in diesem Fall war ich besonders dazu verpflichtet, denn Ihr treuloser Geliebter war ja mein Landsmann, und man muß immer und überall für die Seinen kämpfen.«

Caroline sah das junge Mädchen wieder erstaunt an. »Aber was wollten Sie denn hier vermitteln?« fragte sie. »Wo sind denn hier zwei feindliche Parteien?«

»In Wirklichkeit sind sie nicht vorhanden,« versetzte Edda lächelnd, »aber sie konnten doch in Ihrem Herzen sein. Nun weiß ich aber, daß auch Ihr Herz nicht zürnt, daß Sie wenigstens den Frieden und die Versöhnung in sich tragen, und das genügt mir – ich bin mit meinem Besuche bei Ihnen sehr zufrieden.«

Caroline versuchte ebenfalls zu lächeln, und obwohl es ihr nicht recht gelang, sagte sie: »Ich denke es auch sein zu können.«

Da aber sagte ihr Edda schon Lebewohl, und hastig ihren Hut aufsetzend und sich kaum Zeit nehmend, die Handschuhe anzuziehen, hatte sie sie noch einmal geküßt und war dann rasch aus der Thür getreten, während Caroline, die von innerer Aufregung und dem Gespräch

erhitzt war, im Zimmer zurückblieb. Kaum aber war sie wieder allein, so fiel ihr ein, daß diese Beichte einen ganz anderen Gegenstand gehabt und einen durchaus anderen Verlauf genommen habe, als sie vermuthet hatte.

»O mein Gott!« sagte sie zu sich, »ich habe ja an meinen armen Franz gar nicht gedacht!«

Einen Augenblick blieb sie mitten im Zimmer stehen und dachte, die Stirn an die Hand gelegt, über irgend etwas nach. »Nein, nein,« sagte sie dann, »und wenn ich sie auch nicht nach ihrer Liebe zu Franz gefragt und sie mir nicht ihre Liebe zu ihm gestanden hat – sie kann weder mich noch ihn täuschen, und sie wird sich erst von unseren Verhältnissen haben unterrichten wollen, ehe sie ihm und mir ein Bekenntniß ablegt. Das aber ist eigentlich mehr seine Sache als meine, und am Ende ist es recht gut, daß es gerade so und nicht anders gekommen ist.«

Drittes Kapitel. Bruder und Schwester.

Durch den dreistündigen Besuch, das viele Sprechen und die Gemüthsbewegungen, welche die eben beendigte Unterhaltung hervorgerufen hatte, fühlte sich Caroline, als sie nun wieder allein in ihrem Zimmer war, bei Weitem mehr angegriffen, als sie sich anfangs selbst eingestehen mochte, und so folgte sie einem natürlichen Bedürfniß und legte sich auf ihr Sopha, nicht sowohl um zu ruhen, wie sie sich vorredete, als um so gemächlicher über einzelne Puncte in der beklagenswerthen Lage Edda's ihren Eltern gegenüber nachzudenken, die ihr in der Schilderung derselben besonders aufgefallen. Allein, so

inniges Mitleid sie auch mit dem Schicksal des lieben Mädchens empfand, das persönliche Interesse, welches der zweite Theil der Unterhaltung in ihr geweckt, überwog jenes Gefühl der Theilnahme an einem fremden Geschick um ein Bedeutendes, und Carolinens Gemüth war von ihren eigenen Erlebnissen zu tief bewegt, als daß sie sich zuletzt und gar den traurigen Erinnerungen hingegeben hätte, die Edda durch ihre lebhaften Fragen aus dem Schlummer zu wecken verstanden hatte. Da war es denn sehr natürlich, daß Caroline mit ihren Gedanken wieder ihre Jugendzeit zurückkehrte und daß ihr Herz noch einmal von den bitteren Empfindungen gepackt wurde, die in ihrer Brust nur tief geschlummert hatten, nie aber ganz daraus vertrieben werden konnten. Alle Gestalten, die jene längst entschwundene Zeit belebt, traten jetzt plötzlich, wie zu neuem Leben erwacht, vor ihre Seele, und der alte Schmerz ward aufgefrischt, die alten vernarbten Wunden öffneten sich wieder und bluteten in langsam rinnenden Tropfen nach, deren jedem in ihrem Auge eine heiße Thräne folgte, bis diese endlich so reichlich flossen, daß sie nothwendig eine Erleichterung für das bedrückte Herz herbeiführen mußten.

Als sie aber, nach einer halben Stunde stillen Weinens, den alten Frieden allmälig wieder in ihr Herz einziehen fühlte, wurde sie, noch immer auf dem Sopha liegend, von ihrem Bruder überrascht, der früher als sie vermuthet, von der Wengern-Alp zurückgekehrt und so still vor

das Haus geritten war, daß Caroline, die sonst so aufmerksam seiner Ankunft entgegensah, nichts davon gemerkt hatte.

Doctor Marssen, der mit seinem gewöhnlichen ernstheiteren Gesicht in das Zimmer trat, ward von dem unerwarteten Anblick, der sich ihm hier bot, sichtbar betroffen. Im ersten Moment dachte er, Caroline befinde sich unwohl, aber dem entsprach doch ihre selten getragene Kleidung nicht, und als sie sich nun bei seinem Eintritt rasch aufrichtete, ihm mit offenen Armen entgegeneilte und, wieder in leises Weinen ausbrechend, an sein Herz sank, da sagte ihm eine innere Stimme, daß keine körperliche Krankheit, wohl aber ein geistiges Leid die Schwester in seiner Abwesenheit heimgesucht habe.

»Caroline,« redete er sie mit seiner ermuthigenden Stimme an, als sie eine Weile an seiner Brust geruht und dann, seiner leitenden Hand folgend, sich neben ihn auf das Sopha gesetzt hatte, »was sehe ich! Ich komme so munter und froh zurück, froh, daß ich wieder bei Dir bin, und finde Dich in Thränen! Warum das? Was ist vorgefallen? Sprich und laß mich nicht länger in Unruhe darüber.«

Caroline trocknete sich Augen und Wangen und sah dabei ihren Bruder mit wehmüthigem Lächeln an, der fast schon errathen hatte, was ihr einmal wieder in die Gedanken gekommen war. »Verzeih,« sagte sie sanft, »daß ich Dich so empfange, aber es lag wahrhaftig nicht in meiner Absicht, und ich bin nur durch einen Zufall

dazu veranlaßt worden. Habe Geduld, ich will Dir ja mittheilen, was mir begegnet ist, aber ich muß mich erst sammeln, es schwirrt mir alles im Kopfe herum, und ich weiß nicht, wo ich den Anfang und das Ende finden soll.«

»So beruhige Dich erst ganz,« versetzte der treufeste Bruder mit Theil nahmvoller Miene, »ich habe Geduld genug und an Zeit und gutem Willen fehlt es mir auch nicht.«

»Ich weiß es, ich weiß es, und nun kann ich Dir wenigstens den Grund meiner Thränen angeben. Ich bin einmal wieder in Schleswig und ein Mädchen von zwanzig Jahren gewesen.«

Doctor Marssen schüttelte, leise vor sich hin murmelnd, den Kopf. »O, o,« sagte er, »ich dachte schon, Dir wäre ein neues Unheil begegnet. Also das ist es und weiter nichts? O, laß doch das alte schlafen, Schwester, die Todten erweckt kein Gott zum Leben – auf dieser Welt wenigstens nicht. Aber wer oder was hat denn Deine Gedanken wieder nach Schleswig und in Deine Jugend zurückgelenkt? Wer es auch gewesen sein mag, es war nicht freundlich von ihm.«

»O doch, o doch, Leo, höre mich nur erst an. Ich habe heute Nachmittag einen langen und angenehmen Besuch gehabt, aber was er mir brachte, hatte ich allerdings nicht erwartet. Auch wirst Du nicht errathen, welcher – welcher Nation derselbe angehörte.«

Doctor Marssen hob seinen Kopf in die Höhe und sein scharfblickendes Auge drückte die gespannte Aufmerksamkeit aus, mit der er ihren weiteren Eröffnungen entgegensah. »Welcher Nation?« sagte er, äußerlich zwar ruhig, aber doch mit etwas stärkerer Bewegung seines Herzens. »Du machst mich neugierig. Sprich!«

Caroline sah ihn erst forschend an, senkte dann den Blick vor seinem scharfen Auge und sagte, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte: »Es war eine Dänin aus Kopenhagen.«

»Wie,« rief ihr Bruder, »eine Dänin aus Kopenhagen? Das ist ja seltsam. Wie hängt denn das zusammen? Wer war es?«

Caroline wollte eben weitläufiger zu erzählen beginnen, da führte die natürliche Ideenverbindung ihre Gedanken plötzlich auf Franz zurück. »Ach Gott!« rief sie, »der arme Junge, der Franz, den habe ich ganz vergessen, und nun sitzt er noch immer in seinem Atelier und erwartet mich, da ich ihn selbst daraus abzurufen versprochen habe.«

»Laß ihn warten!« sagte Doctor Marssen ernst, der solche unwillkürlichen Absprünge, wie er eben einen vernahm, nicht leiden mochte und ein Gespräch immer gern in einer Richtung bis zum Ziele verfolgte. »Erst sage mir, was Du mich wissen lassen willst, und dann gehe zu Franz, wenn Du mit ihm zu thun hast. Ich bitte um die Fortsetzung Deiner ersten Mittheilung.«

»Ja, ja doch, Leo, aber Franz steht ja damit in inniger Verbindung.« Und nun erzählte sie dem aufmerksam zuhörenden Bruder, was ihr Franz an diesem Morgen vom Balle berichtet, ohne jedoch seiner Herzensbeichte Erwähnung zu thun, wozu sie den rechten Moment noch nicht gekommen glaubte. So wußte denn der Doctor sehr bald, was der Senator seinem Sohne auf dem Ball enthüllt hatte, und nun wurden ihm plötzlich vielerlei Anspielungen klar, die er selbst aus dem Munde des Ersteren vernommen, die er sich aber bis dahin in keiner Weise hatte deuten können.

So ruhig Doctor Marssen's Gemüth und so fest seine Entschlossenheit war, er wurde dennoch durch diese unerwartete Mittheilung seiner Schwester einigermaßen bewegt. Allein bald hatte er wieder seine ganze Ruhe erlangt, und so sagte er:

»Also so hat sich das Incognito der schönen Schottin und Reisegefährtin enthüllt! Mag sein, aber mir will die Art und Weise dieser Enthüllung eben so wenig wie der Ort, wo sie geschah, nicht ganz gefallen, der Senator hätte dem armen Jungen nicht sein Vergnügen stören sollen. Denn es hat ihn doch gewiß stutzig gemacht, nicht wahr?«

»O und wie! Das kannst Du Dir denken. Er war ganz außer sich, mehr unsertwegen als seiner selbst willen, da er sich ja sagen mußte, daß uns nun sein Verkehr mit jener Dame möglicherweise nicht ganz angenehm sein dürfte.«

Doctor Marssen dachte längere Zeit schweigend nach. »O,« versetzte er endlich, »was das betrifft, Caroline, so darf man nicht voreilig sein und am wenigsten ein vielleicht sehr ungerechtes Vorurtheil gegen diese Leute oder gar gegen dieses junge Mädchen fassen. Nein, nein, das dürfen wir nicht,« fuhr er fort, als er Carolinen freundlich und zufrieden lächeln sah, während sie mit dem Kopfe dabei nickte. »Es ist allerdings nicht angenehm, daß wir dadurch an unsere ein für alle Mal überwundene Vergangenheit erinnert werden, aber gegen die junge Dame hast Du Dich doch dadurch nicht einnehmen lassen, die Dir ja so wohl gefiel, nicht wahr?«

»O ganz gewiß nicht, lieber Leo, und sie war ja gerade heute Nachmittag hier und legte mir offen und ehrlich ihre traurige persönliche Lage dar, indem sie Trost bei mir suchte, den sie bei ihrer geistesschwachen Mutter nicht finden kann –«

»Du hast ihr doch den Trost gegeben?«

»Ganz gewiß, und da kamen wir eben auf meine Vergangenheit zu sprechen. Sie fragte bald nach diesem, bald nach jenem, und endlich tauschte ich ihr Vertrauen mit dem meinen aus, und da hast Du den ganzen Grund der Aufregung, in der Du mich vorher fandest.«

»So, so. Also das ist es gewesen! Merkwürdig, was immer vorfällt, wenn man nicht zu Hause ist! Was erzählte Dir denn diese Edda von ihrem Vater?«

»Sie sprach sich nicht ganz klar darüber aus, obgleich sie seine kritische Lage zugestand. Wenn ich aber Franzens Mittheilungen damit zusammenhalte, so ist er auf

einer geheimen Mission begriffen, die dazu dienen soll, hier und überall Sympathieen für Dänemark zu erwecken und –«

Doctor Marssen ließ sie nicht aussprechen, denn er lachte laut, was bei ihm eine seltene Erscheinung war.

»Haha! Die Toren und Blinden in Kopenhagen,« rief er, »was bilden die sich nicht alles zu vermögen ein! Ja freilich, die Herren Dänen können Quellen in der Wüste nach Gutdünken ersprießen lassen und gewappnete Heerscharen vom Himmel herunterholen! Aber in der Schweiz durch einen Mann, wie Franz ihn uns geschildert, der so hochmüthig wie stumm und so kalt wie spröde ist, Sympathieen für den Danebrog wecken zu wollen, das ist zu lächerlich. Haha! Caroline, nimm es mir nicht übel, daß ich Dich auslache, aber ich kann nicht anders.«

»Du hast mich nicht richtig verstanden, oder ich habe mich vielleicht auch nicht richtig ausgedrückt,« entgegnete Caroline mit Eifer. »So, wie Du es aufnimmst, habe ich es nicht gemeint. Nicht die Schweizer selber soll er für Dänemark gewinnen, sondern nur auf der Reise durch die Schweiz und während seines Aufenthaltes daselbst mit einflußreichen Männern aus aller Welt zusammentreffen. Und diese soll er sondiren und vielleicht für ein Ziel gewinnen, das man in Kopenhagen jetzt verfolgt.«

Doctor Marssen's Gesicht nahm einen ernsteren Ausdruck an, und er seufzte laut. »Ach ja,« sagte er, »ich weiß das schon lange, Liebe, aber es wird nicht gelingen. Ich habe über diese Dinge bisher noch nicht mit

Dir gesprochen, denn Du kümmerst Dich ja um die leidige Politik nicht sonderlich, was ich auch billigen muß. Aber da einmal die Rede darauf kommt, so will ich Dir sagen, was ich in den Zeitungen gelesen und vom Senator Dannecker und von anderen einsichtsvollen Männern gehört habe. Friedrich VII. von Dänemark, vom Kopenhagener Pöbel und dessen überweisen Stimmführern gedrängt, von seiner nächsten Umgebung, die Dänemark für das einzige vom Himmel gefallene und von Gott beschützte Land hält, beherrscht und aus einer Klemme in die andere, aus einer fanatischen Leidenschaft in die andere getrieben, hat in seinem rauschartigen Uebermuth beschlossen, eine Verfassung vom Stapel laufen zu lassen, durch welche Schleswig ein für alle Mal in das dänische Reich einverleibt werden soll. Daß diese Gewaltthat, die eben alle Rechte und Gesetze Schleswigs umstößt, nicht gutwillig von dem Lande, von dem deutschen Volke und den deutschen Fürsten hingenommen werden wird, wissen die Herren da oben recht gut und daher fürchten sie sich und treffen alle möglichen Vorkehrungen, die Stimmung in Deutschland zu sänftigen und den übrigen Ländern Europa's Dänemark's tugendhafte Genügsamkeit vor Augen zu führen, vor allen Dingen aber jene Gewaltthat als ein überaus gnädiges und sanftes Beruhigungsmittel für das ganze Reich erscheinen zu lassen. So hat man denn wirklich Männer nach allen Orten der Welt ausgeschickt, die nicht allein jenes dänische Evangelium predigen, sondern auch horchen sollen, was die Welt darüber denkt, und die bei günstiger Gelegenheit

unter der Hand ein goldenes Gewicht in die Wagschale zu legen angewiesen sind, wenn sie sich nicht schnell genug zu Dänemark's Gunsten senkt. Aber, meine Liebe, ich will Dir vorhersagen, was geschieht, denn das leuchtet dem einfachsten Menschenverstand schon im Voraus ein. Mögen diese klugen und reichbegabten Abgesandten horchen und spioniren, auf die Presse wirken und Sympathieen erregen, so viel sie wollen, der Zweck, um dessen willen das Alles geschieht, wird nie und nimmer erreicht werden. Jene in der Luft schwebende Verfassung, die Schleswig Dänemark einverleiben, das heißt, die geborene Deutsche zu Dänen machen soll, wird nie eine Wahrheit werden und aus der Luft wie eine flüchtige Seifenblase auf die Erde fallen und zerplatzen. Dänemark hat sich diesmal in dem deutschen Geist und Willen verrechnet. Die Jahre 1848 und 49 werden ein Kinderspiel sein gegen das, was kommt; ganz Deutschland wird sich erheben, und Dänemark wird zu spät einsehen, daß es einen Kampf heraufbeschworen, dem es nicht gewachsen ist, trotz aller Sympathieen der Welt, und daß es die Schmach, die es anderen bereiten will, allein hinunterwürgen muß.«

Doctor Marssen, der selbst fühlte, daß er warm geworden war, hielt plötzlich im Reden inne und lächelte seine Schwester mit unendlich freundlicher Miene an. »Doch sieh,« fuhr er ruhiger redend fort, »wohin wir da mit einem Male gekommen sind! Wir politisiren, Schwester,

und das liegt uns doch Beiden sehr fern. Ja, mag Dänemark thun, was es will und für ersprießlich hält, was haben wir damit zu schaffen? Was geht uns die Politik der ganzen Welt an? Ueber diesen häklichen Berg voller Klippen und Abgründe sind wir lange gestiegen und leben in Ruhe und Frieden im Bödeli, nicht wahr? Ja freilich – doch nun sage mir, was hat das Alles mit unserm Franz zu thun? Hat jener Mann etwa auch die Absicht gehabt, in unsers Jungen Brust den Samen seiner dänischen Sympathieen zu pflanzen und ihn für den Danebrog zu begeistern, indem er ihn von der Hand seiner schönen Tochter schwingen läßt?«

Caroline wurde bei diesen Worten feuerroth und wandte ihr Gesicht von dem des Bruders ab. Plötzlich aber richtete sie es wieder zu ihm hin, und mit ihrer Hand die seine ergreifend, sagte sie mit ihrer sanftesten und eindringlichsten Stimme: »O, lieber Leo, mische doch nichts Scherzhaftes mit Ernstem. Es liegt wirklich etwas Wahres in Deinen Worten, obgleich von dänischen Sympathieen bei Franz gar keine Rede sein kann.«

»Nun, nun,« versetzte der Doctor, da sie tief aufathmend schwieg, »sprich Dich nur aus – es ist also wirklich etwas Ernsthaftes im Werke?«

»O Leo, guter Leo, merkst Du denn das nicht?« rief Caroline aus, »Du hast mir immer nicht glauben wollen, als ich Dir sagte: mit dem Herzen unsers Jungen sei es nicht richtig, das Bild auf der Staffelei sei in seiner Brust lebendig geworden, und sein ganzes Leben habe dadurch eine andere Gestaltung und Färbung angenommen. Das

hast Du mir bisher nicht geglaubt und bist mit meiner Ansicht der Dinge wie ein triumphirender Sieger umgegangen. Aber nun, was ist jetzt geschehen? Da kommt er heute Morgen nach dem Balle selbst zu mir – er wäre auch zu Dir gekommen, wenn Du hier gewesen wärst – und gesteht mir mit edlem Freimuth ein, was ich vorausgesehen habe. Ja, er liebt, Leo, nicht blos ein wenig aus Laune, zur Unterhaltung – nein, mit seinem ganzen, vollen, warmen Herzen, die Tochter dieses dänischen Missionairs; die Sonne der Liebe ist in seinem Innern aufgegangen und hat einen großen Brand angefacht, den Du nun löschen magst mit Deiner väterlichen Autorität, denn ich, ich kann es nicht mehr, und, aufrichtig, ich habe auch gar keine Lust dazu, denn dieses Mädchen, diese Edda, gefällt mir über alle Maaßen, sie hat auch mich meines ganzen Herzens bemächtigt, und wenn Du – ja, wenn Du dagegen Einspruch erhebst, aus Gott weiß welchen Gründen, ich kann es nicht, wahrhaftig, ich kann es nicht, denn dieses Mädchen ist seiner Liebe werth, und wenn Eins auf dieser Welt für ihn geschaffen ist, so ist es dieses und kein anderes.«

Doctor Marssen war schon lange vom Sopha aufgestanden und ging, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, die Arme davor gekreuzt, langsam im Zimmer auf und nieder. In seiner Brust gährte, in seiner Seele fluthete es, aber sein Kopf war dabei klar, und sein nur einen Augenblick trübes Auge belebte sich rasch mit neuem Glanz, bis endlich auch seine Lippen sich öffneten und er zu sich

selbst sprach, als wolle er einen in ihm tobenden Zwiespalt niederwerfen, den zu besiegen der ehrliche Mann immer Kraft und Muth in sich fühlte:

»Es geht seltsam, höchst seltsam in der Welt her,« sagte er, »wer kann es läugnen, der aufmerksam die menschlichen Erlebnisse erwägt und sie von ihrem Ursprung bis zu ihrem Ende verfolgt. Immer und überall dreht und bewegt sich Alles, Alles, Großes und Kleines, in einem ewigen Kreislauf, und wir kommen am Ende unserer Tage immer wieder auf Dinge und Gegenstände zurück, mit denen wir uns in unserer Jugend am meisten beschäftigt haben. Ich verlasse Dänemark, kehre ihm den Rücken, um es nie wiederzusehen, nie wieder mit jenen beutelustigen und ränkesüchtigen Männern zu verkehren – und hier, in meinem letzten Asyl, meinem friedlichen Hause, in meinem einzigen Sohn verfolgt mich der böse Feind meines Vaterlandes, um mit mir ein neues und unverhofftes Bündniß zu schließen. Das ist seltsam, Caroline, seltsam, fürwahr! und es begreife den inneren, unerklärlichen Zusammenhang, wer kann! – Nein, Liebe!« wandte er sich plötzlich mit ruhigerer Miene und wie aus einem tiefen Traume aufwachend, zu seiner Schwester, »angenehm ist es nicht, daß mein einziger Sohn eine so verhängnißvolle Neigung zu einer Tochter jenes auch uns so verhängnißvoll gewordenen Landes hegt, aber für ein Unglück – ein wirkliches Unglück, Caroline, kann ich es nicht halten, eben so wenig, wie ich mich gedrungen fühle und den Muth besitze, diese Neigung zu verdammen und den Wünschen meines Sohnes mit gebieterischer

Stirn feindlich entgegenzutreten. Nein – in einem solchen Verhängniß überlasse ich der Vorsehung, ihre Rolle zu spielen – ich, ich bin nur ein schwacher Mensch und begreife ihr räthselhaftes Walten nicht.«

Er schwieg wieder und ging mit langsamen Schritten weiter, nachdem er einen Augenblick stillgestanden hatte, während Caroline ihn mit haarscharfen Blicken beobachtete und sich schon im Stillen des Triumphes ihres Lieblings freute, den sie nicht mehr in so weiter Ferne wie vorher zu erkennen glaubte.

»Caroline,« fing der Bruder nach einer Weile wieder zu reden an, »wer weiß, zu welchen Zwecken die Vorsehung da oben ihre Fäden spinnt und was sie mit ihren geheimnißvollen Bündnissen und Feindschaften beabsichtigt! Wenn zwei Menschen durch einen Herzensbund glücklich werden, dann ist es einerlei, ob der eine ein Deutscher und die andere eine Dänin ist, nicht wahr? Mir gilt das wenigstens ganz gleich. Und da Dein Urtheil über jenes junge Mädchen so günstig lautet, so fühle ich mich um so mehr beruhigt und weiß eigentlich nicht, warum mir das Herz so klopft und was mich abhält, geradezu zu sagen: Franz, ich gratulire Dir, mein Junge! Sieh, wie Du mit dem Vater Deiner Auserwählten fertig wirst! Aber eben, es ist etwas in mir, was mich noch nicht zur Freude, noch nicht ganz zur Ruhe kommen läßt. Vielleicht ist es das, daß ich überrascht bin, denn es ist mir das Alles sehr schnell gekommen. Nun, mag es sein, was es will. Ist diese Liebe sein Ernst, so mag er sein Heil bei und mit ihr versuchen; entsteht Glück daraus, so soll es

mir gleich sein, ob das junge Herz, welches es ihm bringt, aus dem Lande meiner Feinde stammt. Mag er sich also über die Hindernisse, die ihm drohen, hinweghelfen, er ist Mann genug dazu. Vor der Hand mische ich mich in nichts ein. Ich hatte mir zwar vorgenommen, schon neulich, als ich ihn schlafend in seinem Malerzimmer fand, mit ihm über jene Leute zu reden, aber nun werde ich es unterlassen. Wenn er das Bedürfniß fühlt, meine Meinung zu hören, so mag er kommen, und ich werde mich finden lassen.«

»Ach, lieber Leo,« nahm Caroline wieder ihre Rede auf, deren Herz jetzt laut vor Freude und süßer Hoffnung schlug, »das Bedürfniß, mit Dir zu reden, hat er schon, das ist gewiß, aber er ist sich nur noch nicht vollkommen klar, es ist immer noch etwas vorhanden, was ihm den Mund verschließt.«

»Aber was ist denn das? So nenne es doch, wenn Du es weißt!« fuhr Doctor Marssen fast heftig auf, dessen Seele in allen Dingen nach der lautersten Klarheit strebte.

»Ruhig, mein Freund, ruhig! Wie kann ich wissen, was ihm gegen Dich den Mund verschließt – aber Mangel an Vertrauen ist es gewiß nicht.«

»Um so besser, wenn er Vertrauen zu mir hat, dann mag er nur kommen. Aber Du hast Recht, Caroline, man muß dabei ruhig sein. Hast und Eile führt nicht immer zum Ziel. Wer weiß, was ihm die Lippen gebunden hat. Soll er vielleicht kommen und mir winselnd seine Liebe klagen? Nein, das wäre mir selbst nicht recht und würde

meinem Sohn in meinen Augen nicht zum Vortheil gereichen. Ha, da fällt mir ein – ja, das wird das wahre, das Rechte sein – er wird seine Liebe der Dame seines Herzens noch nicht erklärt und sie wird sie ihm also auch noch nicht gestanden haben – das ist es, und so wird er erst kommen, wenn er mit sich und ihr im Reinen ist. Ja, ja! – Doch nun genug davon! Das war eine unerwartete Unterhaltung, Caroline. Und doch muß sie mir nicht schädlich gewesen sein,« setzte er mit einem heiteren Lächeln hinzu, »denn, nimm es mir nicht übel, wenn ich Dich aus Deinen Himmeln reiße, – ich habe einen verteufelt irdischen Hunger und Durst. Laß anrichten, Schwester und Hausfrau, ich habe heute nur gefrühstückt und sehne mich nach etwas Kräftigem und Wohlschmeckendem.«

»Du wirst Dich doch noch gedulden müssen,« sagte da Caroline ernst, die sich nicht so leicht in den heiteren Uebergang des Bruders finden konnte. »Länger kann ich den armen Jungen in seinem Häuschen nicht warten lassen. Ich muß endlich zu ihm gehen und ihm Rechenschaft ablegen, was hier vorgefallen ist.«

»Wie, Du willst ihm doch nicht sagen, was wir eben über ihn gesprochen haben?«

»Gott bewahre, Leo, was Du heut' eilig und hastig bist! Ich habe ihn ja nur ganz in Kurzem zu unterrichten, weshalb die schöne Edda hier gewesen ist; denn um uns in unserer Unterredung nicht zu stören, mußte er mir versprechen, in seiner Malerstube zu bleiben, bis ich selbst ihn abriefe. Das ist Alles.«

»So geh und hole ihn aus seinem Gefängniß, und ich werde so lange meinen Appetit bemeistern. Aber, Caroline, dann flüstert nicht mehr lange mit einander – Du weißt, ich liebe das Seufzen und Stöhnen nicht, und gerade bei Tische sehe ich nur heitere Gesichter gern.«

Caroline flog auf ihn zu, umarmte ihn und drückte einen raschen Kuß auf seine braune Wange. »Du bist ein guter Mann, Leo,« sagte sie, »ich habe es wohl gewußt, und daß Du den Jungen nicht verurtheilen würdest, ehe Du ihn gehört hast, wußte ich auch. Nun will ich ihn aber holen, und versprich mir, Deine Miene im Zaum zu halten, denn er ist scharfblickend, wie er weich und mild ist, und ich will nicht, daß er noch mehr geängstigt werde, als er es so schon ist.«

»Geh, geh!« rief der Bruder und drängte sie zur Thür. »Laß ihn nicht länger warten: denn um so länger muß ich meinen Appetit bezwingen. Mit meinem Gesicht aber sollt Ihr beide zufrieden sein, denn ich sehe wahrhaftig kein Verbrechen darin, daß ein junger Mann ein Auge und ein Herz für ein schönes und braves Weib hat.«

Caroline verließ hastig das Zimmer und das Haus, und als ob sie dreißig Jahre jünger wäre, flog sie wie ein Sturmwind den Weingang hinab, um so rasch wie möglich den armen Gefangenen aus seiner Haft zu erlösen.

In ruhiger und hoffnungsvoller Stimmung hatte sich Franz schon vor drei Uhr in sein Atelier begeben. Das Vertrauen und die Erwartung der Tante theilend, war er der festen Ueberzeugung, daß der Besuch Edda's bei Letzterer allein auf ihn Bezug habe und daß daraus nur eine vortheilhafte Wendung seines eigenen Schicksals folgen könne. Daß Edda mit Tante Caroline noch etwas Anderes zu verhandeln haben könne, und daß dies etwas Wichtiges sei, fiel ihm nicht ein, und es konnte ihm auch nicht einfallen, da er noch lange nicht ganz und tief genug in das wunderbar begabte Herz dieses edlen Mädchens geschaut hatte. So begab er sich denn mit hoffnungsvollem Gemüth an seine Arbeit, aber an Edda's Portrait wagte er keinen Pinselstrich mehr anzubringen, denn seit einigen Tagen war ihm das Gesicht des geliebten Wesens als ein ganz anderes vorgekommen, und er fürchtete, ihm einen Zug oder Ausdruck hinzuzufügen, der dem früheren Character des Bildes durchaus nicht entsprach und ihm leicht ein falsches Gepräge aufdrücken konnte. So hatte er es denn nur in seiner Nähe aufgestellt und warf von Zeit zu Zeit einen bewundernden und herzlichen Blick darauf; seine Hand aber beschäftigte sich mit einem neuen Entwurf, den er zu zeichnen begonnen und der einen Theil des Chamouny-Thales darstellte, den er einer der Skizzen entnommen, die er als Ausbeute seiner letzten südlichen Reise mit heim gebracht hatte.

Mit ziemlicher Ruhe zeichnete er eine gute Stunde lang, obgleich von Zeit zu Zeit seine Neugierde auf das, was bei Tante Caroline vorging, einen allmälig heftigen

Anlauf nahm. In der zweiten Stunde glaubte er mit jedem Augenblick die Tante kommen zu hören, und er unterbrach oft seine Arbeit, um an's Fenster zu treten und nach der sehnlichst Erwarteten auszuschauen. Allein sie kam noch immer nicht, und seine Neugierde ging in ernste Erwägung über, die endlich zur Unruhe anwuchs, als auch die dritte Stunde begann und noch immer keine freudige Botschaft an ihn gelangen wollte. Als nun aber mit dem Ablauf der dritten Stunde schon die Abnahme günstigen Lichts in seinem Atelier zu spüren war, verging ihm alle Lust, weiter zu arbeiten, als wäre der Faden seiner Geduld plötzlich wie mit einem scharfen Messer abgeschnitten. Er legte seine Zeichenmaterialien bei Seite, wusch sich die Hände und lief nun mit klopfendem Herzen im Zimmer auf und nieder. Von Minute zu Minute nahm dabei seine Ungeduld zu, und als es endlich sechs Uhr schlug, war sie bereits mit einer stillen Angst gemischt, weil er nicht begreifen konnte, was die beiden Frauen so übermäßig lange zu besprechen haben könnten. Endlich, nachdem er sich auf verschiedene Weise vergeblich bemüht, seiner Besorgniß Meister zu werden, entschloß er sich, eine Cigarre zu rauchen, aber es geschah dies mit so geringer Aufmerksamkeit, daß sie ihm wohl zehnmal ausging und er sie immer wieder von Neuem anzünden mußte, ohne daß er sich seines Thuns eigentlich bewußt war.

Als nun aber gar seine Uhr den Ablauf der vierten Stunde anzeigte, nahm seine innere Aufregung, in die er

sich durch tausend verschiedene Gedanken und Möglichkeitserwägungen selbst versetzt, die Gestalt einer ernsthaften Besorgniß an, daß nämlich die Mittheilung Edda's alle seine und Tante Carolinens Hoffnungen vernichtet habe; und als sich nun auch nach sieben Uhr das Zimmer mit tieferem Schatten bedeckte, stand er eben im Begriff, das Atelier zu verlassen, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß er damit seinem Versprechen untreu werde und daß am Ende doch noch nicht alle Hoffnung vorüber sei, jene Unterhaltung könne zu einem günstigen Resultat führen. Dennoch öffnete er leise die Treppenthür und horchte mit angehaltenem Athem in den Garten hinaus, ob sich denn noch kein Schritt, kein Ruf vom Vorderhause her vernehmen lasse. Allein alles war und blieb still, so scharf und lange er auch lauschen mochte, selbst kein Blatt im Weingange regte sich, denn es herrschte bei schwüler Luft eine völlige Windstille. Eben wollte er, mit seiner letzten Selbstbeherrschung den dumpfen Schlag seines Herzens bewältigend, in das Zimmer zurückkehren, um sich in sein Schicksal zu ergeben, da glaubte er in der Ferne einen Schritt zu vernehmen, und nun trat er einige Treppenstufen hinunter und horchte noch einmal gespannt nach dem Vordergarten hin. Diesmal hatte er sich nicht getäuscht, es kam wirklich Jemand heran. Noch einen Augenblick lauschte er, und dann – dann war er überzeugt, daß Jemand nach dem Atelier komme, um ihn aus seiner qualvollen Gefangenschaft zu erlösen.

Er hatte sich wirklich nicht geirrt, aber leider war es nicht Tante Caroline, sondern nur Resi, die Magd, die

nach dem entfernteren Gemüsegarten ging, um irgend ein Küchenbedürfniß daraus zu holen. Als sie den jungen Mann mit einer so aufgeregten und fragenden Miene auf der Treppe stehen sah, grüßte sie lächelnd hinauf und sagte: »Guten Abend, Herr!«

»Resi!« rief ihr Franz entgegen, »sprich, weißt Du vielleicht, wo meine Tante ist?«

»O ja,« erwiderte die freundliche Magd, »die sitzt im Hause auf ihrem Zimmer und spricht mit dem Herrn Doctor, der schon früh von seiner Reise zurückgekommen ist.«

»Mit meinem Vater? So. Ist denn die junge Dame schon fort?«

»Die ist schon um sechs Uhr gegangen, Herr!«

Ohne ein Wort zu erwidern, kehrte Franz in einer Art dumpfer Bestürzung in sein Zimmer zurück. »Was hat denn das zu bedeuten?« fragte er sich. »Um sechs Uhr ist Edda gegangen, und Tante Caroline wollte mich doch rufen, sobald ihr Besuch sie verlassen habe? Ach,« fügte er, sich wieder beruhigend, hinzu, »als sie hat kommen und mich rufen wollen, wird der Vater angelangt sein und sie abgehalten haben. Aber wie, die Tante sollte sich abhalten lassen, wenn sie mir eine freudige Botschaft zu überbringen hätte?«

Diese Frage, auf die er keine Antwort wußte, barg wieder einen neuen Grund zum Nachdenken, zur Sorge.

Endlich aber suchte er sich auch ihrer zu entledigen, indem er sich sagte: »Sie werden über mich zu sprechen haben – ha! jetzt merke ich es. Tante Caroline wird die Gelegenheit wahrnehmen und meinem Vater das Geständniß und das Resultat ihrer heutigen Unterhaltung mit Edda vertrauen. Ja, das ist es gewiß, und nun brauche ich keine so große Sorge zu haben.«

Einigermaßen beruhigt und doch bald wieder in einen ganz neuen aufregenden Gedankengang in Betreff des Vaters verfallend, setzte er sich auf seinen Stuhl, um sich in Geduld zu fügen, als er plötzlich, und darüber heftig erschreckend, laut seinen Namen rufen hörte.

»Franz! Franz!« tönte es vom Garten herauf – ach, und es lag ein wohlthuender Klang in diesem Ruf, wie in dem Klange einer Freude verheißenden Glocke, denn er lautete frisch und froh, wenn die Brust, die ihn ausstieß, auch sicher an einiger Beklommenheit litt.

Wie von einer Feder emporgeschnellt, sprang er vom Stuhle auf und stürzte nach der Thür. Da kam die gute Tante eben athemlos an der untersten Treppenstufe an und streckte ihm schon aus der Ferne verlangend die Hand entgegen. Er flog die Treppe hinunter, umschlang sie mit den Armen, und sein Auge bohrte sich erwartungsvoll in die ihren, die er zu seiner Verwunderung von Thränen geröthet sah, wie auch ihr erhitztes Gesicht die Spuren einer großen inneren Bewegung an sich trug.

»Tante,« rief er ihr mit sanftem Vorwurf zu, »was geht vor? Warum hast Du mich so lange warten lassen?«

»Mein armer Junge,« erwiderte die noch halb Athemlose, »ich kann nichts dafür. Edda ist drei Stunden bei mir gewesen!«

»Ja, ja, ich weiß – was hat sie Dir gesagt?«

Caroline schwieg und besann sich; auf diese Frage war sie nicht sogleich vorbereitet. Endlich sagte sie: »Beruhige Dich, Franz, Du siehst ja ganz elend aus. Das liebe Kind hat mir sehr viel gesagt – aber nichts – gar nichts, was auf Dich Bezug hätte.«

»Nichts? Gar nichts? Keinen Bezug auf mich? Ei, das ist ja seltsam,« erwiderte Franz, mit einem Mal seine frühere Ruhe wieder erlangend und sich schon im Stillen Vorwürfe machend, daß er sein leidenschaftliches Herz nicht stärker im Zaume gehalten. »Aber was hat sie denn von Dir gewollt?« fragte er weiter.

»Sie hat mir ihre Lebensgeschichte erzählt, Franz, und dann mußte ich ihr die meine erzählen.«

»Ihre Lebensgeschichte? Was enthält denn die?«

»Lieber Junge, das kann ich Dir jetzt nicht sagen, und das ist vor der Hand auch gleichgültig für Dich – ein andermal sollst Du alles genau von mir hören, doch jetzt ist keine Zeit dazu. Mit dem Vater dagegen, der früher zurückgekehrt, als ich vermuthet, habe ich viel Wichtiges gesprochen –«

»Was denn?« unterbrach sie der junge Mann mit wieder wachsender Ungeduld.

»Still, nicht so laut, Franz. Du darfst, wenn Du vor sein Auge trittst, nicht die Miene annehmen, als hättest Du von mir gehört, was ich Dir jetzt sagen will. Rede nicht

mit ihm über Edda, bis Du – mag es lange dauern oder nicht – ihr Jawort in Händen hast. Verstehst Du? Es steht alles gut, aber Du mußt mit etwas Sicherem kommen, wenn Du bei ihm Erfolg haben willst. So viel für jetzt, mehr kann ich nicht sagen, und er erwartet uns jeden Augenblick. Aber nun sei vernünftig und ruhig, Dein Vater hat ein scharfes Auge – Du weißt es.«

Franz schloß in stiller Verwunderung sein Zimmer zu und folgte der Tante nach dem Vorderhause, indem er in tiefes Schweigen verfiel, da er Carolinen angemerkt, daß sie ihm für jetzt kein Wort weiter mittheilen werde. Er fand den Abendtisch, was ziemlich ungewöhnlich war, in der Eckstube des Hauses gedeckt, und sein Vater saß schon auf seinem Platze davor, mit Ungeduld den Beginn des Mahles erwartend.

Franz trat mit einer an ihm seltenen und um so merklicheren Befangenheit vor den Vater hin, dieser jedoch empfing ihn mit seiner gewöhnlichen Ruhe, die sich mehr zur Heiterkeit als zur ernsten Bedachtsamkeit neigte.

»Bist Du so lange fleißig gewesen?« fragte Doctor Marssen, nachdem er ihn mit herzlichen Worten begrüßt.

»Nein, mein Vater, ich habe schon seit halb sechs Uhr nicht mehr gearbeitet.«

»So, das ist gut. Der Mensch muß auch ruhen. Nun, Caroline, kommt das Essen bald?«

In demselben Augenblick trug Resi die erste dampfende Schüssel herein, und der Hausherr legte sich sogleich eine starke Portion vor, die er schweigend verzehrte, da

die Stillung seines Hungers in diesem Augenblick wirklich das vorherrschende Bedürfniß in ihm war. Indessen beobachtete er doch im Stillen die ihm gegenübersitzenden Gesichter, und da er sowohl seine Schwester wie Franz sehr still fand, sagte er plötzlich, indem er seine Gabel neben den Teller legte:

»Ich weiß gar nicht, warum Ihr so schweigsam seid. Das liebe ich nicht. Es ist gar kein Leben mehr in Euch, aber das kommt von dem vielen Streichen und Pinseln und dem Brüten und Grübeln darüber. Resi!«

Resi trat rasch heran und fragte nach des Herrn Doctors Befehl.

»Hole uns eine Flasche von dem alten Burgunder herauf, der in Papier gewickelt ist, Du weißt.«

In wenigen Minuten stand die ehrwürdig bestäubte Flasche auf dem Tisch, Doctor Marssen entkorkte sie selbst und goß die drei Gläser voll, die Caroline unterdessen herbeigeholt hatte. Dann hob er das seine empor, und es dem Sohne entgegenhaltend und ihm zunickend, sagte er mit seiner mächtigen Stimme laut und froh:

»Das erste Glas bringe ich immer gern dem guten Geiste dar, meine Lieben. Möge er über uns schalten und walten nach seiner Liebe und nach seiner Weisheit. Uns aber, mein Sohn, gebührt es, mit frohen Blicken in das uns so gütig geschenkte Leben zu schauen und ihm schon dadurch unsere endlose Dankbarkeit zu beweisen. Also heiter, mein Freund, Du bist jung, und die ganze große Welt liegt offen vor Dir. So. Das schmeckt! Ja, heiter, mein Junge! Deine Bilder sind verkauft, und Du kannst nun

nach Italien gehen, wohin Dich ja von jeher Deine Sehnsucht zog. Mögen Dir viele Deiner Herzenswünsche so bald erfüllt werden – und darauf, sieh – trinke ich mein zweites Glas.«

Alle drei Gläser stießen laut und fröhlich erklingend an einander, und Carolinens wie ihres Neffen Gesicht heiterten sich merklich bei des Vaters wohlgemeintem Trinkspruch auf. Dennoch blieb Franz stiller als sonst, und nur wenige Worte kamen über seine Lippen, was auch den beiden älteren Personen nicht auffiel, da sie ja seine Stimmung und die Ursache derselben kannten.

Als man aber an das Ende des Mahles gelangt, und schon die zweite Flasche halb geleert war, trat Resi zu Franz heran und flüsterte ihm etwas zu.

»Jürgen will mich sprechen?« fragte der Maler.

»Ja, Herr, und er steht draußen vor der Thür.«

»Ei, so laß den dummen Jungen doch hereinkommen, wenn er nicht warten kann,« rief der Hausherr. »Was wird er denn so Geheimnißvolles zu sagen haben!«

Resi ging hinaus, und einen Augenblick später trat der krausköpfige Jürgen mit verschmitztem und heiterem Gesicht hinter Franzens Stuhl, nachdem er sich vor seiner Herrschaft mehrmals verneigt und ihr einen guten Abend geboten hatte.

»Herr,« sagte Jürgen so leise, daß es selbst die neben ihm sitzende Tante nicht hören konnte, »eine Dame ist draußen im Weingang neben dem Stall, die Sie augenblicklich sprechen will.«

Ueber des Malers Gesicht ergoß sich eine so tiefe Röthe, daß Caroline fast erschrak, zumal er sogleich aufstand und sagte: »Entschuldigt mich einen Augenblick, es will mich Jemand draußen auf der Stelle sprechen.« –

»Na, wer mag denn das sein!« sagte Doctor Marssen zu seiner Schwester, als sowohl Franz wie Jürgen das Zimmer verlassen hatten. »Und warum wurde der Junge denn so roth? Hast Du es auch bemerkt?«

Caroline nickte mit dem Kopfe. »Man muß sich jetzt nicht darum bekümmern und noch weniger ängstigen,« sagte sie. »Ich finde seinen Zustand sehr natürlich, wenn ich seine Verhältnisse bedenke.«

»Ich auch,« erwiderte der Doctor lächelnd. »Na – aber er bleibt lange draußen.«

Der Vater sollte sich noch länger gedulden müssen, denn Franz blieb fast eine Viertelstunde aus, und als er endlich hereinkam, trug sein Gesicht einen so strahlenden Ausdruck, und sein Auge leuchtete in so heller Freude auf, daß beide Verwandten nun doch etwas thaten, was sie nicht thun zu wollen sich eben erst vorgenommen, das heißt, sie wunderten sich über die Maaßen und um so mehr, da Franz plötzlich sein leeres Glas dem Vater hinhielt und sagte:

»Schenk' ein, lieber Vater, jetzt habe ich Lust bekommen, dem guten Geist auch ein Glas darzubringen. So, ich danke Dir!«

Er trank das ganze Glas auf einmal aus, und Vater wie Tante thaten ihm mit stillem Lächeln Bescheid. Als aber eine Stunde später die Familie sich trennte, die Aelteren,

um jedes für sich zu bleiben, Franz, um noch ein wenig spazieren zu gehen, blieb Doctor Marssen einen Augenblick bei seiner Schwester allein und sagte leise:

»Nun, Caroline, was ist denn mit einem Male passirt? Das ist ja seltsam! Ihm hat gewiß eine Taube ein frisches Oelblatt gebracht, und jetzt sieht er die grüne Welt wieder mit lachenden Augen an.«

»Du brauchst ja nur Jürgen zu fragen, wenn Du es durchaus wissen mußt, da Franz uns jede Botschaft, wie es schien, absichtlich verschwieg.«

»O nein, Caroline, ich habe in meinem ganzen Leben nie einen Diener gefragt, wenn ich etwas wissen wollte, was ein Mitglied meiner Familie betraf. Ich weiß mich zu bescheiden, und was wir erfahren sollen, bleibt uns nie verborgen. Dafür sorgt das Verhängniß schon. Na, gute Nacht, Caroline, ich bin müde vom Reiten und Bergklettern und werde einen sanften Schlaf haben. Laß es Dir gut gehen bis morgen!«

»Gute Nacht, Leo, und habe Dank für Deine brüderliche Liebe – heute, wie immer, gute Nacht!«

Viertes Kapitel. Auf der Heimweh-Fluh.

Glücklich, wie sie es lange nicht gewesen, war Edda am Abend nach ihrem Besuch bei Tante Caroline in das Haus zurückgekehrt, welches augenblicklich ihre Familie in Interlaken bewohnte, und wohin wir ihr jetzt zum ersten Male folgen wollen. Lange hatte ihr Herz nicht so vor Freude geklopft, und ihr Geist eine solche Befriedigung empfunden, denn Alles, was sie in ihrem Innern

hatte entströmen lassen wollen, war in den Busen eines vortrefflichen weiblichen Wesens ausgegossen, und Alles, was sie von diesem Wesen hatte erfahren wollen, war ihr mit einigem Widerstreben zwar, aber doch ganz so, wie sie es gewünscht und gehofft, mitgetheilt worden. Ach! ein düsterer nächtiger Schatten, der wie eine verhängnißvolle Gewitterwolke schwer auf ihrer Seele gelegen, war davon weggenommen, ihre Brust athmete nicht mehr beklommen und ängstlich, ihre größte Lebenssorge war geschwunden oder wenigstens viel kleiner und weniger drückend geworden, die Zukunft, die sie nur mit trüben Schleiern verhangen gesehen, war aufgelichtet und endlich, endlich tagte ein liebliches Morgenroth an dem Horizont ihres bisher so herzenseinsamen und wenngleich in manchen Dingen glanzvollen, doch im Ganzen immer beklagenswerthen Lebens. Ja, eine freundliche, wohlthätig wirkende Sonne war endlich über ihr, vor ihr aufgegangen, und wer je die göttliche Gabe auf Erden kennen gelernt hat: unter so vielen gleichgültigen, herzenskalten Menschen ein warmes, reines, uneigennütziges Freundesherz gefunden zu haben, der wird die Wonne begreifen, die Edda, die feurige, lebensvolle Edda durchglühte, als sie sich diesen endlichen Triumph, nach dem sie so lange vergeblich geschmachtet, eingestehen konnte.

Mit raschen Schritten eilte sie, als sie das Haus des Doctor Marssen verlassen, der nahegelegenen stillen Pension zu. Nur einen flüchtigen Blick noch warf sie um sich

her, als sie die mit Blumentöpfen besetzte Veranda erreichte, schlüpfte dann in ihr kleines Zimmer, wo sie Hut, Mantille und Handschuhe ablegte, vor einem Spiegel ihr Haar in gewöhnlicher Weise ordnete, und nun an eine Thür trat, die mit einer Portiere verhangen war, um jeden Schall, jeden Laut, der von außen her in das nächstgelegene Zimmer dringen konnte, davon abzuhalten. Sie schob den schweren Vorhang etwas bei Seite und horchte an der Thür; da sie aber kein Geräusch vernahm, so öffnete sie dieselbe behutsam und trat mit unhörbaren Schritten in das Zimmer ein, dessen Boden mit dichten Teppichen belegt war und welches durch die Stille und die Dunkelheit, die darin herrschten, einen unheimlichen Eindruck auf den Eintretenden hervorbrachte, wie er nur den Zimmern Schwerkranker eigen zu sein pflegt.

Es war ein großes Gemach, mit hellen Tapeten bekleidet, in welches wir jetzt mit Edda treten, und seine Ausstattung war ziemlich elegant, wie man sie in Interlaken in den feineren Pensionen überall findet. Aber man sah sehr wenig von dem Inhalt, und beim ersten Blick sogar, ehe das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt, konnte man kaum die zwei Personen wahrnehmen, die sich gegenwärtig darin aufhielten. Denn die blauen Damastvorhänge schlossen dicht alle Fenster, und zur Vorsicht waren auch noch die Jalousieen außerhalb derselben bis auf eins niedergelassen, so daß nur ein mattes Licht auf Miß Rosy Bruce fiel, die an diesem Fenster saß und still für sich in einem Buche las.

An der längsten Wand des Zimmers, von den Fenstern weit entfernt, stand ein weiches Ruhebett, und darauf lag, halb unter warmen Tüchern und Decken verborgen, eine abgezehrte Gestalt, deren aschenbleiches, hageres Gesicht in Folge der schwachen Beleuchtung und der bläulichen Lichtreflexe, die durch die Vorhänge hervorgebracht wurden, ein noch viel hinfälligeres und mitleiderregendes Aussehen erhielt. Wenn man die Gesichtszüge der Leidenden aber einer näheren Musterung unterwarf, so wußte man nicht, ob dieselben mehr durch leibliche Krankheit gelitten oder ob sie in Folge vollkommener Lebensmüde, des erstorbenen Geistesfunkens und durch die Einförmigkeit eines völlig reiz- und genußlosen Lebens das characteristische Gepräge erhalten hatten, welches so peinlich wirkte.

Unbeweglich, ihre abgezehrten bleichen Hände auf die seidene Bettdecke ausgestreckt, lag die arme Lady auf dem Sopha und starrte mit ausdruckslosen Augen vor sich in die Leere hin. Bis vor wenigen Minuten hatte Miß Rosy ihr vom Fenster her aus einem englischen Buche vorgelesen, was eine schwierige Aufgabe war, denn sie durfte nicht zu laut lesen, um die empfindlichen Gehörwerkzeuge der Kranken nicht zu belästigen, und nicht zu leise, um ihre Worte verständlich bis nach dem Sopha hin dringen zu lassen. Wie Lady Bolton aber durch alles leicht und schnell ermüdet und gelangweilt wurde, so hatte sie auch so eben Miß Rosy Schweigen auferlegt, und nun gab sie sich allein ihren trostlosen Gedanken hin, die weit, weit in der Welt umherschweiften und doch

nirgends einen Ruhepunct fanden, auf dem sie mit Behagen oder nur mit Befriedigung hätten verweilen mögen.

Lady Bolton war Eins jener unglücklichen und von der Natur so stiefmütterlich bedachten Wesen, die an nichts auf der Welt einen regen und lebendigen Antheil nehmen, die an nichts Interesse finden, denen alles gleichgültig ist und für die das Leben wie die ganze Erde selbst sich vergebens mit so zahllosen Reizen geschmückt hat, ja, denen der Tod selbst kein Trübsal, fast nur eine Erlösung ist, da sie das eigentliche irdische Dasein mit seinen Freuden und Wohlthaten nicht kennen gelernt haben und nicht zu erkennen verstehen. Sind diese Wesen in sich glücklich oder unglücklich? Für sich allein sind sie vielleicht nicht ganz unglücklich, denn sie kennen keinen anderen Geistes- und Gemüthszustand; in den Augen der Welt und der sich gern darin Bewegenden aber, denen sie nie mit dem Herzen nahe getreten sind und deren Freuden sie von Hause aus entsagt zu haben scheinen, sind sie gewiß die unglücklichsten, welchen Gott das Leben gegeben hat. Nur *ein* negatives Glück ist ihnen zu Theil geworden und darum dürfte sie sogar mancher sonst Glückliche beneiden: wie sie durch keine Freude in Wallung gesetzt werden, drückt sie auch keine Sorge nieder; alles, Freude und Leid, verschwimmt vor ihren Augen wie in ihren Herzen zu einem unbedeutenden, werthlosen Nichts, der Geist selbst in ihnen ist todt, und so kann er auch nicht die Schmerzen empfinden, von denen Andere, Glücklichere, so häufig niedergebeugt werden.

Zu diesen, gerade in der vornehmeren Welt nicht selten vorkommenden Wesen gehörte Lady Bolton. So war sie gewesen von ihrer Kindheit an, schon lange bevor sie vom Unheil in mannigfachster Gestalt heimgesucht worden, obwohl ihre Apathie und Gleichgültigkeit gegen Alles mit den Jahren bedeutend zugenommen hatte. Für sie existirte nichts, was bei anderen Menschen so erhebend und belebend auf das Auge, das Ohr und dadurch auf den Geist und das Gemüth wirkt, und sie hatte von jeher eigentlich nur das Dasein einer lebendigen Maschine geführt, die allein durch die regelmäßige Wiederkehr althergebrachter Gewohnheiten und natürlicher Bedürfnisse in Athem erhalten wurde.

Als Edda in das Zimmer mehr glitt als trat, nickte sie zuerst der sich halb erhebenden Miß Rosy freundlich zu, dann bewegte sie sich nach dem Lager der Mutter und kniete leise auf ein davor liegendes Kissen nieder, auf welches die Kranke, wenn sie sich einmal erhob, zuerst zu treten pflegte, als wäre der mit Teppichen belegte Boden ihr noch zu hart, um sogleich darauf zu fußen.

Edda's schöne warme Finger streckten sich sanft nach der ihr zunächst liegenden Hand der Mutter aus und führten sie an ihre Lippen, von denen sie aber kaum berührt wurde, als die Kranke sie schon wieder zurückzog und mit ihren tiefliegenden großen schwarzen Augen hastig nach dem Gesicht der Tochter blickte.

»Du siehst bleich und angegriffen aus, liebe Mutter,« sagte Edda sanft. »Befindest Du Dich unwohler als sonst?«

»Nein, aber Dein Gesicht ist roth und Deine Lippen sind heiß. Du hast gewiß wieder zu lebhaft und zu viel gesprochen,« ließ sich eine eiskalte und tonlose Stimme vernehmen, die nur wie das seelenlose Echo einer warmen Menschenstimme klang. »Bist Du bis jetzt bei der guten Frau in der Nachbarschaft gewesen?«

»Ja, liebe Mutter, und sie läßt Dich herzlich grüßen. Aber ich habe eine Bitte an Dich zu richten. Die Luft draußen ist so himmlisch warm und der Abend so schön. Soll ich vielleicht ein paar Träger mit einer Sänfte bestellen lassen, die Dich an den Fuß der Berge tragen, damit Du ihre erquickende Luft einathmen kannst?«

Lady Bolton schüttelte widerwillig den Kopf, so daß ihre langen schwarzen Locken über die abgehärmten Wangen fielen, von wo sie Edda gleich darauf sorgsam wieder zurückstrich. »Nein,« erwiderte sie, »das ist eine Deiner stehenden Bitten, mein Kind, und ich mag sie nicht mehr hören. Was soll mir die Luft nützen, sie ermüdet mich nur, und die Berge – die schrecklichen Berge mag ich nicht mehr sehen – es sind ja meine Berge nicht.«

»Gut, wie Du willst, dann bleiben wir hier. – Soll ich Dir etwas vorlesen?«

»Auch nicht, Edda. Das ist Alles langweilig und ich bin Eurer Unterhaltungen schon lange überdrüssig.«

Das Wort »langweilig«, welches hundertmal an einem Tage von diesen Lippen ausgesprochen wurde, dämpfte fast die Gefühlswärme der heißblütigen Tochter, für die es auf der schönen Welt nichts Langweiliges gab, aber sie blieb noch eine Weile auf den Knien vor der Mutter liegen

und blickte sie fragend und erwartungsvoll an, ob sie ihr vielleicht noch etwas zu sagen habe.

Sie hatte sich auch nicht getäuscht, denn sie kannte die Blicke der Mutter, wie sie auch aus den Bewegungen ihrer Lippen schon fast errieth, was sie sprechen wolle. »Wann wollte der Vater wiederkommen?« fragte die Kranke. »Hat er es Dir mitgetheilt?«

»Er kommt erst morgen Abend mit dem letzten Boot von Thun zurück – weißt Du es nicht mehr?«

»Ach ja! Also morgen erst! Das ist lange hin – die Zeit vergeht so langsam – und ich sehne mich recht nach ihm. Und doch – doch fürchte ich mich vor seiner Rückkehr und vor seinem traurigen Gesicht – er kann nichts Gutes mitbringen, nach dem Briefe zu urtheilen, der ihn nach Bern rief.«

Edda seufzte leise. »Man muß sich schon im Voraus auf alles gefaßt machen,« sagte sie noch leiser als vorher, »ich hoffe auch nicht viel.«

»Nein, ich gar nichts mehr. Ich bin am Ende mit meinem Hoffen.«

Die Kranke lag wieder eine Weile still, dann kehrte sie das Gesicht der Rücklehne des Sopha's zu und sagte matt: »Steh auf und laß mich allein. Deine Augen ängstigen mich. Ich bin müde und werde schlafen, hoffentlich bis morgen Abend.«

Edda erhob sich lautlos von dem Kissen, strich sich die Haare zurück und seufzte wieder leise. O, wie stach die Langeweile, das ewige Einerlei in diesem Zimmer, das

gemüthlose Wesen der darin Lebenden von der Gemüthlichkeit, der Herzlichkeit und Lebensfrische ab, die in jenem Hause walteten, welches sie so eben verlassen hatte! Das mochte sie jetzt bedenken, als sie halb eingeschüchtert und still nach dem Fenster ging, wo Miß Rosy saß, die sich ihr schon lange voller Theilnahme zugewandt hatte und nun mit ihren sanften Augen liebevoll auf des jungen Mädchens erregten Zügen weilte. Edda reichte ihr die Hand und nickte ihr freundlich zu. Dann setzte sie sich ihr gegenüber, stützte den Kopf auf die Hand und schaute träumerisch zum Fenster hinaus, dessen Vorhang sie ein wenig bei Seite schob.

Miß Rosy hätte jetzt gern mit ihr gesprochen und eine Frage gethan, da sie aber sah, daß Edda, ihr Liebling, tief in Nachdenken versunken war, schwieg sie, legte jedoch ihr Buch bei Seite und schaute wie jene zum Fenster hinaus.

Plötzlich zuckte Edda zusammen und, freudig auf Miß Rosy blickend, sagte sie leise, so daß nur diese es zu hören vermochte: »Jetzt hab' ich's gefunden, wonach ich so lange gesucht. Gott sei Dank!«

»Was denn?« fragte Miß Rosy eben so leise.

Edda lächelte. »Sie sollen es nachher hören – erst muß ich einen Brief schreiben.«

Miß Rosy nickte. »Schreiben Sie, Miß,« flüsterte sie, »das wird Sie zerstreuen. An wen werden Sie schreiben?«

»Auch das sollen Sie nachher erfahren. Adieu!«

Von einem raschen Impulse befeuert, wie es bei ihr immer geschah, erhob sie sich und schwebte gleich einer

lichten Wolke aus dem Zimmer, der Miß Rosy so lange nachblickte, bis sie ihren Augen entschwunden war. »O mein Gott,« sagte diese jetzt zu sich, »wann wird dieses Elend ein Ende nehmen! Laß doch nur diese eine glücklich werden, guter Gott, denn die anderen können es ja *nie* wieder sein, sie haben sich zu tief verstrickt. Und daß Edda den Jammer noch immer mit so leichtem Muthe erträgt, bewundere ich. Wenn ich als Fremde schon darunter leide, wie und was muß sie als Tochter leiden!«

Während dieses kurze Selbstgespräch gehalten wurde, das sich alle Tage in ähnlicher Form zehnmal wiederholte, hatte sich Edda nach dem etwas entfernt liegenden Zimmer ihres Vaters begeben, die Thür hinter sich zugeriegelt und vor dem Schreibtisch Platz genommen, den sie nun mit einem ihrer Schlüssel rasch öffnete. Wenige Secunden später lag ein Briefbogen vor ihr und sie hielt eine Feder in der Hand. Noch besann sie sich eine Weile, was sie schreiben oder wie sie beginnen solle, endlich aber flog die Feder, von fester Hand geführt, über das glatte Papier und sie schrieb folgende Zeilen:

»Ich komme so eben von Ihrer Tante, wo ich mein übervolles Herz erleichtert habe. O, wie wohl ist mir für einen Augenblick! Was für ein edles Wesen ist diese Caroline! Welches Glück, mit solchen Leuten zu leben, mit ihnen gemeinschaftlich zu wirken, durch ihren Trost zu gesunden, an ihrem Mitgefühl

sich aufzurichten! Ich bin jetzt zu allem Guten geneigt und habe den Muth, das Schwerste zu unternehmen. Wohlan denn, ich habe auch mit Ihnen etwas Schweres zu bestehen. Mit einem Wort: ich muß Sie sprechen, und bald! Die Zeit läuft rasch und in jedem Augenblick können Dinge geschehen, die mein lange bedachtes Vorhaben, dessen Ausführung endlich nothwendig geworden, durchkreuzen und zu nichte machen. Wundern Sie sich über nichts, was ich Ihnen sage, und wenn Sie mich auch jetzt noch nicht verstehen, so werden Sie mich verstehen, sobald ich mich Ihnen, dem Freunde, ganz enthülle. Daß Sie mein Freund sein wollen und sind, haben Sie mir ja selbst mit so schönen Worten gesagt, und ich glaube es Ihnen um so lieber, da auch ich Ihnen wie einem solchen vertraue. Ich habe daran gedacht, Sie in Ihrem Atelier zu sprechen, aber da könnte jeden Augenblick Jemand erscheinen und mich nicht allein stören, sondern sich auch über den Besuch einer Dame wundern, die nach der Ansicht der Welt bei Ihnen nichts zu thun hat. Hier bei mir können wir auch nicht ruhig und laut sprechen, und so muß ich an einen dritten Ort denken, der meinen Erwartungen besser entspricht. Kommen Sie also morgen früh Punct acht Uhr, mag das Wetter sein, wie es will, nach der *Heimweh-Fluh*, dort werden Sie mich treffen, und dort werden wir um diese Zeit vollständig ungestört sein. Sollte aber dennoch Jemand den kleinen Tempel besuchen wollen, so sehen wir ihn

schon von Weitem nahen und können unsere Maßnahmen rechtzeitig ergreifen. Mag mich dort mit Ihnen zusammen finden, wer will, ich bin in einer so gehobenen Stimmung, daß ich der ganzen Welt und ihren Albernheiten Trotz bieten könnte. Verrathen Sie aber Niemanden, auch Ihrer Tante nicht, diese Einladung. Ich habe nur noch einen Tag vor mir, und den muß ich benutzen. Morgen Abend kommt mein Vater von Bern zurück, und dann muß das Geheimniß, welches noch zwischen uns liegt, gehoben sein. Bis dahin und später, mag es kommen, wie es will, Ihre Freundin

Edda.«

Als sie diese Zeilen geschrieben, durchlas sie sie noch einmal, dann faltete sie das Blatt und siegelte es mit dem kleinen Siegelring zu, den sie an der Kette ihrer Uhr trug. Eine Adresse schrieb sie nicht darauf, das schien ihr nicht nöthig zu sein. Eine Minute später war sie, den Brief im Busen tragend, in das Zimmer ihrer Mutter zurückgekehrt, das jetzt, etwa um acht Uhr, schon ganz dunkel war, und Miß Rosy saß noch immer unbeschäftigt am Fenster, da sie, um den ruhigen Schlaf der Kranken nicht zu stören, noch nicht gewagt hatte, Licht bringen zu lassen.

»Miß Rosy,« flüsterte Edda von der Thür her, »schläft meine Mutter noch?«

»Ja, Miß Edda, sie schläft fest.«

»So kommen Sie einen Augenblick heraus; ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Miß Rosy folgte schnell dem Rufe, und bald standen beide Mädchen in des Barons Zimmer und blickten sich einander fragend an.

»Was soll ich thun?« fragte Miß Rosy lächelnd, die schon ahnte, was ihr heute Abend noch aufgebürdet werden würde.

Edda umfaßte sie liebevoll, hauchte einen Kuß auf ihre Wange und sagte schnell: »Liebe Miß Rosy, Sie haben mir schon so oft eine Gefälligkeit erwiesen und die Rolle meiner Botin und meines Spions übernommen – Sie müssen es heute noch einmal thun.«

»Gern. Miß Edda, was soll ich thun und wohin soll ich gehen?«

Edda wandte das Gesicht ab, denn sie fühlte selbst, daß sie erröthete. »Sie müssen in einer Viertelstunde, wenn es etwas dunkler ist als jetzt, noch einmal nach des Doctors Hause hinüber –«

Miß Rosy nickte. »Gut, ja – und was soll ich da?«

»Die guten Leute werden jetzt bei Tische sitzen und glücklich mit einander sein wie immer. Vielleicht sind Sie im Stande, einen unter ihnen noch glücklicher zu machen!« setzte sie nach einigem Besinnen hinzu.

»Also wirklich? Haben Sie sich entschieden?«

»Still, fragen Sie nicht, warten Sie es ruhig ab, wie ich. Also gehen Sie nach dem Hause und lassen Sie durch irgend eine Person unsern Maler herausrufen –«

»Gut, ja, Miß Edda, und was soll ich ihm sagen?«

»Nichts – geben Sie ihm nur diesen Brief und grüßen Sie ihn von mir.« Dabei zog sie den von ihrem Blute warm gewordenen Brief hervor und reichte ihn der Engländerin hin, die ihn rasch an einem kaum weniger warmen Orte verschwinden ließ.

»Jetzt haben Sie ihn,« fuhr Edda fort, und ich vertraue ihn Ihrer Geschicklichkeit und Ihrer Freundschaft für mich an. Aber Sie geben ihn nur dem Maler selber – er muß ihn noch heute lesen.«

Miß Rosy nickte. »Das will ich besorgen,« sagte sie, »treu wie Gold. Verlassen Sie sich auf mich. Aber wenn er nicht zu Hause ist?«

»Er *ist* zu Hause, ich weiß es. Nun machen Sie sich bereit, ich erwarte sehnlichst Ihre Rückkehr.«

»Ich werde Sie nicht warten lassen, wenn ich den Maler – Franz treffe.« –

Zwei Minuten später trat Edda wieder in das Zimmer ihrer Mutter, und auf ihren Wunsch wurde ihr von dem jetzt wieder seinen Dienst verrichtenden Diener eine grün beschattete Lampe zur Thür hereingereicht. Miß Rosy aber war in ihr Kämmerchen gegangen, hatte sich einen Hut mit Schleier aufgesetzt, eine leichte Mantille umgeworfen und war in den Hausflur getreten, wo sie flugs einen Schlüssel nahm, der dort an einem Nagel hing. So ausgerüstet schlüpfte sie in den Garten, von ganzem Herzen froh, einmal etwas frische Luft schöpfen zu können.

Es war schon ziemlich dunkel draußen, namentlich im Obstgarten, wo die vielen Bäume lange und breite

Schatten warfen. Aber Miß Rosy bewegte sich dennoch vorsichtig vorwärts, und als sie an die kleine Pforte gelangt war, die in Doctor Marssen's Garten führte, blieb sie stehen und schaute sich rings um, ob sie auch von Niemanden beobachtet würde. Aber es dachte Niemand daran, sie zu belauschen, und so steckte sie den Schlüssel leise in das Schloß, und bald stand sie innerhalb des weinbelaubten Nachbargartens, in dem sie sich wieder umschaute, aber durch nichts am Vorschreiten gehindert wurde. Langsam nun ging sie durch den langen Weingang, in dem jetzt schon völlige Dunkelheit herrschte, aber je näher sie dem Wohnhause kam, um so vorsichtiger und langsamer, das Auge nach allen Seiten richtend und aufmerksam spähend, bewegte sie sich vorwärts. Allein auch hier trat ihr Niemand in den Weg, und endlich hatte sie das Haus erreicht, das sie nun umschritt und kühn in die Fenster spähte, bis sie endlich vor das Speisezimmer gelangte, in dem sie zu ihrer Freude die drei Familienglieder traulich beieinander sitzen sah, nachdem sie sich in der Ferne auf eine Bank gestellt und in das Fenster geblickt hatte.

»Er ist da,« sagte die schlaue Botin zu sich, »und jetzt muß ich mir Jemand suchen, der ihn ruft.«

Sie ging noch einmal um das Haus herum, bis sie vor ein kleines Gebäude kam, wo sie Pferde schnauben und mit den Hufen scharren hörte. In dem Stall brannte schon Licht, und als sie näher trat, bemerkte sie einen jungen Menschen, den sie an seiner Haltung und seinem leisen Jodeln zu erkennen glaubte. Sie hatte sich nicht geirrt,

es war Jürgen, der ja auch sie kannte, und nun rief sie ihn bei Namen und sagte mit den wenigen, ihr zu Gebote stehenden deutschen Worten:

»Jürgen, ich will Mr. Franz sprechen – rufen Sie ihn heraus, aber sagen Sie nicht laut, daß ich hier bin.«

Jürgen war nicht im Geringsten über diesen Auftrag erstaunt; er begrüßte die Dame höflich, und dann führte er ihn aus, wie wir bereits erfahren haben.

Es dauerte keine drei Minuten, nachdem Jürgen die Engländerin verlassen, so kam Franz mit schnellen Schritten in den Hof, wohin Jürgen ihn beschieden hatte.

»Guten Abend, Sir,« sagte da eine wohlbekannte weiche Stimme zu ihm – »haben Sie eine Minute Zeit für mich?«

»O, Miß Rosy – Sie sind es – mein Gott, was wünschen Sie so spät?«

»Kommen Sie, Sir, begleiten Sie mich durch den Weingang zur Pforte, unterwegs will ich es Ihnen sagen.«

Gleich darauf lag ihr Arm in dem des Malers, und im raschen Vorwärtsschreiten entledigte sie sich ihres Auftrages und händigte ihm den Brief ein, den sie schon lange in der Hand hielt.

»Von wem ist der Brief?« fragte Franz, vor Freude bebend, als er mit der Engländerin an der kleinen Pforte stand.

»Das werden Sie sehr bald erfahren, wenn Sie ihn lesen, Sir, ich habe darüber nicht zu sprechen.«

»Wollen Sie denn keine Antwort?«

»Nein, davon ist mir nichts gesagt, es wird also auch nicht nöthig sein.«

»O, Miß Rosy, Sie sind so freundlich gegen mich!«

Miß Rosy schüttelte den Kopf. »Nicht gegen Sie, aber gegen Miß Edda um so mehr!«

»Wie soll ich Ihnen danken?«

»Haben Sie mir denn zu danken? Sie wissen ja noch gar nicht, was in dem Briefe steht,« – und schon hatte sie die Thür erfaßt, um hindurchzuschlüpfen. »So,« sagte sie, »bis hierher nur gehen Sie mit, man darf nicht denken, daß ich mit Ihnen ein Rendezvous habe.«

»Ich bleibe ja stehen – gehen Sie und verzeihen Sie, daß ich so schweigsam bin, aber Sie haben mich überrascht.«

»Gute Nacht, Sir, gute Nacht!«

Sie gab ihm rasch die bloße Hand und schlüpfte in den Garten, und ehe es sich Franz versah, war die Thür zwischen ihr und ihm schon verschlossen, und er stand allein in dem Weingang, den kleinen Brief in der Hand haltend, der ihm ein himmlisches Geschenk zu sein dünkte, obwohl er von dem Inhalt desselben noch keine Ahnung hatte.

Plötzlich aber fuhr eine leidenschaftliche Hast in ihn. Er lief eilig nach dem Wohnhause zurück, ging in sein Zimmer, schloß es hinter sich ab und zündete eine Kerze an, die immer auf seinem Nachttisch stand. Da las er denn den Brief, den wir schon kennen, und der Inhalt desselben setzte ihn in so freudige Gluth, daß er einige Minuten später den Seinigen, als er wieder unter sie trat,

ein gänzlich umgewandelter Mensch erschien. Und in der That, dieser Brief hatte ihn völlig umgewandelt. Alle Sorge, alle Noth, alle Kümmerniß war vergessen, denn daß dieser Besuch auf der Heimweh-Fluh ihn endlich an das Ziel seiner Wünsche führen müsse, unterlag bei ihm keinem Zweifel mehr, das war eine unumstößliche Gewißheit geworden. Ach ja, das Herz, welches liebt und nur an einer einzigen Hoffnung hängt, glaubt diese Hoffnung erfüllt, wenn auch nur ein Schatten davon zu erreichen ist und hier – hier war die Hoffnung ganz und ungetheilt erfüllt – Edda gab ihm ein Stelldichein an einem entfernten, stillen Ort, und was konnte sie anders von ihm hören wollen als das endliche Geständniß seiner Liebe, und das – ja, das sollte ihr werden, das war sein fester Entschluß, und mit diesem Entschluß legte er sich zu Bett, um so göttlich zu träumen, wie er in diesem Leben noch nie geträumt hatte.

Wer, der je in Interlaken gewesen, hätte nicht die Heimweh-Fluh besucht und lieb gewonnen! Und gewiß, es giebt wohl sobald keinen zweiten Ort, den man schneller lieb gewinnen und im Gedächtniß behalten kann. Auf einem felsigen Vorsprung des kleinen Rugen, einige hundert Schritt vom Bergwalde entfernt, hat man einen einfachen und nach allen Seiten offenen Tempel von Holz erbaut, von dessen Bänken aus man das ganze herrliche Thal, die umliegenden großen Bergriesen und die

blauen Seen beschaut, die das Bödeli von Osten und Westen her begrenzen. Nach Süden hin sieht man in die grüne schmale Schlucht des Lauterbrunnenthales hinein, erkennt deutlich den schwindeligen Weg, der über grüne Matten nach der Wengern-Alp hinaufführt und sieht darüber fort die majestätische Jungfrau, den Mönch und den Eiger mit ihren unermeßlichen Schneefeldern und wild herabstürzenden Gletschern ragen. Gegen Norden hin steigt das graugrüne und mannigfaltig ausgezackte Hardergebirge auf und im tiefen Thale zu seinen Füßen hat man das reizende Interlaken mit seinen schönen Villen und Häusern, das winklige Unterseen mit dem alten Thurm, die blühenden Gärten, die üppigen Wiesen, durch die sich die wild strömende Aare wie eine mächtige silberne Schlange vom Brienzer bis zum Thuner See ringelt; und weit über diese beiden blinkenden Wasserbecken selbst schweift der bezauberte Blick in weite Ferne, um Alles, was er umfaßt, schön und erhaben zu finden.

Dabei liegt der kleine Tempel auf der Heimweh-Fluh so still und heimlich auf seiner vorspringenden Felskuppe, daß man in ihm wie in einem friedlichen Neste zu sitzen glaubt, um das Gott der Herr seine wunderbare Welt mit ihren Schätzen und Reizen ausgebreitet hat, und wer so glücklich ist, hier auf der Höhe einmal eine einsame Stunde ungestört verträumen zu können, der kehrt immer befriedigt und beglückt in seine Klause da unten zurück und vergißt nie, was er da oben geschaut und im innersten Herzen dankbar und freudig empfunden hat.

Gegen Abend freilich, wenn die Sonne purpurglühend in den Thuner See versinkt und mit ihren rosigen Reflexen die stolzen Schneehäupter bemalt, dürfte dieser reizende Platz selten unbesucht gefunden werden; anders aber ist es am Morgen, da suchen ihn nur wenige auf, denn alle wollen den Untergang der Sonne von hier oben genießen, und die übrigen Stunden des Tages bieten dem gewöhnlichen Wanderer keine Reize dar.

An dem Morgen nun, wo wir die Heimweh-Fluh ersteigen, war die Sonne langsam und schwer unter leichtem Nebelgewölk aufgegangen, das sich am Abend vorher allmälig um die östlichen Bergspitzen gelagert hatte. Aber um sieben Uhr schon strahlte sie hell und siegreich über ihrem alten Feinde, der seine wankelmüthigen Schaaren in einzelnen Gruppen nur noch um die Gipfel der höchsten Berge gesammelt hielt, wo er hinterlistig lauerte, um sie in geeigneter Stunde wieder über das friedliche Thal heruntersausen zu lassen. Auch die Seen waren schon lange blau und klar hervorgetreten, und die Strahlen der Sonne glitzerten und funkelten auf ihren glänzenden Spiegeln. Von den Wiesen des Bödeli aber stieg ein milder würziger Duft nach den Höhen herauf, und auch die Kräuter des nahen Waldes, der grünen Matten um das Lauterbrunnenthal her schickten ihre heilsamen Ausdünstungen herüber, die in langsam wallenden Spiralen gegen den mattblauen Himmel aufstiegen und sich endlich wie lichte Wölkchen im unabsehbaren Aetherraume verloren.

Es war noch eine volle Viertelstunde vor acht Uhr, und doch hatte sich schon ein Besuch in dem kleinen Tempel eingefunden. Edda war früh von Hause aufgebrochen, um zeitig auf der Höhe zu sein und ihre übervolle Brust mit frischem Athem zu füllen, bevor der junge Mann erschien, den sie an diesem Morgen nach der Heimweh-Fluh beschieden hatte. Ihr Vorhaben war ihr geglückt, sie war wirklich die Erste, und als sie nach hastigem Ersteigen des Berges auf die kahle Felsplatte außerhalb des Waldes trat und den Tempel leer sah, flog ein freudiger Schimmer über ihr Gesicht, das heute ernster denn je und wie von einer trüben Wolke beschattet war.

Als sie den Tempel erreicht hatte, blieb sie mit hochaufathmender Brust stehen und warf einen hastigen Blick über das im Morgenglanz vor ihr liegende Thal, über die von dünnen Nebelstreifen umlagerten Bergspitzen und die in der Ferne blinkenden Wasserspiegel; da es aber auf der Höhe, wo sie stand, immer luftig ist und auch heute ein kühler Morgenwind von den Schneefeldern herüberblies, hüllte sie sich fester in das mitgenommene Tuch ein, das sie beim Gehen über dem Arm getragen hatte, und nun erst setzte sie sich auf eine der Bänke im Tempel nieder, das Gesicht nach Osten gekehrt, um Franz Marssen, wenn er kam, aus dem Walde treten zu sehen, durch welchen der nächste Weg nach dem bezeichneten Orte führt.

Als Edda so, in Anschauen und noch mehr in Nachdenken verloren, still dasaß, ergriff sie ein eigenthümliches Wehmuthsgefühl, das sie bisher nur vom Hörensagen gekannt hatte. Sie fühlte sich seltsam allein in dieser schönen Welt, und die freudigen Empfindungen, die noch gestern ihre Brust geschwellt, waren wieder in weitere Ferne gerückt, und sie gestand sich selbst, daß sie noch einen steilen und beschwerlichen Berg zu übersteigen habe, bevor sie zu den Freuden und Genüssen zurückkehren könne, die sich ihr vor so wenigen Stunden noch im ahnenden Geiste offenbart hatten.

Aber sie sollte nicht lange ihren düsteren Gedanken überlassen bleiben. Sehr bald vernahm ihr scharfes Ohr den Tritt eines Menschenfußes auf der Felsentreppe im nahen Walde, und ihr dunkles Auge wandte sich nach dem Ausgang des Weges hin, in welchem ihr dieser Mensch zuerst sichtbar werden mußte. Ach, wie klopfte ihr das Herz bei dieser kurzen Erwartung! Eine eigene Bangigkeit kam über sie und, einen bittenden Blick zum blauen Himmel erhebend, flüsterte sie in sich hinein: »Vater da oben, laß die Stunde rasch kommen und vorübergehen und mache es mir nicht zu schwer, was ich in dieser Stunde zu leisten habe!«

Kaum hatte sie dies kurze Gebet gesprochen, so trat eine hohe Gestalt aus dem Walde hervor und kam mit schnellen elastischen Schritten die Höhe hinauf. Es war Franz, dessen vom eiligen Gehen glühendes Gesicht den Ausdruck einer unaussprechlichen Freude annahm, als er

in dem Tempel eine Gestalt erblickte und ihr entgegenwinkendes Tuch ihm sagte, daß es Edda, seine innig geliebte Edda sei. Als er den letzten kleinen Gipfel erstieg, der zu ihrem Standort führte, ging sie ihm einige Schritte entgegen, aber da fühlte sie selbst, daß plötzlich in des jungen Mannes Gemüth wie auf seinem Antlitz eine Aenderung verging, denn er hatte den Ausdruck ihres Gesichtes schon von Weitem geprüft und zu seinem Staunen nicht die Freude darauf gelesen, die er zu finden erwartet haben mochte.

Da standen sie beide dicht vor einander, und Franz ergriff die ihm dargebotene Hand, die ihn sanft nach der Bank leitete, auf der Edda vorher gesessen hatte.

»Guten Morgen,« sagte sie, »Sie sind pünctlich, eben schlägt es im Dorfe acht Uhr – aber reden Sie noch nicht, Sie sind rasch gegangen und Ihr Athem ist kurz.«

Franz lächelte, als er diese Anrede vernahm, aus der eine warme Theilnahme klang, und setzte sich neben sie, nachdem er sie mit kurzen Worten begrüßt hatte. Aber sein Auge haftete noch immer verwundert auf dem seltsamen Ausdruck des schönen Gesichts, das er nun wieder so nahe vor sich hatte, und er stellte vergebliche Versuche an, sich die Empfindungen zu erklären, die das Herz dieses wunderbaren Wesens erfüllten und sich jederzeit so erkennbar auf seinen Zügen aussprachen.

Auch Edda forschte in der kurzen Pause nach ihrem Zusammentreffen in dem Gesicht des jungen Mannes, und als sie die vom Bergsteigen gerötheten Wangen sah,

über welche Schweißtropfen rannen, und dann die Augen befragte, die ihr so ehrlich und vertrauensvoll entgegenblickten und in jedem Blick eine freudenreiche Hoffnung verriethen, da wurde sie in Wahrheit verlegen, was ihr noch niemals in seiner Gegenwart begegnet war. Es war offenbar, er erwartete etwas ganz Anderes, Freudigeres zu vernehmen, als sie ihm zu sagen im Stande war, und diese Wahrnehmung schmerzte sie selber am meisten. Dennoch aber faßte sie sich schnell und ihre ganze geistige Kraft zusammenraffend, um so ruhig wie möglich zu erscheinen, sagte sie endlich:

»So, nun sind Sie wieder Herr Ihres Athems. Sie hätten etwas früher aufbrechen und langsamer gehen sollen, dann kämen Sie nicht erhitzt hier oben an, wo es immer kühl ist.«

»Ich mußte mich wohl beeilen,« nahm nun Franz das Wort, »denn mein Vater hielt mich länger auf, als ich wünschte, und er wollte mich durchaus begleiten, als er hörte, daß ich in die Berge zu gehen beabsichtigte. Endlich, da er nicht von meiner Seite wich, mußte ich ihm ehrlich sagen, daß ich einen besonderen Zweck auf diesem einsamen Gange verfolgte, und da ließ er erst von mir ab und schlug den Weg nach dem Brienzer See hin ein.«

»Sie haben einen treuen und bewährten Vater,« sagte Edda seufzend, »er hat Sie gewiß sehr lieb.«

»Sehr, ach ja, wie auch ich ihn sehr liebe.«

»Das kann ich mir denken, und es giebt wohl so bald kein schöneres Gefühl für ein Kind, als seine Eltern mit

dem vollen Bewußtsein, daß sie edel und gerecht sind und stets edel und gerecht gehandelt haben, zu lieben. Aber sehen Sie da – dort unten liegt Ihres Vaters Haus, ich kann sein breites Dach von hier aus von den anderen unterscheiden. Sie wohnen wirklich in einer schönen Welt und sind deshalb gar sehr zu beneiden. Und diese Stelle, auf der wir hier sitzen, führt mit dem größten Recht ihren Namen *Heimweh-Fluh*. Denn wer einmal hier oben gewesen und seine Seele gelabt hat, der behält eine ewige Sehnsucht danach, und er giebt sich nicht eher zufrieden, als bis er seinen Fuß wieder hierhersetzen kann. Das Gefühl dieser Sehnsucht, das Heimweh, ist ein mächtiges und zerstörendes Gefühl, ich kenne es aus Erfahrung an meiner armen Mutter, die darüber noch zu Grunde gehen wird, weil sie es nicht befriedigen kann. Doch still davon, wir wollen nichts Trübes mehr sprechen, es giebt ohnedies Trübsinniges genug. – Sie sind glücklich, daß Sie hier Ihre Wohnung aufgeschlagen haben, nicht wahr?«

»Ja, ich darf es wohl sagen,« erwiderte Franz, der gar nicht begreifen konnte, warum die kühne Edda so zaghaft blickte, und warum sich in ihrer ganzen Art und Weise zu sprechen ein so bitteres Wehegefühl kund gab, wie er es früher noch nie an ihr wahrgenommen hatte. »Aber,« fuhr er fort, »ich werde nicht lange mehr Interlaken und was es Schönes hat, genießen, denn meine Tage sind hier gezählt, und bald, in wenigen Wochen, werde ich meine jetzige Heimat verlassen, um vielleicht lange von ihr entfernt zu bleiben.«

Edda nahm eine erstaunte Miene an. »Wohin wollen Sie denn so bald gehen?« fragte sie.

»Nach Italien, um allein meiner Kunst zu leben und mir eine sichere Zukunft zu gründen, nach der ja jeder Mensch im Leben strebt, der es mit sich und Andern ehrlich meint.«

Edda schwieg, als denke sie über die eben gehörten Worte nach, und doch dachte sie an etwas ganz Anderes.

»Sie haben gestern meine Tante besucht?« fing er wieder an, um auf die angenehmen Gedanken zurückzukommen, in deren Begleitung er so hastig den Berg erstiegen hatte.

»Ja, ich habe sie besucht. Hat sie Ihnen unsere Unterhaltung mitgetheilt?« fragte Edda mit einem scharfen Seitenblick.

»Nein, nur sehr wenig und viel weniger, als ich erwartete. Aber diese Unterhaltung muß sie sehr angegriffen haben, denn als ich sie am Abend sah, hatte sie geweint und verhielt sich sehr still.«

»Das thut mir leid. Nur wahre Theilnahme hatte mich zu ihr geführt, und so habe ich ihr mein Herz geöffnet. Gerade heraus gesagt: ich liebe Ihre Tante wie eine zweite Mutter –«

Franz fuhr in die Höhe. »Sie lieben Sie – wie eine zweite Mutter? O, wenn Sie wüßten, wie glücklich mich das macht, da wir uns hier in einem und demselben Gefühl begegnen! Sie ist so gut und verdient die Liebe aller Guten.«

»Ja,« sagte Edda nach kurzem Nachdenken und mit einer Festigkeit, die nur der Ausfluß ihres starken Willens sein konnte, »ja, und um so mehr ist Derjenige zu beklagen, der sie nicht zur Gefährtin seines Lebens erhalten hat.«

Franz sah sie betroffen an. »Wie meinen Sie das?« fragte er.

»Sie dürfen sich nicht wundern, daß ich über dieses Geheimniß rede. Die Geschichte Ihrer Tante ist mir bekannt, sie hat sie mir selbst erzählt.«

»Sie selbst? Also wirklich – so groß ist ihr Vertrauen zu Ihnen?«

»Ja, so groß ist es – aber ich kannte diese Geschichte schon von früher her, wie überhaupt die Ihrer Familie,« sagte Edda etwas leiser und neigte dabei ihr Gesicht etwas zur Seite, da sie selbst fühlte, wie es von einem heißen Blutstrom, der mächtig aus ihrem Herzen emporwallte, dunkelroth gefärbt wurde.

»Sie kannten die Geschichte meiner Familie?« fragte Franz erstaunt. »Wie ist das möglich?«

»Es hängt dies ganz einfach zusammen,« fuhr Edda muthig fort, »und nun, Herr Marssen, beginnt die Mittheilung, um derentwillen ich Sie hierher beschied. Ich war wider meinen Willen und ganz gegen meine Absicht, durch einen Zufall, eine ungesehene Zuhörerin der Geschichte, die Ihnen Ihr Vater, kurz nach Ihrer Rückkehr von Meiringen, wo wir uns eben verlassen, eines Abends am offenen Fenster Ihres Ateliers erzählte.«

Franz sprang von der Bank auf; ein heftiger Schreck machte seine Glieder erbeben, und sein Gesicht war bleich geworden, wie das Tuch, womit er sich von Zeit zu Zeit noch immer den Schweiß davon abtrocknete.

»Bleiben Sie sitzen,« sagte Edda mit wunderbarer Ruhe und zog ihn sanft an der Hand wieder dicht neben sich nieder. Und als er saß und hochathmend in ihr Gesicht schaute, fuhr sie fort: »Es wird Zeit, daß ich die Maske ablege, die Ihnen so lange mein wahres Wesen verbarg, und nur dadurch, daß ich ganz aufrichtig gegen Sie bin, kann ich vollbringen, was ich endlich vollbringen muß. Gestern bei Ihrer Tante war ich noch zum Theil die Tochter des Diplomaten, um Carolinens Gefühle für einen Mann zu erforschen, der mir nahe steht, und um zu wissen, ob ich, für den Fall einer Versöhnung, auf ihr mildes Herz, ihre Verzeihung rechnen kann – heute aber lege ich den mir schon so lange verhaßten diplomatischen Mantel völlig und für immer ab und zeige mich Ihnen als das reine Kind der Natur, was ich wirklich und in Wahrheit von ganzem Herzen bin. Wohlan denn, hören Sie, wie ich dazu kam, die Mitwisserin eines Familiengeheimnisses zu werden, welches nur die Mitglieder Ihrer Familie und sonst nur wenig Andere kennen. Ich habe von Jugend auf eine leidenschaftliche Vorliebe gehabt, im grünen Garten auf kühlem Rasen zu sitzen, und namentlich unter Obstbäumen halte ich mich gern auf. An jenem Abend nun, wo ich noch nicht wußte, daß

Sie, mein Reisegefährte, der sich mir so gefällig erwiesen, in jenem kleinen Häuschen Ihr Wesen trieben, hatte ich mich zeitig in's Freie begeben, um so recht nach Herzenslust meiner Neigung nachzuhängen, und so saß ich auf einem Stuhl dicht an der grünen Hecke und in der Nähe jenes Hauses, als ich plötzlich Männerstimmen vernahm, von denen ich die eine als die Ihre erkannte. Das Gespräch, welches Ihr Vater so ernst und männlich einleitete, hörte ich erst aus mädchenhafter Neugierde mit an, bald aber wurde mir der Inhalt seiner Worte so interessant, daß ich, je dunkler es wurde, um so näher rückte, und so hielt ich, glücklicher Weise ungestört, bis zum Ende der Erzählung aus, welche Ihnen so manchen unvermutheten Aufschluß über Ihre nächsten Verwandten gab. So weiß ich denn also seit jenem Abend, wer Ihr Vater ist, woher er stammt, was er erlebt, erduldet, und ich weiß auch, warum Ihre Tante nicht so glücklich ist, wie sie von Gottes und Rechts wegen sein sollte. Ach, Sie glauben nicht, wie aufmerksam gerade ich jener Erzählung zuhörte, und ich kann Ihnen kaum die Wirkung derselben auf mein Herz beschreiben. Ich sah mit einem Male ganz neue Verhältnisse vor mir liegen, vieles mir bisher Dunkle ward mir wie durch einen Blitzstrahl erhellt, ja, mein eigenes Leben trat in eine neue Phase, so daß ich mir wie ein neugeborenes Kind vorkam, das die ganze Welt um sich her mit eben erst geöffneten Augen zu betrachten lernen mußte.«

»Aber mein Gott, wie ist das möglich?« unterbrach sie Franz, der immer mehr von ihren ernsten Worten und ihrem bedeutsamen Wesen betroffen wurde.

»Still, unterbrechen Sie mich nicht. Ich bin noch lange nicht zu Ende. Ich lernte also nicht nur aus der Erzählung Ihres Vaters die Verhältnisse Ihrer Familie, sondern auch die einer anderen genauer kennen, und diese neue Kenntniß interessirte mich fast noch mehr als die Geschichte der Ihrigen. Ich rede hier von der Familie des Baron *Juell Wind*,« fuhr sie mit abgewandtem Gesicht und leiserer Stimme fort, »in deren Schooß Ihre Tante aufgewachsen ist und deren Namen sie sogar mit vollem Rechte führt, obwohl sie bisher keinen Gebrauch davon gemacht hat. Die Familie Juell Wind hat zwei Männer aufzuweisen, die ganz verschieden auf das Schicksal Ihrer Familie eingewirkt haben. Juell Wind, der Vater, hat mit seiner unwandelbaren Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit seinen Segen darüben ausgestreut, und sein Sohn Rolf – ja Rolf, hat diesen Segen in einen Fluch verwandelt, indem er den bitteren Saamen des Hasses und der Zwietracht in die Herzen Ihrer Verwandten pflanzte. Hassen Sie nun diesen Rolf Juell Wind auch so sehr, wie er es nach Allem, was Sie von ihm wissen, zu verdienen scheint?«

»Ich,« sagte Franz mit bebenden Lippen – »ihn hassen? O nein, aber ich habe freilich auch keinen Grund, ihn zu lieben.«

»Dann würden Sie auch wohl wenig geneigt sein, seiner Familie näher zu treten und den so hart und in mancher Beziehung mit Recht verklagten Mann besser kennen zu lernen?«

Franz wußte nicht, was er antworten sollte. Er starrte das junge Mädchen, dessen Brust laut und schwer athmete und dessen Wangen in fast fieberischer Hitze glühten, mit weit aufgerissenen Augen an.

»Ich will eine Antwort von Ihnen haben!« sprach sie mit einem Ton, der Franz an ihr früheres Wesen erinnerte, und dem er so oft siegreich widerstanden hatte.

»Nein,« sagte er leise, »freiwillig werde ich mich dieser Familie allerdings nicht nähern –«

»So. Das thut mir leid, denn ich kenne den Baron Rolf Juell Wind, und sogar von einer weniger düsteren Seite als Sie.«

»Sie kennen ihn?«

»Ja, und Sie kennen ihn auch, denn er lebt jetzt in Interlaken und ist sogar Ihr nächster Nachbar.«

Franz Marssen's Augen waren noch starrer geworden; er saß da wie ein Bild von Stein und war außer Stande, der Ueberraschung, die ihm hier Schlag auf Schlag zu Theil wurde, Herr zu werden. »Weiß das meine Tante, mein Vater?« fragte er endlich mit einer Stimme, die aus lauter einzelnen Seufzern zusammengesetzt schien.

»Nein, Sie allein wissen es jetzt. Erkennen Sie daraus, wie groß mein Vertrauen zu Ihnen ist.«

»Aber mein Gott, woher wissen Sie das Alles, und woher kennen Sie den Baron Juell Wind so genau?«

Edda lächelte schmerzlich. »Warum sollte ich das nicht wissen, und warum ihn nicht kennen – Sie haben überhört, daß ich Ihnen sagte, Baron Juell Wind sei Ihr nächster Nachbar – und ich, seine Tochter, werde doch wohl meinen Vater kennen?«

»Wie? Sie sind Baron Juell Wind's Tochter?« rief Franz mit einem wahren Angstschrei aus.

»Ja, mein Herr, ich bin diese Tochter, und es thut mir schmerzlich weh, zu sehen, daß Sie in diesem Augenblick wie aus einem Himmel auf die kalte Erde zu stürzen scheinen.«

»Ach! Und der Mann, mit dem ich jene Reise gemacht, ist Ihr Vater, der Jugendfreund und dann der bitterste Feind meines Vaters und meiner armen Tante?«

Edda lächelte schwermüthig, und doch brach ein stolzer Freudenstrahl aus ihren dunklen Augen hervor. »Sagen Sie lieber,« fuhr sie wieder sanfter redend fort, »jener Mann ist der Sohn des braven und edlen Dänen Olaf Juell Wind, der der Pflegevater Ihres Vaters und der Adoptivvater Ihrer Tante war. So, nun wissen Sie alles, und jetzt erwarte ich von Ihnen, daß Sie mich sogleich verlassen, mich vermeiden, sich mir nie wieder nähern, um mich schließlich vielleicht auch so zu hassen, wie Sie bisher meinen Vater gehaßt haben.«

Sie war wunderbar schön, indem sie dies sagte. Ihre Augen glühten, ihre Wangen flammten, und selbst über die weiße, makellose Stirn ergoß sich ein rosiger Schimmer bis nach den von den dunklen Haaren bedeckten Schläfen hin. Während sie sich aber bemühte, in ihre

Stimme den Ton eines schmerzlichen Vorwurfs zu legen, den ihr Herz keinen Augenblick theilte, widersprach diesem Ton der Ausdruck ihrer Mienen, und wider ihr Wissen prägte sich die sichere Erwartung darauf aus, daß Franz Marssen sie nicht verlassen und noch weniger mit dem Haß verfolgen würde, den sie in ihm vorauszusetzen sich das Ansehen gegeben hatte.

Sie sollte sich in dieser Erwartung auch nicht getäuscht haben, denn kaum hatte sie ausgesprochen, so schüttelte Franz sanft den Kopf, und mit wehmüthig fragendem Blick ihr strahlendes Antlitz überfliegend, als wolle er es zu Rathe ziehen, ob ein solcher Haß ihm gegenüber möglich sei, sagte er ruhig und mild:

»Nein, nun hasse ich Sie erst recht nicht, denn Sie können mir unmöglich dieses Vertrauen erwiesen haben in der Voraussetzung, daß ich die Feindschaft, die bisher zwischen unsern Familien bestand, auch auf die jüngeren Mitglieder derselben in Ewigkeit fortzupflanzen gesonnen sei. In meinen Augen würde es vielmehr das bitterste Unrecht sein, Sie entgelten zu lassen, was ein Anderer gethan hat. Was können Sie für ein Unheil, welches Ihr Vater, lange ehe Sie geboren waren, in unser Haus gebracht? Ich sage *Unheil*, denn ich traue Ihnen den Edelmuth und die Hochherzigkeit zu, daß Sie selbst des eigenen Vaters Handlungsweise gegen die Meinigen nicht billigen werden.«

»Sie haben mich eben so richtig erkannt, wie ich auch Sie schon lange erkannt zu haben glaube,« erwiderte Edda, wobei ihre Brust freier und leichter aufathmete, als

habe sie schon jetzt den steilen Berg überstiegen, wozu sie vorher im Stillen Gebete Gottes Beistand erfleht hatte. »Nein, Herr Marssen, ich billige sie gewiß nicht, ja, ich verurtheile sie sogar und bin schmerzlich davon ergriffen, daß gerade mein Vater es war, der so viel Unheil über Ihr Haus gebracht hat. Allein seien auch Sie nicht zu streng in Ihrem Urtheil über meinen armen Vater, der schon lange und schwer das gethane Unrecht gebüßt und dessen Gewissen sich oft das Urtheil über seine von schrankenlosem Ehrgeiz verzehrte Jugend gesprochen hat. Er hat mir zwar nicht ausdrücklich enthüllt, was dieses Gewissen ihm gesagt, aber ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, es aus seinen mit mir geführten Gesprächen zu entnehmen, und was mir nur schwach angedeutet, das habe ich klar in seinem gemarterten Herzen gelesen, welches oft wie ein offenes Buch vor mir aufgeschlagen lag. Und gerade jetzt, in diesem Augenblick vielleicht, trägt er die furchtbare Strafe dafür, daß er die weise Lehre, sich in seinen Leidenschaften zu mäßigen, die ihm sein Vater in frühester Jugend vergebens gepredigt, so lange und starr von sich gewiesen hat, eine Lehre, die sich erst bei ihm Bahn brach, als es zu spät, sie zu verwenden war und ihm nur die Reue blieb, um mit nagendem Seelenschmerz auf seine jugendlichen Irrthümer zurückzublicken. Ach, was dieser Mann in seinem ganzen Leben gelitten hat, ist bei seinem ehrgeizigen Herzen und seinem vorwärtsjagenden Geiste nichts gegen das, was er wahrscheinlich heute wieder leiden muß. Denn er

ist von einem starrköpfigen, ihm persönlich feindlich gesinnten dänischen Abgesandten heute nach Bern berufen worden, um von ihm das Urtheil zu vernehmen, welches unsere heimische Regierung, die nur scharfe und schneidende Werkzeuge ihres fanatischen Willens verlangt und die alle Diejenigen grausam von sich stößt, die in ihren Augen stumpf geworden sind und das Geforderte nicht mehr zu leisten vermögen, über ihn verhängt hat. Man hält meinen Vater, der gewiß mit ganzem Herzen ein Däne ist, schon lange nicht mehr für so dänisch gesinnt, wie man jetzt alle Dänen gesinnt haben will. Mein Vater hat seine Gesinnung nie geändert, und er ist noch heute der, der er vor Jahren war; das aber, was man jetzt von ihm verlangt, kann und mag er nicht leisten, denn nach seiner Ansicht stürzt das dänische Ministerium den König, das ganze Land und sich selber in's Verderben, und so hat man ihm übel gedeutet, daß er wiederholt seine warnende Stimme erhob, daß er von jeher eine vermittelnde Stimmung zwischen Kopenhagen und Schleswig einnahm, wobei man sich zu seinem Nachtheil erinnerte, daß sein Vater ebenfalls ein vermittelnder Mann und als solcher ein Freund gerechter und billiger Maßregeln war. Das aber reicht jetzt in Kopenhagen schon hin, einen Mann zu den Todten zu werfen, oder noch mehr, ihn zu den Vaterlandsverräthern zu zählen, die man nicht allein verbannen, nein, die man auch bestrafen und züchtigen muß, wie unmündige Knaben, die nicht unbedingt den Willen ihres tyrannischen Vaters erfüllen. So, mein Freund, stehen die Sachen, und heute Abend werde ich

einen Vater zu trösten haben, der kein Amt und kein Einkommen mehr hat, dem in der Gegenwart alle Stützen fehlen und der nichts auf der Welt zu seinem Troste besitzt, als ein Kind, eine Tochter, die mit ihm zu fühlen und zu leiden versteht und die jetzt – ja, Herr Marssen, und nun komme ich zu meiner Aufgabe bei Ihnen – im Begriff steht, ihm das einzige Labsal auf Erden zu verschaffen, was ihm noch Freude und Frieden im Leben bieten kann: die Versöhnung mit Menschen, die er einst liebte und achtete, und deren Liebe und Achtung er unwiederbringlich verloren hat, wenn wir sie ihm nicht wieder erringen helfen. Und nun, mein Freund – ich nenne gerade Sie mit freudigem Stolz meinen Freund, weil Sie ein natürliches Recht haben, mein Feind zu sein – und nun, sage ich, bitte ich Sie, mir beizustehen, diese Versöhnung zwischen unsern Vätern in's Werk zu setzen, und daß der meinige dazu geneigt sein wird, glaube ich Ihnen versichern zu können. Daß es der Ihrige ist, weiß ich durch Ihre Tante, und daß diese meinem Vater Verzeihung angedeihen läßt, hat sie mir selbst gesagt. Diese Versöhnung der ehemaligen Freunde wäre für meinen Vater der einzige Lichtstrahl, der sein finsteres Leben noch erhellen könnte. Was ich bisher zu diesem Zweck thun konnte, habe ich gethan; von dem Augenblick an, wo ich, wie durch das Schicksal zur Zeugin berufen, die Zuhörerin jener Geschichte Ihres Vaters war, war das meine Aufgabe, und einen Theil derselben habe ich gestern gelöst, indem ich mir die Ueberzeugung verschaffte, daß Ihre

Tante wirklich meine Freundin ist. Jetzt, in diesem Augenblicke versuche ich den zweiten Theil dieser Lösung bei Ihnen – Gott weiß, wie schwer er mir geworden ist! – und nun ist meine Darstellung zu Ende, und ich erwarte von Ihnen eine entscheidende Antwort.«

Sie schwieg und sah Franz ruhig und erwartungsvoll an. Dieser schwieg auch, indem er in seinem Geiste viele Worte wiederholte, die er so eben aus dem Munde eines so edlen und mit Recht so heißgeliebten Wesens vernommen hatte. Dabei ging in seinem Innern kein Kampf mehr vor, und er brauchte keine Zeit, um einen Entschluß zu fassen, er hatte sich schon längst entschieden, auf wessen Seite er treten wollte, und diese Entscheidung sprach sich immer deutlicher auf seinem ehrlichen Gesicht aus, das voller Bewunderung auf den gespannten Zügen der schweigenden Tochter des Dänen ruhte, bis er nicht anders konnte, als mit raschem Impulse ihre Hand zu ergreifen, die neben der seinen auf der Bank lag, und, indem er sie in beide Hände nahm, zu sagen:

»O, meine theure Freundin – ja, ich darf Sie so nennen, da Sie zuerst mich Ihren Freund nannten – dieses für meine und Ihre Familie so verhängnißvolle Geheimniß haben Sie so lange in Ihrer Brust getragen und haben Niemanden gehabt, den Sie in diese Brust blicken ließen?«

»Niemand, Niemand war da, ich ganz allein habe es getragen, und ach! es ist mir oft schwer genug geworden! Tausend Mühen und Listen habe ich anwenden müssen,

um eine voreilige Entdeckung der Verhältnisse und eine vorzeitige Begegnung der beiden Männer, sowie meines Vaters und Carolinens, zu verhüten. Ich mußte meinen Vater jeden Tag auf allen Wegen bewachen und seine Schritte regeln, und ich mußte wie ein unsichtbarer Geist auch um Ihr Haus schweben, um Manches zu erspähen, was zu wissen mir durchaus nothwendig war. Darum, darum allein habe ich auch nicht zu jeder Zeit in den Garten kommen können, wo Sie – ich weiß es durch Rosy – mich oft vergebens erwarteten und mich im Stillen vielleicht für herzlos und wandelbar hielten, was ich doch gewiß nicht war, denn gerade mein Herz arbeitete rastlos den Plan aus, den ich Ihnen eben enthüllte, und es war keine leichte Aufgabe für mich, eine Maske vor mein Gesicht zu legen, die die Augen eines so scharfsinnigen Mannes, als welchen ich Sie kennen gelernt, täuschen konnte. Nun aber reden Sie: Wollen Sie mir beistehen, meinen Plan auszuführen und die Versöhnung der beiden Familien zu bewerkstelligen?«

Franz hielt noch immer die schöne Hand fest, und er hätte seinen Gefühlen gern einen wärmeren Ausdruck gegeben, aber in diesem Augenblick, der ihm so ernst, so gewichtig, fast so heilig erschien, vermochte er nichts Anderes zu sagen als:

»Fräulein Edda, ich bewundere Sie! Ihr Plan mag groß und schwer auszuführen sein, aber edel und schön ist er gewiß, und ich bereue offen und ehrlich jeden Gedanken, der mich bisweilen heimsuchte und mir einreden wollte, Sie seien nicht das, als was ich Sie jetzt wirklich und in

Wahrheit kennen gelernt habe – ein edles, braves, herrliches Weib –«

»Still, still, mein Freund, loben Sie mich nicht zu sehr, ich habe auch Fehler, große Fehler, aber auch die werde ich mit Gottes Hülfe einst abzulegen mich bemühen – doch halt – Sie haben mir noch keine Antwort auf meine Frage gegeben: wollen Sie meinen Plan fördern und mit mir gemeinsam unsere Väter einander zu nähern suchen?«

»Ja,« sagte er kräftig und fest, »das will ich, so wahr mir Gott helfe! Aber wie wollen Sie es beginnen, und was soll mir dabei zu thun obliegen?«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so faßte sie seine rechte Hand mit ihren beiden und drückte sie innig und lange. Dann sie aber rasch loslassend, als fürchte sie aus irgend einem Grunde eine zu lange Berührung, sagte sie:

»Gut, nun bin ich zufrieden, weiter wollte ich in diesem Augenblick nichts. Lassen Sie uns aufbrechen; die Stunde kommt heran, wo meine Mutter ihr Bett verläßt, um sich auf das Sopha zu legen, und zu dieser Zeit hat sie mich gern um sich. Was wir aber zunächst thun müssen, das wollen wir jetzt gemeinschaftlich überlegen, und gelangen wir zu keinem bestimmten Entschluß, so fahren wir ämsig zu Hause jeder für sich allein in demselben Bestreben fort. Lange jedoch darf das Resultat nicht ausbleiben, welches ich im Auge habe, denn ich selbst ertrage die Qual kaum noch, in der ich nun schon so lange

lebe. Halten Sie sich heute und morgen möglichst in Ihrem Atelier auf, damit ich Sie jeden Augenblick finden kann, wenn ich mit Ihnen zu sprechen habe.«

Franz versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, und beide erhoben sich, um den Rückweg anzutreten, jedes für sich in tiefe Gedanken versunken und nichts mehr von der Außenwelt gewahrend, die bis jetzt vergeblich ihre lieblichsten Reize vor ihnen entrollt hatte. Als sie aber den Wald erreichten und eben die ersten Stufen des Berges hinabschritten, strauchelte Edda, und in demselben Augenblick wandte sie sich hold erröthend zu dem still neben ihr Gehenden und sagte: »Da Sie mir Ihren Arm nicht von selbst bieten, so bin ich so dreist, ihn zu fordern; oder hat Franz Marssen keinen stützenden Arm mehr für Rolf Juell Wind's Tochter?«

Franz blieb einen Moment stehen, und sein Blick flog leuchtend über sie hin. Er sprach nichts, aber gleich darauf lag ihr Arm in dem seinen, und so setzten beide ihren Weg bis an den Fuß des Berges fort, ohne einen Plan gefunden zu haben, der ihnen die Lösung ihrer Aufgabe sicher zu versprechen schien. Als sie aber die Wagnerenschlucht erreichten, wo ihnen schon einige Menschen begegneten, die nach der Heimweh-Fluh wollten, hielt es Edda für gerathen, sich zu trennen, und nach einem herzlichen Händedruck schieden sie voneinander, mit der Verabredung, sich am nächsten Morgen, wenn bis dahin nichts Besonderes vorfalle, in dem Obstgarten zu sprechen, der vor dem Fenster des Ateliers lag.

Franz blieb am Wege stehen und sah der rasch enteilenden Gestalt nach, bis er sie mit seinen verlangenden Augen nicht mehr erreichen konnte. Dann aber setzte er sich auf einen Moossitz im Tannengehölz und überließ sich lange Zeit einem tiefen Nachdenken, denn Alles, was er eben vernommen, wich so weit von dem ab, was er zu vernehmen erwartet, daß er sich nur mit Mühe in die neue Lage zu finden vermochte, in die ihn Edda Juell Wind – ja nun wußte er endlich ihren wirklichen Namen – mit der Enthüllung ihres Geheimnisses und der Aufforderung zur Lösung des obwaltenden Familienzwistes geworfen hatte.

Fünftes Kapitel. »Noch nicht!«

Es war schon zwölf Uhr vorüber, und die Mittagssonne stand mit sengender Gluth über Interlaken, als Franz Marssen erst den Rückweg nach seinem väterlichen Hause anzutreten den Muth gewann, und selbst dann noch ging er langsamer denn je, bei jedem Schritt eine neue Besorgniß empfindend oder einen neuen Plan erdenkend, seines Weges dahin. Mit Tante Caroline fertig zu werden, das schien ihm, er wußte selbst nicht warum, keiner Schwierigkeit zu unterliegen, aber vor das klare, feste Angesicht seines Vaters zu treten, mit einem Geheimniß auf der Brust, wie er noch nie Eins vor ihm verborgen, davor empfand er eine Art heiliger Scheu, und fast däuchte es ihm unmöglich, dem scharfen Blick des geübten Menschenkenners dieses Geheimniß zu entziehen. Was sollte er ihm antworten, wenn derselbe ihm

eine darauf bezügliche Frage vorlegte, wenn das treue Vaterauge vielleicht den ganzen Zwiespalt seines Innern läse, der sich auf seiner beschatteten Stirn, seinen bebenden Lippen, in seinem scheuen Auge nothwendig aussprechen mußte? Und durfte er ihm anvertrauen, was sein Herz so mächtig beschwerte? Hatte er Edda nicht versprochen, nur in Gemeinschaft mit ihr das Werk zu vollführen, das ja immer noch scheitern konnte, wenn man nicht gehörig alles vorher bedachte und weise überlegte?

Wie eine göttliche Wohlthat überströmte es ihn daher, als er dicht vor Interlaken auf einem schattigen Bergpfade Jürgen mit den Pferden begegnete und dieser ihm erzählte, daß sein Vater um zehn Uhr zu demselben entfernt wohnenden Kranken geritten sei, den er schon vor einigen Tagen besucht hatte, und daß er also erst gegen Abend zurückkehren werde. O, nach dieser Mittheilung schlug ihm das Herz wieder leicht, und mit rascheren Schritten setzte er nun den Weg nach Hause fort, wo er von Carolinen herzlich begrüßt wurde, die gar nicht begreifen konnte, wie er an einem so heißen und gewitterdrohenden Tage so lange in den Bergen bleiben und seine Arbeit im Malerhause außer acht lassen könne.

»Hast Du denn so eifrig neue Studien gemacht, daß Du ganz die Zeit darüber vergessen hast?« fragte sie liebevoll.

»Ja, liebe Tante,« erwiderte Franz, ihr dreist in die blauen Augen sehend. »Ich habe heute sogar bedeutungsvolle Studien gemacht, und das Werk, was ich auf sie zu

bauen gedenke, wird hoffentlich das beste und schönste sein, was ich in meinem ganzen Leben hervorbringen kann.«

»Oho!« sagte die Tante, »Du bist heute sehr productiv, wie es scheint. Bist Du ganz allein in den Bergen gewesen?« setzte sie, ohne jeden Hintergedanken, fragend hinzu.

Franz, der jedoch in dieser Frage schon einen kleinen Verdacht zu erblicken glaubte, sah sie groß an, und ohne ihr zu antworten, stellte er die Gegenfrage: »Weißt Du, mit Wem ich in den Bergen gewesen bin? O, bitte, dann sage es mir.«

Caroline machte ein ernsteres Gesicht als vorher. »Nimm es doch nicht so böse auf, lieber Junge,« sagte sie; »ich weiß wahrhaftig nicht, ob Du mit Jemanden in den Bergen gewesen bist, noch viel weniger mit Wem?«

»So,« erwiderte Franz ruhiger. »Nun, dann will ich Dir sagen, daß ich allerdings mit Jemanden in den Bergen gewesen bin, daß ich Dir heute aber noch nicht verrathen kann, wer es war.«

»Ach so! Ein Geheimniß also, mein Lieber?«

»Ganz gewiß, Tante, und ein echtes, wirkliches Geheimniß, wie man es nicht alle Tage zu hören bekommt.«

Jetzt machte die Tante große Augen. »Du sprichst das so ernst,« sagte sie, »daß man Dir fast glauben möchte.« Und ihn herzlich umfassend und an sich drückend, fuhr sie mit ihrer weichsten Stimme und zärtlichsten Miene fort: »Darf ich es denn nicht wissen. Franz, wenn ich Dir verspreche, daß ich es Niemanden mittheilen will?«

Franz schüttelte den Kopf. »Nein, Tante, wahrhaftig nicht; Du bist aber auf falscher Fährte, wenn Du, wie mir scheint, das Geheimniß in meiner Person begründet glaubst. Diesmal gilt es nicht mir, sondern Anderen.«

»So!« sagte die Tante seufzend. »Nun, wenn es nur Dir nicht gilt, dann bin ich schon zufrieden. Es würde mich schmerzen, wenn irgend ein anderer Mensch auf der Welt eher als ich erführe, daß Du um eine Braut geworben und sie Dir ihre Zusage gegeben hat.«

»Ich habe heute um keine Braut geworben, auch um keine werben *können*,« erwiderte Franz ernst, mit dem lebhaften Wunsch, dies Gespräch rasch abbrechen zu dürfen.

»Ah, so, dann bist Du also nicht mit Edda spazieren gegangen, wie ich mir dachte?«

Franz antwortete der Neugierigen mit einer so seltsamen Miene, daß sie alle Lust verlor, die Unterhaltung noch weiter fortzusetzen: »Nein, *spazieren* sind wir nicht gegangen, aber wir haben still beieinander gesessen und ernstlich über verschiedene Dinge geredet.«

Nach diesen Worten ging er fort, um seinen bequemen Malerrock anzuziehen und noch einen Blick in das Atelier zu werfen, ehe er sich zu Tische einfand. –

Gleich nach dem Essen begab sich Franz wieder in sein stilles Häuschen, nicht um darin zu arbeiten, sondern um mit vollem Ernste über die Lösung der ihm zu Theil gewordenen Aufgabe nachzudenken, mit der heute zu Stande zu kommen er sich nun einmal vorgenommen

hatte. Allein Alles, was er bedachte, ersann, erfand, sagte ihm nur wenig zu, und da auch vom Nachbarhause her sich Niemand zeigte, der ihm mit einer besseren Idee zu Hülfe gekommen wäre, so rückte der große Plan um keinen Schritt seinem Ziele näher.

Alle Pläne aber, die Menschengeister und Menschenherzen in diesem Falle schmieden konnten, auch wenn sie einen scheinbaren Erfolg verheißen hätten, wären umsonst erdacht worden, denn die Vorsehung selber hatte diesmal zu handeln und, wie sie so oft thut, die Pläne der Menschen zu durchkreuzen und diese zur Betretung ihrer eigenen Wege zu zwingen beschlossen.

Während Franz im Atelier Stunde auf Stunde ohne irgend ein Resultat verrinnen sah, bis der Abend endlich herankam, der ihn zur Tante zurückführte, da das Gewitter, welches schon gegen Mittag gedroht, setzt ernstlich heranzog, war unserer Heldin nicht die freundliche Stille und Ruhe in ihrem Hause vergönnt gewesen, wie sie Franz Marssen trotz alles seines Sorgens und Grübelns genoß. Ihr allein schien die Vorsehung die schwere Last aufgebürdet zu haben, den Knoten zu lösen, dessen Lösung sie sich als Aufgabe gestellt, und ihr allein wurde dabei jener heilsame Schmerz zu Theil, den die Natur, wie es scheint, absichtlich dem Menschen in's Herz drückt, nicht nur um es zu läutern, sondern auch die Freude desselben nachher um so süßer, reiner und vollkommener werden zu lassen.

Die arme Edda hatte einen schweren Morgen gehabt, aber sie hatte ihn mit Freuden begonnen und standhaft

überwunden, und nun war sie mit dem Bewußtsein nach Hause gegangen, daß diese Standhaftigkeit, vielleicht ohne Freude, bald wieder auf eine harte Probe gestellt werden könne. Wie dem aber auch sein mochte, das kühne Herz, welches in ihrer Brust pochte, bebte vor keiner noch so schweren Prüfung zurück, und der kräftige Geist, der ihr zu Gebote stand, half ihr die Bedenklichkeiten und Besorgnisse besiegen, die sich immer wieder von Neuem wie dunkle Wolken vor ihr aufthürmten. Indessen wuchs ihre Unruhe und Ungeduld mit jeder Minute; in ihrem Herzen wie in ihrem Geiste gährte und drängte es nach Beendigung der Krisis, denn sie bedurfte der Klarheit, nicht in ihrem Verhältniß mit einem Menschen allein, sondern mit aller Welt, vor allen Dingen aber mit jenen treufesten, biederen Bewohnern des Nachbarhauses, auf deren Wohl ihre brennendsten Wünsche mit gleicher Innigkeit gerichtet waren wie auf das der Mitglieder ihrer eigenen Familie.

Als sie gegen elf Uhr in die stille Pension trat, kam ihr Miß Rosy eilfertig entgegen, erkundigte sich, ob ihr Vorhaben nach Wunsch abgelaufen, und als Edda ihr schweigend zugenickt hatte, sagte sie, daß die Mutter sich so eben auf ihr Sopha begeben und schon zweimal nach ihrer Tochter gefragt habe.

»Ich weiß nicht,« fügte die Gesellschafterin hinzu, »die Lady kommt mir heute ganz seltsam vor. Sie klagt nicht wie sonst und sieht wunderbar heiter aus.«

»Das wäre kein schlimmes Zeichen, Miß Rosy,« antwortete Edda schnell.

»Nein, das habe ich mir auch schon gesagt, aber ihr Auge hat einen merkwürdigen Glanz, und ihre Hände zittern ganz ungewöhnlich.«

»Das macht die Sehnsucht nach meinem Vater und die Erwartung dessen, was er bringt, Miß Rosy. Ich werde jetzt zu ihr gehen und bis Mittag bei ihr bleiben. Sie können also Ihre Zeit nach Gutdünken benutzen.«

»Dann werde ich spazieren gehen,« sagte das arme geplagte Mädchen, »ich habe ein unwiderstehliches Bedürfniß nach frischer Luft.«

»Gehen Sie nicht zu weit, es schwebt ein Gewitter in den Bergen.«

Miß Rosy nickte und dachte bei sich: »Hier im Hause ist es auch schwül genug zum Gewitter, und ich ziehe das im Freien vor!«

Sobald Edda allein war, begab sie sich zur Kranken und als diese ihrer ansichtig ward, stieß sie einen schwachen Freudenruf aus und streckte ihr beide Hände entgegen, was ebenfalls eine seltene Begrüßungsweise der leidenden Frau war.

»Ach, mein liebes Kind,« begann sie mit matter Stimme zu reden, während sie ihre schwarzen, glänzenden Augen mit mütterlicher Innigkeit über das schöne Gesicht der Tochter laufen ließ, die sich auf einen Stuhl dicht an ihrem Lager niedergelassen hatte, »ach, ich habe eine recht lebhafte Sehnsucht nach Dir gehabt.«

»Warum denn das, liebe Mutter?«

»Ich wollte Dich noch einmal recht genau und in vollem Lichte des Tages sehen, der schon viel trüber geworden ist, als er heute Morgen war.«

Edda erschrak, aber sie verbarg ihre Empfindungen mit aller Macht. »Ich verstehe Dich nicht, liebe Mutter. Wie kommst Du auf diesen Wunsch?«

Die Mutter schwieg eine Weile, dann die Hand der Tochter matt drückend, sah sie sie mit großer innerer Bewegung an und sagte leise: »Weißt Du, daß ich mir den Tod wünsche?«

Das war nicht das erste Mal, daß Edda diesen Wunsch von den Lippen der Leidenden aussprechen hörte, aber niemals vorher hatte er einen so bewältigenden Eindruck auf sie gemacht, denn niemals war er mit einer so schmerzlichen Wehmuth ausgesprochen worden. Edda wurde wie durch magische Gewalt zu der Mutter hingerissen, und augenblicklich kniete sie wieder auf dem Kissen, das vor dem Sopha lag, und ihre Hände umklammerten die der Mutter, wobei sie ihr schönes Gesicht tief niederbeugte, um die Thränen nicht sehen zu lassen, die leise aus ihren Augen rieselten.

»Du weinst,« fuhr die Mutter fort, »ich fühle es, wenn Du mir auch Dein Gesicht verbirgst. Aber weine nicht, Edda, lächle lieber, denn Deine Knechtschaft ist bald zu Ende und die glückliche Freiheit beginnt.«

»Liebe, liebe Mutter, höre auf, so zu reden!« bat Edda, ihre kalte Stirn küssend, »wie kommst Du auf so seltsame Gedanken und warum wünschest Du Dir den Tod?«

»Ich will es Dir sagen: weil ich weiß, daß Ihr dann alle glücklicher sein werdet als Ihr jetzt seid. Ich stehe Euch überall im Wege, ich hindere Euch an Allem und Jedem, Ihr könnt zu keinem freien Athemzug kommen, so lange ich schwer und bang athme. Und weißt Du, mein Kind, das ist auch das Unglück Deines Vaters gewesen; auch ihn habe ich beschränkt und gehemmt in Allem, er hat sich niemals frei nach seinem Gefallen und seiner Neigung bewegen können. Erst war meine traurige Gemüthsart daran schuld, und dann meine Kränklichkeit. Ein Mann aber, wenn er sich glücklich fühlen soll, muß keine Fesseln tragen, er muß seinen Geist frei sich entwickeln lassen dürfen, und ich habe von jeher wie ein Alp auf seiner Brust gelegen. Das fühle ich jetzt so recht klar und es ist die Wahrheit. Und nun, da ich Dir das gesagt, will ich Dir auch sagen, daß ich bald sterben werde. Mein Herz hängt nur noch durch einen schwachen Faden mit dem Leben zusammen, und ist dieser Faden zerrissen, dann – dann schlägt es nicht mehr.«

So zusammenhängend, klar und geistig frei hatte Edda ihre Mutter noch nie sprechen hören und sie schauderte vor Angst, die ihr die Brust zusammenschnürte, so daß sie kein Wort hervorbringen konnte und nur leise fort weinte.

»So,« fuhr die Mutter fort, »nun habe ich Dir gesagt, was ich Dir sagen wollte und wußte – jetzt laß mich in Ruhe und setze Dich bei Seite, damit Du mich nicht in meinen Gedanken störst.«

»Nein, nein,« rief Edda angstvoll, »der Faden hält noch – o laß ihn noch nicht reißen!«

»Still, Du hältst ihn mit Deinen Bitten und Thränen nicht fest und Niemand sonst: ich fühle, wie dünn er ist und ich habe immer richtige Gefühle über mich selbst gehabt. Geh – ich bitte Dich – ich will ungestört sein.«

Edda gehorchte und setzte sich still an's Fenster, um in den Garten hinauszuschauen, der, während sie mit der Mutter gesprochen, sein freundliches Ansehen verloren hatte. Die Sonne war vom Himmel verschwunden und der ganze Horizont hatte sich in einen trüben Dunstschleier gehüllt. Wolken waren nicht sichtbar, aber aus der Ferne her grollten dumpfe Donnerschläge, die das weitab tobende Gewitter verkündeten. Dabei war die Luft drückend heiß, es herrschte eine träge Windstille und der Himmel versagte der durstigen Erde seine Thränen, die um so reichlicher ganz im Stillen aus Edda's Augen flossen, was nur selten bei ihr geschah, denn ihre Seele war stark und widerstand lange dem Angriff ihrer Empfindungen. Heute waren aber diese Empfindungen schon auf andere Weise wach gerüttelt und nun kam die schreckliche Mittheilung der Mutter hinzu; das brachte ihr volles Herz zum Ueberlaufen und sie gab sich diesem Ergusse ohne weiteren Widerstand hin.

Plötzlich aber hörte sie auf zu weinen. »Es ist vorbei,« sagte sie zu sich, »ich will, ich muß fest und standhaft sein. Ich darf nicht klagen und mich meinen Schmerzen hingeben, ich muß handeln, und wer weiß, wie nahe mir das Handeln gerückt ist. Wer durch diesen Schleier sehen

und das dahinter verborgene Licht wahrnehmen könnte – o! welcher Trost, welcher Beistand wäre mir das!«

Aber sie sollte an diesem Vormittag noch kein Licht vor sich sehen. Es geschah nichts um sie her, nichts regte sich in ihr, was sie zu irgend einem Handeln veranlaßt hätte, denn noch war es nicht in ihr klar, sie wußte noch nicht recht, wie sie ausführen könnte, was sie ausführen wollte, obgleich es von Stunde zu Stunde stärker und gewaltiger in ihrem Innern gährte, wie wenn der Ausbruch des Gewitters, das in der Natur draußen noch immer auf sich warten ließ, wenigstens in ihrem Innern zum Ausbruch gelangen sollte. –

Miß Rosy war mittags zurückgekehrt und hatte Edda in der Wartung ihrer Mutter abgelöst. Edda war nach Tisch in ihr Zimmer gegangen und hatte eine Stunde zu schlafen versucht. Aber der Schlaf kam nicht, so sehr sie ihn herbeiwünschte, nicht um durch ihn frische Kräfte zu gewinnen, nein, deren bedurfte sie nicht, sondern um sich die Zeit verkürzen zu lassen, die ihr immer länger und bänglicher wurde, um so mehr, da das Gewitter vorübergezogen, der Himmel aber trüb und traurig geblieben war, der alles Licht, was er in sich besaß, an diesem Morgen auf die Erde und in Edda's Herz ausgegossen zu haben schien.

Endlich war es vier Uhr geworden und Edda wollte so eben zu ihrer Mutter gehen, als Miß Rosy bei ihr erschien und sie bat, zu Mylady zu kommen, die sie sprechen wolle.

Mit eiligen Schritten verfügte sich Edda an ihr Lager, und kaum hatte sie es erreicht, so erneuerte sich die Scene vom Morgen und die Mutter ergriff die Hände der Tochter und hielt sie mit ungewöhnlicher, fast krampfhafter Spannung fest.

»Edda,« seufzte die Kranke, »mir ist ganz seltsam bang und beklommen zu Muthe. Was ist die Uhr?«

»Es ist vier Uhr, liebe Mutter.«

»Wann kommt der Vater?«

»Vor acht Uhr kann er nicht hier sein – so lange mußt Du Dich in Geduld fügen.«

»O, das ist schrecklich – meine Geduld ist hin – ich will ihn nur noch einmal sehen – und dann –«

»Und dann?« fragte Edda mit bebenden Lippen.

Sie erhielt keine Antwort. Und da die Mutter ihre Hände einen Augenblick los ließ, stand Edda leise auf, ging zu Miß Rosy hin, die am Fenster saß, und flüsterte: »Senden Sie rasch zu unserm Arzt, der Zustand meiner Mutter kommt mir bedenklich vor.«

Miß Rosy schlüpfte aus dem Zimmer und zwei Minuten später lief der Diener des Barons nach Interlaken, um den Arzt herbeizurufen, der bisher die kranke Dame behandelt hatte, obgleich sie keine Arznei nahm und nicht das geringste Vertrauen mehr zu menschlicher Hülfe hegte. Nach einer Viertelstunde aber kam der Diener wieder und meldete, daß der gesuchte Arzt nicht anwesend sei und erst spät am Abend nach Interlaken zurückkehren werde.

Als Edda diese Meldung empfing, war es ihr plötzlich, als ob ein dunkler Vorhang, der bisher vor dem Auge ihrer Seele gehangen hatte, weggezogen würde. Alle Verhältnisse, die sie umgaben, lagen mit einem Male wie entschleiert und verklärt vor ihr, alle Personen hatten eine andere Gestalt, ein ruhigeres, harmonischeres Wesen angenommen, und die Angst, die auf ihrem Herzen gelegen, war verschwunden, als ob eine helfende Hand, mit göttlicher Kraft begabt, aus den Wolken in ihre Hilflosigkeit eingegriffen und ihrer Rathlosigkeit ein Ende gemacht habe. Fast war der Entschluß schon in ihr zur Reife gediehen, zu Doctor Marssen zu laufen und ihn zu bitten, ihre Mutter zu besuchen – sie wußte ja nicht, daß auch er nicht zu Hause war – aber noch war Etwas in ihr, was sie davon zurückhielt, es glich einer inneren Stimme, die zu sagen schien: »Noch nicht! Es ist noch nicht die rechte Zeit! Habe Geduld! Er kommt zeitig genug, der Dir und ihr und Euch allen helfen kann!« –

Abermals verging eine Stunde und die Kranke lag ruhig auf ihrem Lager, als ob sie schliefe. Bald glitt Edda, bald Miß Rosy leise an sie heran, aber jedesmal kehrten sie nach dem Fenster zurück, ohne daß ihre Hülfe verlangt oder ihre Anwesenheit beachtet worden wäre.

Die beiden Mädchen saßen still am Fenster und blickten in den trüben Tag hinaus, dessen unheimliche Schwüle von Minute zu Minute drückender wurde.

»O, wenn es doch regnen wollte!« seufzte da Edda leise auf. »Mir ist, als ob dieser Regen Kühlung und Wohlsein bringen müßte, es ist so entsetzlich heiß!«

Miß Rosy wandte das bleiche Gesicht nach dem Garten hinaus und lächelte. »Sie haben es gewünscht, Edda, und Gott hat Sie lieb, er hat Ihre Bitte erhört – eben fängt es an zu tröpfeln.«

Edda erhob sich geräuschlos und öffnete behutsam ein Fenster. In der That, schon hörte man einzelne kleine Tropfen auf die Weinblätter fallen: bald darauf rauschte es lauter und ein feiner Staubregen rieselte hernieder, der augenblicklich eine erfrischende Kühlung in das Zimmer strömen ließ.

»Gott sei Dank!« sagte Edda. »Das erquickt und die qualvolle Spannung löst sich in Wohlgefallen auf.« Und leise setzte sie hinzu: »Ja, Gott hat mich noch lieb, und so wird er mir heute noch meine zweite Bitte erfüllen!«

Eine geraume Zeit saßen die Mädchen am offenen Fenster und erleichterten ihre volle Brust durch tiefe Athemzüge, indem sie die balsamische Luft einsogen, die jetzt aus den Blättern der Bäume und der angefeuchteten Erde quoll.

»Es regnet!« rief plötzlich die Stimme der Kranken laut. »O, das ist schön! Mach' die Fenster weit auf, Kind, es erquickt auch mich!«

Miß Rosy öffnete beide Fensterflügel und Edda ging froh lächelnd zur Mutter. »Was ist die Uhr?« fragte diese.

»Es ist gleich sieben Uhr, liebe Mutter, und in einer Stunde kann der Vater hier sein.«

Die Kranke nickte befriedigt. »Es ist gut,« sagte sie. »Noch eine Stunde? O ja – dann ist es noch Zeit.«

»Wozu ist es noch Zeit?«

Sie erhielt keine Antwort. Die Kranke wandte sich nach der Wand um und schloß wieder die Augen. Edda blieb dennoch neben ihr sitzen und verfolgte aufmerksam ihre Athemzüge, die ihr regelmäßig zu kommen und zu gehen schienen.

Wieder verging eine halbe Stunde. Von den beiden Mädchen saß abwechselnd eins am Bett, eins am Fenster, und so theilten sie sich in die Bewachung der Kranken, während sie dabei ihren eigenen traurigen Gedanken nachhingen. Da wandte sich die Mutter noch einmal nach dem Fenster und rief:

»Edda! Die Luft ist süß – ich lebe wieder auf. Könnt Ihr mein Bett nicht um einige Schritte näher an das Fenster bringen?«

»Gewiß, liebe Mutter, das soll bald geschehen sein!« erwiderte Edda freudig, und sogleich bewegte sie und Miß Rosy das Sopha, das auf Rollen stand, langsam dem Fenster zu und die linde Abendluft strömte in frischeren Wellen der Kranken entgegen und sie athmete sie hastig mit tiefen Zügen ein.

»So,« sagte sie, »das ist erfrischend. Was ist nun die Uhr?«

»Es geht auf Acht, liebe Mutter!«

»Das ist gut – nun kommt er bald!«

»Vielleicht bringt er freudigere Nachricht mit, als wir denken!« warf Edda hin, ohne selbst an ihren Trost zu glauben und nur, um der Mutter auf einige Augenblicke das Herz zu erheben.

»Nein, nein!« sagte diese und bewegte die Hände auf eine Weise, daß man sah, sie wollte damit ihrer Ueberzeugung einen stärkeren Ausdruck geben. »Ach, es ist auch gleichgültig, was er bringt, wenigstens für mich. Doch will ich es hören. Aber daß er *bald* kommt, ist gut.«

»Es würde vielleicht besser für Dich sein,« begann Edda wieder, »wenn Du heute seine Mittheilung nicht mehr hörtest – morgen, nachdem Du gut geschlafen, bist Du gewiß kräftiger, liebe Mutter.«

Ueber das bleiche Gesicht der Kranken flog ein matter Schimmer geheimnißvollen Lächelns, das ihre Züge auf kurze Zeit mit einer Verklärung überzog, die ihre ehemalige Schönheit noch einmal wie eine blasse Erinnerung hervortreten ließ. »Nicht?« fragte sie. »Warum nicht? O, mein Kind, ich kann – *Alles* hören – mir schadet es nicht mehr.«

Edda warf einen Blick nach dem Nachbargarten hinüber und wieder stand sie auf dem Sprunge, dahin zu laufen, aber nochmals rief ihr die innere Stimme zu: »Nein! Noch nicht!« und abermals gehorchte sie ihr und blieb gedankenvoll am Fenster sitzen.

Endlich schlug die Uhr im Zimmer laut achtmal an.

»Da schlägt es acht Uhr, mein Kind, die Dämmerung nimmt rasch zu und er ist noch nicht da! Hole Licht, hole Licht – es wird mir so dunkel hier!«

Miß Rosy ging hinaus und kam bald mit einer halbbeschatteten Lampe wieder herein, die sie im Rücken der Kranken auf einen Tisch stellte; Edda aber setzte sich an ihr Lager, nahm ihre Hand und sagte:

»Nun kommt er bald, liebe Mutter, habe nur noch ein wenig Geduld. Es ist ja von Neuhaus, wo der Dampfer anlegt, ein weiter Weg bis hierher und der Vater fährt nicht gern in einem vollen Wagen, wie Du weißt.«

Es verging noch eine halbe Stunde, die Uhr schlug halb Neun und noch immer kam Niemand. Jetzt wurde die Kranke unruhig, richtete sich, von Edda unterstützt, wiederholt halb im Bette auf und horchte aufmerksam nach dem Fenster hin.

Wie der eben so sehnsüchtig nach dem Vater verlangenden Tochter die Zeit verstrich, wußte sie nicht, aber obgleich sie ihr im Ganzen lang wurde, schienen ihr die einzelnen Minuten zu fliegen, denn sie hatte ein großes Gedankenfeld vor sich und ohne Unterlaß schweifte sie mit ihrem immer klarer blickenden Geiste darüber hin, bald auf diesem, bald auf jenem Puncte länger verweilend, als sie es selber dachte.

Da zeigte die Uhr zehn Minuten vor Neun, und plötzlich rief die Kranke laut: »Edda! Dein Vater kommt – ich höre ihn!«

Die Mädchen lauschten aber sie vernahmen nichts.

»Du hast Dich geirrt, liebe Mutter – ich höre doch sonst sehr gut!«

»Nein, nein, ich irre mich nicht; meine Sinne sind heute wunderbar scharf und ich sehe ihn auch fast – er muß schon am Garten des Hauses sein –«

Sie hatte sich in der That nicht geirrt. Eben kam ein schwerer, müder Schritt näher, man hörte ihn schon auf den Kies des Gartenwegs treten. Da erstieg er die Stufen

der Veranda. Edda flog an's Fenster; es war wirklich der Baron Juell Wind, der den Weg von Neuhaus her zu Fuß zurückgelegt hatte und seine kleine Reisetasche sich von einem Knaben nachtragen ließ. Er war durchnäßt, denn er hatte keinen Schirm bei sich. Als er näher kam, bemerkte Edda, daß er sein Auge nicht erhob und daß sein Kopf, wie in Gedanken versunken, tief auf der Brust hing. Ihr Herz schlug dumpf und bang, ihr Auge war, gleich dem der Mutter, beinahe hellsehend geworden, und so wußte sie, was kam. Sie wollte dem Vater nach der Thür entgegeneilen, aber ihre Füße trugen sie kaum. Sie stützte sich einen Augenblick auf Miß Rosy's Schulter, aber nur einen Augenblick, dann war sie wieder die starke, willenskräftige Edda, ihr Auge belebte sich, ihre Hände zitterten nicht mehr und sie öffnete leise die Thür, durch die so eben ein Mann schritt, der sich auf dem Flur nur so lange aufgehalten hatte, als erforderlich war, um sich von dem herbeieilenden Diener den nassen Oberrock und den Hut abnehmen zu lassen.

Aber wie sah das Gesicht dieses Mannes und dieser Mann selbst aus! Wo war die selbstbewußte stolze Haltung seines hohen Körpers geblieben? Zusammengeknickt, als wäre er kleiner geworden, trat er in das Zimmer, sein graues dichtes Haar und sein Bart, sonst immer so sorgfältig geordnet, hingen verworren um seinen Kopf und seine umflorten Augen blickten irr und scheu in dem Gemache umher, als könnten sie nicht gleich auf der Stelle begreifen, warum das Sopha der Kranken mitten im Zimmer stand. Da aber flog ihm Edda entgegen,

und seinen Hals mit ihren Armen umschlingend und ihre glühenden Wangen an sein bleiches Gesicht legend, in dessen matten Zügen der Kummer seine Wohnung aufgeschlagen, rief sie laut:

»Vater, mein Vater! Da bist Du – Gott sei Dank! Wir haben Dich lange erwartet!«

Baron Juell Wind nahm fast keine Notiz von seiner Tochter, er sah sie gar nicht an, und nur *ein* Ausruf, welchen sie gesprochen, hatte sein Ohr erfaßt.

»Gott sei Dank?« fragte er. »Warum?«

»O, die Mutter, die Mutter hat sich so sehr nach Dir gesehnt!«

»Hat sie das? Hat sie das? O!«

Und er trat dicht an das Sopha, beugte sich ein wenig nieder und streckte seine Rechte den beiden Händen der Kranken hin, die ihm schon lange entgegenzitterten.

»Maggie!« sagte er in englischer Sprache, die ja Lady Juell Wind nur allein verstand, »da bin ich – aber ich bin naß – ich darf Dich nicht anfassen –«

»Faß mich an, faß mich an, ich habe lange genug darauf gewartet!«

Gleich darauf saß er auf einem Stuhl, den ihm Edda herangerückt, und nachdem er einen schmerzvollen Blick auf das bleiche Angesicht vor ihm gerichtet, seufzte er aus voller Brust auf und sagte leise: »Da hast Du meine Hand – ich begrüße Dich – o!«

Miß Rosy, nachdem sie nur einen Blick auf den Ankommenden geworfen und dann einen zweiten mit Edda ausgetauscht, hatte sich unbemerkt entfernt, vielleicht, weil

sie eine Mittheilung voraussah, die nur die Familie betraf, vielleicht auch, weil sie sich scheute, der vorgehenden Scene als Zeugin beizuwohnen und sich sehnte, einige Augenblicke allein zu sein. Edda dagegen stand dem Vater gegenüber, am Kopfende des Sopha's; ihr dunkles Auge war mit brennender Schärfe auf sein verwüstetes Gesicht gerichtet, und sie wartete nur den Augenblick ab, wo der Vater die Kranke begrüßt haben würde, um ihrerseits ihre Fragen zu beginnen. Dabei schlug ihr Herz ruhiger denn je; sie wußte bereits, daß sie nichts Gutes zu erwarten habe, und so fand sie sich schnell in das Unvermeidliche und stellte sich auf ihren Posten, um auch jetzt ihre Pflicht zu erfüllen, wie sie sie immer gegen diesen herrischen Vater erfüllt hatte.

Aber die Begrüßung der beiden Gatten dauerte nicht lange. Die Mutter, die sich so darauf gefreut hatte, ihren Mann wiederzusehen, blieb, nachdem sie ihm die Hand gedrückt, stumm, und nur ihre Augen hingen an seinen Lippen, als könne sie die Zeit nicht erwarten, bis er sprechen würde.

Als er aber immer noch zögerte, glaubte Edda, das Wort nehmen zu müssen, und dicht an ihn herantretend und ihre Hand vertraulich auf seine Schultern legend, sagte sie mit fester, energischer Stimme: »Vater, sprich, was bringst Du?«

Der Vater warf ihr heimlich einen abweisenden Blick zu und deutete mit der Hand auf die Mutter hin, als fordere er sie dieser wegen zum Schweigen auf. Dann wandte er sich wieder zu der Kranken und sagte leise:

»Du siehst heute gut aus, Maggie, wie geht es Dir?«

»Mir geht es auch gut, sehr gut, Rolf, aber Du – Du siehst schlecht aus – wie geht es Dir?«

»Ich will es Dir morgen sagen,« stöhnte er, einen verzweifelten Blick auf Edda werfend, »heute ist es zu spät, Du schläfst sonst nicht.«

»Nein, nein,« rief die Kranke ungewöhnlich heftig, »jetzt gleich will ich es wissen, vielleicht schlafe ich leicht danach ein. Sonst kann ich vor Unruhe kein Auge schließen. Sprich, sprich, ich weiß ja doch schon, was es ist, Edda weiß es auch.«

Der Baron drückte die rechte Hand gegen die Stirn und bedeckte die Augen eine Weile damit, während seine Linke noch immer in der Hand seiner Frau ruhte. »Kinder,« stöhnte er mehr als er sprach, »wir haben uns nicht umsonst vor dieser Vorladung – denn weiter war es ja nichts – gefürchtet. Alles ist eingetroffen – Alles, Alles – was ich vorausgesehen.«

Da er eine kurze Pause eintreten ließ, um zu frischem Athem zu kommen, drängte sich Edda näher an ihn heran und sagte: »Weiter, Vater – nun kannst Du ihr Alles sagen.«

»Hm, ja!« fuhr der Baron fort. »Ja, alles! Ich habe nur wenige Worte zu machen. Der von Kopenhagen in außerordentlicher Mission nach Bern gekommene Herr, der mich, wie unser Gesandter schrieb, zu sprechen verlangte, war kein Anderer, als der Geheime Etatsrath . . . , mein alter Feind, der schon vor vielen Jahren im Reichsrath und in der Presse mein politischer Antipode war. Als er

mich empfing, lächelte er höhnisch, und nachdem ich ihn begrüßt, sagte er: Herr Geheimrath, ich stehe im Auftrag Seiner Majestät vor Ihnen, um Ihnen anzukündigen, daß Sie von dieser Minute an aller Ihrer Missionen und Geschäfte enthoben sind, und daß ich dieselben hier und anderwärts weiter zu führen habe. – Warum das? fragte ich, da er schwieg. – Das werden Sie in diesem Schreiben lesen, sagte er. Und damit lachte er schadenfroh, und unser Gespräch war zu Ende, welches eben so gut ein Droschkenkutscher wie ein Diplomat hätte führen können.«

»Wie, zu Ende?« rief Edda erstaunt.

»Ja, wenn Du nicht noch einige boshafte Blicke in Rechnung bringen willst, mit denen mich mein Nachfolger im Amt bis zur Thür begleitete.«

»Aber was stand in dem Schreiben, Vater?« rief Edda entrüstet.

Baron Juell Wind athmete tief auf, warf auf Frau und Tochter einen kläglichen Blick, dann nahm sein Gesicht wieder einen drohenden, herrischen Ausdruck an, und er sprach mit zusammengebissenen Zähnen:

»Darin stand, mit einfachen Worten gesagt, daß ich – daß ich ein ruinirter Mann bin. In herben Ausdrücken, ohne alle Umschreibung und Ausschmückung, was mich mehr demüthigte, als der empörende Inhalt, sagte man mir, daß ich meiner Aemter enthoben sei und daß ich es nur noch der Gnade Seiner Majestät zu danken habe, wenn er mich mit der Stelle eines Zuchthausdirectors in Island betraue –«

»Eines Zuchthausdirectors – in Island!« rief Edda, die Hände zusammenschlagend. »O mein Gott!«

»In Island – ja; wenn ich aber die Uebernahme dieses ehrenvollen Postens verweigerte, würde ich jeder anderweitigen Anstellung in Dänemark entsagen müssen, und könnte mich nach Belieben an irgend einen Ort der Welt außerhalb des Reiches, in welchem der Danebrog weht, mit 600 Reichsthalern Pension zurückziehen.«

»Mit 600 Reichsthalern! Aber das ist ja eine vollkommene Entsetzung und Verbannung?«

Der Baron nickte. »Ja, das soll es auch sein, mein Kind – und man giebt mir für so viele Mühen, Sorgen und Qualen während einer beinahe dreißigjährigen Dienstzeit 600 Reichsthaler als ein Almosen – ein Almosen mir, dem Baron Rolf Juell Wind, dessen Vater einst beinahe – eine halbe Million besaß. O mein Gott!«

Edda richtete sich stolz und fast majestätisch auf. »Was für Gründe hat man Dir für diese Verbannung angegeben, oder war man vielleicht ›so gnädig‹, Dir gar keine anzugeben?« fragte sie mit blitzenden Augen und schneidender Ironie.

»Ja, mein Kind, in dieser Beziehung war man noch gnädig genug. Mit dürren Worten stehen folgende Gründe in der Schrift, die Du morgen lesen kannst: Erstens habe ich die gerechte dänische Sache mit der ungerechten deutschen vertauscht und sei in das feindliche Lager übergegangen, was, wie Ihr wißt, eine Lüge ist, denn ich habe nur den Weg der Vermittlung betreten wollen, weil ich von dem, allen Gesetzen widersprechenden Unrecht

unserer Regierung in Betreff der Herzogthümer überzeugt bin. Zweitens will man die untrüglichen Beweise in Händen haben, daß ich unseren Interessen seit Jahren im Auslande lau gedient und den Einflüsterungen schleswig'scher Sendboten mein Ohr geliehen habe. Das sind die Gründe, meine Liebe, oder sie werden vielmehr nur als solche vorgeschützt – in Wahrheit aber hängt Alles anders zusammen.«

»Wie hängt es zusammen, Vater, wie, wie? O bitte, sage es mir!«

»Es hängt also zusammen, mein Kind. Die eigentlichen Feinde Dänemark's – und das sind unsere fanatischen, überradicalen Minister in diesem Augenblick – haben im Schooße der Regierung gesiegt und dem König Schach geboten, wenn er sich nicht fügen wolle, und der König hat sich gefügt. Sie haben den Weg der Versöhnung mit Deutschland auf ewig verlassen und abgebrochen. Dänemark will fortan, wie es bisher ein halb deutsches, halb dänisches Reich war, ein ganz dänisches sein und so sollen die Herzogthümer völlig unterworfen und dem Inselreiche einverleibt werden. Man hat im Stillen eine Verfassung ausgearbeitet, die zu geeigneter Zeit dem ganzen deutschen Volk als Fehdehandschuh in's Gesicht geschleudert werden soll. Daß dieses unsinnige Werk nicht gelingen kann, sagt mir mein Gewissen, meine Ueberzeugung vom Recht, meine staatsmännische Erfahrung. Und daß ich meine Hand nicht dazu bieten würde, das wußten die Herren in Kopenhagen, und damit ich ihnen in keiner Weise hinderlich sei, mußte ich aus dem Amte

und aus dem Lande. Aber Dänemark hat sich verrechnet, es kann in diesem Falle nicht siegen. Erst wenn es einmal am Boden liegt, wird die Reue kommen, und wenn die Herzogthümer verloren sind, werden die Herren einsehen, daß nicht ich und meine Gesinnungsgenossen, sondern daß allein sie es waren, die ihr Vaterland an den Rand des Verderbens brachten. So, mein Kind, steht die Sache, und Ihr sehet also in mir einen verbannten, geächteten, gedemüthigten und – verarmten Mann vor Euch.«

Er schwieg und wagte weder seine Frau anzublicken, die auf ihr Lager zurückgesunken war und nun ruhig mit geschlossenen Augen dalag, noch Edda, die fest an das Sopha gelehnt stand und ihre brennenden Augen mit großer Spannung auf die ihres Vaters gerichtet hielt. Als es ihr aber endlich gelang, das lange gesuchte Auge des Vaters zu erhaschen, nickte sie ihm mit einem feurigen, ermuthigenden Blick zu, und dieser Blick mußte ihn wunderbar ergreifen, denn er brach plötzlich in eine bei ihm ganz ungewöhnliche Wehmuth aus und sagte mit halb gebrochener Stimme:

»Ja, mein Kind, ich habe also wieder einmal ein hohes Spiel gespielt und es abermals verloren, wie schon früher viele andere. Mir gehen alle meine Spiele verloren, und warum? Weil ich auch zu den starren, eigensinnigen Menschen gehöre, die sich nie zur rechten Zeit besinnen und bezwingen können, bei denen die Reue stets zu spät kommt, wie das Bewußtsein der Schuld. Schon mein guter alter Vater hat mir einst gesagt, daß es so mit mir

kommen würde, wie es jetzt gekommen ist. Aber die Jugend – und jung war ich damals – ist niemals weise und stets übermüthig, und das war ich auch. Und jetzt, jetzt ergreift mich die Strafe dafür – um so schrecklicher, weil sie Euch zugleich mit mir trifft.«

Edda hatte sich ihrem Vater wieder genähert und einen Arm um seine Schulter gelegt. Dann sah sie ihn liebevoll an und sagte: »Mich trifft sie nicht schrecklich, mein Vater, ich bin schon lange dagegen gewappnet.«

»O ja, ich weiß, Du bist ein starkes Mädchen und hast ein großes Herz – stärker und größer als das meinige, obgleich ich ein Mann und wahrhaftig kein Schwächling bin. Aber wie ist es mit dieser da?« fügte er hinzu, einen schwermüthigen Blick auf seine Frau werfend, die, leise athmend, noch immer die Augen geschlossen hielt und den Kopf tiefer und tiefer in die Daunenkissen drückte.

Edda zuckte wehmüthig die Schultern, als wollte sie sagen: »Auch sie ist dagegen gewappnet, denn sie fühlt es nicht wie wir.«

»Ich glaube, sie schläft,« sagte der Baron leise, legte die Hand, die er noch immer gehalten, behutsam auf die Bettdecke und stand auf. »So,« fuhr er fort, mit Edda in eine Ecke des Zimmers tretend, nachdem er die Fenster geschlossen, »das wäre vollbracht, und nun, mein Kind, will ich mich an den Schreibtisch setzen und meinen Gefühlen, so lange sie noch frisch sind, Luft zu machen suchen. Ich werde an den ›frommen und sanften Herrn Bischof‹ nach Hause schreiben und ihm einmal frei von der Leber weg meine Gedanken mittheilen. Die sollen ihm

wie Gespenster erscheinen, wenn er sie liest, falls er einmal in eine ähnliche Grube fällt, wie er sie mir gegraben hat. Morgen kannst Du das Blatt lesen und mir Deine Meinung sagen. Sende mir nur etwas Wein, denn ich bin schwach wie ein Kind, und dann laß mich allein. Ich habe viel zu denken und zu überlegen, und da ich diese Nacht doch nicht schlafen kann, will ich sie wenigstens mit nützlicher Arbeit verbringen – dann bin ich morgen ein freier Mann – ah! – und Du – Du wirst Dich ja auch wohl ist meine Armuth finden können, nicht wahr?«

»Ja!« sagte Edda fest und mit strahlenden Augen, »das kann und werde ich!«

Er schloß sie in seine Arme und sie küßte ihn herzlich und wiederholt.

»Meine Edda,« flüsterte er da und Thränen erstickten fast seine Stimme, »Du bist jetzt meine einzige Stütze – Du bist mir alles – denn alles, Alles, was ich sonst besaß, das habe ich verloren – unwiederbringlich, und ich bin ein ganz – ganz armer Mann!«

Bei diesen Worten ließ er sie los und wankte zur Thür hinaus; dabei aber sah er weder den triumphirenden Blick, der hinter ihm her aus ihren brennenden Augen schoß, noch sah er das göttliche Lächeln, das über ihre schönen Züge zuckte und welches der Ausdruck ihrer Seele war, die damit sagen zu wollen schien: daß doch noch nicht alles verloren sei und daß der Mensch im Irrthum schwebe, wenn er denkt, daß kein Gott im Himmel lebt, der sein Auge über alle Menschen offen hält und

diejenigen mit dem Ausfluß seines Geistes stärkt, die er zu Handlangern seines Willens bestimmt hat.

Sechstes Kapitel. »Jetzt ist es Zeit!«

Als Baron Juell Wind das Zimmer seiner Frau verlassen hatte, trat Miß Rosy geräuschlos in dasselbe ein und, von tiefem Mitgefühl bewegt, eilte sie auf die ihr entgegenkommende Edda zu und beide schlossen sich, ohne ein Wort zu sagen, in die Arme. Miß Rosy, die ältere, aber schwächere von beiden, weinte an der Brust des jungen starken Mädchens, dieses aber schien mit jeder Thräne, die heiß an seiner Wange niederrieselte, muthiger, vertrauensvoller zu werden, bis es sich endlich aus Miß Rosy's Armen loswand und ihr leise zuflüsterte:

»Muth, Rosy, Muth, es ist Alles sehr schlimm, aber es würde noch viel schlimmer werden, wenn wir Alle den Kopf und das Vertrauen verlören. Mein Entschluß ist gefaßt und er wird wahrscheinlich bald ausgeführt. Gehen Sie jetzt leise hinaus und lassen Sie meinem Vater ein leichtes Abendbrod und eine Flasche guten Weines auf sein Zimmer bringen, er bedarf der Stärkung. Ich werde so lange bei der Mutter bleiben, die ruhig schläft, und dann – und dann wollen wir geduldig abwarten, was weiter geschieht und neue Schritte nöthig macht. Mein Herz ist nie so voll Hoffnung und Vertrauen gewesen, wie gerade jetzt, und ich erkenne die Wahrheit, die Franz Marssen, ahnungslos, daß ich sie einst auf mich anwenden könnte, mir damals mit den Worten gesagt: der Mensch muß nie verzweifeln und die tiefste Stufe des Elends ist

oft die erste zum neuen Glück. So etwas Aehnliches war es wenigstens und jetzt fällt es mir zur rechten Zeit ein. Nun gehen Sie und kommen Sie wieder herein, wenn Sie fertig sind.«

Miß Rosy verließ das Zimmer, um den ihr gegebenen Auftrag auszuführen, und Edda trat an das Lager ihrer Mutter und warf einen Blick über sie hin, als wollte sie sagen: »Sie weiß wirklich nicht, was in ihres Mannes Herzen vorgeht, denn sie fühlt es nicht!«

Die Kranke hatte die Hände gefaltet und auf die Brust gelegt. Die Augen waren geschlossen, die langen schwarzen Wimpern ruhten wie tiefe Schatten auf den bleichen Wangen, und langsam und regelmäßig hob sich die Brust, als schlafe sie sanft und süß.

Wie lange Edda so in das Anschauen ihrer Mutter verloren stand und was sie dabei dachte – sie wußte es nicht. Sie wachte erst aus ihrem halben Traume auf, als Miß Rosy wieder hereinkam und sich, von dem Sopha der Kranken einige Schritte entfernt, auf ein zweites, kleineres setzte und Edda einen Wink gab, zu ihr zu kommen.

Diese gehorchte ihr mechanisch, denn so eben hatte sie sich wieder mit ihrer seltsamen inneren Stimme unterhalten und es war ihr gewesen, als ob ein Finger sich in ihrer Brust erhoben und die Stimme dabei gerufen hätte: »Edda, merk' auf!«

So saßen die beiden Mädchen jetzt neben einander und flüsterten einige Minuten leise. »Es regnet noch immer sanft,« sagte Miß Rosy unter Anderm, »und Ihr Vater

schreibt. Das wird ihm Linderung verschaffen – er spricht sich aus.«

»Sie haben alles gehört, nicht wahr, Liebe?«

»Ja, Edda, alles!«

»Das ist auch gut, hier kann nichts mehr verschwiegen werden. – Doch was ist das?«

Sie bebte an Miß Rosy's Brust, an der sie lehnte, zusammen, und auch diese erschrak so, daß sie zitterte. Vom Bette der Kranken her hatte sich ein seltsamer Ton vernehmen lassen, der wie ein stiller Seufzer klang und mit den schwach aber deutlich gesprochenen Worten endigte:

»Gute Nacht!«

Edda wie Miß Rosy sprangen auf und beide eilten an das Lager. Die Kranke lag noch eben so wie vorher, aber ihre Brust schien viel leichter und schwächer zu athmen. Edda sah Miß Rosy fragend an und diese war auffallend bleich geworden.

»Was denken Sie, Rosy?« fragte Edda rasch. »Sprechen Sie alles aus!«

Miß Rosy umklammerte Edda und flüsterte: »O mein Gott, wenn Ihre Mutter einmal so entschlummerte – da hinüber, wo jetzt das Dunkel herrscht, aber doch das Licht wohnt?«

»Still!« rief Edda und faßte sich nach der Stirn, und der Finger in ihrem Innern hob sich wieder empor und die Stimme sagte lauter als vorher: »Edda, merk' auf!«

»Bleiben Sie hier,« fuhr sie rasch fort, »ich will zu meinem Vater gehen und ihn holen.«

Während Miß Rosy am Lager niederkniete und das ruhige Gesicht der Kranken beobachtete, glitt Edda wie ein flüchtiger Schatten nach ihres Vaters Zimmer.

Sie öffnete leise die Thür und blieb auf der Schwelle stehen, denn sie hörte den Vater, der sich vor dem Schreibtisch in den Sessel zurückgelehnt hatte und die Feder in der Hand hielt, halblaut mit sich selber reden, wie er es öfter zu thun pflegte, wenn er etwas Wichtiges zu bedenken hatte.

So stand sie also und lauschte.

»O mein Gott, mein Gott, ist es möglich!« sagte ihr Vater seufzend. »Das muß ich in meinem Alter erleben und meine Jugend war so strahlend, so viel verheißend, so hoffnungsvoll, und ich war so stolz auf mein Glück und so sicher in meinem Gang! O Jugend, welche Täuschung! O Alter, welche Demüthigung! Und nun habe ich Niemanden an meiner Seite, der mir liebevoll zulächelte, als meine Edda; keinen Freund, der mir die Last der Schmach tragen hilfe, der mir Trost spräche in meinem Leid, keinen Freund auf der ganzen weiten Welt! Ach, die die besten von Allen waren, hat auch meine jugendliche Torheit, mein Starrsinn, mein – mein Hochmuth von sich gewiesen – ach!«

Edda hatte genug gehört. Ihr Busen hob sich mächtig, ihre Augen blitzten, ihre Seele war aus dem Schlummer geweckt, in den sie vorher gesunken, und die Stimme in ihr sprach laut, viel lauter als sonst: »Edda, jetzt ist es Zeit! Auf, tummle Dich!«

Das sagte sie ihr und mehr brauchte sie ihr nicht zu sagen. Ohne einem Menschen ihr Thun mitzutheilen, war sie zum Handeln entschlossen. Leise lehnte sie die geöffnete Thür wieder an, leise schlich sie den Corridor entlang, nahm den Pfortenschlüssel vom Nachbargarten und, nachdem sie aus ihrem Zimmer ihr Plaid geholt und es sich rasch über den Kopf geschlagen, eilte sie vor die Hausthür, die sie offen ließ. Wie ein flüchtiger Wolkenschatten huschte sie nun durch den stillen Garten: sie hörte nicht den Regen auf die Blätter fallen, sie fühlte nicht, daß der Rasen naß war – sie hatte nur ein, ein Ziel vor sich und diesem strebte sie ohne weiteren Gedanken zu. Da stand sie schon vor der kleinen Pforte; ihr Athem ging ruhiger, als sie glaubte, daß er gehen könne, und sie schloß mit Bedacht die Pforte auf und ließ den Schlüssel stecken. So gelangte sie bald vor das Malerhäuschen und auch dieses lag bald hinter ihr. Und durch den langen breiten Weingang flog die geflügelte Botin, welche die innere Stimme nach dem Hause des Doctor Marssen gesandt, und nur eine Hoffnung hegte sie noch im Herzen, die: daß noch nicht Alles im Hause der Freunde zur Ruhe gegangen sei.

Ihre Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Doctor Marssen, durch das starke Gewitter in den Bergen länger als gewöhnlich bei seinem Patienten aufgehalten, war erst vor einer Stunde nach Hause gekommen, hatte mit

Caroline und Franz ruhig sein Abendbrod verzehrt, und da er weder jene noch diesen zu längerem Gespräch aufgelegt fand, Franz sich sogar möglichst fern von ihm hielt, so hatte er sich an den Tisch gesetzt und einige Briefe zu lesen begonnen, die während seiner Abwesenheit an diesem Tage eingelaufen waren.

Gegen zehn Uhr zündete Franz sein Licht an und wünschte den Seinigen eine gute Nacht.

»Willst Du schon schlafen gehen?« fragte der Vater, ohne die Augen vom Briefe zu erheben.

»Ja, Vater, ich bin müde.«

»Ah, Dir liegt das Gewitter noch in den Gliedern – mir auch, aber schlafen kann ich noch nicht. Gute Nacht, Franz.«

Franz war gegangen, Doctor Marssen las weiter und rauchte seine Cigarre dabei, wie jeden Abend; Caroline aber saß ihm gegenüber am Tisch und strickte, während sie zugleich, ohne jedoch rechte Lust zum Lesen zu haben, in ein Buch blickte, das offen vor ihr lag.

Da schlug die Uhr Zehn.

»Es schlägt Zehn, Leo, bist Du noch nicht müde?«

»Nein, Caroline, noch lange nicht. Aber geh nur zu Bett, laß Dich nicht durch mich abhalten. – Warum gehst Du nicht?« fragte er nach einer Weile und hob das freundlich ernste Gesicht gegen seine Schwester auf, die ihr Buch zugeschlagen hatte, aber ruhig weiter strickte.

»Ich mag auch noch nicht zu Bette gehen. Mir ist immer, als ob ich Dir noch etwas sagen müßte, und ich weiß nicht was.«

»So besinne Dich,« erwiderte der Doctor und las einen der Briefe zum zweiten Mal, wobei er sich einige Notizen auf ein daneben gelegtes Blatt mit Bleistift schrieb.

Da hob er plötzlich den Kopf in die Höhe und sagte: »Ich glaube, es regnet stärker als vorher. Wenigstens ist das Geräusch stärker geworden.«

»Hast Du es auch gehört?« fragte Caroline, sich nach dem Fenster umdrehend. »Mir kam es aber nicht wie Regen vor –«

»Wie denn?«

»Als ob ein Mensch um das Haus herumginge.«

»Es wird Jürgen sein, der nach dem Wetter sieht.«

Caroline stand auf und trat an das Fenster, dessen Rouleau sie in die Höhe zog. Aber in demselben Augenblicke schrie sie laut auf: »O mein Gott!«

Doctor Marssen sprang von seinem Stuhl auf und trat rasch an das Fenster. »Was giebt's?« fragte er.

Caroline war so erschrocken, daß sie nicht antworten konnte. Doctor Marssen aber sah sogleich, was sie erschreckt, denn draußen vor dem Fenster stand auf einem Stuhl oder einer Bank eine dunkle Gestalt, die eben an die Scheibe gepocht, als der Vorhang sich hob.

Doctor Marssen riß das Fenster auf.

»Liebe, gute Caroline!« sagte da eine liebliche weibliche Stimme. »Erschrecken Sie nicht – ich bin es, Edda – darf ich einen Augenblick bei Ihnen eintreten?«

»O mein Gott, es ist Edda!« rief Caroline, und schon war sie nach der Hausthür gelaufen, hatte den Riegel zurückgeschoben, und zwei Minuten später trat sie mit Edda in's Zimmer, die schon draußen ihr Plaid halb zurückgeschlagen hatte und so zum ersten Mal vor das Auge Doctor Marssen's trat.

»Ich bitte um Entschuldigung, Herr Doctor,« sagte sie mit einiger Beklommenheit, »aber die Noth drängt. Meine Mutter ist sehr krank – unser Arzt ist verreist – und so wollte ich Sie bitten –«

»Gewiß, gewiß!« unterbrach sie Caroline, die ihrem Bruder schon einen herzlichen Blick zuwarf.

Aber Doctor Marssen regte sich nicht. Er sah nur mit starren Augen das junge Mädchen, dessen Schönheit er schon oft im Bilde bewundert, die er aber jetzt, da sie lebendig vor ihm stand, hinreißend und fast unbegreiflich fand.

»O, Sie kennen mich noch nicht,« fuhr Edda mit ängstlichem Flehen und unsicherer Stimme fort – »und Sie kommen vielleicht nicht gern?«

»Doch, doch, mein Kind, ich komme sogleich mit!« Und schon griff er nach seinem Hut, der noch auf einem Stuhl in Carolinens Zimmer stand.

Da aber blieb er wieder stehen, denn Edda war seiner Schwester um den Hals gefallen und weinte laut. Ihre Kraft hatte zwar bis hierher ausgehalten; als sie aber das ernste feste Gesicht des Bruders ihrer Freundin sah, entfloh sie ihr. »Caroline, liebe Freundin,« schluchzte sie, »ich habe noch eine Bitte!«

»Sprechen Sie, sprechen Sie!« ermuthigte sie Doctor Marssen, »und vor allen Dingen ängstigen Sie sich nicht zu sehr – alle Kranken sterben nicht gleich.«

»Kommen auch Sie mit uns,« fuhr Edda gegen Caroline gewendet mit herzinniger Bitte fort. »In unserm Hause – in unserm Hause –« und die Worte versagten ihr wieder.

Carolinen fiel es wie ein Stein auf's Herz. Sie war schon an vielen Sterbebetten gewesen, aber an dieses zu treten und den Jammer Befreundeter und Fremder zu sehen, erfüllte sie mit einer seltsamen Angst und Bangigkeit. »Ist Ihr Vater zu Hause?« fragte sie mit bebender Stimme.

Da ließ Edda sie los, und mit dem lauten Ausruf: »Ja, ja, er ist zu Haus!« schmiegte sie sich wie ein schüchternes Reh an Doctor Marssen, der gar nicht wußte, wie er sich die seltsame Erregung des jungen Mädchens deuten sollte.

Da hob Edda ihren schönen Kopf nach dem Gesicht des ihr noch fremden und jetzt schon so geliebten und verehrten Mannes empor und sah ihm voll in die klaren und doch so verwundert blickenden Augen. Des starken Mannes Herz aber wurde unter diesem in seine Seele dringenden Blick weich, er drückte fast herzlich ihre Hände und sagte:

»Beruhigen Sie sich, mein Kind. Gott wird Ihnen beistehen. Ich aber, ich will nur rasch einige Mittel nehmen und Ihnen dann folgen – sind Sie durch den Garten gekommen?«

»Ja, ja, die Pforte steht auf.«

»So gehen Sie mit meiner Schwester voran – ich folge sogleich.«

Caroline, die durch diese Worte über sich entschieden sah, schlug rasch ein Tuch um, wie es Edda getragen, und beide gingen durch die Hausthür nach dem Garten hinaus. Draußen aber in den nach dem Atelier führenden Weingang gekommen, blieb Edda plötzlich stehen und, Carolinen von Neuem in ihre Arme schließend, schluchzte sie mehr als sie sprach: »Caroline – Caroline, ich darf Sie nicht täuschen – Sie gehen einer schweren Stunde entgegen. Nicht nur meine Mutter ist sterbenskrank – auch mein Vater – mein Vater – ach!«

»Er auch? Edda, verstehe ich Sie recht?«

Da hatte sich diese gefaßt und richtete sich auf. »Nein,« sagte sie, »krank ist er nicht, wie Sie es auffassen, das heißt, nicht am Körper, aber sein Gemüth, sein Herz, seine Seele ist krank – ergriffen – und Sie und Ihr Bruder – Sie beide allein können ihn – vielleicht – heilen.«

Bei diesen Worten war es, als ob Carolinen ein eiskalter Schauer überliefe und eine Ahnung der Wirklichkeit ihr Herz durchzuckte. Aber gleich darauf zweifelte sie wieder, denn es schien ihr unmöglich zu sein, was ein unbegreifliches, dunkles Gefühl ihr verrathen wollte. Sie war eben im Begriff, wieder eine Frage zu thun, da kam Doctor Marssen aus dem Hause, schloß die Thür zu und sagte, als er die Frauen erreichte:

»Kommen Sie, ich bin bereit.«

Aber die beiden Frauen blieben noch immer stehen, als wären sie an den Boden gefesselt gewesen.

»Wird Ihnen vielleicht das Gehen schwer, da Sie so erschüttert sind?« fragte Doctor Marssen mit sanfter Stimme.

»Ja,« rief Edda fest, »leihen auch Sie mir Ihren Arm – er ist stark, denn er stammt aus Schleswig und Schleswig ist das Land der starken Arme und – der starken Herzen, und darum eben bin ich zu Ihnen gekommen.«

Jetzt dämmerte auch in Doctor Marssen eine Art von Erkenntniß auf, aber sie war noch ganz trübe und dunkel. Die Erregung des jungen schönen Mädchens schien ihm nicht allein von der Furcht, eine Mutter zu verlieren, herzurühren, sondern noch einen andern Grund zu haben, allein er schwieg. Rasch nahm er nun beide Frauen unter die Arme und schritt mit ihnen den Weingang entlang, bis sie an die Pforte kamen, durch die sie wieder einzeln treten mußten, da sie nur schmal war. Als sie aber hinter ihnen lag, ergriff Edda aus freien Stücken seinen Arm wieder und ihn fast leidenschaftlich mit sich fortziehend und sich dabei fest an ihn drängend, eilte sie über den nassen Rasen dem Hause zu, aus dessen jetzt verhangenen Fenstern man schon von Weitem den milden grünen Schein der Lampe im Krankenzimmer schimmern sehen konnte.

»Kommen Sie!« sagte Edda leise, als alle drei unter der Veranda angelangt waren, und ihre Stimme zitterte nicht mehr, wie auch ihr Herz wieder ruhiger schlug, denn jetzt war der Würfel gefallen und das Schicksal mußte seinen Lauf nehmen. Nach wenigen Augenblicken aber

hatte man den Flur erreicht und bewegte sich dem Krankenzimmer zu, in dem sich nichts verändert hatte, nur daß Miß Rosy Bruce vor dem Sopha kniete und – leise betete, denn sie glaubte unterdeß den wahren Zustand ihrer Lady erkannt zu haben.

Als Miß Rosy Edda mit ihren beiden Begleitern in das Zimmer treten hörte, erhob sie sich still weinend von dem Kissen, auf dem sie bisher gekniet, verbeugte sich schweigend vor Doctor Marssen und seiner Schwester und trat mit gefalteten Händen bei Seite, nachdem sie Edda einen von dieser nicht ganz verstandenen Wink gegeben hatte, der so viel bedeuten sollte, als daß sie glaube, daß hier alle menschliche Hülfe vergeblich sei.

Doctor Marssen, der nur einen raschen Blick im Zimmer umher und auf die bescheidene Engländerin geworfen hatte, die ihm noch unbekannt war, ging, Edda's deutendem Blicke folgend, ohne Umstände auf das Krankenlager zu und beugte sich zu der bleichen Frau nieder, während Caroline, Edda's Hand festhaltend, an das Kopfende des Sopha's getreten war und die Miene ihres Bruders mit gespanntem Auge beobachtete.

Dieser hatte zuerst eine Hand der Kranken ergriffen, dann die andere, und da er an beiden keinen Pulsschlag mehr fühlte, griff er nach der Herzgegend und forschte lange mit Hand und Ohr nach irgend einer Lebensregung. Nach einer Weile erhob er sich wieder, strich sanft

über die Stirn der Kranken, öffnete behutsam ihre Augenlider und ließ sie dann langsam wieder über das Auge herab, wobei er unwillkürlich einen schwachen Seufzer ausstieß. Dann aber erhob er sich in seiner ganzen Größe, und sein treues, redliches Auge mit festem Blick auf Edda richtend, die jeder seiner Bewegungen mit krampfhafter Spannung folgte, sagte er mit leiser und doch bis in's Herz aller Anwesenden dringender Stimme:

»Mein liebes Fräulein, Sie haben sich in der Hoffnung, die Sie auf mich oder überhaupt auf einen Arzt setzten, getäuscht – diese Kranke konnte kein Mensch mehr retten, denn – sie ist leider keine Kranke mehr, sie ist eine Todte und meiner Ansicht nach schon wenigstens vor einer halben Stunde entschlafen.«

Edda sah ihn mit wunderbar großen Augen an, als verstände sie nicht, was eben zu ihr gesprochen. Aber dann sich zu Carolinen umwendend, die sie umschlang und liebevoll an sich preßte, als wolle sie sie gegen den herandrängenden Schmerz in Schutz nehmen, brach sie in die rasch hervorgestoßenen Worte aus:

»Todt? Todt? Und vor einer halben Stunde schon?«

»Mein liebes, armes Kind,« sagte nun Caroline, »*er* sagt es, und *ihm* können Sie schon glauben.«

»Ich glaube es, ich glaube es!« schluchzte Edda an der Brust Carolinens. »Aber so rasch hätte ich es doch nicht, und keines von uns, erwartet!« –

Unterdessen aber war Miß Rosy, sobald sie die ersten entscheidenden Worte des Arztes vernommen, aus dem

Zimmer gestürzt, um den Baron von dem traurigen Ereigniß zu unterrichten, welches so unerwartet eingetreten war. Es dauerte auch nicht lange, so hörte man seinen schweren Schritt auf dem Corridor, und gleich darauf trat er mit irrem Blick und zitternder Hast herein, ohne im ersten Augenblick auf die beiden Fremden zu achten, die an dem Sterbebett seiner Frau und zur Seite Edda's standen.

»Also sie ist todt?« rief er, vor das Sterbelager niederknieend, wo auch sogleich Edda ihren Platz neben ihm einnahm, »und in meinem schrecklichsten Augenblick ist sie gestorben? Ist es denn wahr, wirklich wahr? Todt? todt? und sie hat keine Freude mehr gehabt und hat nur die bitteren Tropfen des Lebenskelches genossen? O Gott sei Dank, Gott sei Dank, sie hat es überstanden, und nun kommt an uns Andere die Reihe. O Edda, mein Kind, weine nicht – Deine Mutter ist glücklicher als ich – sie leidet nicht mehr wie ich, und ihr braucht keine Hoffnung mehr versagt zu werden, wie sie mir alle, auf ewig versagt sind!«

Bei diesen Worten beugte der unglückliche Mann sein graues Haupt auf die schon halb erkalteten Hände seiner Frau nieder und blieb geraume Zeit in dieser Stellung, während Edda ihren Kopf schon wieder erhoben hatte und mit brennendem Blick die Mienen des Arztes und seiner Schwester durchforschte, deren Augen in einer Art bohrender Starrheit auf ihrem Vater hafteten, den sie zu verschlingen schienen, und die sie dann zu einander selbst erhoben, als wollten sie sich staunend fragen,

ob sie sich nicht täuschten, und ob Edda's Vater, der Baron Bolton, nicht ein ganz anderer wäre, dessen Name mit feurigen Lettern in ihr Herz geschrieben war.

Aber da war es Doctor Marssen, der zumeist in gränzenloses Staunen verfiel, denn seine Schwester erschien ihm in diesem furchtbaren Augenblick wie eine Heldin, die allem Groll und Haß entsagt und ihr eigenes Leid in Vergessenheit senkt, um das eines Anderen, der jetzt noch mehr litt als sie, nicht zu vermehren. Wohl hatte sie auf den ersten Blick in dem auffällig gealterten, halb gebrochenen und jetzt so tief erschütterten Mann den Geliebten ihrer Jugend erkannt, der neben ihrem Bruder, obgleich er mit ihm in einem Alter stand, wie ein Greis aussah: wohl rauschte Alles, was sie von Edda gehört, wie eine pfeilschnelle Vision, ein neckendes Traumgesicht an ihrer Seele vorüber, und sie schmeichelte sich, daß alles vor ihren Augen Vorgehende eben so ein Blendwerk, ein Traumgesicht sei; aber ihr Herz, mit ihrem Verstande und ihrer Willenskraft im Einklang, rang sich sogleich aus dem Wirrwarr ihrer Phantasie empor, sie fand die Wahrheit aus dem Nebeldunst der Täuschung heraus, und auf der Stelle war sie entschlossen, die schwere Rolle mit Ehren zu Ende zu spielen, die ihr von der edlen Edda, die ohne Zweifel längst ihr Verhältniß zu ihrem Vater kannte und diesen mit der Auffindung der ehemaligen Freunde beglücken wollte, zugedacht war. Ein Blick auf Edda hin, die ihr nur mit einer flehenden Geberde die Arme entgegenstreckte, während ihre weinenden Augen ihr ein »Bitte, bitte!« zuwinkten, klärte sie ganz auf,

und machte sie noch fester entschlossen, und als Doctor Marssen nun einen Blick auf sie warf, der zu fragen schien, wie man sich hier verhalten solle – da strahlte ihm ein Lächeln entgegen, in dem ihr ganzes, ächt weibliches Herz und Gefühl lag, womit sie Verzeihung aussprach und Versöhnung predigte – und auf der Stelle war er entschlossen, ihr in diesem schweren Augenblick männlich zur Seite zu stehen und eben so wacker wie mild mit ihr dem gleichen Ziele zuzustreben.

In demselben Augenblicke aber war Edda, die wohl Carolinens, aber nicht des Bruders sicher zu sein glaubte, von der Seite ihres Vaters aufgestanden und auf jenen zugeeilt, und mit dem lauten Ausruf: »O bitte, bitte, lieber Doctor! Wenn Sie meiner Mutter nicht mehr helfen können, helfen Sie wenigstens meinem armen Vater!« fiel sie in seine Arme, die sie liebevoll auffingen, denn nun erkannte auch er sonnenklar die Triebfeder des vorgehenden Dramas, und er sah ein, daß hier eine Tochter ihre Gefühle für eine gestorbene Mutter bei Seite drängte, um sie für den lebenden Vater zu sparen, und diesem wenigstens ein Glück zu bereiten, das ihm den süßesten Trost für den eben erlittenen Verlust gewähren konnte.

Aber jener Ausruf Edda's war es, der auch ihres Vaters Aufmerksamkeit erregte und ihn von dem Lager der Gestorbenen fortrief. Noch kniete er zwar davor, aber er hob schon das Gesicht nach Edda empor, und als er sie in den Armen Doctor Marssen's, und die ruhig und gefaßt danebenstehende Caroline sah, und beide ebenfalls auf der Stelle erkannte, da nahm dies düstere Gesicht einen

unbeschreiblichen Ausdruck von Staunen, Schmerz und Rührung an, und er drehte dabei den Kopf nach allen Seiten, als wollte er fragen:

»Was hat das zu bedeuten? Seid Ihr es oder seid Ihr es nicht, und wer, wer hat Euch in mein Haus – an das Sterbebett meines armen unglücklichen Weibes geführt?«

Als aber diese stille, und doch von allen verstandene Frage auf seinem bleichen, zerrütteten Gesicht zu lesen war, in dem nur die dunkel blitzenden Augen Leben zu haben schienen, hielt Doctor Marssen es an der Zeit, das Wort zu nehmen, und sich in voller Höhe aufrichtend und seinen ganzen männlichen Stolz, aber auch sein menschenfreundliches Herz in den edlen Zügen zeigend, sagte er:

»Rolf, Baron Juell Wind, wundere Dich nicht, mich und meine Schwester in Deinem Hause zu sehen. Deine Tochter hat mich gerufen, in der Hoffnung, daß es mir möglich sein werde, Deine Gattin am Leben zu erhalten, aber vielleicht auch in der Hoffnung, – so fasse ich es wenigstens auf – in einem so traurigen Moment unsere Herzen weicher und empfänglicher für ihre Wünsche zu finden, als sie sonst im Leben gewesen sein mögen. Nun, Rolf Juell Wind, Deine Gattin konnte ich nicht vom Tode retten, denn ich fand sie schon todt, aber wenn Du eine Beruhigung darin finden kannst, daß wir Theil nehmen an Deinem Schmerz, Deiner Sorge, und wenn alte Freunde im Stande sein können, Dich über diesen Schmerz und diese Sorge hinwegzuheben – und ohne Zweifel hat das Deine Tochter gewollt – so sage ich, Dein ehemaliger

Freund, Leo Marssen, in meinem und meiner Schwester Namen, daß – daß wir diese Theilnahme für Dich empfinden und Dir unser Beileid verkünden. Rolf Juell Wind – über das Grab hinaus giebt es keine Feindschaft und keine Feinde mehr – hier über diese Todte hinweg reiche ich Dir meine Hand, und wenn Du sie ergreifen willst, so wisse es: sie hat schon längst im Stillen die Schuld gelöscht, die jugendliche Thorheit und ein verzeihlicher Irrthum Deinerseits in unser Lebensbuch eingetragen haben!«

Dabei streckte Doctor Marssen seine männliche Rechte über die Todte hin, und sein blaues Auge schoß einen warmen Friedensstrahl nach dem nun erst recht vernichteten Manne hinüber, denn solche Empfindungen und Gesinnungen, wie sie sich in den eben gehörten Worten kundgethan, hatte er nun und nimmermehr in den Herzen seiner alten Freunde vermuthet. Aller Augen wandten sich jetzt auf ihn hin, und Edda's bebende Lippen und ihre hochathmende Brust verriethen die ungeheure Spannung, von der ihr Herz in diesem Augenblick zusammengepreßt war.

Da hob sich langsam die rechte Hand ihres Vaters empor, und mit der Linken seine Stirn bedeckend und seine Augen beschattend, als könnten sie das in sie fallende Licht nicht ertragen, rief er, die Hand des alten Freundes ergreifend: »Leo Marssen – meine Hand nimm hin – da hast Du sie – aber gönne mir einen Augenblick Frist, damit ich mich sammle, denn an diesem Unglückstage – o Du siehst hier nur einen Theil meines Unglücks – sind der

Qualen zu viele durch meine Seele gezogen, als daß ich in diesem feierlichen Moment Herr über mich selber sein könnte!«

Und nach einem festen Druck zog er die Hand von Doctor Marssen's Hand fort, und laut aufschreiend: »O mein Gott!« und in einen unaufhaltsamen Thränenerguß ausbrechend, den er Niemanden sehen lassen wollte, stürzte er aus dem Zimmer, und Keines der Anwesenden folgte ihm, denn man verstand ihn, daß er seinen Schmerz – und vielleicht auch seine langsam in ihm aufdämmernde Freude allein auskämpfen wolle.

Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, so flog Edda auf Doctor Marssen zu, und ihn mit beiden Armen umschlingend, und heiße Küsse auf seine Stirn, seine Wangen, seine Lippen drückend, rief sie: »Doctor Marssen, Doctor Marssen, hier liegt meine Mutter todt, und mein Schmerz darüber ist groß, aber dennoch muß ich einer Freude Eingang in mein Herz gestatten, denn Sie haben mir an ihrer Leiche einen Vater wiedergegeben, den ich auch schon halb verloren gab, und so sind Sie doch noch der Retter eines Theiles meiner Familie, und also auch meines Glückes geworden. O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, und nun ist an mir die Reihe, die Schuld abzutragen, die Ihre Großmuth und Hochherzigkeit zu einer großen Summe in meinem Lebensbuch haben anwachsen lassen.«

»Mein Kind, mein Kind,« sagte Doctor Marssen weich – erklären Sie mir Das, ich verstehe es nicht – wie war es

möglich – oder ist Franz, mein Sohn, mit Ihnen im Bunde gewesen?«

»Still, still, jetzt nicht, jetzt nicht – Ihr Sohn ist *nicht* mit mir im Bunde gewesen – aber morgen, morgen sollen Sie alles hören!«

Und Caroline? Was that *sie* während dieser Zeit? Grollte sie, bangte sie, hatte sie keine Worte der Liebe, wie sie die anderen hatten?

Nein, sie hatte keine Worte, wohl aber hatte sie Liebe, die rechte und ächte Liebe in der Brust. Auch grollte und bangte sie nicht, wohl aber stand sie mit gefalteten Händen an der Seite der eben Verblichenen, schaute wehmuthsvoll in ihr bleiches Gesicht, und dabei rannen große, heiße Zähren über ihre Wangen, und ihr Herz sprach viel mehr, mehr Worte in sich hinein, als der anderen Lippen eben gesprochen hatten.

Wie sie aber so dastand und das bleiche, kalte Gesicht der einst so schönen Frau bewunderte, die alles für sich genommen, was einst das Ihre gewesen, ohne dadurch nur auf einen Augenblick glücklich zu werden – da umschlangen sie zwei schöne Arme, und ein warmer Busen preßte sich an den ihren, und Edda's Lippen küßten die Thränen weg, die langsam und schwer aus ihren sanften Augen tropften. Dann aber, sich von ihr losreißend, eilte Edda auf Doctor Marssen zu, und abermals sagte sie zu ihm:

»O, lieber Doctor Marssen, nun bringen Sie Ihr Werk ganz zu Ende, wie Sie es so schön begannen: Gehen Sie

nicht eher von uns fort, als bis Sie meinen Vater beruhigt, bis er zur vollen Erkenntniß des Vorgehenden gekommen, und bis er auch Carolinen seine Hand gereicht und mit ihr das Wort der Versöhnung gewechselt hat.«

Während dies noch im Sterbezimmer vorging, das von Gott selbst zur Weihestätte eines so erhebenden Auftritts ausgewählt zu sein schien, hatte Miß Rosy Bruce sich hinaus begeben und den treuen Diener herbeigerufen, der noch nicht wußte, daß seine Herrin entschlafen sei. Als sie mit dem Mann wieder eintrat, gab Edda den Uebrigen einen Wink und, mit Caroline vorangehend, und Doctor Marssen zum Nachfolgen einladend, schritt sie nach ihres Vaters Zimmer, wo dieser regungslos auf dem Sopha saß, mit seinen Händen noch immer das gleichsam geblendete Gesicht bedeckt hielt und im Stillen mit sich und seinem Gott zu Rathe ging. Als er aber die drei Menschen bei sich eintreten hörte, die Hände vom Gesicht nahm und sie sah und erkannte, erhob er sich, wie zum schnellen Handeln entschlossen, und ihnen einen Schritt entgegengehend, sagte er mit einer von tiefer Rührung halb erstickten Stimme:

»Wie? Kommt Ihr auch hier her zu mir und bringt mir Eure Freundschaft und Eure Verzeihung mit? O, sehet mich nicht so streng und prüfend an, denn Ihr wißt nicht, wie gräßlich ich leide. Wohl habt Ihr ein Recht dazu, Eure anklagenden Augen bitter und vorwurfsvoll auf mich

zu richten und einen Stein nach dem andern auf meine Brust zu werfen, und ich, ich muß es mir schweigend gefallen lassen, weil ich ja selbst meine Schuld fühle und weiß, wie unendlich wehe ich Euch gethan habe. Aber wenn Ihr edle Menschen seid, wie ich es glaube, und wenn Ihr die Gabe habt, in die Brust anderer Menschen zu schauen, o, so schaut in die meine hinein, und da werdet Ihr finden, daß schon lange, lange tausend Folterqualen darin gehaust und das schmerzlich brennende Feuer der Reue geschürt haben. Nein, was Ihr auch wissen und denken mögt, Ihr habt keine Ahnung davon, wie traurig und elend ich beinahe dreißig Jahre lang gewesen bin, wie viel im Stillen geseufzt und wie viel unsichtbare Thränen ich geweint habe, so daß in meinem Herzen ein ganzes Meer von Schmerz angehäuft ist. Doch, nun kann ich Euch nichts mehr sagen, denn mir fehlen die Worte, wie mir fast auch die Gedanken fehlen, und damit ich weiß, was ich von Euch zu erwarten habe, so sprecht lieber Ihr Euer Urtheil, und Du, Caroline, Du edle, tief gekränkte Seele, sprich auch Du einmal zu mir – verurtheilst Du mich noch immer und wirfst Du den schwersten Stein auf mich, oder hast Du Mitleid mit meinem grauen Haar und meinem zermarterten Herzen und sagst mit Deiner herzigen Stimme und Deinem noch immer sanften Auge: Rolf Juell Wind – ich verzeihe Dir?«

Da trat Caroline leise an ihn heran und, ihm ihre beiden Hände entgegenstreckend, sprach sie mit lauter und fester Stimme, die bezeugte, daß ihr die Worte aus dem Herzen kommen:

»Rolf, ich brauche Dir nicht mehr zu verzeihen, denn – ich habe Dir längst verziehen. Da steht Deine edle Tochter, der ich es selbst gesagt, noch ehe ich eine Ahnung davon hatte, daß sie *Deine* Tochter sei und Du selbst in meiner Nähe weiltest.«

»O mein Gott, o mein Gott!« schluchzte der gebrochene Mann und sank fast zusammen, als er die rasch ergriffenen Hände an seine Brust riß – »ist es denn möglich! An einem und demselben Tage kommt dies Alles über mich? Erst die bitterste Demüthigung und Erniedrigung, dann der Gattin Tod und nun – nun noch die Versöhnung mit Euch? O, das ist zu viel für einen Tag, und darüber kann selbst ein starkes Männerherz brechen!«

»Laß es nicht brechen, Rolf!« sagte da Doctor Marssen mit seiner ermuthigenden Stimme, trat an den alten Jugendgefährten heran und legte ihm seine gewichtige Hand auf die Schulter. »Auf, ermanne Dich und sei ganz ein Mann! Du hast Vieles ertragen, Bitteres, Schweres, aber auch Süßes hat Dir die Natur verliehen, denn sie hat Dir eine Tochter gegeben, die im Stande ist, Dir alle Leiden und Schmerzen, die jetzt noch centnerschwer auf Deiner Seele lasten, mit Liebe aufzuwägen. Bald, bald wird diese Seele erleichtert sein. Edda, wackeres Kind und Schutzengel Deines Vaters, komm heran und sage ihm, daß Du ihn liebst – Du, Du allein kannst ihn trösten und erheben – so tröste und erhebe ihn denn und sage ihm, daß wir Alle mit Dir auf seiner Seite stehen!«

»Leo!« rief der durch diese Worte wunderbar ergriffene, aber zugleich auch ermuthigte Mann, »Du, Du stehst

auf meiner Seite und willst wieder mein Freund sein, Du den ich einst so tief gekränkt, mein Freund, der ich jetzt von aller Welt und meinen besten Freunden verlassen bin?«

»Ja,« sagte Doctor Marssen mit erhobener Stirn und blitzendem Auge, »denn gerade wenn Du von aller Welt und allen Freunden verlassen bist, dann ist Leo Marssen der Mann, der allein Dein Freund sein will. Das liegt einmal in seiner Natur, und wer kann anders handeln, als er muß. Doch nun, Edda, komm heran und versichere Deinem Vater, daß es ist, wie ich sage, denn Du glaubst mir, ich sehe es Deinem funkelnden Auge an.«

»Edda!« schluchzte der Vater, »ist es wahr, was er sagt?«

»Ja, Vater, es ist wahr!« rief diese und umschlang ihn fest, wie der Epheu die wankende Eiche umschlingt, und selbst im Sturze nicht von ihr läßt – und die beiden Geschwister, die es sahen, vergossen darüber Thränen der Freude, wie sie noch nie im Leben so süßschmerzliche vergossen.

Lassen wir einen Schleier über die späteren Stunden dieser Nacht fallen. Sie war reich an Weh und Schmerz aller Art, aber alle Geburtsstunden, wie diese, sind reich an Weh und Schmerz, und doch gehen aus ihnen neue Freuden hervor, denn eine frische Lebensquelle entspringt daraus – und so schlingt sich Freude und

Leid wie eine ungeheure endlose Kette von Generation zu Generation fort, und wir Menschen dürfen uns nicht beklagen, daß es so ist, denn das menschliche Leben besteht nun einmal aus Freude und Leid, und wer das eine nicht kennen gelernt, hat auch die andere nicht vollständig genossen, und so müssen wir schon damit zufrieden sein.

Siebentes Kapitel. Nach dem Sturm die Windstille.

Die ganze Nacht hindurch hatte der linde Regen angedauert, der am Abend dem in der Ferne vorübergezogenen Gewitter gefolgt war; gegen morgen aber zertheilte ein frischer Ostwind das trübe Gewölk, der Himmel brach klar und blau hervor, und strahlend erhob sich die Sonne über die Gebirgskette, welche den Brienzer See umsäumt, um gleichsam lächelnd in das liebliche Bödeli hinabzublicken und es mit ihrem freundlichsten Gruß aus dem Schlummer zu wecken. In den Gärten unserer Freunde aber fielen noch lange blinkende Tropfen von den Blättern, als weinten auch sie leise nach, wie die Menschen in den Häusern, nachdem sie ihre Herzen in langen Thränenströmen erleichtert und mit hoffnungsvollem Blick in das neu tagende Morgenroth geschaut hatten.

Es war sechs Uhr Morgens. Franz, wahrscheinlich in Folge der anhaltenden großen Gemüthsbewegung am Tage vorher, durch einen festen, ununterbrochenen Schlaf an sein Bett gefesselt, war, als er endlich erwachte, fast geblendet von dem hellen Licht, welches in sein Zimmer

fiel. Als er die Augen aufschlug, fuhr er erschrocken empor und glaubte im ersten Moment kaum, ihnen trauen zu dürfen. Denn dicht vor seinem Bett, die klaren blauen Augen fest auf ihn gerichtet und das ernster denn gewöhnlich erscheinende Gesicht von einem eigenthümlichen Schimmer innerer Bewegung übergossen, saß sein Vater, und als er sich ganz ermuntert, so daß er seiner Sinne wieder vollkommen mächtig war, sagte dieser mit ruhiger Stimme, die gleichwohl einen seltsam vibrirenden Klang an sich trug:

»Guten Morgen, Franz!«

»Guten Morgen, mein Vater! Aber mein Gott, warum sitzest Du hier?«

»Ich sitze hier schon eine Viertelstunde, mein Sohn, und würde noch viel länger hier gesessen haben, ohne Deinen Schlaf zu unterbrechen, weil ich der Erste sein wollte, der Dir *den* Morgengruß bietet, der Dir heute geboten werden muß.«

Franz wollte sich aufrichten und aufstehen, aber Doctor Marssen hielt ihn an der Hand sanft zurück. »Bleibe noch liegen,« sagte er, »wir können so eben so gut besprechen, was zu besprechen ist, als wenn Du aufgestanden und angekleidet wärest.«

»Aber, Vater, Du machst mich wirklich besorgt – Du sprichst so seltsam und feierlich – was ist geschehen? Denn daß etwas geschehen ist, fühle und sehe ich Dir an.«

»Ja, es ist allerdings etwas geschehen, und sogar von Bedeutung für uns Alle. Wenn Du nachher aufgestanden

bist, wirst Du Dich rasch ankleiden müssen, um einen ernsten Gang anzutreten.«

»Einen Gang? Wohin? Ich verstehe Dich nicht.«

»So will ich mich Dir näher erklären. Die Gemahlin des Barons *Rolf Juell Wind* ist diese Nacht gestorben. Gehe also zu ihm, sobald die Familie zu sprechen ist, und laß Dich melden. Drücke ihm und seiner Tochter Dein Beileid aus und dann – führe aus, was Dir zunächst zu thun obliegt. Denn ich übertrage Dir hiermit die Ausschmückung des Sterbezimmers, während ich selbst alle übrigen Besorgungen des Leichenbegängnisses auf mich nehme. Ich will dem *alten Freunde* alle mögliche Liebe und Theilnahme beweisen, und auch Du, mein Sohn, sollst Hand und Sinn dabei regen, da ich überzeugt bin, daß Dein Gefühl Dich dazu treiben wird.«

Franz war bald roth, bald bleich geworden, als er diese so ernst und feierlich gesprochenen Worte vernahm; er konnte sich erst gar nicht von seinem Erstaunen erholen. »Vater!« rief er, als dieser ausgesprochen, »Du verkündest mir seltsame Dinge und mit einer seltsamen, mir unbegreiflichen Miene. Du weißt also, wer im Nachbarhause, Dir und Tante Caroline so nahe, wohnte?«

Doctor Marssen nickte. »Und Du?« fragte er. »Wußtest Du es nicht?«

»O mein Vater, Du erdrückst mich mit Deinem unausgesprochenen Vorwurf! Höre mich an. Ja, seit gestern Morgen weiß ich wer Edda's Vater ist, und ich habe den ganzen Tag in Schmerz und Trübsal zugebracht, weil ich

nicht wußte, wie ich Dir und Tante Carolinen das schwere Geheimniß enthüllen sollte. Edda scheint glücklicher in der Enthüllung desselben gewesen zu sein als ich.«

Ueber Doctor Marssen's ernstes Gesicht flog das erste freudige, glückliche Lächeln. Er reichte seinem Sohne die Hand und drückte sie. »Hängt die Sache so zusammen, wie Du mir sagst?« fragte er.

»Wie, mein Vater, Du zweifelst?«

Doctor Marssen schüttelte sanft den Kopf: »Nein, Franz, ich zweifle jetzt keinen Augenblick mehr. Aber auch Edda ist in ihrer Bemühung nach einer schicklichen Enthüllung des Geheimnisses nicht glücklicher gewesen als Du, ihr hat vielmehr ein Anderer geholfen, der oft der Menschen Helfer und Rather ist – Gott!«

»Ah! Er hat die arme Mutter zu sich gerufen?«

»Ja. Eine große Gemüthsbewegung, wie es scheint, die Mittheilung der Amtsentsetzung ihres Mannes – Du wirst das ja Alles später genauer erfahren – hat ihr morsches Herz gebrochen, und sie ist plötzlich gestorben. Edda rief mich zu ihrem Beistande herbei, und Caroline folgte ihren Bitten und begleitete uns. So haben wir uns mit ihrem Vater wiedergesehen und – wie Du Dir denken kannst – hat eine vollständige Versöhnung zwischen uns stattgefunden – eine vollständige, Franz, und hiermit, mein Sohn, nehme ich die Vorwürfe und Anklagen zurück, die ich damals bei der Erzählung meiner Lebensgeschichte – Du weißt, es geschah in Deinem Atelier eines Abends – auf Rolf Juell Wind geschleudert habe. Ah!«

und der Doctor Marssen athmete frei und leicht auf, als diese Worte von seinem Herzen waren.

»Das ist wunderbar, mein Vater!« rief Franz. »Aber weißt Du, daß Edda eine von uns unbemerkte Zeugin dieser Erzählung war und daß sie dadurch das Verhältniß, in welchem sie zu uns stand, kennen gelernt hat?«

Doctor Marssen staunte. »Nein, das weiß ich noch nicht, aber nun begreife ich Alles. Edda ist ein großartiges, bewunderungswürdiges Wesen, das muß man sagen.«

Franz senkte den Kopf und schwieg.

»Meinst Du nicht auch?« fuhr der Vater mit scharfer Betonung und noch schärfer forschendem Auge fort.

Franz nickte und reichte seinem Vater mit niedergeschlagenen Augen die Hand.

»Hast Du mir weiter nichts darüber zu sagen?« fragte der Vater.

»O ja, mein Vater, sehr viel, aber für jetzt ist wohl keine Zeit dazu – ihre Mutter ist ja eben erst gestorben –«

»Ah, Du hast Recht, ich verstehe. Also später davon. Und nun will ich gehen und eine Stunde ruhen, ich bin müde genug.«

»Wie? Hast Du denn nicht geschlafen?«

»Keinen Augenblick, mein Sohn, wir sind die ganze Nacht im Nachbarhause gewesen, und auch da hat der Schlaf diesmal keine Erndte halten können, denn er hat keine Müden gefunden.«

»O, da habt Ihr gewiß eine schwere Nacht gehabt. Aber Tante Caroline – wie steht es mit der?«

Doctor Marssen lächelte freudig. »Ich habe eine stärkere Schwester in ihr kennen gelernt, als ich zu besitzen glaubte,« sagte er. »Sie hat mit mir zugleich in geschwisterlicher Eintracht den bitteren Kelch geleert, der unseren Lippen heute geboten ward, aber sie hat ihn mit entschlossener Seele getrunken und zu ihrer Belohnung auf dem Boden die Süße der Versöhnung mit ihrem Adoptivbruder gefunden.«

»Sie ist also ruhig, befriedigt?«

»Ja, und jetzt hat sie sich auch auf eine Stunde niedergelegt, wozu ich sie fast habe zwingen müssen. Sie wird ihre Kräfte für die nächsten Tage gebrauchen, da Manches zu besprechen ist, was sie angreifen wird. Auch muß sie Rolf stützen und tragen helfen, denn der Mann ist stärker betroffen als wir. Er hat nicht allein seine Frau verloren und mit uns einen ergreifenden Auftritt gehabt, sondern man hat ihm auch gestern in Bern seine Entlassung aus – seinem vaterländischen Dienste angekündigt, und zwar in so herber und schonungsloser Weise, daß er darüber beinahe zu Grunde gegangen wäre.«

»Aber mein Gott, das ist ja eine wahre Gewitterwolke, die das Verhängniß über den Armen ausgeschüttet hat!«

»So ist es, aber ein großes Unglück läutert die Menschen am schnellsten, wie ein großes Glück sie oft am schnellsten verdirbt. Doch jetzt gehe ich. Auf Wiedersehen!«

Franz drückte dem scheidenden Vater noch einmal die Hand, und dieser verließ sein Zimmer. Der junge Mann aber sprang aus dem Bett wie ein Neugeborener auf,

denn alle Sorgen waren wie mit einem Zauberschlage von seiner Brust genommen, und die kurzen Schmerzenstage, die noch vor ihm lagen, überflog sein elastischer Geist mit mächtigen Schwingen, und vor seiner aus dem Schlummer geweckten Phantasie tauchte ein neues Leben mit frischen, grünen Blättern und duftigen Blüthen auf, wie er es bisher noch nie, selbst in seinen kühnsten Hoffnungsstunden nicht, vor sich hatte tagen sehen.

———

Doctor Marssen hatte seine Schwester freilich zur Ruhe zwingen wollen, aber die Ruhe läßt sich eben nicht erzwingen, und so war Caroline schon wieder um acht Uhr im Hause thätig zu finden, wohin auch Franz um diese Zeit aus seinem Atelier kam, nachdem ihm der nach dem Nachbarhause abgesandte Jürgen den Bescheid gebracht, daß man ihn um zehn Uhr beim Herrn Baron erwarte.

Franz kam dieser Aufschub nicht ganz ungelegen, denn er fürchtete sich, Edda in ihrem Schmerz und ihren Vater in dessen neuem Verhältniß zu seiner Familie zu sehen. So trat er voll Unruhe, an wen er sich zuerst wenden sollte, in das Wohnhaus ein, um sich bei Resi zu erkundigen, ob Tante Caroline noch nicht wieder sichtbar geworden sei. Aber wie verwundert blickte er auf, als diese ihm selbst schon entgegenkam und, ohne ein Wort zu sprechen, ihn bei der Hand nahm und in ihr Zimmer zog. Kaum aber sah sie sich hier mit ihm allein, so schloß sie ihn innig in die Arme, küßte ihn und sagte:

»Franz! Dein Vater hat mir gesagt, daß Du von Allem unterrichtet bist, was in dieser Nacht vorgegangen ist. So laß uns keine Worte über Dinge machen, die sich von selbst verstehen. Wir haben den verlorenen Freund und Bruder wiedergefunden – das ist Alles, und nun werden wir ein ganz neues Leben beginnen müssen, denn zuerst wird es unser Bestreben sein, den völlig entmuthigten und gebeugten Mann wieder aufzurichten und mit frischer Lebenshoffnung zu füllen. Ach, das wird Niemand besser und schneller als Dein Vater vermögen, er versteht es, mit solchen Leuten umzugehen, und er allein hat die Kraft und den guten Willen dazu. Dir aber, mein Junge, Dir muß ich noch meinen besonderen Dank sagen –«

»Dank, Tante, wofür?« unterbrach sie Franz mit verwunderter Miene.

»Ja, Dank, und Dir allein! Denn Du hast uns zuerst den Engel in's Haus geführt, der dies Alles zu Stande gebracht hat. – Nun, Du schweigst?«

»Mit Recht, Tante, schweige ich, denn was soll ich Dir darauf erwidern? In diesem Puncte bist Du nicht mit dem Vater einer und derselben Anschauung. Er sagt: Gott ist es gewesen, und Du –«

»Ach Gott, ja, Kind – Gott ist Alles gewesen und hat Alles gethan, wie er Alles ist und thut, das ist freilich wahr, aber er wählt sich stets seine Werkzeuge aus, und da hat er eben Dich gewählt.«

»Ich will gern seine Wünsche erfüllen, liebe Tante!« erwiderte Franz, der nicht wußte, was er hierauf sagen sollte.

»Das glaube ich – und Dir ist ein ganz hübsches Loos dabei zugefallen, wie mir däucht. Doch jetzt, mein Junge, laß mich meinen Kaffee trinken, ich bin noch nüchtern heute, und mir ist zu Muthe, als ob ich die letzten Tage in einem wüsten Rausch zugebracht hätte, aus dem ich eben erst erwacht bin und aus dem ich noch immer nicht klug werden kann.«

»Ja, komm, Tante, laß uns frühstücken. Du siehst blaß aus und Dein Auge blickt matt –«

»Matt?« sagte Caroline mit stolzem Erröthen. »Das ist ein Irrthum, mein Lieber. Es hat nie so scharf gesehen wie jetzt, und ich könnte Dir fast auf ein Haar sagen, was in Deinem Herzen vorgeht, wenn nicht –«

»Tante!« bat Franz, sie wieder umschlingend, »laß das! Du versuchst, Dich ruhig zu zeigen und sogar zu scherzen, weil Du unruhig wie nie und nicht im Geringsten zum Scherz aufgelegt bist – ich kenne Dich!«

»Ach warum nicht gar – Du kennst mich gar nicht – Leo hat sich auch in mir geirrt – ich bin stärker und ruhiger als Ihr alle, denn ich bin – das fühle ich selber und *den* Stolz verzeihe ich mir – ein Weib, wie es sein soll, und von einem solchen könnt Ihr Männer noch alle etwas lernen.«

Als Franz bald nach zehn Uhr sein Atelier verließ und durch die kleine Pforte in den Nachbargarten trat, der

für ihn in so kurzer Zeit eine so große Bedeutung gewonnen, hatten ihn schon aus der Ferne zwei wachsame Augen erspäht, und so war es kein Wunder, daß Edda, im schwarzseidenen Gewande, ihm unter der kleinen Veranda entgegentrat, ihm die eine Hand reichte und zwei Finger der andern auf die Lippen legte, als wolle sie ihn bitten, nicht der Gewohnheit und Sitte gemäß sein Beileid in nüchternen Worten auszusprechen.

»Kommen Sie,« sagte sie fast flüsternd, »ich muß Sie zuerst zu einer Todten führen, ehe ich Sie dem Lebendigen zuführe, und sprechen Sie nichts, was uns an die Vergangenheit erinnert. Ich weiß Alles, was Sie mir sagen möchten und könnten, denn ich kann mir denken, wie Sie heute Morgen überrascht gewesen sind, als Sie die Vorgänge dieser Nacht vernahmen, nicht wahr?«

»Ach, Fräulein Edda,« erwiderte Franz eben so leise, »ich war mehr als überrascht, denn ich schlief noch, als mein Vater mich an meinem Bett aufsuchte und mir das – das Neueste verkündigte.«

»O, das hätte ich gern mit angehört, denn dieser Mann, den ich eben so bewundere, wie ich ihn liebe, muß groß dabei gewesen sein, nicht wahr?«

»Wenn auch nicht groß, doch edel und väterlich gewiß.«

Gleich nach diesen Worten trat Edda leise an die Thür des Sterbezimmers und öffnete sie. Die Verstorbene lag ruhig, und wie ein Bild aus Marmor gemeißelt, auf ihrem Lager, wie sie Doctor Marssen vor seinem Weggehen

hingelegt, und sie schien mehr einer glücklich Schlummernden ähnlich als einer vor Kummer und Herzeleid Verschiedenen, so sanft, mild und freundlich, wie sie nur der Engel des Todes zu glätten versteht, waren die schönen Gesichtszüge geworden.

Lange standen die beiden jungen Menschen neben der Leiche und betrachteten sie mit inniger Hingebung und Rührung, ohne daß einer ihrer Gedanken, von denen ihre Seelen doch so reichlich bestürmt wurden, laut geworden wäre. Endlich aber erhob Edda, die merkwürdig ruhig und gefaßt war, nachdem sich der Sturm dieser Nacht in ihrer Brust ausgetobt, die strahlenden Augen gegen Franz und sagte dann, immer noch mit halb flüsternder Stimme, als wollte sie die Schlummernde nicht erwecken:

»Da liegt sie, die uns so viel Sorge und Kümmerniß bereitet und die doch noch weit mehr davon in ihrem Busen getragen hat als wir: O, ich hätte gern noch länger und noch viel mehr Sorge ertragen wollen, wenn sie selbst nur dadurch glücklicher geworden wäre! Aber das war nicht möglich, sie war eine aus ihrem heimatlichen Boden gerissene Pflanze und begann zu verdorren, als der Regen und die Luft ihres Landes sie nicht mehr erquickten und belebten. Wenn ihr Geist aber herabblicken und sehen kann, was jetzt unter uns vorgeht, so muß er eine himmlische Freude darüber empfinden, eine Freude, so groß, daß selbst unsere Betrübniß nur wie ein winziger Schatten linder Wehmuth dagegen erscheint. Was den vereinigten Kräften von uns Lebenden allein nicht

möglich war, sie allein hat es im Tode vollbracht: die alten Freunde, die Feinde geworden, hat sie versöhnt, und so hat sie ihrem Gatten, meinem Vater, dem sie leider den Morgen und Mittag seines Lebens nicht versüßen konnte, wenigstens den Abend dieses Lebens verschönert, und dafür sei ihr unser kindlicher Dank dargebracht. So möge ihr Geist denn in Frieden schlafen und ihr armes gequältes Herz die Ruhe der Seligen genießen. O, mein Freund, Sie haben mir schon so vieles Wahre gesagt, sagen Sie nur auch das eine: warum erscheint uns ein Todter, wenn wir ihn vor uns sehen, immer bedeutender und bedeutsamer für uns, als er uns im Leben erschienen ist?«

Franz besann sich einen Augenblick, dann sagte er: »Wenn es so ist, wie Sie sagen, dann kann ich verschiedene Gründe dafür auffinden. Einmal sehen wir todte Menschen viel seltener als lebendige, und das Seltene im Leben bewegt stets mehr unsern Geist als das Alltägliche. Sodann veredelt und verklärt der Tod den ganzen Menschen, mag er gewesen sein und gethan haben, was er will; auch wissen wir, daß er einen großen Vorsprung vor uns voraus hat, denn er ist früher bei Gott und sieht seine Herrlichkeit und Größe mit klarerem Auge als wir. Endlich aber, weil wir, wenn ein Mensch todt ist, erst begreifen, daß wir mit ihm alles verloren haben, was er für uns war, und das schmerzliche Bewußtsein dieses Verlustes läßt uns mehr, als ihn selbst beklagen, wobei er uns zugleich mit schallender Stimme in's Gewissen ruft, was wir vielleicht auch ihm hätten sein können, wenn wir ihm gegenüber nicht leider oft blind und taub gewesen wären.«

»Sie mögen Recht haben,« entgegnete Edda nach einigem Nachsinnen und reichte Franz ihre Hand hin. – »So, nun nehme ich Abschied von ihr, und will sie erst wiedersehen, wenn man ihr den Schmuck angelegt, womit die Menschen ihren Gestorbenen die letzte Liebe erweisen; und nun wollen wir von der Todten zu einem Lebendigen gehen, und uns bei Zeiten erinnern, daß er noch Bedeutung für uns hat, so lange er am Leben ist, damit wir ihn um so länger und bewußter genießen. Kommen Sie mit mir zu meinem Vater – er erwartet Sie schon.«

Sie legte ihren Arm in den seinen und beide schritten leise, wie sie gekommen, zur Thür hinaus, auf der Schwelle noch einen Blick nach der Leiche zurückwendend, der von einem herzlichen Gruße begleitet war. Als Franz an Edda's Seite nun zum ersten Mal in das geräumige Zimmer des Barons Juell Wind trat, saß dieser an seinem Schreibtisch und las einen eben vollendeten Brief. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er die jungen Leute nicht kommen hörte, und Edda mußte erst dicht an ihn herantreten und seinen Arm berühren, ehe er das Haupt erhob.

Franz stand vor ihm und schaute mit großer Spannung den Mann an, von dem er so viel Widersprechendes gehört, und dessen Schicksal mit dem der Seinen so eng verflochten war. Sein Gesicht war blaß, aber ruhig, und die festen Züge, die es früher gezeigt, schimmerten schon wieder durch die Falten der Wehmuth hindurch, die sich wie ein sanfter Schleier darüber ausbreitete. Auch sein Auge schien belebter, klarer und heller zu blinken, und

der stechende Groll, die eiserne Härte, die früher darin geblitzt, waren völlig geschwunden und einer weicheren Gefühlswärme gewichen, die in diesem characteristischen Antlitz von viel größerer Wirkung war, als sie es in einem von Natur weichen und milden hätte sein können.

»Vater,« redete Edda ihn mit herzlichen Blicken an, »hier bringe ich Dir Deinen Maler, wie Du ihn immer nanntest, nun sprich mit ihm und überzeuge Dich, daß es Leo Marssen's Sohn ist, der vor Dir steht.«

Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer und die beiden Männer waren allein. Baron Juell Wind erhob sich von seinem Stuhl, stellte sich dicht vor Franz hin, und indem er ihm schweigend seine Rechte reichte, sah er ihm lange und tief in das ehrliche blaue Auge.

»Ja,« sagte er endlich, »Sie sind sein Sohn, ich erkenne es jetzt an Ihrem reinen Auge und an dessen festem Blick. O, warum haben Sie mir nicht früher Ihren Namen genannt, junger Mann, dann wäre vielleicht Manches anders geworden!«

»Wohl möglich, Herr Baron, ob aber besser, das bezweifle ich. Indessen haben Sie mich ja nie nach meinem Namen gefragt und mir auch hartnäckig den Ihrigen verschwiegen – ist es nicht so?«

»Ja, gewiß ist es so, Sie haben Recht. Es sollte einmal so kommen, wie es gekommen ist, und so müssen wir uns darein ergeben. Sie waren eigentlich die Brücke, die mich zu Ihrem Vater geführt hat, und so muß ich Ihnen danken, denn damit haben Sie mir eine große Wohlthat erwiesen und allen Freundlichkeiten, die Sie für meine

Familie hatten, eine noch viel größere hinzugefügt. Ach, meine arme Maggie ist nun nicht mehr bei uns, und ihr können Sie nicht mehr gefällig sein! So seien Sie es denn uns, und wir wollen uns bemühen, Ihnen auf ähnliche Weise entgegenzukommen. Aber ich habe noch eine Bitte. Sind Sie wohl im Stande, die Todte, wie sie jetzt daliegt, rasch zu zeichnen und mir so eine sichtbare Erinnerung an sie zu bewahren? Ach, ich besitze kein einziges Bild von ihr!«

Franz blickte freudig auf. »O ja,« sagte er, »das vermag ich, und wenn Sie es wünschen, will ich mich gleich an die Arbeit begeben, noch ehe ihre Lage verändert wird.«

»Thun Sie das, thun Sie das!« rief der Baron mit Hast, und wenige Augenblicke später war Franz mit eiligen Schritten nach seinem Atelier geeilt und hatte die nothwendigen Geräthschaften herbeigeholt. In einer halben Stunde schon saß er fleißig bei der Arbeit, und ehe es Abend wurde, war das Liebeswerk vollendet, wobei die Gedanken an Edda ohne Zweifel seine Hand beflügelt und seinen schaffenden Geist befeuert hatten. –

Schon im Laufe dieses Vormittags hatte sich das Gerücht von dem raschen Hinübergange der Baronin Juell Wind, die alle nur unter dem Namen Bolton kannten, mit einziger Ausnahme des Herrn van der Swinden, der das Geheimniß seinem alten Bekannten treu bewahrte, in Interlaken verbreitet und viele Anwesende nahmen warmen Antheil daran, obwohl Niemand der Verstorbenen in irgend einer Beziehung nahe gestanden hatte. Die Familie des Holländers war die erste, die in eiligster Hast noch

an diesem Tage ihren Besuch abstattete und ihr herzliches Beileid in warmen Worten ausdrückte. Frau van der Swinden wollte Edda sogleich mit in ihre Wohnung nehmen, bis die Mutter bestattet sei, aber Edda weigerte sich standhaft, indem sie auf das Bestimmteste erklärte, daß die Anwesenheit der Todten im Hause ihr keine Furcht errege, und daß sie es für ihre nächste Pflicht halte, jeden Augenblick zum Troste ihres Vaters bereit und zur Hand zu sein.

So schieden denn die guten Holländer wieder bald von dem Sterbehause, aber als sie vernahmen, daß Franz Marssen, den sie bei seiner Arbeit besucht, das Zimmer der Verstorbenen künstlerisch auszustatten beabsichtige, sandten sie schon an diesem Tage, und am folgenden noch mehr, was sie an entsprechender Zier zu senden hatten, und so konnte Franz schon am nächsten Tage zur Vollendung seiner neuen Aufgabe schreiten, nachdem sein Vater mit eigenen Händen die Todte in ihren schönen Sarg gelegt und Caroline sie sorgsam gekleidet und geschmückt hatte.

Es war am Mittage nach jener traurigen Nacht im Nachbarhause, als Doctor Marssen kurz vor Tisch von seinem alten Freunde nach Haus zurückkehrte und Carolinen meldete, daß Franz in einer Viertelstunde zu Tisch kommen werde, daß er aber nicht auf das Essen warten dürfe, sondern gleich wieder an seine Arbeit müsse.

»Sorge nicht,« erwiderte Caroline, »ich werde den guten Jungen nicht warten lassen; er soll Alles bereit finden, wenn er kommt, und ich werde ihm keine Minute von seiner Arbeit rauben. Trifft er sie denn?«

»Ei gewiß, aber es ist jedenfalls eine schwierige Arbeit, zumal da er sie nach dieser Zeichnung später in Oel malen will. Es wird zwar ein gut Theil von Edda's schönem Gesicht mit hineinkommen, allein das schadet nichts, Mutter und Tochter sollen sich ja überdieß ähnlich gewesen sein und Rolf wird später die glückliche Ueberzeugung haben, daß seine Frau gerade so und nicht anders ausgesehen hat. So geht es ja immer bei dergleichen Bildern, die man im letzten Augenblick anfertigen läßt. Doch wer kommt da? Ah, es ist unser Senator und er sieht außerordentlich vergnügt aus – er weiß also noch nicht, was hier vorgefallen ist. Nun, der kluge Diplomat wird eine kleine Schlappe erleiden. – Guten Morgen, mein lieber Dannecker! Wie geht es, sind Sie glücklich zurückgekehrt?«

Der Senator trat mit seinem gewöhnlichen freundlichen Wesen zu dem Freunde unter die Veranda und schüttelte ihm die Hand. »Ja,« sagte er nach kurzer Begrüßung Carolinens, die, sich mit Hausgeschäften entschuldigend, bald fortging, »ich bin gestern Abend mit meiner Frau ganz munter und guter Dinge zurückgekehrt, aber leider habe ich Briefe vorgefunden, die meine Abreise in zwei Tagen nothwendig machen. Ich habe schon heute den ganzen Morgen mit Abschiedsbesuchen

und dem Ordnen meiner Sachen zugebracht, und der Augenblick steht vor der Thür, wo ich auch Ihnen die Hand zum Scheidegruß reichen muß.«

»Das thut mir leid. Aber Sie kommen doch wieder nach Interlaken?«

»Ganz gewiß, im nächsten Juni bin ich einer der ersten Zugvögel; es hat mir hier zu wohl gefallen, und wenn ich diesmal auch einen kleinen Denkzettel mit fortnehme, die empfangene Lehre, nicht wagehalsig zu sein, wird mir für's ganze Leben zu Gute kommen. Aber wie, mein Freund, Sie sind so kurz angebunden heute, und sehen so ernst und trübselig aus, als ob Sie nicht recht ausgeschlafen hätten?«

»Nein, er weiß noch nichts!« sagte Doctor Marssen zu sich, und dann sich an den Senator wendend, erwiderte er laut: »Da haben Sie Recht, ich habe gar nicht geschlafen und eine unruhige Nacht zu überstehen gehabt, wie wir Alle.«

Der Senator machte ein besorgtes Gesicht. »Es ist doch kein Unglück in Ihrer Familie passirt oder Jemand krank geworden?«

»In meiner eigenen Familie ist kein Unglück vorgefallen,« entgegnete Doctor Marssen noch ernster als vorher.

»Ah, so sind Sie außerhalb Ihres Hauses bei einem Kranken gewesen?«

»Ja – sogar an einem Sterbebett.«

Jetzt wurde der Senator eben so ernst wie aufmerksam; die Miene des Arztes sprach deutlich genug, daß

dieser Sterbefall ihn tief bewege. »Darf ich wissen, *wer* gestorben ist?« fragte er theilnehmend.

»Die Gemahlin des Geheimen Conferenz-Rathes Barons *Juell Wind* ist gestorben –«

»Ah!« rief der Senator mit Hast – »Juell Wind, Juell Wind, ja, das ist der Name des Dänen, auf den ich mich so lange vergebens besonnen habe –«

»Ich weiß,« versetzte Doctor Marssen mit eigenthümlichem Nachdruck, »es ist dieser Baron Juell Wind derselbe, der hier unter dem Namen seiner Frau aufgetreten ist, wozu wahrscheinlich diplomatische Rücksichten ihn veranlaßt haben – wer weiß es! Aber damit Sie klar sehen,« fügte er sogleich hinzu, als er den Senator auf eine feine Art lächeln sah, »so will ich Ihnen auch sagen, daß dieser Baron Juell Wind eine Art Verwandter, und außerdem ein alter Freund von mir ist, von dessen Anwesenheit in Interlaken ich bisher keine Ahnung hatte. Er ist der Adoptivbruder meiner Schwester, die von Rechtswegen denselben Namen führen kann wie er, obwohl sie im Auslande nie davon Gebrauch gemacht hat.«

Der Senator saß mit weit aufgerissenen Augen dem Doctor gegenüber, nachdem sie beide schon vor einer Weile Platz genommen hatten. Das, was er eben hörte, hatte er nicht im Geringsten zu hören vermuthet und allerdings gestand er sich im Stillen ein, daß seine Diplomatik eine kleine Niederlage erlitten habe dadurch, daß er in seinen Mittheilungen gegen Franz etwas voreilig zu Werke gegangen war. »O,« sagte er nach einigem Nachdenken, »das ist der zweite Denkzettel, den ich aus

Interlaken mit fortnehme, das ist hübsch. Die Vorsehung begnadigt mich diesmal reichlich. Ich werde mir das merken. Und Sie, mein Lieber, haben Sie die Entdeckung Ihres – Freundes erst am Sterbebett seiner Frau gemacht?«

»So ist es und es war eine schwere Stunde für uns Alle, da Juell Wind und ich seit Jahren durch unsere vaterländischen politischen Verhältnisse ein wenig aus einander gekommen waren.«

»Das kann ich mir denken, o ja!«

»Indessen,« fuhr Doctor Marssen fort, »haben sich unsere Verhältnisse anders gestaltet« – und nun erzählte er dem Freunde, welches Schicksal dem Baron Juell Wind durch seine Auffassung der dänischen Verhältnisse in Schleswig zu Theil geworden, indem er bei seiner Regierung in Mißcredit gefallen und dadurch außer Brod gesetzt sei.

Der Senator stand auf. »Das ist allerdings bedeutungsvoll,« sagte er, »und nun bleibt mir weiter nichts übrig, als zu Ihrem Sohn ›*peccavi amice*‹ zu sagen!«

»Das können Sie sogleich thun, denn eben kommt er von dem Baron her, dessen Gemahlin er zu zeichnen im Begriff ist – ich höre ihn schon da hinten sprechen.«

Einige Secunden später bog Franz um die Ecke des Hauses und näherte sich mit ernster Miene der Veranda. Der Senator ging ihm entgegen, streckte die Hand aus und sagte, während Doctor Marssen in den Garten bei Seite trat, um nicht Zeuge der kleinen Demüthigung des wackeren Mannes zu sein:

»Mein junger Freund! Ihr Herr Vater hat mich so eben von den Vorfällen dieser Nacht in Kenntniß gesetzt und ich kann nun wohl die Frage an Sie richten, ob Sie mir die Schilderung verzeihen werden, die ich mir in Ihrem eigenen Interesse gegen Sie über den Vater Ihrer Miß Edda erlaubt habe?«

Franz lächelte freundlich und reichte dem Frankfurter noch einmal seine Hand. »Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, lieber Herr Senator,« sagte er, »wohl aber Ihnen zu danken. Ihre Schilderung berührte mich nur für den Augenblick peinlich, als ich aber nachher mit Fräulein Juell Wind sprach, verstand sie es, mich zu beruhigen und jetzt – jetzt ist jeder Zwiespalt geschlichtet, der zwischen uns und ihrer Familie herrschte.«

»Dazu gratulire ich Ihnen und – und – ein Diplomat ist ja immer, wie Sie wissen, ein kleines, sichtbares Stück Vorsehung und sieht in die Zukunft – möchte es wenigstens – darf ich mir also erlauben, auch bei Ihnen in die Zukunft zu schauen und Ihnen im Voraus meine Glückwünsche auszusprechen?«

Franz erröthete, aber er schwieg; jedoch nahm er die Hand freundlich an, die ihm der schnell gefaßte und dabei verschmitzt lächelnde Freund bot. Dieser schüttelte sie ihm herzlich und nickte dabei mit einem bedeutungsvollen Mienenspiel. »Nun aber noch Eins,« sagte er dann. »Ich reise übermorgen ab. Sie haben, da Sie außer dem Hause so wichtig beschäftigt sind, keine Zeit für mich und noch weniger für meine Bilder übrig. Ich hätte sie zwar gern mit mir genommen, aber Sie haben vielleicht

die Güte, sie mir in acht Tagen wohlverpackt unter meiner Adresse nach Frankfurt nachzusenden, nicht wahr?«

»Ja, das soll geschehen.«

»Und nun meine letzte Bitte. Sie gehen nach Italien, wie ich weiß. Dort werden Sie fleißig sein. Darf ich um das erste Bild bitten, welches Sie in Rom vollenden?«

»Das ist gefährlich – es könnte vielleicht nicht Ihren Beifall finden?«

»Die Gefahr nehme ich auf mich. Sind Sie sonst einverstanden?«

»Ja, von Herzen gern.«

»Nun, dann scheiden wir ja in Frieden. Und da – da rieche ich schon den Braten – man will bei Ihnen speisen. Gott befohlen, mein Freund! Sehe ich Sie noch einmal vor meiner Abreise? Denn hier treffe ich Sie nun wohl nur selten?«

»Ich werde mich Ihrer Frau Gemahlin empfehlen, bevor Sie reisen, gewiß.«

»So leben Sie wohl und Gott behüte Sie in Italien, wie er Sie in der Schweiz behütet hat. Damit dies aber um so leichter geschehe, würde ich Ihnen rathen, einen Schutzengel mitzunehmen –«

Franz erröthete noch stärker als vorher und glaubte den gern neckenden Diplomaten verstanden zu haben. »So weit sind wir noch lange nicht, Herr Senator –«

»Sie werden bald dahin kommen. Sie glauben gar nicht, wie rasch man jetzt fährt, seitdem die Dampfmaschinen erfunden sind. Die Maschine braucht nur erst

Feuer gefaßt zu haben, dann braust sie los – und fort geht es in's Weite!«

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände; auch Doctor Marssen kam jetzt herbei und verabschiedete sich von dem Freunde, der leise vor sich hin pfeifend seinen Rückweg antrat und im Vorübergehen einen Blick nach dem Nachbarhause warf, wobei sein Herz plötzlich einen kleinen Stich erhielt, als er den grauen Kopf eines traurig und ernst blickenden Mannes am Fenster hervortauchen sah.

Als Franz am Abend dieses Tages nach Hause kam, überreichte ihm Resi eine Karte und sagte, daß der Herr, der sie abgegeben, schon zweimal dagewesen sei und es sehr bedauert habe, den jungen Herrn nicht sprechen zu können. Er wolle morgen früh um sieben Uhr wiederkommen und fragen, wann Herr Marssen im Laufe des Tages zu Hause sei.

Franz warf einen Blick auf die Karte und las den Namen: Baron Stephan Tekeli. »Es ist gut,« sagte er, »wenn er morgen früh um sieben Uhr kommt, bringe ihn mir nach dem Atelier. Dort will ich ihn sprechen.«

Am nächsten Morgen aber hatte die Uhr noch nicht ihre sieben Schläge vollendet, da erschien Baron Tekeli schon im Zimmer des Malers und trug auf seinem dunklen Gesicht die unverkennbaren Spuren bitterster Trauer und Verlegenheit. Als Franz diese Miene an dem

Ungar wahrnahm, wußte er, was er von ihm wollte, denn er hatte schon im Nachbarhause am vorigen Tage gehört, daß Baron Tekeli seinen Besuch daselbst habe machen wollen, aber nicht angekommen sei, wie man außer den allernächsten Bekannten Niemanden empfing.

»Guten Morgen, Herr Baron!« redete Franz ihn an und reichte ihm freundlich die Hand. »Nun, ist die Zeit Ihrer Noth endlich gekommen? Sie erinnern sich doch, daß Sie mich nur besuchen wollten, wenn Sie einmal eines guten Rathes bedürftig wären.«

Der Ungar sank seufzend auf einen Stuhl und sah ganz verzweifelt dabei aus, sprang aber gleich wieder auf, als er plötzlich das fast vollendete Portrait Edda's sah, welches zufällig in der Nähe seines Stuhles stand. »O mein Gott,« rief er, »was haben Sie dort? Sie ist es, die Göttliche! O, Sie beneidenswerther Mann!«

Franz verbeugte sich und sprach kein Wort. Nach einer Weile aber, als der Ungar nur das Bild anzustarren fortfuhr, sagte er: »Was führt Sie zu mir, Herr Baron? Es muß etwas Wichtiges sein, denn Ihr ganzes Aussehen bezeugt mir, daß Sie mir keinen bloßen Freundschaftsbesuch abstatten wollen.«

»Nein, nein, ganz und gar nicht,« erwiderte der Ungar, dem die richtige Ausdrucksweise in der deutschen Sprache, gerade wenn er in Verlegenheit war, die meisten Schwierigkeiten bereitete. »Aber Sie wissen ja, die Lady Bolton ist todt –«

»Gewiß weiß ich das und nehme den größten Antheil daran.«

»O, ich noch viel mehr, denn nun kann ich ja meinen Antrag nicht anbringen, den ich absichtlich und thörichter Weise so lange verschoben habe, bis ich mich besser im Deutschen ausdrücken könnte!« rief der Ungar mit wehmuthsvollen Blicken.

»Welchen Antrag?« fragte Franz ernst.

Der Ungar sah ihn mit seinen schwarzen Augen groß an und drehte seinen Schnurrbart mit zitternden Fingern. »Welchen Antrag? Und das soll ich Ihnen auch noch erst sagen? Was denn anders als: ich liebe Miß Edda – ich will sie heirathen – und ihr Vater hat mir Hoffnung gemacht, als ich ihm sagte: Herr Baron, ich bin reich und mein ganzes Vermögen steht Ihnen zu Gebote.«

»Das heißt, er hat Sie an seine Tochter gewiesen. Nicht wahr, darin bestand die Hoffnung, die er Ihnen machte?«

Der Ungar schüttelte den Kopf. »O, ich habe eigentlich nie verstanden, was er sagte; er sprach immer so kurz und barsch. Aber ich denke mir, daß es ihm nicht gleichgültig sein konnte, einen reichen Schwiegersohn zu bekommen, da er selbst nur in beschränkten Verhältnissen zu leben schien.«

»Darin irren Sie sich,« erwiderte Franz entschlossen. »Der Baron Bolton, wie Sie ihn nennen, ist nicht mehr arm und wahrscheinlich viel reicher als Sie –«

»Wie so, wieso? Erklären Sie mir das. Woher wissen Sie, was Sie sagen?«

»Nun, ich werde doch die Verhältnisse meiner eigenen Verwandten kennen?«

Der Ungar bot ein Bild gränzenlosen Staunens dar. Er stand mit offenem Munde da und konnte erst gar keine Worte finden. »Wie?« rief er endlich, »Sie sind mit dem Baron verwandt? Aber, mein Gott, das habe ich ja gar nicht gewußt –«

»Ich auch nicht, es hat sich erst bei dem Tode der Lady herausgestellt.«

»*Mindenneck vege!* Dann ist Alles verloren!« rief der Ungar in seiner Muttersprache und stampfte mit dem Fuß auf den Boden, und es war, als gingen ihm mit einem Mal die Augen über irgend einen interessanten Punct auf.

»Aber mein Gott,« rief nun Franz, »wie seltsam geberden Sie sich! Ich kenne Sie ja kaum wieder, der Sie sonst ein so stiller Mann waren. Ist es denn in Ihren Augen ein Unglück, daß Fräulein Edda meine Verwandte geworden ist?«

»Für Sie gewiß nicht, nein! Aber für mich – denn nun werde ich wenig Aussicht haben, daß sie mich heirathet!«

»O freilich, wenn Sie das meinen, ja, dann haben Sie Recht. Die Aussicht ist schwach. Denn so viel ich weiß, kann Fräulein Edda nie die Ihrige werden.«

»Warum denn nicht?« fragte der Ungar mit knirschenden Zähnen.

»Danach fragen Sie sie selbst, sie wird Ihnen die Antwort gewiß nicht schuldig bleiben.«

»Ich werde mich hüten, nachdem Sie mir das gesagt. Bei uns in Ungarn liebt ein Cavalier einen Korb eben so wenig wie in Paris und anderswo.«

»In diesem Falle will ich Ihnen einen guten Rath geben: versuchen Sie gar nicht, sich einen zu holen.«

»Ich danke, ich danke, das konnte ich mir selber sagen. – O mein Gott! Wer hätte das gedacht!« Bei diesen Worten warf er noch einen feurigen Blick auf das Portrait. »Ha!« rief er, »Sie waren immer mein Freund – beweisen Sie mir das jetzt –«

»Wodurch? Gern, wenn ich kann.«

»Schenken Sie mir oder verkaufen Sie mir, wie Sie wollen und zu welchem Preis Sie wollen, dieses Bild. Ich will es mit auf mein Schloß bei Pesth nehmen und wenigstens in Gedanken glücklich sein.«

Franz zuckte lächelnd die Achseln. »Auch diese Bitte kann ich leider nicht erfüllen. Das Bild gehört mir nicht. Fräulein Edda hat es für ihren Bräutigam malen lassen.«

»Wie? Für ihren Bräutigam? Hat sie denn schon einen?«

»Ich glaube wohl, Herr von Tekeli.«

»Ja, es ist Alles verloren! O, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?«

»Sie haben mich ja nicht danach gefragt –«

»Das ist wahr!«

Nach dieser Unterhaltung wurde der kleine Mann wieder still, wie er sonst immer gewesen. Er ging noch einmal nach dem Bilde, sah es mit glühenden Augen an und dann zu Franz sich umwendend, sagte er plötzlich: »Herr Marssen, leben Sie wohl! Ich reise noch heute nach Wien ab.«

»Reisen Sie glücklich, Herr von Tekeli.«

»Und wenn Sie einmal Pesth besuchen, fragen Sie nach mir, Sie sollen mir hoch willkommen sein.«

»Sie sind sehr gütig –«

»Nein, das bin ich nicht!« schrie der Ungar mit einer seltsamen Grimasse, »ich bin wüthend und – und ein Narr, daß ich Sie nicht früher nach diesen Dingen gefragt habe – ich konnte schon so lange ruhig zu Hause sitzen. Warum lächeln Sie?«

»Sie sind doch nicht so ganz ein Narr, Herr Baron, denn Ihre Fragen wären vergeblich gewesen, ich habe früher ja auch nicht gewußt, was ich heute weiß, und es erst vor kurzer Zeit erfahren.«

»Nun, dann muß ich mich trösten, und jetzt leben Sie wohl!«

»Auf Wiedersehen, Herr von Tekeli!«

»Aber nicht auf dem Gletscher. Den habe ich satt und seit einer Viertelstunde kommt es mir vor, als ob die ganze Schweiz für mich ein Gletscher wäre, und so will ich eilen, daß ich sie verlasse.«

»So treten Sie recht sicher auf, bis Sie über die Gränze sind.«

»Bei Gott! Das ist ein guter Rath, und nun guten Morgen!«

Franz hatte die ihm von seinem Vater übertragene Aufgabe, das Zimmer und den Sarg der Entschlafenen zu

schmücken, mit künstlerischem Geschick und voller Hingebung ausgeführt. Doctor Marssen selbst und ein Gärtner hatten ihm dabei hülfreiche Hand geleistet und auch Caroline und Miß Rosy waren mit thätig gewesen. So war der traurigste Tag nach einem Todesfall, der, an welchem uns der Geliebte für ewig entzogen werden soll, gekommen und schon am frühen Morgen dieses Tages hatten sich die näheren Bekannten, die noch in Interlaken anwesend waren, eingefunden, um der armen, fern von der geliebten Heimat gestorbenen Lady das letzte Ehrengeleit zu geben. O, wie tief waren ihr Gatte und ihre Tochter von dem Anblick ergriffen, der sich ihnen, als sie zum ersten Mal nach drei schmerzensreichen Tagen wieder in das Sterbezimmer traten, so unvermuthet bot. So viele Blumen und Blüthen, wie heute die arme Maggie umgaben, hatte sie nie in ihrem Leben um sich gehabt, und sie theilte darin das Loos vieler Menschen auf dieser Welt, die ihre rauhe Bahn auf scharfen Dornenwegen wandeln und erst in der Stunde, wo sie von dem Leben scheiden, zum ersten Mal keine Dornen, nur Blumen um sich sehen. In dem Sterbezimmer nun war in diesem Fall außer dem Sarge selbst nichts wahrzunehmen, was an Trauer und Trübsal erinnern konnte, denn Franz hatte alle dunklen Farben vermieden und das geräumige Gemach mit einem lichten, freundlichen Stoff bekleidet, so daß es bei dem Glanz zahlloser Kerzen eher wie ein Tempel der Freude als der Betrübniß aussah. Mit einem langen innigen Blick und einem Kuß auf die Stirn nahm Edda von ihrer Mutter auf dieser Erde Abschied, und Rolf Juell

Wind drückte noch einmal die Hand, deren Besitz ihm einst so viel Glück verheißen hatte und doch so wenig zu spenden im Stande gewesen war.

Bald nach diesem Abschiede, den Doctor Marssen so viel wie möglich abzukürzen suchte, trugen die dunklen Männer, die den traurigsten Beruf auf Erden zu erfüllen haben, ohne die Qual zu empfinden, die sie anderen bereiten, die edle schottische Frau an ihr letztes irdisches Ziel und bestatteten sie in freier helvetischer Erde, die ihre Todten so leicht und so schwer wie an allen übrigen Orten der Welt deckt. Nur eine kleine Zahl Theilnehmender folgte dem stillen Zuge, denn Fremde nehmen ja nie an solchen Begräbnissen Theil, und der Freunde und Bekannten hatte die Familie nur wenige in Interlaken gefunden.

Als Doctor Marssen und sein Sohn mit dem ruhig zwischen ihnen schreitenden Wittwer in das Trauerhaus heimkehrten, fanden sie Edda gefaßt neben Carolinen in dem Zimmer der Ersteren sitzen; als Rolf Juell Wind aber seine Tochter in ihrem schwarzen Traueranzuge erblickte, in welchem sie wunderbar schön aussah, stürzte er laut weinend auf sie zu und schloß sie inbrünstig und liebevoll, wie er es nie gethan, in seine Arme.

Geraume Zeit ließ Doctor Marssen Vater und Tochter gewähren, als sie sich aber beide wieder beruhigt, trat er zu ihnen hin, ergriff sie bei der Hand und sagte mit seiner vollen und tief in ihr Herz dringenden Stimme:

»Meine lieben Freunde, nun habt Ihr genug geweint und geklagt, und jetzt muß ich Euch bitten, Eurem Trübsinn eine Gränze zu setzen. Die Todten mögen ihr Recht haben, aber die Lebenden haben es auch. Und nun will ich Euch einen Vorschlag machen. Ihr seid Beide drei Tage nicht in die frische Luft gekommen, und auf diesem Hause ruht eine Schwüle, die selbst für mich beängstigend ist. So kommt denn heute den ganzen Tag mit in mein stilles und freundliches Haus, die Veränderung des Aufenthalts wird Euch wohlthun und zerstreuen, und wenn Ihr am Abend nach Hause zurückkehrt, werdet Ihr müde sein, Ihr werdet ruhig schlafen, und der folgende Tag wird Euch in zufriedener Stimmung finden. Edda, mein Kind, folge Du Carolinen, ich werde mit Deinem Vater nachkommen, und Miß Rosy und Franz werden sich ebenfalls einfinden, sobald sie hier ihre Obliegenheiten erfüllt haben.«

»Sie haben Recht,« sagte Edda mit ihrer alten Festigkeit und Ruhe, »und ich folge Ihnen gern. Komm, Vater, Du hast ja Doctor Marssen's Haus und Garten noch nicht gesehen, und es wird Dir bei ihm wohlgefallen, ich verspreche es Dir.«

»Ich glaube es, ich glaube es, Kind, und ich gehorche auch schon. So kommt denn, meine Freunde, und laßt mich sehen, wie Eure Heimat in einem freien Lande beschaffen ist.«

Er nahm seinen Hut, Edda den ihrigen und ein leichtes, schwarzes Tuch, und bald waren sie im Obstgarten und schritten der kleinen Pforte zu, durch die Edda nun

schon so oft und jedesmal mit verschiedenen Gefühlen geschritten war. Miß Rosy und Franz aber blieben noch in dem Sterbehause zurück und brachten das Zimmer wieder in seinen vorigen Zustand, das nun mit seiner Zier seine Pflicht rasch genug erfüllt hatte. In wenigen Stunden war Alles, was an die Todte und ihre letzte Stunde in dem Hause erinnern konnte, fortgeräumt, und es sah so blank und nett aus, als wäre es eben erst in Stand gesetzt, eine von langer Reise zurückkehrende Familie zu empfangen. So hatte es Doctor Marssen haben wollen, und er erreichte seinen Zweck vollkommen damit, denn er kannte die Menschen und wußte, wie ihre Empfindungen durch unbedeutende Außendinge geweckt und gewandelt werden, und daß es im Leben, um das innere Wesen eines Menschen zu reinigen und zu läutern, oft nur erforderlich ist, seine nächste Umgebung in die seiner Natur entsprechende Form und Gestaltung zu bringen.

Achtes Kapitel. Am Giessbach.

Es war ein prächtiger Morgen, an welchem Doctor Marssen seine Gäste mit aufgeheitertem Gesicht in seinen Garten führte. Die Sonne begrüßte sie vom reinblauen, wolkenlosen Himmel, die Luft war lieblich warm, auf den Bäumen und in den Weingängen spielten und zwitscherten die Vögel, und mit ruhiger und majestätischer Stirn schauten in ihrem strahlendsten Glanz die erhabenen Schneeberge herunter, als wunderten sie sich über das Gewimmel der kleinen Wesen, die da tief unter ihnen

seufzen und sorgen, lachen und weinen, und die sich mit all' ihrem Gejammer und Gestöhn größer und erhabener dünken als die Felsen von Stein und Eis, die niemals bewegt werden, weder durch Kummer und Schmerz, noch durch Freude und Lust, und die doch ein so reichströmender Quell der Freude und Lust für so viele Millionen Menschen sind, die Hunderte von Meilen aus allen Weltgegenden herkommen, um sie einige Stunden lang anzustaunen und dann mit Emphase zu erzählen: »ja, wir haben sie gesehen!«

Rolf Juell Wind trat mit neugierigen Augen in den Garten seines alten Freundes und sah dabei mit stiller Freude, wie Edda am Arm Carolinens vor ihm herschritt, und wie diese beiden Wesen, die ihm in so verschiedener Weise theuer waren, in herzinnigster Eintracht mit einander verkehrten, als hätten sie sich schon Jahre lang gekannt. Langsam wandelten die Männer hinter ihnen her, und Doctor Marssen, jeden Augenblick darauf bedacht, den Geist des Freundes zu zerstreuen, zeigte Rolf, was er bereits an dem Garten gethan und was noch alles daran gethan werden könne, wenn nur die Mittel vorhanden wären.

Rolf Juell Wind blieb stehen und sah seinen Freund groß an, als er dies ganz absichtslos sprach. »Mittel?« fragte er mit sichtbarer Verwunderung. »Fehlen Dir denn die?«

»Ich entbehre sie gerade nicht, Rolf, aber bisweilen möchte ich doch etwas mehr ausgeben können, als mir gestattet ist. Ich bin ja nie ein reicher Mann gewesen, und

was ich mir durch saure Arbeit einst in Apenrade erworben, ist mir zum Theil bei dem raschen Verkauf meines Besitzes verloren gegangen, und ich bin nur mit einem mäßigen Rest hierhergekommen, der gerade ausreichte, dies Grundstück zu kaufen und mir nach meinen bescheidenen alten Gewohnheiten das Leben zu fristen.«

»Was Du da sagst, ist mir neu,« erwiderte Rolf. »Wenn Du aber kein wohlhabender Mann bist, dann ist doch wenigstens Deine Schwester reich – sie müßte es wenigstens sein.«

»Ah, ich verstehe Dich wohl, aber da hast Du Dich in Carolinen verrechnet.«

»Wie so? Das verstehe ich nicht.«

»Laß das jetzt ruhen, Rolf,« bat Doctor Marssen mit ernst blickendem Auge, »und frage meine Schwester bei Gelegenheit selbst danach; sie wird Dir die Antwort gewiß nicht schuldig bleiben.«

»Ja, ja, das will ich, aber so viel kannst Du mir wohl jetzt schon sagen: Hat irgend Jemand sie beraubt oder ihr Vermögen ihr vorenthalten?«

Doctor Marssen lächelte wieder. »O ja, das hat Jemand gethan,« sagte er, »aber dieser Jemand ist sie selbst gewesen. Doch still, da kommen sie uns entgegen.«

Rolf Juell Wind griff nach seiner Stirn. Halb und halb begriff er, was der Doctor ihm verschwieg, aber ein Edelmuth, wie er ihm hier in der Ferne gleich einer Vision aufzutauchen schien, war ihm noch nicht vorgekommen, und er konnte ihn eigentlich nicht fassen. Da hatten sie

aber die beiden Frauen erreicht, und Caroline fragte mit ihrer sanften Stimme:

»Wie gefällt Dir unser Garten, Rolf?«

»Groß genug ist er, aber er könnte schöner sein, wenn er nur halb so groß wäre.«

»Dann kaufe meinem Bruder die Hälfte ab,« sagte sie freundlich, »und baue Dir ein Schweizerhaus wie unseres dort – Du kannst nirgends glücklicher und unabhängiger leben als hier.«

Rolf sah sie verwundert an, aber er erkannte sehr bald, daß sie wirklich im Ernst gesprochen habe. »Ja, ja,« sagte er träumerisch, »das will ich mir überlegen.«

»Ueberlege es Dir,« fuhr Caroline fort, »aber glaube nicht, daß ich auf diesen Gedanken gekommen bin. Er verdankt Edda seinen Ursprung, und die versteht sich auf gute Gedanken.«

»So, so, bist Du so reich, mein Kind, daß Du Dir ein solches Grundstück kaufen kannst?« fragte der Vater mit wehmüthiger Stimme und einem stillen Seufzer.

»Ja, Vater, ich bin reich,« erwiderte Edda rasch. »Ich bin jung und gesund, ich habe Kopf und Herz auf der rechten Stelle, und da ich außer Dir auch noch Freunde habe, wirkliche gute, herrliche Freunde, was sollte ich mehr verlangen, um mich reich zu fühlen?«

»Ah, Du *fühlst* Dich reich, das ist etwas Anderes. Aber Du bist es nicht.«

»Noch viel weniger bin ich arm,« erwiderte die immer schlagfertige Edda. »Denn nach meiner Ansicht ist nur

der arm, der sich selbst dafür hält, und ich bin sehr weit davon entfernt.«

»Aber wo ist denn das Atelier?« fragte Rolf, sich nach allen Seiten umblickend. »Du hast mir so viel davon gesagt, daß ich neugierig darauf geworden bin.«

»O, daran sind wir schon lange vorübergekommen. Jenes Häuschen dort ist es. Aber jetzt darfst Du es nicht betreten. Der gestrenge Herr, der darin haust, ist nicht da, und er läßt Niemanden ohne Aufsicht hinein. Das ist der reichste Mann unter uns, und in seinem Kopf und in jenem Hause liegen alle seine Schätze begraben, die er von Zeit zu Zeit aus dem Boden wühlt.«

Caroline sah ihren Bruder an, und beide lächelten sich zu.

»Warum lächelt Ihr so bedeutungsvoll?« fragte Edda, die es bemerkt hatte.

»Weil Du diesmal ein sehr wahres Wort gesprochen hast, ohne es vielleicht selbst zu wissen, mein Kind,« erwiderte Doctor Marssen. »Doch nun still davon, jetzt kommt in mein Haus, wo wir ein kleines Frühstück einnehmen wollen.«

Edda schritt gedankenvoll neben Carolinen her und wollte wissen, was sie gesagt, oder wie man sie verstanden habe. Diese aber schwieg hartnäckig und sagte nur, sie wäre klug genug, das selbst zu finden.

Als man nun aber unter die Veranda getreten war, ergriff Doctor Marssen seines alten Freundes Hand und sagte:

»Hier, Rolf, hast Du mein Haus, und ich heiße Dich darin willkommen. Betrachte es von jetzt an als das Deine. Was darin und darum ist, magst Du benutzen nach Wohlgefallen. Es ist groß genug, uns Alle zu beherbergen, wenn Jeder mit einem Zimmer sich begnügen will, und wir behalten dann noch ein gemeinschaftliches Versammlungs- und Speisezimmer. Ich sage Dir das gleich zuerst, da es möglich ist, daß Du mit Deiner jetzigen Wohnung auf die Dauer nicht zufrieden bist – sie ist etwas feucht.«

Rolf nickte mit dankbarem Blick. »Laß mich erst das Deine betrachten,« sagte er, »und dann wollen wir einmal alle unsere Verhältnisse überlegen und mit einander zu Rathe gehen. Doch das hat ja noch Zeit. Für's Erste will ich noch meine Wohnung behalten, ich habe sie dem Besitzer bis zum October abgemiethet, und ich mag ihm nicht mein Wort brechen.«

»Nein, wenn das ist, so mußt Du wohnen bleiben, aber das wußte ich nicht.« –

Nach einer halben Stunde unterbrach Caroline die das Haus besichtigenden Männer und lud sie zum Frühstück in das schönste und größte Zimmer des Hauses ein, einen luftigen dreifenstrigen Saal, dessen Wände gar anmuthig mit Gebirgslandschaften bemalt waren, und der in der Mitte des Hauses lag und die Aussicht nach dem Malerhäuschen bot. Ehe sich aber Alle um den längst vorbereiteten Tisch niederließen, trat Edda an eines der Fenster und sah scharf nach dem Garten hinaus.

»Wohin blickst Du?« fragte Caroline, leise an ihre Seite tretend.

Edda erröthete und lächelte sie herzlich an. »Ich sehe nur nach, ob Dein Herr Neffe noch nicht kommt und Miß Rosy mitbringt.«

»Ach so! O, laß die nur gewähren, sie werden nicht länger ausbleiben, als sie ausbleiben müssen. Und nun gesegnete Mahlzeit, Kinder, möge es Euch bei uns zum ersten Mal wohlschmecken.«

Die Zeit vergeht schnell, mag man sie nun in Trübsal oder in Heiterkeit verbringen, und so waren unseren Freunden acht Tage nach dem Begräbniß der Lady Juell Wind vergangen, ohne daß sie sich Rechenschaft davon ablegen konnten, wo sie eigentlich geblieben waren. Allerdings hatte diese Zeit noch trübe und wehmüthige Stunden genug gebracht, ernste und dunkle Erinnerungen hatten die verschiedenen Personen heimgesucht, aber im Ganzen waren die Herzen leichter und frischer geworden, und mit klareren Augen blickten sie Alle in die heller tagende Zukunft hinein.

Das Wetter hatte die jetzt in größter Ruhe und Zurückgezogenheit lebenden Familien außerordentlich begünstigt und den einzelnen Mitgliedern vom Morgen bis zum Abend den Aufenthalt im Freien gestattet, da wenigstens die Frauen in dieser Zeit noch nicht über die Gränzen der Gärten hinausgekommen waren. Die Männer freilich

hatten sich nicht so streng und fest an das Haus gebunden; in den späteren Nachmittags- und Abendstunden, wenn die immer noch andauernde Hitze etwas nachgelassen, bestiegen sie die Pferde und durchstreiften nach verschiedenen Richtungen die schöne Umgegend von Interlaken, während sie die erste Hälfte des Tages mit verschiedenen Beschäftigungen hinbrachten, den Abend aber stets im Familienkreise verlebten.

Doctor Marssen ging auch in dieser Zeit seinen gewöhnlichen Gang fort. Morgens arbeitete und las er, bestieg auch dann und wann einen Berg, vom Mittag an aber widmete er dem alten Freunde seine ganze Aufmerksamkeit. Dieser, der alle früheren Bekannten, die ihn an seine ehemalige Stellung in der Welt und deren Verlust hätten erinnern können, ohne großes Bedauern allmälig von Interlaken hatte abreisen sehen, fühlte sich unter den neuen und unbekannten Gesichtern, die an jedem Tage auftauchten, nicht einsam und verlassen mehr, er hatte sich einer geregelten Thätigkeit ergeben und lebte nun, wie in einem ganz neuen Dasein, ungefährdet und durch die Außenwelt unbelästigt fort. Des Morgens saß er im stillen Zimmer und war mit seinen Papieren beschäftigt, die er ordnete und vervollständigte; auch schrieb er viele Briefe, löste alte unangenehme Verbindungen auf, verfügte über sein Mobiliar und andere kleine Besitzthümer in Kopenhagen, die er durch einen Freund verkaufen ließ, und ging immer mehr auf den von Edda in ihm angeregten Gedanken ein, sich in Interlaken in der Nähe seiner alten Freunde niederzulassen und,

wie diese es gethan, sich in der Fremde einen dauernden Ruhesitz zu gründen, in welchem Unternehmen ihm Doctor Marssen redlich und nach bester Ueberzeugung freundlich zur Hand ging. Unmittelbar nach Tisch, wenn er nicht bei Leo speiste, begab er sich zu diesem, und nun beschäftigten sich die beiden Männer gemeinsam, indem sie bald frühere Verhältnisse in aller Gemüthsruhe besprachen und dann ihre Gedanken über das Kommende austauschten. So hatten sie sich bald wieder an einander gewöhnt, alte Jugenderinnerungen und Erlebnisse waren in ihnen lebendig geworden, und nichts auf der Welt verknüpft ja die menschlichen Gemüther so leicht und schnell, als die Auffrischung gemeinsam verlebter Zeiten und die liebevolle Erinnerung an Personen, die früher in ihr Leben eingegriffen haben und auf die Entwicklung desselben von großem Einfluß gewesen sind.

Hatten sie sich müde gesprochen, wobei sie gewöhnlich in den schattigen Weingängen des Gartens, eine Cigarre rauchend, auf und ab gingen, so mußte Jürgen den Rappen und den Schimmel herbeiführen, und beide bestiegen die raschen Thiere und setzten im Freien ihre kaum unterbrochene Unterhaltung weiter fort. Wenn dann Doctor Marssen seinen anfangs so trüben und verschlossenen Freund Abends zurückbrachte, fanden ihn Alle heiterer und zufriedener gestimmt; die Wolken, die sein Gemüth umlagert und verdüstert hatten, schwanden allmälig, und in seinem ganzen Wesen, in seiner Miene, wie in seinen Reden, sprach sich nach und nach eine kräftigere Theilnahme an der Gegenwart aus, die nicht allein

auf ihn selbst erfrischend zurückwirkte, sondern auch die Uebrigen, vor allen Carolinen und seine Tochter beglückte.

Einen ganz anderen Einfluß hatte der neue und so vertraulich gewordene Verkehr mit dem alten Freunde und Edda auf Carolinen ausgeübt. Die innere Spannung und Aufregung, die sie in den ersten Tagen weniger blicken als errathen ließ, hatte sich allmälig gelegt, und die anfangs mit Aufbietung aller ihrer geistigen Kräfte zur Schau getragene heroische Ruhe und Gelassenheit war nach und nach eine vollkommen natürliche und zwanglose geworden, die nun aber sehr bald wieder von verschiedenen Sorgen bedrängt wurde, je mehr das weibliche und zaghafte Gemüth bei ihr zum Durchbruch kam. Diese Sorgen aber wichen von ihren früheren um ein Bedeutendes ab, und ihre Aufmerksamkeit und ihr Bestreben war auf ein ganz neues Feld der Thätigkeit gerichtet. Was sie eigentlich so ämsig betrieb und was ihre ganze Seele füllte, wußte außer ihrem Bruder Niemand, der es allerdings auch nur errathen hatte und dem Verlauf schweigend zusah; aber wie sie sonst immer gleich Morgens in der Wirthschaft thätig war, in jeden Winkel schaute und auf jede Kleinigkeit im Haushalt ihr Augenmerk richtete, so saß sie jetzt von sechs bis acht Uhr Morgens bei verschlossener Thür vor ihrem Schreibtisch, kramte in alten Papieren, las und studirte darin und rechnete dabei große Zahlen aus, deren Richtigkeit sie alle Tage von Neuem prüfte, bis sie endlich überzeugt war, daß sie sich nun nicht mehr irren könne. Als sie in ihrer neuen

geheimnißvollen Thätigkeit so weit vorgedrungen, kam eine wunderbare Heiterkeit über sie, und nun setzte sie sich wieder hin und schrieb Briefe auf Briefe nach Hamburg, die sie selbst zur Post trug, damit Niemand sähe, an wen sie gerichtet waren.

Wenn dies nun die eine ihrer Sorgen war, die freilich, nachdem erst das Resultat derselben feststand, kaum eine Sorge zu nennen war, so hatte sie noch eine zweite, die ihr anfangs nur gering erschien, die aber, als Tag auf Tag verging, ohne daß sie einen merklichen Fortschritt in ihren Erwartungen erkannte, allmälig heranwuchs und zuletzt sogar so groß wurde, daß sie ihr sanftes Herz mit einer neuen Art von Trübsal erfüllte. Die Gegenstände dieser zweiten Sorge waren Niemand als Edda und Franz, deren seltsames Verhalten sie nicht begreifen konnte, obgleich dasselbe allen Uebrigen ganz natürlich und unter den obwaltenden Verhältnissen völlig in der Ordnung erschien.

Caroline, die bestimmt wußte, daß Franz eine herzliche Liebe für Edda fühlte, hatte in ihrer ersten sanguinischen Aufwallung geglaubt, daß diese Liebe sich jetzt, nachdem das Verhältniß Rolf's zu ihnen sich so günstig geklärt, augenblicklich enthüllen und aller Augen erkennbar an den Tag treten müsse, und darin hatte sie sich in der That geirrt, indem ihr gutes Herz und ihre brennenden Wünsche die Einflüsterungen des Verstandes und die augenblickliche Lage der dabei zumeist betheiligten Personen zu wenig in Betracht gezogen hatte.

Wunderbarerweise schien ihr gerade jetzt diese Herzensneigung ihres Lieblings, wenn nicht erkaltet, doch in ein völlig leidenschaftsloses und ruhiges Geleise gerathen zu sein. Seine frühere Rastlosigkeit und Unruhe waren geschwunden, sein Auge blickte klar und heiter wie an dem Tage seiner Ankunft in Interlaken, seine in den letzten Wochen so bleiche Gesichtsfarbe war einer munteren Frische gewichen, und nie war er so gleichmäßig in seinem Betragen, gegen Alle, namentlich gegen sie selber, und so unbefangen in seinen Gesprächen und Mittheilungen gewesen, wie jetzt, mochte nun Edda in seiner Nähe weilen oder nicht. Wollte sie einmal in einer stillen Minute mit ihm über Edda sprechen, so wich er ihr stets auf eine geschickte Weise aus, begann ein anderes Gespräch oder schützte ein wichtiges Geschäft vor, das ihn gerade augenblicklich in Anspruch nähme.

Auch aus Edda konnte sie nicht so recht klug werden, denn diese wollte durchaus nicht in ihrem Vertrauen gegen sie über einen gewissen Punct fortschreiten, dessen Erledigung sie sehr bald erwartet hatte, nachdem die Versöhnung zwischen ihrem Vater und der Familie Marssen so wohl und rasch gelungen war. Auch Edda legte, in Carolinens Augen wenigstens, eine seltsame Unbefangenheit gegen Franz an den Tag. Carolinen schien es gar nicht möglich zu sein, daß dieses schöne, herrliche Mädchen, nach seinem jetzigen Verhalten zu urtheilen, eine wärmere Neigung zu ihrem Liebling im Herzen tragen könne, denn nichts in ihrem Wesen, in ihren Geberden, in ihren Worten verrieth dieselbe, und zwei Geschwister

hätten nicht unbefangener, ruhiger und traulicher mit einander verkehren können, als diese beiden jungen Leute es thaten.

Franz verlebte die Morgenstunden dieser acht Tage meist in seinem Atelier vor der Staffelei, zu der er plötzlich mit neu erwachter Productionskraft zurückgekehrt war. Zunächst hatte er sich, um den noch frisch in ihm vorhandenen Eindruck nicht schwinden zu lassen, mit dem Portrait von Edda's Mutter beschäftigt, und in der Vollendung desselben schritt er rasch vor, was freilich nur Edda und Miß Rosy beurtheilen konnten, denen allein er es zeigte, wenn sie ihn bei seiner Arbeit besuchten, was alle Tage geschah. Mit einer leichten Stickerei beschäftigt oder ein Buch in der Hand haltend, wiewohl mehr plaudernd als lesend, saßen die beiden Mädchen Stunden lang in seiner Nähe, aber niemals traf es sich, daß Edda einen Augenblick mit ihm allein blieb. Denn als einst Miß Rosy einen nothwendigen Gang nach Interlaken unternehmen mußte, begleitete Caroline ihre junge Freundin, und an diesem Tage hielt Edda sich, als die Tante plötzlich im Hause etwas zu thun zu haben vorgab, kürzere Zeit als sonst bei dem ruhig fortarbeitenden Maler auf. Nachmittags nun, wenn Franz früher als gewöhnlich seine Arbeit einstellte und in den Garten herabkam, war wiederum Miß Rosy oder Caroline in der Gesellschaft, und Abends, wenn man sich unter der Veranda zum Abendbrod versammelte, oder später beim Lampenschein im Zimmer saß, hatte Edda freilich dicht neben

Franz ihren Platz, allein das war sehr natürlich, da sie unter seiner Aufsicht in ihrem Skizzenbuch zeichnete und er ihr nothwendig mit seinem Bleistift helfen und seine Regeln zur Anschauung bringen mußte.

Bei Weitem die heiterste und dem Anschein nach Glücklichste unter allen war offenbar Miß Rosy, und das dürfte sehr leicht zu erklären sein. Das arme Wesen, das nur wenige und bedürftige Verwandte in Schottland verlassen hatte, um dem Wunsch Lord Boltons zu entsprechen – so hieß nämlich der Onkel, nicht der Vater Lady Maggies – war als ganz junges Mädchen zu Baron Juell Wind gekommen und hatte mit seiner Frau zuerst in Kopenhagen gelebt und sie dann auf allen Reisen im Auslande begleitet, zu denen der Baron im Laufe der Jahre durch diplomatische Sendungen genöthigt worden war. Sehr bald hatte sich die Kränklichkeit und Gemüthsverstimmung bei Lady Juell Wind gezeigt, und Miß Rosy, vollkommen von ihrer Gebieterin abhängig, war fast deren Sclavin geworden, die sich ohne Murren allen ihren Launen und Wünschen unterordnen mußte. Als das Heimweh und die Kränklichkeit der Lady aber allmälig in eine allgemeine Nerven- und Gemüthskrankheit überging, war das Loos des armen schottischen Mädchens, das eine so gute Erziehung genossen, ein gar trauriges geworden, und selten nur gab es eine Stunde, die sie für sich allein hätte verwenden können, bis endlich der Tod der Kranken sie von ihren Fesseln erlöste. Jetzt mit einem Mal brach der Morgen einer unbekannten, köstlichen Freiheit voll hellen Sonnenscheins für sie an. Sie

konnte gehen, arbeiten, lesen, sitzen, laut reden, wie und wo sie wollte, Niemand mehr legte ihr einen Zwang auf, und da sie zu gleicher Zeit sowohl von Edda wie von deren Vater mit der größten Herzlichkeit und Achtung behandelt wurde, so fühlte sie sich beglückter denn je in ihrem Leben, und die traurigen Tage trostloser Einsamkeit lagen ihr bald nur noch wie ein düsterer Traum in der Erinnerung, den sie um so rascher vergaß, als sie nicht nur alle Tage mehr für das heitere Leben erwachte, sondern auch die sie Umgebenden dafür erwachen sah.

Wenn nun gerade Caroline es war, die das Verhalten Edda's und Franz' gegeneinander am wenigsten natürlich fand, so war es Miß Rosy, die dasselbe sich vollkommen richtig erklärte und nichts Verwundersames darin wahrnehmen konnte. Ihr war schon früher als Carolinen die Neigung klar geworden, welche die beiden jungen Leute ergriffen hatte, vielleicht noch früher, als diese es selber wußten; sie hatte sie sowohl bei Edda wie bei Franz wachsen gesehen, aber eben so sagte sie auch, daß diese Neigung jetzt, so kurz nach dem Tode der Mutter, sich füglich nicht lauter offenbaren könne, und daß die Erklärung derselben gewiß nicht ausbleiben würde, sobald nur ein geeigneter Moment sie herbeizuführen mächtig genug wäre. So betrachtete sie denn mit stillem und sicherem Auge die jungen Leute, und jeden Abend, wenn sie allein zur Ruhe ging, sagte sie sich, daß ihr Wunsch, die beiden glühenden Herzen sich einander erschließen zu sehen, einer baldigen Erfüllung sich nähere, denn ein Tag ist für Liebende unter Umständen oft eine Ewigkeit,

die Pflanze der Neigung wächst fast sichtbar von Stunde zu Stunde, wie jenes wunderbare tropische Gewächs, aber die Knospe erschließt sich erst zur Blüthe, wenn der heiße Sonnenstrahl der Gelegenheit darauf fällt, und die süße Frucht ist schon lange vorhanden, noch bevor das blinde Auge des unerfahrenen Beobachters eine Ahnung davon hat.

Von Seiten der Männer wurde in dieser Zeit kein Wort über die Neigung der beiden jungen Leute laut, obwohl Doctor Marssen es für seine Pflicht gehalten hatte, den Baron durch vorsichtige Andeutungen auf die Möglichkeit einer solchen vorzubereiten, worauf dieser durch sein Schweigen und seine Miene dabei hinlänglich kund gethan hatte, daß seinerseits dieser Neigung kein Hinderniß entgegenstehe. Eines Tages sogar, als beide Männer einen weiten Abendritt unternahmen und gerade von den Familienverbindungen und der Sorge sprachen, die daraus für Eltern in Bezug auf ihre Kinder erwachsen könnte, hatte Rolf seinem Freunde aus freien Stücken die Mittheilung gemacht, daß er einer wirklichen Herzensneigung seiner Edda niemals hemmend in den Weg treten würde; ihm sei es von jetzt an nur eine Aufgabe, sein Kind glücklich zu machen, und wenn dieses sich ein Loos nach seinem Geschmack erwähle, so werde er völlig zufrieden sein, da Edda selbst nicht nur außer Stande wäre, einer unwürdigen Leidenschaft nachzuhängen, sondern auch das Leben ihn gelehrt habe, daß man in diesem kritischsten aller Puncte nichts von der Jugend fordern oder

gar erzwingen müsse, was man selbst in jüngeren Tagen am wenigsten zu leisten die Neigung gehabt.

So standen die Sachen in den beiden Nachbarhäusern, als an einem schönen Sonntagabend – es war der erste im Monat September – beide Familien traulich im Garten des Doctors beisammensaßen. Die Sonne ging herrlich unter, die Schneeberge glühten in wunderbarer Pracht, und der nächste Tag versprach nach allen Anzeichen ein vollkommen eben so schöner zu werden. Da sagte Doctor Marssen plötzlich, indem er Carolinen einen leisen Wink gab, seinem Vorschlage beizustimmen:

»Nun, meine Lieben, das Wetter wird morgen gut, und mich dünkt, wir haben lange genug im Hause gesessen und unsere Tage in Frieden und ernster Beschaulichkeit zugebracht. Der Sommer vergeht rasch, und wer weiß, wie bald der Herbst mit seinen Winden und Regengüssen eintritt. Ich dächte, wir regten einmal die Schwingen, damit sie nicht ganz eintrocknen und die gelenke Kraft verlieren. Machen wir also einen kleinen Ausflug in's Gebirge, und da habe ich einen annehmbaren Vorschlag im Sinne. Bist Du schon am Gießbach gewesen, Edda?«

»Am Gießbach? Nein, lieber Doctor, doch habe ich viel davon gehört und mich schon oft dahin gesehnt.«

»O, ich auch,« sagte Caroline, augenblicklich auf des Bruders Idee eingehend, »und der Gießbach ist der lieblichste Ort, der sich in unserer ganzen Umgebung finden

läßt. Ja, Rolf, stimme uns bei und nimm Leo's Vorschlag an.«

»Warum denn nicht?« versetzte der Baron. »Bestimmt nur das Nöthige, ich habe ja erst so wenig von Eurer schönen Schweiz gesehen.«

»So laß es uns gleich festsetzen,« nahm Doctor Marssen wieder das Wort. »Wir wollen mit dem ersten Dampfboot nach dem Gießbach hinüberfahren, den ganzen Tag dort zubringen und womöglich auch noch die Nacht, um die Beleuchtung der Wasserfälle am Abend zu sehen. Das ist ein großartiges Schauspiel und keine Kinderei, für die es manche ausgeben möchten. Haltet Euch also Alle um sieben Uhr fertig, und da wir früh genug hinkommen, dürfen wir außer Sorge sein, die nöthigen Zimmer für unsere Unterkunft zu finden.«

»Nun, Franz, und Du schweigst?« fragte Caroline fast vorwurfsvoll ihren aufmerksam lauschenden Liebling. »Hattest Du vielleicht eine andere Idee?«

»Ich habe viele Ideen im Kopfe, liebe Tante, aber keine, die Euren allgemeinen Wünschen widerstrebt. Zwar wollte ich morgen die letzte Hand an mein Bild legen –«

Weiter kam er nicht in seiner Rede. Ein fragender Blick Edda's, die eben ihr feuriges Auge auf ihn richtete, versiegelte seine Lippen, und Doctor Marssen, der diesen Blick und seine schnelle Wirkung beobachtet hatte, sagte ruhig:

»Dann bleibe zurück, Franz, und lege die letzte Hand an Dein Bild. Wir wollen die erste an unser neues Werk legen, das heißt mit anderen Worten: wir wollen durch

die Pforte des Lebens schreiten, die uns hier Gott selbst weit und breit geöffnet hat, nachdem wir lange genug in Einsamkeit und Zurückgezogenheit uns geprüft und gefunden haben, daß des Herrn Wille gut und göttlich ist, und daß wir Menschen nichts zu thun vermögen, als uns ihm ergebungsvoll zu unterwerfen.«

»Ja wohl, Du hast Recht,« sagte Rolf leise aufseufzend, »und nun ist es beschlossen, wir fahren nach dem Gießbach, und keiner soll sich aus unserer Mitte verbannen.«

»Nein,« nahm Franz das Wort mit leichtem Erröthen aus, »das war auch meine Absicht nicht, und ich gehe sogar gern mit!« Und im Stillen setzte er für sich hinzu: »Vielleicht finde ich Gelegenheit, dort die letzte Hand an mein Schicksal zu legen, und das geht in der That mir selbst allen Bildern der Welt vor!«

Ohne Zweifel ist der Gießbach mit seinen nächsten Umgebungen am Brienzer See einer der anmuthigsten Orte der Schweiz. In aller Stille und im tiefsten Frieden hat die Natur daselbst zwischen wilden, mit Tannen bewachsenen Felsklüften ein großartiges Werk geschaffen, und die Kunst hat mit großem Geschick und staunenswerth darauf eingehendem Sinn das Schöne und Reizende dazu gesellt. Unserer Ansicht nach giebt es keine Stelle in der ganzen Schweiz, die, wenn etwas weniger besucht, geeigneter wäre, ein krankes Herz mit frischen Lebenspulsen zu füllen und einen ermüdeten Geist

mit neuer Kraft zu neuer Thätigkeit anzuregen, denn am Gießbach, inmitten dieser wunderbar schönen Natur- und Kunstromantik, werden Gefühle und Gedanken in uns wach, die lange unbewußt in uns geschlummert haben, und das Gemüth wird in eine so stille, friedliche, fast heilige Freude versetzt, daß wir zu jedem Guten geneigt sind und unserm bittersten Feinde vergeben würden, wenn er uns hier in den Weg träte und mit freundlichem Auge ohne jedes Wort die Hand zur Versöhnung böte.

Alle Mitglieder der beiden Familien waren schon vor sieben Uhr bereit, den kurzen Weg nach der Landungsbrücke des Brienzer Dampfbootes anzutreten, welches an diesem Morgen nur schwach von Reisenden besetzt war, die über Brienz nach Meiringen und weiter gehen wollten, während die eigentlichen Besucher des Gießbaches erst das Mittagsboot zu benutzen pflegen. Es war ein warmer Morgen, der Himmel mit leicht gefiedertem Gewölk bedeckt, so daß die Sonne wie durch einen zarten Schleier auf die Erde herabschaute, der ihre Hitze brach und gerade die Wärme zuließ, die der Mensch liebt, wenn er eine Vergnügungsfahrt antritt. Auf den höchsten Felsspitzen, die den Brienzer See umgeben, flatterte ein dünner Nebel, der sich aber verzog, je weiter der Tag vorschritt, bis endlich gegen Mittag die Aussicht in die Ferne unbeschränkt wurde und Höhen und Tiefen im goldensten Lichte funkelten. Der See warf nur kleine, leicht gekräuselte Wellen auf, die vor dem spielenden, aus dem Aarthale herüberwehenden Ostwinde hertanzten, und so

war die Fahrt angenehm, und unsere Gesellschaft stand auf dem Deck, voller Spannung ihrem Ende entgegensehend, um die Ersteigung des Bergweges zu beginnen, der nach dem Gießbach führt.

Franz stand zwischen Edda und Miß Rosy auf der Spitze des Bootes und nannte beiden die Orte und Stellen, an denen sie vorüberkamen; nach dreiviertelstündiger Fahrt näherte sich das Boot dem südlichen Ufer des Sees, und man sah eine schneeweiße, schäumende Wassermasse mit brodelndem Geräusch sich in die blauen Fluthen desselben ergießen.

»Was ist das?« fragte Miß Rosy.

»Das ist der unterste Fall des Gießbaches, und von ihm steigen wir bis nach dem Plateau hinauf, auf welchem das schöne Gasthaus steht, in dem wir die nächste Nacht zubringen werden.«

Die Fahrt war beendigt, und man stieg aus. Doctor Marssen bot Miß Rosy den Arm und ging mit ihr voran. Rolf folgte mit Carolinen, und so blieben Edda und Franz die letzten, die den Berg zu ersteigen begannen.

»Geht es weit und steil hinauf?« fragte Edda, als sie den ihr freundlich dargebotenen Arm annahm.

»Fürchten Sie sich heute vor dem Klettern?« lautete die Frage zurück.

»Ich fürchte nichts, das wissen Sie, aber ich habe so lange gesessen, daß ich glaube, das Steigen wird mir schwer werden.«

»Dann vergessen Sie die alte Regel nicht, zu schweigen, wenn man einen Berg ersteigt. Uebrigens brauchen

wir im bequemsten Schritt und auf guten Wegen nur zwanzig Minuten zu gehen, und wenn Sie keine Lust haben, den steilen Weg nach den oberen Wasserfällen zu erklettern, so finden Sie auch die schönste Gelegenheit, sie von unten zu bewundern.«

»Sie vergessen Ihre eigene Regel, schweigen Sie und sparen Sie Ihren Athem.«

»Sie haben Recht. Wer weiß, wozu man ihn noch gebrauchen kann.«

So setzten denn die drei Paare ruhig ihren Gang fort, besichtigten unterwegs die niedlichen Brücken, unter welchen der über elfhundert Fuß herabstürzende Bach fortrauscht und schäumende Wellen aufwirft, und langten endlich auf dem Plateau an, wo diejenigen, die noch nicht hier gewesen, erstaunt waren, einen reizenden Park mit prachtvollen Bäumen und vielen kunstsinnigen Anlagen zu finden, wie man sie nur an wenigen Orten in der Ebene so schön und anmuthig sieht.

»Ja, das ist wahr,« sagte Edda zu Franz, als sie nun dem in sieben Absätzen von seinem Felsenkopf herabstürzenden Wasserfall gegenüberstanden, »gerade diesem wilden Schaumsturz in einem so lieblichen Park zu begegnen und doch die ursprüngliche Natur zu gewahren, die ihn hervorgebracht, das ist die Ueberraschung, die einem hier geboten wird. O, und welche reizenden Sitze und Ruheplätze unter den schattigen Bäumen, von Blumen umduftet und von Rasenstücken eingefaßt! Das ist köstlich hier, und Ihr guter Vater hat uns einen trefflichen Vorschlag gemacht. Sie würden sich zu Hause, selbst ›mit

Ihrer letzten Hand‹ bei Ihrem Bilde gelangweilt haben – gestehen Sie es nur dreist ein, daß Sie sich jetzt freuen, bei uns zu sein.«

Franz lächelte sie freudig an, da sie in ihrer alten herausfordernder Weise die Worte an ihn richtete. »Dies Geständniß wird mir allerdings nicht schwer,« versetzte er, »indessen habe ich mich jetzt so an die Freude gewöhnt, daß ich mich kaum noch wundere, wenn eine neue vor mir auftaucht.«

»So darf man also nicht darauf rechnen, Ihnen noch eine freudige Ueberraschung zu bieten?« fragte Edda schelmisch.

»Versuchen Sie es dreist – ich bin für alles Gute und Liebe dankbar – schon im Voraus.«

»Nun,« unterbrach die sich im leisen Gespräch Unterhaltenden Doctor Marssen, indem er mit der entzückten Miß Rosy zu ihnen trat, »gefällt es Dir, Edda?«

»Ganz außerordentlich, Herr Doctor, und ich danke Ihnen tausendmal für dies Vergnügen.«

»Kommt nur weiter, es wird noch besser!« –

Auf den schönen, in geschlängeltem Lauf angelegten, über kleine zierliche Brücken, und zwischen Rasenstücken und Blumenbeeten hindurchführenden Wegen gelangte man nach dem prachtvollen, wie ein Feenpalast mitten in den Felsen auftauchenden Gasthause, aus dem eben die Gäste abzogen, welche die letzte Nacht hier oben zugebracht hatten. Doctor Marssen war so glücklich, zwei gute und große Zimmer nach dem Park hinaus für seine Gesellschaft zu erhalten, und der Diener des

Barons, der sie begleitete, ward jetzt seiner Tücher entledigt, die er wahrscheinlich umsonst mitgeschleppt hatte.

Nachdem man nun ein Frühstück eingenommen, führte Doctor Marssen seine Freunde zuerst nach dem Rauft, jener schönen waldigen Felsgruppe, die vierhundert Fuß über dem Park dem Wasserfall gegenüber liegt und von wo aus man den ganzen Brienzer See, die umliegenden Gebirge, Interlaken und darüber hinaus den Thuner See übersieht, an dessen Rande die spitze Pyramide des Riesen stolz über allen übrigen Bergen hervorragt. Als man sich an dieser herrlichen Aussicht gehörig erquickt, stieg man wieder hinab und begann die Höhe der Wasserfälle selbst zu ersteigen, was bei der zunehmenden Hitze freilich ein mühseliges Stück Arbeit war und Carolinen nur unter Beihilfe ihres Bruders und Rolf's gelang. Dafür aber war auch der Genuß um so reicher und lohnender. Eine Viertelstunde lang kletterte man einen schmalen Fußpfad auf der linken Seite des Wassersturzes hinan, der von mehreren Brücken überspannt ist, von denen herab man in die schäumenden Wasserstrudel sieht. Am zweiten Fall angekommen, bis wohin Caroline und Rolf nur die Anderen begleiteten und sich niedersetzten, um, von den Wassertropfen benetzt, auszuruhen, bewunderte man die unter einem Felsvorsprung angelegte Grotte, vor welcher der Wasserfall wie ein dünner Vorhang von Glas herabfällt, durch den man wie durch einen Schleier auf die davor ausgebreitete und gleichsam verklärte Gegend hinabblickt. Die jungen Leute stiegen mit Doctor Marssen bis ganz hinauf, wo zuletzt das Wasser vierhundert Fuß

hoch aus einer dunklen Felsenspalte in einen tiefen Kessel stürzt und so laut braust und tobt, daß man sich nicht mehr mit vernehmbaren Worten unterhalten kann.

Gegen Mittag endlich hatte man alle Einzelnheiten in Augenschein genommen, die am Gießbach zu sehen waren, und nun gab man sich dem ruhigen Genuß der Betrachtung der schönsten Puncte hin. Edda war ganz still und in sich gekehrt von den Wasserfällen heruntergekommen und ihr schönes Gesicht glühte wie eine Rose, denn die Hitze des Tages hatte bedeutend zugenommen und das Steigen beschwerlich gemacht. Als Franz Edda so schweigsam und nachdenklich sah, während die Uebrigen sie für müde und erschöpft hielten, wurde er es auch; nur Miß Rosy war außerordentlich heiter gestimmt und neckte sich mit Doctor Marssen in gebrochener deutscher Sprache, der von Zeit zu Zeit Carolinen einen Blick zuwarf, den diese zu verstehen schien und dann ihrerseits wieder einen auf Edda warf, die ihr in ihrem stillen Verhalten und in ihrem fast feierlichen Wesen immer mehr ein Räthsel wurde.

Endlich läutete die Speiseglocke und man ließ sich an einem abgesonderten Tisch in dem schönen Eßsaal nieder, der nach dem Park hinaussieht, und nun war wenigstens für die Männer eine nicht weniger frohe Stunde gekommen, als die früheren gewesen waren. Bei einigen Flaschen guten Burgunders wurden sie überaus heiter und selbst Rolf zeigte sich ungewöhnlich gesprächig. Als man das Dessert erreicht und die Damen einige Gläser Champagner getrunken hatten, stand Edda plötzlich

auf und, Miß Rosy einen Wink gebend, daß sie ihr folgen solle, sagte sie zu Carolinen:

»Beste Caroline, es ist hier beängstigend heiß. Mir liegt es wie ein Alp auf der Brust; ich werde mir einen kühleren Ort aufsuchen und mich zum Kaffee wieder bei Euch einfinden. Adieu, meine Herren, viel Vergnügen bei der Flasche!«

Sie ging mit Miß Rosy hinaus und sprach unterwegs einige freundliche Worte mit einer der schönen Töchter des Wirthes, welche mit so vieler Anmuth bei Tische aufgewartet und Edda's Aufmerksamkeit dadurch erregt hatte, daß sie ihr blondes Haar eben so kurz geschnitten und ähnlich frisirt wie sie trug. Franz dagegen blieb noch eine Weile sitzen, da er glaubte, wenn die Damen ihn bei sich zu haben gewünscht, würden sie ihn zur Begleitung eingeladen haben.

»Franz,« redete ihn da der Vater an, »Du kommst mir heute seltsam vor. Du sprichst nicht und trinkst nicht und machst doch ein Gesicht, als wolltest Du die Welt verschlingen. Was soll das heißen? Bist Du immer noch bei Deinem Bilde oder was ist Dir sonst in den Kopf gestiegen?«

»Ja, Vater,« erwiderte Franz mit glühend rother Stirn, »ich bin *immer* noch bei meinem Bilde und auf daß mir ›die letzte Hand‹ gelinge, bitte ich Dich, mir hierauf Bescheid zu thun. Bitte, Herr Baron, füllen Sie mir noch einmal das Glas mit dem perlenden Wein – so: also auf meines Bildes Wohl und Gedeihen!«

Alle nickten ihm freundlich zu und tranken ihre Gläser leer; Doctor Marssen aber, der jetzt erst zu bemerken schien, daß Edda am Tische fehlte, fragte: »Wo ist Edda? O, das ist nicht recht, daß sie mich so früh verläßt.«

»Ich will sie Dir zurückholen!« rief Franz, der die gute Gelegenheit benutzen wollte, um von dem Tische fortzukommen, wonach er schon lange getrachtet hatte.

»Geh, geh,« sagte Caroline hastig, »wir bleiben noch ein Weilchen hier sitzen und jetzt will ich auf Dein Wohlsein und Gedeihen ein Glas trinken, mein Junge.« Und als Franz gleich darauf den Tisch und den Saal verließ, sahen sie ihm mit strahlenden Augen so lange nach, bis er verschwunden war.

»Caroline,« redete Rolf sie an, »der Franz ist Dein Augapfel, nicht wahr?«

»Ja, Rolf, ich liebe ihn wie meinen eigenen Sohn, und er verdient es.«

»Ich weiß es. Nun, sorge um nichts – es ist Alles in Richtigkeit – ich weiß, was Du denkst –«

»Rolf – ich bitte Dich, sage mir, was Du meinst, ich bin ja schon lange in der größten Betrübniß darüber –«

»Das brauchst Du nicht zu sein, ich weiß besser Bescheid. Ich habe heute Morgen schon eine Beichte anhören müssen –«

»Ah!« rief Caroline mit großen Augen und griff, ohne es zu wissen, nach dem Champagnerglase. »Und hast Du Absolution ertheilt oder Dein Interdict gesprochen?«

Er reichte ihr lächelnd die Hand, und sie drückte die seine warm. Dann trank sie ihr Glas aus, grüßte die Männer, die noch sitzen blieben, und trat an ein Fenster, um nach dem Park hinunterzuschauen, wo sie eben am Fuße des Gießbachs Franz und Miß Rosy mit einander sprechen sah.

Franz war mit flüchtigem Fuße die breiten Treppen hinabgeeilt und hatte die beiden Mädchen im ganzen Park vergeblich gesucht, bis die Tochter vom Hause ihm zufällig begegnete und ihm sagte, daß die wunderschöne Dame mit dem kurzen Haar nach dem Gießbach hinaufgestiegen sei. Franz dankte für die gute Nachricht und richtete eben seine Schritte nach demselben Ziele, als er Miß Rosy über die unterste Brücke ihm entgegenschreiten sah.

»Miß Rosy,« rief er ihr schon von Weitem mit leuchtenden Blicken zu, »wo ist Edda?«

Rosy lächelte verstohlen. »Die sitzt oben in der kühlen Grotte hinter dem Wasserschleier und kämmt sich das naß gewordene Haar, Herr Marssen. So sieht sie aus wie eine Loreley in Trauer oder eine düstere Wassernixe, und ich rathe Ihnen, nicht in ihren Bereich zu kommen. Nixen sind gefährlich, wenn sie bei der Toilette gestört werden.«

»O, wenn es weiter nichts ist, darauf will ich es ankommen lassen. Also in der Grotte? Adieu, Miß Rosy, adieu, und ich danke Ihnen für die gute Botschaft!« –

Franz sprang in seinem Eifer, zu der gefährlichen Nixe zu kommen, rasch die ersten Absätze des steilen Weges hinauf, aber bald ging er langsamer, denn er wollte nicht außer Athem an seinem Ziel anlangen, da er ihn gerade jetzt vielleicht gebrauchen konnte, wie er heute Morgen gesagt. Neben ihm rauschte und brauste der schäumende Wasserfall, aber in seinem Herzen brauste und schäumte keine geringere Woge auf, ja es schlug ihm so laut, wie eine eherne Glocke, daß er die Schläge derselben in seinen Ohren zu hören glaubte. Als er aber nach längerem Steigen in die Nähe der bewußten Grotte kam, blieb er eine Weile stehen, er schien es gar nicht mehr so eilig zu haben, oder sein Athem bedurfte vielleicht wirklich der Ruhe.

Endlich aber erreichte er ganz langsam gehend die Grotte, und ja, Miß Rosy hatte die Botschaft richtig bestellt: Edda saß darin, und sie kämmte auch ihr Haar, das von den herniederspritzenden Tropfen vor der Grotte stark benetzt worden war. Ach, und wie herrlich erschien sie ihm in diesem Augenblick, wo sie ihn nicht kommen hören konnte, da das unten brausende Wasser das Geräusch seiner Tritte verschlang, und ihn auch nicht sah, so lange er noch hinter einem gespaltenen Felsen stand, von wo aus er sie zu seiner innigsten Freude ganz in der Stille betrachten konnte.

Sie saß in der Mitte der kleinen Bank, und ihr weites schwarzes Gewand hatte sich breit um sie herum gebauscht, obgleich sie nicht der traurigen Mode frönte, einen künstlich ausgespannten Stahlrock zu tragen, den nur die Dürftigkeit körperlicher Begabung erfunden und so lange in Gebrauch erhalten zu haben scheint. Das Kleid, welches sie trug, ging ihr zwar bis an den Hals hinauf, wo es mit einer Krause endigte, aber die weißen üppigen Schultern schimmerten durch den dünnen Stoff, da das leichte Tuch, welches sie zuerst in der Grotte um sie geschlagen, längst zurückgefallen war. Mit den schneeigen Händen strich sie ihre glänzenden Haare glatt, aber wenn sie sie geglättet, schüttelte sie sie wieder durcheinander, um sie rascher zu trocknen, und sie dann von Neuem mit einer Bürste und den Händen zu glätten. Plötzlich aber ließ sie von diesem Thun ab, blieb unbeweglich sitzen und starrte lange durch den klaren Wasserschleier nach der gebirgigen Ferne hinüber, als ob sie etwas suche, was sie gern gefunden hätte und doch nicht finden konnte.

Da schrak sie leise zusammen. Denn eben schlug ein fremder, und doch wieder bekannter Ton an ihr Ohr. Es war ihr, als hätte Jemand ihren Namen gerufen, und sie schaute scharf in die Richtung, woher er gekommen war. Sie brauchte nicht lange mehr auf die vermuthete Erscheinung zu warten – ein liebes Freundesgesicht und eine männliche Gestalt ward ihren Augen sichtbar, und wenige Secunden später fragte eine freundliche, etwas beklommene Stimme:

»Darf ich Ihre Einsamkeit stören, Edda?«

Sie sprach nicht, aber sie winkte einladend mit der Hand und dem Auge und nahm ihre Kleider bei Seite, und gleich darauf saß Franz dicht neben ihr und hatte ihre Hand erfaßt, die sie ruhig in der seinen ließ.

»Haben Sie hier wie einst Egeria geträumt?« fragte er sanft.

»Nicht wie Egeria, aber gewiß wie Edda, und ich habe wohl Grund genug dazu an diesem Ort. Ach, er ist ein wahres Eden, mein Freund; er hat mich förmlich hingerissen, vom ersten Augenblick an, wo ich ihn betrat; meine Seele ist weich geworden, wie die eines Kindes, und ich fange an, ein ganz neues Leben in mir zu fühlen. Ich glaube fast, daß die Romantik dieses Ortes mich mit zauberähnlichen Banden umschlungen hat, und nun will ich diesen Zauber erst überwinden, ehe ich mich wieder unter Menschen mit gewöhnlichen Gesichtern begebe.«

»Wenn es so ist,« sagte Franz noch sanfter als vorher, »dann muß ich am Ende doch bedauern, Sie mit meinem gewöhnlichen Gesicht gestört zu haben. Einen Zauber, wie Sie ihn schildern, genießt man gern allein, und Sie haben sich gewiß nicht nach Gesellschaft gesehnt?«

Er sah sie dabei fragend an, aber sie lächelte nur sanft und schüttelte fast unmerklich den Kopf. »O nein, o nein, diesmal irren Sie doch; ich habe Sie sogar erwartet, und wenn Sie nicht selbst gekommen wären, würde ich Sie haben rufen lassen, da ich mit Ihnen reden muß.

Muß, sage ich, weil ich den Zauber, der mich hier ergriffen, nicht allein überwinden kann, und mich nach einem Menschen sehne, der meine Empfindungen mit mir theilt, wenn sie mir nicht die Brust zersprengen sollen.«

Franz schwieg auf diese Worte, die ihn freudig erbeben ließen; erst, als sie ihn abermals fragend ansah, sagte er: »Sind denn diese Empfindungen so mächtig in Ihnen?«

»Ja, ich habe früher nie geglaubt, daß es so mächtige Empfindungen in des Menschen Brust geben könne.«

Franz senkte den Kopf und dachte an die Mächtigkeit seiner eigenen Empfindungen.

»Woran denken Sie?« fragte da eine Stimme an seinem Ohr.

Er blickte wie aus einem Traume auf; auch er kam sich wie in einer neuen Welt lebend vor, und auch seine Seele ward plötzlich weich, wie die eines Kindes.

»Ach, Edda,« sagte er, »ich könnte Ihnen sagen, daß ich an das Glück denke, welches jetzt in unsere Familien eingekehrt ist, denn alle Zwietracht ist ja nun auf ewig verbannt, und alle Herzen sind vereint, die noch vor kurzer Zeit so weit voneinander entfernt schlugen. Aber ich sage das nicht, weil ich leider zu egoistisch bin, und mehr an mein eigenes Geschick, als an das anderer Menschen denken muß. Vor allen Dingen aber schwelge ich in Erinnerungen, die weder Tag noch Nacht von meiner Seele weichen und meinen Geist in die Vergangenheit führen, weil sie zu schön, zu herrlich für mich war.«

»In die Vergangenheit? Das ist seltsam. Hat die Gegenwart denn gar keine Reize für Sie?«

»Die Gegenwart? O, die gehört mir ja noch nicht, aber die Vergangenheit, die ich meine, ist mein, ganz mein, und die kann mir Niemand rauben, selbst die nicht, die sie mir gegeben und verherrlicht hat.«

»Wer hat denn Ihre Vergangenheit so sehr verherrlicht?«

»Sie selbst, Edda, ohne es vielleicht zu wissen.«

»Da bin ich doch neugierig. Was habe ich denn gethan?«

»Vielleicht unwillkürlich, und ohne zu ahnen, daß es von großen Folgen für einen andern Menschen, für mich werden könnte. O, da denke ich denn zuerst an die Eisgrotte im Grindelwaldgletscher und an den wunderbaren Blick, den Sie in mein Auge, in meine Seele thaten, und den ich immer noch nicht ganz begreifen und ergründen kann.«

»Meinen Blick? O, das ist seltsam. Sie haben mir aber damals auch einen wunderbaren Blick in die Seele geworfen – ich weiß das noch sehr gut – und ich habe jenen Blick auch verstanden –«

»Sie haben ihn verstanden?«

»Nun, er war deutlich genug und der meine, denke ich, nicht minder –«

»Und was besagte er?«

»Sagen kann man das nicht gut, aber ich will ihn noch einmal in Ihre Seele zu werfen versuchen, vielleicht verstehen Sie ihn dann.«

Bei diesen Worten rückte sie ihren Kopf näher an den seinen, und ein dunkler, heißer Strahl, wie damals in der

Eisgrotte, fiel in sein Auge, das fast dadurch geblendet wurde. Aber nicht wie damals erschrak er darüber, nein, sein Herz klopfte vielmehr vor Seligkeit und er stand eben im Begriff, dieser Seligkeit einen fühlbaren Ausdruck zu geben, als Edda ihre Augen senkte und leise fragte: »Verstehen Sie ihn nun?«

»Ich glaube es beinahe!« flüsterte eine beklommene Stimme an ihrer Seite.

»So. Beinahe! Ah, ich merke es, Sie sind ein Mann der Sicherheit. Nun, dann nennen Sie mir Ihre zweite schöne Erinnerung, die Sie mir zu verdanken haben wollen.«

Franz fuhr freudig in die Höhe. »Wohl!« sagte er, »es war eine tiefdunkle, schauerliche Nacht. Das Gewitter tobte, die Lawinen donnerten über unsern Häuptern und der Eisregen schlug wie mit Steinen gegen ein kleines Fenster. Wir aber, wir saßen trocken und warm in einer erbärmlichen Hütte, und die Hütte hieß Stiereck –«

»Nun, und was weiter?« fragte eine liebliche Stimme dicht an seinem Ohr.

»Und da lag ein schöner Mädchenkopf auf meiner Schulter, und das Mädchen schlief sanft und ich wachte und berauschte mich an seiner Schönheit – denn so ein schönes hatte ich nie vorher gesehen und in meiner Nähe gehabt – das Mädchen aber weiß davon vielleicht nichts, denn es schlief fest –«

Er konnte nicht weiter sprechen, vor Wonne und Entzücken nicht, denn die Scene in Stiereck erneuerte sich und derselbe schöne Kopf ruhte wieder sanft und leicht auf seiner Schulter.

»Weiß das Mädchen es auch jetzt nicht?« fragte eine wie Windeshauch flüsternde Stimme neben ihm.

»Edda!« schrie er laut auf, daß sie fast erschrak, und in demselben Momente ruhten zwei Menschen Brust an Brust an einander – »Edda, Du weißt es, und Du willst es von mir noch hören? Ist es denn möglich, daß Du – Du mich lieben kannst?«

»Ich brauche nichts mehr zu sagen,« tönte es nach einer Weile von ihren Lippen, »meine Empfindungen haben mich schon lange verrathen – ist es denn aber wunderbar, daß ein Weib mit heißen Gefühlen und unzerreißbaren Banden an einem Mann hängt, den es für einen edlen, braven Mann hält?«

»Wie? Du sagst es? Du? Und ist es denn nicht demüthigend für Dich, einen Mann zu lieben, seinem Willen gefügig zu sein, für Dich, die Du so stolz und die Tochter einer schottischen Lady und eines dänischen –«

»Halt, mein Freund, und spotte nicht. Sprich nicht von dieser schottischen Mutter, die im Grabe liegt, und von diesem dänischen Vater, dessen Stolz, wie der meine, lange gebrochen ist. Ja, dies stolze, starre, schottisch-dänische Herz ist gebrochen, durch Dich, mein Freund, ein Schleswiger, und Du hast mir das sanfte süße Licht der Liebe angezündet und ich bin weich geworden wie Wachs, das Du in jede Form gestalten kannst. Und nun will ich es Dir gestehen; wenn damals jener Blick in der Eisgrotte noch eine Minute länger gedauert hätte und nicht durch Herrn van der Hooft's Stimme zurückgescheucht worden wäre, dann wäre ich Dir schon damals

– so – so an die Brust gesunken, hätte Dich – so – mit meinen Armen umschlungen und – meine Lippen so – so – so – auf Deine Lippen gedrückt!«

Eine gute halbe Stunde später saßen Edda's Vater, Doctor Marssen, Caroline und Miß Rosy im Park auf einer Bank im Schatten einer wunderschönen Thränenweide und vor ihnen stand ein Tisch, der das Kaffeegeschirr trug. Die beiden Männer waren, ihre Cigarren rauchend, in ein halblautes Gespräch vertieft, Caroline aber tauschte mit Miß Rosy seltsame Blicke aus, die eine ungewöhnliche Spannung auf beiden Seiten verriethen. Beider Augen waren schon lange nach der Brücke gerichtet, die nach den Wasserfällen führte, aber sie mußten Geduld haben, denn die Brücke wollte sich noch immer nicht mit Menschen beleben, wenigstens mit *den* Menschen nicht, welche sie zu erwarten schienen, da der Park sich unterdessen mit neuen Besuchern gefüllt hatte, die so eben mit dem Nachmittagsboot von Interlaken gekommen waren und sogleich nach den Wasserfällen hinaufzusteigen begannen.

»Nun,« sagte da Doctor Marssen lächelnd zu Rolf, »nun wird es Zeit, daß unsere Ausreißer kommen. Sonst werden sie am Ende von unberufenen Lauschern ertappt, die – ah!« unterbrach er sich – »da sind sie – ha! Die sind einig, ich sehe es!«

Und in der That, die Art und Weise, wie Edda und Franz Arm in Arm daherkamen, wie sie sich auf ihn stützte und wie beide von Zeit zu Zeit, ohne es selbst zu wissen, sich in die Augen sahen, verrieth nur zu deutlich, daß die Wassernixe erbarmungslos den Fischer ergriffen hatte, aber nicht mit ihm in die Tiefe gesunken, sondern freudig, beglückend und beglückt, wie ein irdisches Weib es nur sein kann, mit ihm an die Oberfläche des sonnigen Tages zurückgekehrt war.

»Nun,« fuhr Doctor Marssen lächelnd fort, »das ist gut und jetzt hat Carolinens Angst ein Ende. Das hat der Gießbach zu Stande gebracht, ich dachte es mir wohl, und Franz hat also auch hier die letzte Hand an sein Bild legen können.«

»Oder auch die erste,« sprach Rolf leise, »und das will hier beinahe ebensoviel besagen.«

Caroline aber war von ihrem Sitze aufgesprungen und, unbekümmert um die fremden Menschen, die sie freilich nur wenig beachteten, den beiden Ankommenden entgegengelaufen und hatte Edda mit dem Ausruf in die Arme geschlossen: »Edda, Edda, ist es denn wahr, was Leo sagt?«

»Was sagt er denn?« fragte Edda naiv zurück, ohne im Stande zu sein, das glückliche Funkeln ihrer schwarzen Augen nur einigermaßen in Schranken zu halten.

»Daß Ihr ein Brautpaar seid!« strömte es mit Gewalt über Carolinens Lippen.

»Ja,« sagte Edda laut und fest, indem sie an die beiden Väter herantrat, die nun auch aufgestanden und ihr entgegen gekommen waren, »ja, dann hat Dein guter Leo recht gesagt, denn wir sind ein Brautpaar, vor Gott dazu geweiht, und nun, meine Lieben, gratulirt uns, wenn nicht mit lauten Worten, so doch mit herzlichen Blicken, denn wir sind hier leider nicht allein!«

Alle umringten sie nun, einer nach dem andern sprach ein herzliches Wort und man drückte sich die Hände und küßte sich. »Nein, nein,« rief aber Caroline dem jungen glücklichen Paare zu, »ich nicht, ich nicht – hier gratulire ich nicht, erst wenn wir zu Hause sind, morgen Abend, wenn es nicht heute schon sein kann, dann lade ich Euch Alle in mein freundliches Stübchen ein und da will ich meine Glückwünsche aussprechen, und die werden hoffentlich bei Euch allen Beifall finden.«

»Aha!« dachte Doctor Marssen, »ich wußte es wohl! Ihre Ungeduld kam daher, weil sie nicht rasch genug zu ihrer eigenen Handlung kommen konnte – und nun hat die große Stunde geschlagen, auf die sie so viele Jahre vergebens gehofft. O Weiber, Weiber, was seid Ihr für seltsame Geschöpfe! Und wenn Alle auf der Welt so wären, wie meine Caroline, dann wäre die Welt voller Engel, aber leider sind sie nicht alle so. Bah!«

Neuntes Kapitel. Die Erben.

Die so plötzlich in einen wahren Glücksrausch versetzte Familie war erst am Nachmittag des nächsten Tages mit dem Dampfboot nach Interlaken zurückgekehrt,

denn die beiden Liebenden, deren Herzen sich am Gießbach endlich geöffnet, konnten sich von dem zauberischen Ort nicht so rasch trennen und wollten ihn ordentlich genießen, womit die Väter denn auch einverstanden waren. Caroline, obwohl sie vor Ungeduld brannte, nach Hause zu kommen, wagte doch nicht, gegen den Wunsch Edda's und ihres Neffen Einspruch zu thun, und so harrte auch sie mit den Uebrigen aus, indem sie ihre eigenen Wünsche, wie schon so oft, denen Anderer zum Opfer brachte. Endlich aber war die Stunde der Abfahrt gekommen und man langte viel heiterer und glücklicher zu Hause an, als man davon weggegangen war. Aber wie sah da in den Augen sämmtlicher Familienglieder alles anders in Interlaken aus! War das dieselbe kleine, stille Heimat, die noch vor Kurzem so viel Leid, Unruhe und bange Erwartung in sich eingeschlossen? O, hatte denn der Himmel immer so blau und klar über ihr gelächelt, waren die Bäume immer mit so goldenen Früchten behangen gewesen? Hatte sich denn das einfache Landhaus Doctor Marssen's nicht unterdeß zu einem stattlichen großen Palast umgewandelt und war der ganze Besitz, den er sein nannte, nicht in aller Augen ein viel größerer und kostbarerer geworden? Ach, es hatte sich freilich nichts während ihrer Abwesenheit daran verändert, kein Zauberer hatte gewaltet, aber sie selbst brachten die Zufriedenheit, die Hoffnung, also das Glück in ihrer Brust mit heim, und in ihnen allein liegt die zauberische Kraft und Gewalt, die alles um uns her auf Erden, selbst das

Kleinste und Unbedeutendste, groß, schön und erhaben erscheinen läßt.

Caroline theilte nun den einzelnen Personen noch einmal ihren Wunsch mit, sich am Abend nach dem Essen, welches gemeinschaftlich im Hause verzehrt werden sollte, in ihrem Zimmer einzufinden; nur Miß Rosy, die ein Familiengeheimniß ahnte, wie sie aus einzelnen Andeutungen Carolinens entnommen, bat, für diesmal nach Hause gehen zu dürfen, da sie den späteren Abend benutzen wolle, um nothwendige für die Heimat bestimmte Briefe zu schreiben. So hielt sie sich auch jetzt nicht lange auf und begleitete den Baron nach der Pension, der ebenfalls noch bis zum Abend etwas zu thun zu haben vorgab, in Wahrheit aber allein sein wollte, um sich durch stilles Nachdenken mit der abermaligen neuen Lage vertraut zu machen, die alle Verhältnisse, in denen er sich bisher bewegt, völlig umzugestalten geeignet war.

Edda aber bat Franz, sobald sie zu Hause angekommen, sie in sein Atelier zu führen, nach welchem sie vor allem Uebrigen eine große Sehnsucht habe. Franz willfahrte ihr gern und so eilte sie an seinem Arm durch den Weingang und konnte kaum die Zeit erwarten, bis er die Thür aufgeschlossen, mit ihr eingetreten war und die vor den Fenstern herabgelassenen Vorhänge aufgezogen hatte, wo nun das reine Licht des schönen Nachmittags voll in das Zimmer strömte und den behaglichen Raum freundlich beleuchtete.

Während Franz das Zimmer lüftete, legte Edda Hut, Tuch und Handschuhe auf das Sopha, und nachdem sie

sich die Haare vor dem kleinen Spiegel geglättet, sah sie sich mit blitzenden Augen nach allen Seiten um. »Franz, Franz!« rief sie da, ihn zärtlich mit den Armen umschlingend, »ist es denn wirklich wahr? Kann ich mich hier wie in meinem eigenen Besitzthum umblicken und Alles, Alles als das Meine begrüßen?«

»Ja,« erwiderte Franz, glückselig lächelnd, »das kannst Du, meine Edda. Was hier geschaffen ist und noch geschaffen wird, das Alles ist Dein, wie ich selbst es bin!«

»O mein Gott, Franz, wie glücklich machst Du mich damit, und es ist ein wunderbares Gefühl, das mich mit einem Male durchströmt! Ein ganz neuer Stolz ist in meiner Brust erwacht und er schaut allein auf Dich, auf Dich, dessen schönes Talent ja nun auch mein Eigenthum geworden ist.«

»Wenn Dich mein kleines Talent stolz macht, Edda,« sagte Franz bescheiden und still, wie er seiner Natur nach nicht anders sein konnte, »so sei es immerhin –«

»Das bin ich, das bin ich, und dankbar zugleich, denn Dein Talent bringt Dir ein schönes Stück Geld ein und wir können nun anständig und ganz nach Wunsch davon leben, nicht wahr?«

Franz lächelte herzlich. »Das will ich hoffen,« sagte er, »denn mein Talent ist ja mein ganzes Vermögen und weiter habe ich nichts.«

»Nichts? Ist denn das nicht genug? Ich dächte, wir Beide könnten damit zufrieden sein.«

»Ich bin es gewiß, wenn Du so anspruchslos bist, wie ich –«

»O, Du wirst mich noch kennen lernen, denn ich habe mich oft mehr behelfen müssen, als die Welt es gedacht hat. Mein Vater besitzt kein eigenes Vermögen, und meine Mutter – ach, Du weißt ja, wie die Verhältnisse lagen. O – und da steht sie und sieht uns an – sie scheint sich zu freuen über uns und zu lächeln, nicht wahr, Franz?«

»Das kommt daher, weil in Dir alles lächelt; nun lächelt Dich alles in der Welt an.« –

Aber Edda war zu unruhig in sich, zu aufgeregt, um lange auf einem Puncte haften zu können. »Sieh,« sagte sie, einen Blick in den Obstgarten werfend und mit Franz aus dem Fenster lehnend – »da ist mein Apfelbaum, und o, wie voll von Früchten hängen seine Zweige! Ach, Franz, sieh, da habe ich gesessen und Deines Vaters Erzählung belauscht – das war eigentlich die Quelle unseres ganzen Glücks – und dort habe ich hinter der Ecke des Hauses gestanden, wenn ich aus der Ferne mit meinem Glase sehen wollte, ob Du bei der Arbeit wärst –«

»Und ich,« fuhr Franz fort, »habe Dich von diesem Fenster aus oft vergebens gesucht, stunden- und tagelang erwartet, und erst, wenn ich Dein Kleid über den Rasen rauschen hörte und Deine glockenreine Stimme vernahm, war ich bei mir zu Hause, denn dann erst fehlte mir nichts und ich war ein vollkommener Mensch.«

»O, jetzt wirst Du noch viel vollkommener werden. Ich werde immer bei Dir sitzen, wenn Du malst, und werde mit Dir plaudern, Dir vorlesen und – und – wenn Du es erlaubst, auch einmal den Pinsel zu führen versuchen, denn darauf habe ich mich schon lange gefreut.«

»Das wird ein unendliches Glück für mich sein, wie Alles, was ich in Deiner Gegenwart und mit Dir vollbringe!« rief Franz und schloß sie noch einmal in die Arme und küßte die schönen Lippen, die er so lange studirt und mit seinen köstlichsten Farben nachzubilden versucht hatte.

So hätten die Liebenden bis zum späten Abend fortgeplaudert, wäre nicht endlich Miß Rosy durch den Garten geschritten und hätte sich unter dem Fenster des Ateliers aufgestellt.

»Darf ich denn nun auch zu Ihnen hineinkommen, wenn Edda bei Ihnen ist?« fragte das bescheidene Mädchen.

»Immer herein, liebe Miß Rosy, Sie sind jetzt bei mir zu Hause wie alle Uebrigen, und es giebt keine geheimen Aufträge und Beobachter mehr; diese traurigen Zeiten sind für immer vorüber!«

Miß Rosy ließ sich nicht lange bitten, sie kam rasch durch die Pforte, deren Schlüssel Franz jetzt stets in der Tasche trug, und nun plauderten sie alle drei heiter fort, bis die Stunde des Abendessens herankam und sie sich in's Vorderhaus begeben mußten, nachdem auch der Baron einen Besuch im Atelier abgestattet hatte, wo er nun zum ersten Mal das Portrait seiner armen Maggie sah.

Lange stand er davor und betrachtete es mit ernster Wehmuth; da aber Edda keinen Gram mehr in ihm aufkommen lassen wollte, zog sie ihn sanft davon fort. »Es ist noch nicht fertig, lieber Vater,« sagte sie liebevoll zu ihm, »Du weißt ja, ›die letzte Hand‹ fehlt noch daran.«

Rolf Juell Wind lächelte. »Nun,« sagte er, »Du bist glücklich jetzt, und ich verdenke Dir das nicht. Wenn Deine Mutter aus dem Himmel herabsehen und das unter uns Vorgehende gewahren kann, so wird sie auch glücklich sein. – So kommt denn, Kinder, wir dürfen Carolinen nicht auf uns warten lassen.«

Er ging mit Miß Rosy voraus, und Edda blieb bei Franz zurück und half ihm die Fenster schließen und die Vorhänge herablassen. Unterwegs aber sagte sie zu ihm: »Was mag denn nur Caroline zum Abend vorhaben? Sie hat ein ganz feierliches Aussehen angenommen, seitdem von ihrem Glückwunsch die Rede war. Weißt Du es nicht?«

Franz, der eben so gut wie sein Vater ahnte, was Tante Caroline vorhabe, und der sich wunderte, daß Edda nicht ebenfalls auf den richtigen Gedanken kam, sagte: »Nein, ich weiß es nicht, vielleicht hat sie irgend eine kleine Ueberraschung im Sinn –«

»Aber die muß sich auf uns beziehen, Franz, denn sie sagte ja, erst heute Abend könne sie uns ihren Glückwunsch aussprechen.«

»So wollen wir es geduldig abwarten, Liebe, die Zeit geht rasch vorüber, und in einer Stunde werden wir es vielleicht schon wissen. – Sieh, auch heute schmückt sich die weiße Jungfrau in Purpur und Gold, das thut sie vielleicht uns zu Ehren!«

Und beide standen still und staunten mit einem wonnevollen Freudenschauer das herrliche Schauspiel an,

das man nicht oft genug sehen kann und, wenn es erscheint, immer wieder mit neuem Entzücken begrüßt.

Das Abendessen war vorüber; Miß Rosy hatte Doctor Marssen, seiner Schwester und Franz gute Nacht gesagt und war in die Pension zurückgekehrt, um sich mit ihren Briefen zu beschäftigen. Bei Tische war man h eiter gewesen, jedoch bei Weitem nicht so, wie am Tage vorher am Gießbach, denn Carolinens Miene hatte noch mehr Feierliches angenommen, sie war schweigsam geworden, und ihr sanftes Auge ruhte bald auf ihrem Bruder, bald auf Rolf, als wollte sie sich im Stillen vergewissern, ob beide mit ihrem Vorhaben einverstanden sein würden. Als ihr nun endlich kein Hinderniß mehr im Wege stand, das geheimnißvolle Werk zu beginnen, bat sie alle Anwesenden, ihr in ihr Zimmer zu folgen, und als man daselbst angekommen war, mußten sich Leo und Rolf auf das Sopha setzen, während sie für Edda und Franz an der einen Seite des Tisches zwei Stühle dicht neben einander rückte, so daß die übrigen zwei Seiten desselben leer blieben. Auf diesen Tisch nun stellte Caroline eine große Lampe und zündete noch zwei Kerzen an, so daß das Zimmer hell erleuchtet war, und nun begab sie sich mit ruhigen Schritten – denn jetzt war ihre Ungeduld überwunden und einer sanften Rührung gewichen – an ihr Schreibpult und nahm ein großes Packet Papiere daraus hervor,

die sie zur Verwunderung der Anwesenden alle einzeln auf dem Tische unter der Lampe ausbreitete.

Als dies geschehen war, nahm sie für sich einen Stuhl und setzte ihn so hin, daß sie von ihm aus alle vier auf sie gerichteten Gesichter genau beobachten konnte.

»Habt Ihr jetzt Ruhe genug und auch den guten Willen, mich ruhig und ohne Widerspruch bis an das Ende anzuhören?« fragte sie, die vier Gesichter der Reihe nach studirend.

Alle nickten schweigend und immer mehr verwundert, nur ihr Bruder sagte lächelnd: »Ja, ja, wir haben Ruhe genug dazu und sogar mehr, als Du vorauszusetzen scheinst. Auch an gutem Willen, Dir nicht zu widersprechen, fehlt es uns nickt, nun mach' es kurz und laß uns nicht zu lange in der Schwebe.«

Caroline räusperte sich, nahm mit zitternden Händen ein versiegeltes Packet auf und sagte: »Mein lieber Rolf, ich muß zuerst an Dich meine Worte richten und Dich bitten, mir nicht zu zürnen, wenn ich Deine Erinnerung in längst vergangene Zeiten zurückführe und Ereignisse erwähne, die nicht zu den angenehmsten in Deinem Leben gehört haben. Doch ich muß es thun, wenn ich das mir vorgesteckte Ziel erreichen will, wozu mir gegen alle Erwartung der allgütige Gott die Gelegenheit geboten hat. Indessen werde ich kurz sein und alle unnöthigen Erörterungen bei Seite lassen. Rolf, sieh mich an und besorge nicht, etwas zu hören, was Dich kränken kann, denn ich meine es gut mit Dir und Deinem Kinde. – Du weißt, daß Dein Vater ein Testament gemacht hat, nicht wahr?«

Rolf nickte mit dem Kopfe und sagte mit bebender Stimme, denn nun wußte er mit einem Mal, was kam: »Ja, ich weiß es und habe zur Zeit eine Abschrift davon erhalten.«

»Gut. Dies Testament war hart für Dich, nicht wahr?«

»Ja, es war hart für mich, aber von dem Standpunct meines edlen Vaters aus – gerecht. Das habe ich damals freilich nicht eingesehen und noch weniger gesagt, aber heute sehe ich es ein und sage es.«

»Nun denn, aus diesem Testament weißt Du, daß Dein Vater mich als seine Tochter adoptirt und mir die vollen Rechte einer solchen einräumte – Rechte, die eigentlich Dir, dem einzigen Sohne, gebührten.«

»Mit einem Wort,« sprach Rolf mit fester Stimme, »er enterbte mich und setzte Dich zur Universalerbin seines Vermögens ein, während er auf mich nur den Pflichttheil übergehen ließ.«

»Ja, so that er. Wenn das nun nicht geschehen wäre, Rolf, und wenn Dein Vater Dir sein ganzes Vermögen hinterlassen hätte, was wäre dann geschehen?«

»Ach, wer kann das wissen, Caroline? Es wäre Vieles anders geworden, aber vielleicht auch nicht besser, und möglicherweise wäre von dem ganzen Vermögen meines Vaters wenig mehr vorhanden, denn ich habe in früheren Jahren des Leichtsinns viel Geld verbraucht.«

Caroline lächelte zum ersten Mal. »Wenn Du das sagst,« fuhr sie fort, »dann bin ich zufrieden, denn dann wäre Dir ja jetzt Dein Vermögen gerettet und erhalten.«

»Mein Vermögen? Wie sprichst Du so seltsam, Caroline?«

»Ich spreche mit Bedacht so, Rolf, denn meinst Du etwa, daß ich, Caroline Marssen und Leo Marssen's Schwester, im Stande wäre, ein Vermögen anzunehmen und zu meinen Gunsten zu verwenden, welches von Gottes und Rechts wegen – nach *meiner* Ansicht vom Recht – einem Anderen gebührt, selbst wenn ein wohlüberlegter Wille eines Menschen es mir nach dem geschriebenen Gesetz von Rechts wegen überlieferte? Nein, Rolf, dessen ist Caroline Marssen nicht fähig gewesen, und mein Bruder Leo ist Zeuge, daß ich Dein Vermögen zwar, dem Gebote des Erblassers mich fügend, an mich genommen, aber keinen Schilling davon angetastet habe bis auf diesen Tag.«

»Wie?« rief Rolf und wollte aufspringen, während Doctor Marssen ihn auf seinem Sitze zurückhielt, »Du hast keinen Schilling davon angetastet?«

»Nein, Rolf, so ist es. Und hiermit übergebe ich Dir das Testament Deines Vaters und erkläre es feierlich in Gegenwart der Deinigen und der Meinigen nur bis zu diesem Augenblick für gültig, von jetzt an aber für null und nichtig, und gebe Dir somit Dein mir von Deinem Vater überkommenes Besitzthum, welches ich treulich für Dich und Deine Erben verwaltet, bis auf den letzten Heller zurück.«

Alle sprangen jetzt von ihren Sitzen auf und umringten Carolinen. Diese aber wehrte sie von sich ab und ruhte nicht eher, als bis sie wieder ihre Plätze eingenommen

hatten. Als nun aber Rolf heftig sprechen und Einspruch gegen ihr Thun erheben wollte, sagte Doctor Marssen:

»Still, Rolf, Du hast jetzt noch nichts zu sprechen, sondern nur zu hören. Caroline kann handeln, wie sie will, sie hat das Recht, den Muth und – das Herz dazu.«

»Ja, ja, das Herz hat sie vor Allem,« rief Rolf, die Hände vor das Gesicht schlagend, »geahnt habe ich es schon lange, und jetzt weiß ich es. O Caroline, ich sollte es eigentlich nicht sagen, aber ich sage es sogar in Gegenwart unserer Kinder, ohne mich zu schämen: Du bist mir als Geliebte einst theuer und werth gewesen, aber ich wußte Dich nicht zu schätzen und vertrieb mein eigenes Glück, als ich mich von Dir wandte: jetzt, da Du meine Schwester bist, erkenne ich erst Deinen wahren Werth und Deine Seelengröße, und so will ich am Abend meines Lebens durch treue brüderliche Gesinnung wieder gut zu machen suchen, was ich am Morgen gesündigt habe, wofür mich Gott mit einem heißen und gewitterschweren Mittag schon lange gestraft hat.«

Caroline stand unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen, an dem Tisch vor den Ihrigen, und nur ihre wogende Brust gab Kunde davon, was in ihrem Innern vorging. Da hob sie noch einmal die versiegelten Papiere in die Höhe und legte sie vor Rolf hin. »Hier hast Du das jetzt unbrauchbar gewordene Testament – aber hier,« und sie nahm einen großen beschriebenen Bogen auf – »hier sind die Summen angegeben, wie groß das Vermögen Deines Vaters war, als es in meine Hände gelegt ward,

und darunter stehen von Jahr zu Jahr die Summen verzeichnet, um die es gewachsen ist bis auf diesen Tag.«

»Nein,« rief Rolf und wehrte die Papiere mit beiden Händen zurück, »ich nehme nichts aus Deiner Hand, denn jetzt fühle ich die Pflicht, den Willen meines Vaters zu ehren und zu achten, da ich zu der Einsicht gekommen bin, wie weise er gehandelt und wie richtig er Dich beurtheilt, indem er Dich und nicht mich zu seinem Erben einsetzte.«

Caroline erhob ihre sanften Augen zu dem also redenden Mann, und ihr edles Gesicht strahlte von dem schönen verjüngenden Schimmer einer wohlverdienten, ihr ganzes Innere tief bewegenden Freude. »So,« sagte sie mit möglichster Ruhe, »Du nimmst es nicht aus meiner Hand? Nun, dann muß ich mich an Dich wenden, Edda, dann gebe ich die Papiere Dir und bitte Dich, sie Deinem Vater einzuhändigen – und das, das, meine Kinder, ist der Glückwunsch, den ich Euch heute zu Eurer Verlobung darbringe.«

Bei diesen Worten war ihre Fassung zu Ende, und sie begann laut zu schluchzen und sank auf ihren Stuhl. Als sie sich aber schnell wieder gesammelt hatte, erhob sich Doctor Marssen und gebot mit seiner gewaltigen Stimme Ruhe, da Alle mehr oder minder laut durcheinander sprachen.

»Haltet ein,« sagte er, »und laßt mich einmal reden. Hier gilt es nur, Carolinens Wunsch und Willen zu erfüllen, und den *müßt* Ihr erfüllen, es bleibt Euch nichts Anderes übrig, denn ihr Wille ist gut und auch der meinige,

und ich billige es, daß Edda das Vermächtniß aus Carolinens Hand erhält und es ihrem Vater zurückgiebt. Nimm also jenes Blatt, Edda, und lies, wie groß die Summe war, die Dein Großvater meiner Schwester hinterließ.«

Edda gehorchte bebend und nahm das Blatt auf. Als sie es aber an das Licht gehalten und mit Franzens Hülfe die Summe gefunden, erschrak sie und rief: »Das ist nicht möglich – so reich kann mein Großvater nicht gewesen sein!«

»Was weißt Du davon, Kind?« rief jetzt Caroline, mit einem Tuch ihre Thränen abtrocknend. »Allerdings war er so reich, und Dein Vater muß es wissen.«

»Ganz bestimmt weiß ich es nicht, aber ungefähr,« versetzte der Baron. »Gieb das Blatt her, Edda, und laß mich einen Blick darauf werfen.«

Edda reichte das Blatt hin, und er las es. »Ja,« sagte er dann, »es wird ziemlich richtig sein, obgleich die Summe allerdings auch mir etwas groß erscheint, aber mein Vater war – ach ja! ein sparsamer Mann.«

Caroline lächelte überglücklich. »Nun,« rief sie, »dann nimm *dieses* Blatt hier und sieh, wie es sich in fast sieben Jahren vermehrt hat, denn so lange ist Dein guter Vater todt.«

Rolf Juell Wind überflog das neue Blatt und legte es dann schweigend und seufzend auf den Tisch zurück. »Das ist ein großes Vermögen,« sagte er, »aber hier – hier habt Ihr mein Wort – ich nehme es nicht an – ich weise es an Carolinen zurück, der es gebührt, als dem edelsten Weibe, welches es auf Erden giebt.«

Alle sahen sich bei diesen Worten fragend an, und keiner wußte, was er darauf erwidern sollte. Da erhob sich Edda rasch, und mit feurigem Auge Einen nach den Andern anschauend, rief sie: »Erlaubt, Caroline hat *mir* dieses Vermögen überwiesen, auf daß ich es meinem Vater geben soll. Mein Vater weist es zurück, und nun, da das Vermögen doch nicht in die Erde gescharrt werden kann, wie ein todter Mensch, sondern womöglich ewig leben und Gutes wirken soll, so habe ich einen Vorschlag, den Ihr Euch überlegen mögt. Das Vermögen ist groß und reicht hin, fünf Menschen wohlhabend zu machen. Wir sind unserer Fünf – theilt es also in fünf gleiche Theile und gebt jedem einen davon, dann hat Jeder das Seine, und keiner kann den Anderen beneiden.«

Da sprang Doctor Marssen auf. »*Der* Vorschlag ist gut und gerecht,« rief er, »und er paßt für Euch alle, nur für mich nicht. Ich brauche keine Erbschaft, von Niemanden, und ich nehme sie von Niemanden an. Was ich besitze, genügt mir. Aber ich will Edda's Vorschlag nicht ganz von der Hand weisen und ihn nur einer geringen Aenderung unterwerfen. Theilt das Ganze in zwei gleiche Theile. Den einen nimmt Rolf, der Bruder, und den anderen Caroline, die Schwester, und jedes von ihnen kann mit seinem Theile thun, was ihm beliebt, so kommt jedes von Euch auch zu dem Seinen.«

Alle sahen sich wieder fragend an, und da erhob sich Franz, zum ersten Mal das Wort nehmend: »Wenn ich hier eine Meinung äußern darf,« sagte er, »so stimme ich

vollkommen meines Vaters Vorschlag bei. Er ist noch gerechter als Edda's und noch leichter in's Werk zu setzen.«

Aller Blicke wurzelten nun auf dem Baron, der den Kopf geneigt hielt und sein Gesicht mit der Hand beschattete. »Rolf, was sagst Du, sprich!« rief der Doctor, seine große Hand gewichtig auf des Barons Arm legend.

Da erhob dieser sein Gesicht und sagte: »Ja, der Streit muß zu Ende kommen, denn er ist seltsam genug. Ich gehe auf Leo's Vorschlag ein und nehme die eine Hälfte des Ganzen, aber ich theile sie gleich wieder und gebe Edda die Hälfte davon.«

Caroline klatschte vor Freuden und von ihrem Gefühl übermannt in die Hände. »Dann nehme ich die zweite Hälfte und mache es eben so,« rief sie. »Ich theile meinen Antheil auch und gebe die eine Hälfte sogleich an Franz. Die jungen Leute leben am längsten und brauchen folglich am meisten, und mit meinem Rest kann ich machen, was ich will. Da habt Ihr mein Wort, und das ist das letzte gewesen!«

Jetzt erhoben sich Alle von ihren Sitzen und umringten Carolinen, die wieder in Thränen ausgebrochen war. Aus einem Arm fiel sie in den andern, und Alle tauschten nun ihre Glückwünsche aus, die von einer ganz anderen Art waren, als Edda und Franz sie vorher erwartet hatten. Als die beiden älteren Männer aber abseits noch über das Verhandelte sprachen, zog Caroline die jungen Leute in eine Ecke und sagte leise zu ihnen: »O Edda, o Franz, wie glücklich bin ich, daß ich nur Rolf's Braut und nicht sein Weib geworden bin!«

»Aber warum denn das?« fragte Edda erstaunt.

»Du fragst, Mädchen, Du, und siehst das nicht von selbst ein? O, wärest denn Du geboren worden, und wäre Franz so glücklich geworden, Dein Mann zu werden, wenn ich Deines Vaters Frau geworden wäre?«

Edda sah Franz und Carolinen groß an. Da fiel sie dieser an die Brust und rief: »Ja, ja, Du hast Recht, und das war ein schönes, aber auch ein großes Wort, und mein Vater hat Dich mit Recht das edelste Weib genannt.«

»Preise nicht mich, Du reizende Schmeichlerin, denn jedes Wort hat die Vorsehung gesprochen, nicht ich. O wie schwer ist die Absicht derselben oft im Anfang zu begreifen, und erst am Ende sieht man ein, wie erhaben sie ist, wie sie über alles wacht und wie seltsame Mittel und Wege sie einschlägt, um zu Zielen zu gelangen, die kein Mensch vorher berechnen, vorher bestimmen kann. Und da, da habt Ihr noch einmal meinen Glückwunsch, Ihr Kinder: Seid glücklich, so lange Ihr es zu sein verdient; so habt Ihr das Glück in Eurer eigenen Hand, und der Mensch ist wahrhaft glücklich zu preisen, dem solches geboten wird!«

Schon in aller Frühe am nächsten Morgen theilte Edda Miß Rosy die günstige Umwandlung mit, die ihre und ihres Vaters Verhältnisse durch die Großmuth und die edle Gesinnung Carolinens erfahren hatten. »Sie können denken, liebe Miß Rosy,« fügte Edda hinzu, »daß unsere

ganze Zukunft dadurch umgestaltet ist, und daß wir nun im Stande sind, unsere Verbindlichkeiten gegen alle uns treu gesinnten und durch die Zeit bewährten Personen auf eine ganz andere Weise nachzukommen, als es uns noch vor kurzer Zeit möglich schien. Zu diesen Personen nun gehören namentlich Sie, und da frage ich Sie denn ganz einfach, ob Sie mir ferner Ihre Freundschaft bewahren und bei mir und den Meinigen bleiben, oder ob Sie Ihrer schon oft geäußerten Neigung folgen und in Ihre Heimat zurückkehren wollen, in welchem letzteren Falle ich, obgleich ich denselben nicht wünsche, Sie auf entsprechende Weise für die vielen Mühen zu entschädigen versuchen werde, die Sie während der leidensvollen Jahre bei meiner armen Mutter so geduldig ertragen haben.«

Bei diesen Worten brach Miß Rosy in ein leises Weinen aus und umschlang Edda mit ihren Armen. »Nein, nein, meine liebe Edda,« rief sie, »wohl habe ich die Neigung, einmal in meine Heimat zurückzukehren und die wenigen Mitglieder meiner Familie, die noch am Leben sind, wiederzusehen, aber ich möchte am liebsten mit Ihnen selbst eine Reise nach Schottland unternehmen, das Sie doch gewiß auch kennen zu lernen wünschen. Wenn ich aber einen Wunsch äußern darf, so ist es der, bei Ihnen zu bleiben und eben so die Freuden zu theilen, die Ihnen jetzt bevorstehen, wie ich früher die Leiden Ihrer Familie getheilt habe. Unter bessere Menschen, als Sie und ich hier gefunden haben, kann ich nie gerathen, und in ihrer Mitte zu weilen, würde ich für das höchste Glück meines Lebens halten.«

Edda lachte fröhlich auf und schloß nun ihrerseits das gute Wesen in ihre Arme. »Rosy,« rief sie, »das habe ich von Ihnen erwartet und im Stillen gehofft. Nein, unter bessere Menschen, als wir sie hier gefunden, können wir Alle nicht gerathen, da haben Sie wohl Recht, und nun ist es ausgemacht, Sie gehören von heute an zu unserer Familie, ich werde Sie wie eine ältere Schwester lieben und alles Gute reichlich zu vergelten suchen, was Sie mir durch Ihre Liebe und Ihre Ergebenheit so oft und so lange erwiesen haben. Damit stimmt sowohl mein Vater, wie Franz und seine Familie überein, und so reiche ich Ihnen die Hand zum neuen Bunde und biete Ihnen meine Lippen zum Schwesterkuß.«

Dabei küßte sie sie herzlich, und Miß Rosy, die schon lange um ihr ferneres Schicksal besorgt gewesen war, da sie keine Mittel besaß, sich das Leben auf die gewohnte Weise allein zu fristen, vermochte nicht, ihren freudigen Gefühlen anders als durch eine innige Umarmung Ausdruck zu geben.

»Aber ich muß doch noch zwei Bedingungen an unsere Freundschaft knüpfen,« fuhr Edda lächelnd fort.

»O, sprechen Sie, sprechen Sie, liebe Edda, ich will auf jede Bedingung eingehen, die Sie mir stellen können.«

»Erstens, Rosy, bin ich von jetzt an Deine Schwester, und Du wirst mich fortan mit dem schwesterlichen Du anreden müssen, welches in der deutschen Sprache so traulich lautet, und zweitens mußt Du Dich befleißigen, diese deutsche Sprache zu erlernen, da Du ja jetzt unter Deutschen leben wirst –«

»O, weiter nichts? Das ist Alles? Die erste Bedingung erfülle ich jetzt gleich und von Herzen gern, theure Edda, indem ich Dir das trauliche Du zurückgebe; die zweite wird freilich erst in längerer Zeit erfüllt werden können, denn die deutsche Sprache ist schwer für eine Engländerin, jedoch werde ich mich bemühen, sie rasch und gut zu erlernen.«

»Dann bin ich zufrieden, und nun komm, wir wollen zu meinem Vater gehen, und er wird Dir bestätigen, was ich Dir eben vorgetragen.«

Wenn die um so viel günstiger gestalteten äußeren Verhältnisse auf Edda's Frohsinn schon so bedeutend eingewirkt und ihr ein viel größeres Feld liebevoller Thätigkeit geschaffen hatten, so war ihr Vater noch viel mehr davon berührt worden, denn seine Zukunft, auf die er bisher nur mit trüben Blicken geschaut, war plötzlich durch einen hellen Lichtstrahl aufgeklärt, und die größte Lebenssorge war von seinem Herzen genommen. Daß er dieses neue Glück zumeist Carolinen verdankte, an der er in leichtsinniger und kurzsichtiger Jugend so treulos gehandelt, ließ freilich einen lange an seiner Seele nagenden Dorn zurück, allein ihre edle Hingebung und schwesterliche Liebe halfen ihm denselben ertragen, und mit der Zeit vergaß er ganz, daß es Jahre, lange Jahre gegeben, in denen er von der Familie Marssen getrennt gewesen war, ja, ihr feindlich gegenübergestanden hatte. So

reifte denn in ihm von Tag zu Tage mehr der Entschluß, sein ferneres Leben unzerreißbar an das ihre zu binden und sich in der Nähe Leo Marssen's und seiner Schwester anzusiedeln, wozu ihm ja jetzt die Mittel reichlich zu Gebote standen, denn sehr bald waren die Antworten auf Carolinens Briefe aus Hamburg eingetroffen, und große Summen Geldes langten nach und nach an, die nach dem Uebereinkommen der Familie von Carolinen in Empfang genommen und redlich zwischen ihr und Rolf Juell Wind getheilt wurden. So blühte denn ein ganz neues Leben in den beiden Familien auf, der Baum allseitiger Liebe und Freundschaft trug reife Früchte, und es verging kein Tag, an dem sich das Verhältniß der alten Freunde nicht zu einem innigeren und festeren gestaltet hätte.

Im Uebrigen aber setzte man das gewohnte Leben wie bisher fort, nur begann der Baron schon bisweilen, nachdem er keine Briefe mehr zu schreiben hatte, sich in seiner stillen Pension etwas einsam zu fühlen, denn Edda pflegte mit Miß Rosy schon früh nach dem Atelier zu eilen und Franz, wie sie es ihm vorhergesagt, Gesellschaft zu leisten, da dieser nach wie vor den Vormittag bei seiner Arbeit verbrachte und nur die Nachmittage und Abende seiner Braut, seiner Familie und deren gemeinsamen Unterhaltung widmete. So kam denn Rolf schon öfter des Morgens nach Doctor Marssen's Haus herüber und beklagte sich gegen Caroline im Scherz, daß die Langeweile ihn aus seinen vier Pfählen treibe und daß sie ihm nicht böse sein möge, wenn er sie in ihrer Arbeit unterbreche. »So lange die Edda nicht verheirathet ist,«

sagte er eines Tages, »kann ich auch Miß Rosy nicht an mein Haus fesseln, und so mußt Du denn schon den alten Isegrimm in Deiner Gegenwart dulden und darfst nicht murren, wenn er Dir auf allen Deinen Wegen nachläuft und um einen freundlichen Blick bittet.«

Caroline lächelte herzlich und reichte ihm die Hand. »Komm Du nur, alter Freund, so oft Du willst,« erwiderte sie, »und laß die jungen Leute nach Belieben wirthschaften. Wir wollen ihnen keine Minute ihrer Freude rauben, denn das Leben ist kurz, und die Jugend geht rasch genug vorüber. Leo ist Morgens gern allein, und darin dürfen wir ihm nicht entgegentreten, und wenn Du also eine Stunde bei mir sitzen und plaudern willst, so wirst Du mir immer willkommen sein.« –

Edda und Franz führten allerdings ein Leben voller Wonne in dieser ihrer ersten Liebeszeit, und erstere band sich sehr wenig an die strengen Regeln, die früher in ihrem väterlichen Hause geherrscht hatten, als ihre Mutter noch lebte. Man gewährte ihnen gern jede mögliche Freiheit, und sie benutzten dieselbe, um ihrer Liebhaberei an Kunst und Natur vollständig zu folgen und das Leben auf ihre Weise zu genießen, was ihnen durch die herrlichen Umgebungen Interlaken's so leicht gemacht wurde. So ritten sie in der Regel nach Tische, bisweilen von Rosy begleitet, in die Berge, und oft kamen sie erst spät Abends nach Hause zurück, wenn die Sterne schon am Himmel funkelten oder der Mond sein geisterhaftes Licht über die hehren Schneegipfel goß.

»Ihr werdet Euch noch einmal verirren oder in eine Felsspalte fallen,« sagte Doctor Marssen eines Abends lächelnd, als sie kurz vor'm Einbruch der Nacht heimgekehrt waren. »Du bist viel zu dreist, Edda, und Franz viel zu gut, um Dir den Zügel schon jetzt etwas straff zu halten.«

Edda legte ihren schönen Arm um seinen Nacken, küßte ihn und sagte: »In Letzterem hast Du vielleicht Recht, Vater Leo, Dein Franz ist viel zu gut gegen mich; aber in Ersterem nicht. Ich bin gerade so dreist, wie ein beherztes Weib sein muß, um nicht weibisch zu erscheinen. Aber morgen oder übermorgen, strenger Papa, wirst Du uns noch mehr zu schelten haben, denn wir beabsichtigen eine recht weite und halsbrechende Tour zu unternehmen, jedoch bitte ich mir ein freundliches Gesicht aus, wenn wir wiederkommen.«

»Wo wollt Ihr denn hin?«

»Es ist ein Geheimniß, Vater Leo!«

»Nun, dann kann ich mir schon denken, wohin Ihr geht. Ihr wollt Euch die am romantischsten gelegene Kirche aussuchen, in der Ihr Euch trauen lassen wollt, nicht wahr?« fragte der Doctor mit neckischer Laune.

Edda's weiche Hand drückte sich fest auf seinen Mund, so daß er nicht weiter sprechen konnte, denn dies Thema berührte der gute Doctor alle Tage, und noch niemals war das verschwiegene Brautpaar darauf eingegangen.

An dem folgenden Tage nun, als Edda und Franz wirklich schon um elf Uhr Morgens, nur von Jürgen begleitet,

ihren weiten Ritt angetreten hatten, sagte Doctor Marssen zu seiner Schwester: »Caroline, haben denn die Kinder wirklich auch noch nicht mit Dir über ihre Hochzeit gesprochen?«

»Nein, Leo, noch kein Wort.«

»Nun, so müssen wir davon reden, denn lange kann das Geschnäbel nicht mehr dauern, das entnervt den Geist; auch muß der Junge nach Italien; es wird Zeit, daß er ›die letzte Hand‹ – da haben wir sie schon wieder – an seine Ausbildung legt, sonst bleibt er am Ende ganz zu Hause und vergißt die Welt und seinen Beruf.«

»Das befürchte ich gar nicht,« entgegnete Caroline, die nicht leiden konnte, daß etwas gesagt wurde, wenn es auch im Scherz geschah, was den kleinsten Schatten auf ihren Liebling warf; »Du vergissest ganz, daß Franz kein gewöhnlicher Mensch und Edda kein gewöhnliches Mädchen ist. Sie gehen beide ihren richtigen Gang, und keins von ihnen wird seinen Beruf verfehlen.«

»Oho! Das glaube ich auch. Wie denkt denn Rolf über ihre Heirath?«

»Er ist mit uns in Allem vollkommen einverstanden, und sobald sie ihm ihren Wunsch vortragen, ehelich verbunden zu werden, wird er ihnen denselben erfüllen.«

»Nun gut,« versetzte Doctor Marssen lächelnd, »dann sollen sie noch heute diesen Wunsch aussprechen, ich werde dafür sorgen.«

»Wie? Was willst Du thun, Leo? Du wirst sie doch nicht drängen und stacheln?«

»Auf meine Weise gewiß, ja, das werde ich thun, doch warte die Zeit ab und ängstige Dich nicht im Voraus. Wir haben jetzt Mitte October, und Anfang November muß er nach Italien. Ich bestehe darauf!« –

Als Edda und Franz am späten Abend dieses Tages von ihrem Ritt heimkehrten und Edda das dunkle Reitkleid mit ihrem gewöhnlichen vertauscht hatte, fanden sie die Familie im Speisezimmer versammelt, und aller Augen richteten sich neugierig und forschend auf die blühenden Gesichter des glücklichen Brautpaares, da Caroline auch Rolf und Miß Rosy ihr Morgengespräch mit Leo mitgetheilt hatte.

»Also endlich!« sagte der Doctor, nachdem die jungen Leute die älteren herzlich begrüßt hatten. »Ihr habt uns lange auf Eure munteren Gesichter warten lassen.«

»Ja,« nahm Edda das Wort, »wir haben einen herrlichen Ritt durch die schöne braune Herbstlandschaft gemacht und köstliche Unterhaltung dabei gehabt, obgleich ich etwas müde geworden bin.«

»Wo seid Ihr denn gewesen?«

»Rathet einmal!« rief Edda mit blitzenden Augen, indem sie Franz, der schon eben das Ziel ihrer Wanderung verrathen wollte, einen raschen Wink gab.

»O, wie kann man das! Ich habe kein Organ zum Rathen,« erwiderte der Doctor.

Edda trat an ihn heran und legte ihm ihren Arm um die Schulter, wobei sie ihm liebevoll in die ehrlichen Augen sah. »Dann will ich es Euch sagen,« rief sie freudig. »Wir sind zuerst nach der Eisgrotte im Grindelwaldgletscher

geritten und haben sie uns noch einmal angesehen und – und – das war sehr schön.«

»Das glaube ich, aber auch sehr kalt, nicht wahr?«

»Wir haben davon nichts gespürt, nicht wahr, Franz?«

Franz schüttelte lächelnd den Kopf und liebäugelte dabei mit einem Glase Wein, welches der Baron ihm bereits eingegossen hatte.

»Nachdem wir aber die Eisgrotte ganz *nach Wunsch* genossen,« fuhr Edda fort, »sind wir nach Grindelwald geritten und haben unsern Freund Michel, den Gemsjäger, besucht, und bei dem sind wir lange geblieben und haben mit ihm die ganze Reise über das Eismeer nach dem Zäsenberg noch einmal durchgesprochen.«

»Aha! Nun weiß ich es schon. Michel hat mir schon lange erzählt –«

Hier schloß ihm wieder die schöne Hand den Mund, und um ihn in Bezug auf diesen Punct für den heutigen Abend stumm zu machen, drückten sich, gleichsam das Siegel bildend, fest zwei Lippen darauf.

»So,« nahm Doctor Marssen das Wort auf, als er wieder sprechen konnte, »nun wissen wir es. Daß Ihr bei Michel gewesen seid, freut mich, der Mann hat Euch beide wahrhaft liebgewonnen.«

»Davon hat er uns heute Beweise geliefert,« sagte Franz.

»Aber,« fuhr der Doctor, dem Caroline schon lange flehende Blicke zugeworfen hatte, die Kinder nicht durch Neckereien zu ängstigen, unerbittlich fort, »daß Ihr so

viel edle Zeit auf weite und lange Ritte verwendet, ist nicht ganz nach meinem Geschmack.«

Sowohl Edda wie Franz, die unterdeß beide am Tisch Platz genommen, erhoben die Gesichter gegen den jetzt ernst sprechenden Vater.

»Ja, ja,« fuhr dieser fort, »seht mich nur so groß an, ich meine es ernstlich. Ich wollte schon lange mit Dir ein Wort über ein gewisses, sehr wichtiges Unternehmen reden, Franz, und nun soll es heute geschehen. Wie steht es denn mit Deiner Reise nach Italien, mein Junge? Ich denke, es wird Zeit, daß Du Dein Bündel schnürst, wenn Du überhaupt noch Studien machen willst.«

Jetzt hob Franz betroffen den Kopf in die Höhe, und seine Augen richteten sich hastig auf Edda, während seine Wangen eine scharlachrothe Farbe überströmte.

»Ja, ja,« nahm der Doctor wieder das Wort, »ich rathe ernstlich, daß Du bald gehst; der Winter ist die beste Zeit für Italien, Du kommst ja wieder, und Edda läßt Dich gern fort, wenn es zu Deinem Besten ist.«

Jetzt legte Edda ihr Messer nieder, sah Doctor Marssen flehend an und sagte: »Vater Leo, wie, das wolltet Ihr mir wirklich zu Leide thun? Soll das etwa eine Strafe für unser glückseliges Herumstreifen sein?«

»Eine Strafe? Ei, Du närrisches Kind, was Du Dir einbildest. Aber fort *muß* er, das ist eine – eine Naturnothwendigkeit.«

»Nun,« sagte da Edda mit leuchtenden Augen und einer heroischen Entschiedenheit, »dann mag er gehen,

aber aus der Reise nach Italien wird nur etwas, wenn ich sie mitmachen darf.«

»So, so,« versetzte Doctor Marssen, indem er seiner Schwester und Rolf einen heimlichen Blick zuwarf, »also so stehen die Sachen! Ja, dann müssen wir freilich Alle mit und uns von unserer schönen Ruhe und Behaglichkeit losreißen –«

Edda machte ein seltsames Gesicht, indem sie der Reihe nach die um sie herum Sitzenden verwundert ansah, und es lag so deutlich, als ob sie ihn ausgesprochen hätte, der Gedanke darauf: »Das sehe ich noch gar nicht ein, daß Ihr Euch dadurch aus Eurer Ruhe stören lassen sollt. Franz und ich, wir sind alt genug, um allein reisen zu können!«

»Ah!« rief Doctor Marssen, »ich verstehe Dich, mein liebes Kind,« und er übersetzte sogleich die Miene Edda's mit denselben Worten, wie wir es eben gethan. »Nun, freilich, Du hast Recht, aber dann mußt Du vorher seine Frau geworden sein.«

Edda stand auf, und ihre Augen blitzten. »Und wer sagt Euch denn, daß ich es nicht werden will? Bestimmt darüber, wie Ihr wollt, ich bin in diesem Punct gewiß – ein sehr gehorsames Kind.«

Alle lachten laut auf, und nun erst merkten Edda und Franz, daß Vater Leo den Scherz absichtlich herbeigeführt, um zu ihren eigenen Gunsten einen so schönen Ernst daraus werden zu lassen.

Nachdem das Wort ›Hochzeit‹ nun aber erst einmal gefallen war, dauerte es nicht lange, daß die nöthigen Anstalten getroffen wurden, und schon drei Wochen später fand in aller Stille die Trauung der Liebenden in der kleinen benachbarten Dorfkirche statt, aber leider fuhr auch drei Stunden später schon der Reisewagen vor, denn die auf ewig Verbundenen wollten auf der Stelle ihre Reise nach Italien antreten, um ›die letzte Hand‹ an Franz Marssen's künstlerische Ausbildung zu legen.

Als der Wagen mit dem schönen Paare über die Aarbrücke, die nach dem Brünung führt, gerollt war, um es zuerst nach dem Vierwaldstädter See zu bringen, den Edda noch nicht gesehen, von wo sie über den Sanct-Gotthard nach Italien hinabsteigen wollten, war Tante Caroline fast außer sich vor Schmerz.

»O mein Gott, Rosy,« rief sie dieser zu, da die Männer dem Wagen eine Stunde weit zu Pferde das Geleit gaben, »nun sind sie fort, und wir sind ganz allein! Gott sei Dank, daß wenigstens Sie bei uns geblieben sind, denn ich hielte es in meiner Einsamkeit nicht aus, nachdem ich mich mit meinem ganzen Herzen an Edda und Franz angeschlossen habe.«

»Meine liebe Caroline,« erwiderte Miß Rosy in ihrem nur schwer über die Zunge gleitenden Deutsch, – »trösten Sie sich. Was wollen Sie denn? Die beiden Menschen sind ja glücklich, übermäßig glücklich, und das war ja Ihr und unser aller Wunsch. Auch kommen Sie wieder, und dann verlassen sie uns nicht mehr, wenigstens nicht auf so lange Zeit.«

»Ja, ja,« erwiderte Caroline, sich die leise weinenden Augen trocknend, »da haben Sie wohl recht, sie sind glücklich und kommen wieder! Das soll auch mein Trost sein und nun – nun wollen wir es uns angelegen sein lassen, die beiden Männer zu erheitern, denn die leiden ebensoviel durch diese Reise wie wir, nur sind sie zu verstockt, um es einzugestehen. Aber ich sehe es doch!«

»Die bösen Männer,« sagte Miß Rosy lächelnd.

»Die *bösen* Männer, sagen Sie, Kind? O nein, das sagen Sie nicht, sie sind sehr gut, ich versichere es Ihnen, und sie thun nur so, als ob sie böse wären. Ich kenne sie besser. Ach, es ist ein seltsames Geschlecht! Gott weiß, wer es in ihre Seele gelegt, aber sie wissen, daß es den Schlimmsten immer am besten geht, und daß sie am meisten geliebt werden, und darum nehmen sie die Masken vor und spielen die Tyrannen, um uns zu Sclaven zu machen, und wir, wir, Rosy, sind so thöricht und finden uns darein.«

»Thun Sie es doch nicht, Caroline.«

»O nein, o nein, ich thue es doch, denn es giebt kein besseres Loos auf der Welt, als die Sclavin eines innig geliebten Mannes zu sein, wenn dieser Mann – selbst unser Sclave ist.«

»Aha! Das ist die Hauptsache, und nun weiß ich, woher Ihre ganze Sclavenleidenschaft stammt!« Und sie näherte sich ihr, reichte ihr die Hand und nickte ihr liebevoll mit den träumerischen blauen Augen zu.

Caroline aber umfaßte sie, drückte sie an ihr Herz und rief: »O liebe Rosy! Gut, daß Sie hier sind, denn wenn ich

nicht immer Jemanden habe, drücken und herzen kann, bin ich nicht gesund, und nun müssen Sie sich drücken und herzen lassen, damit ich immer gesund bleibe, bis die Kinder wiederkommen, dann habe ich keine Krankheit mehr zu befürchten.«

Zehntes Kapitel. Das Christgeschenk.

Die Lücke war groß, die des jungen lebhaften Paares Abreise in den traulichen Familienkreis des Doctor Marssen gerissen hatte, das sollte Allen erst nach und nach, nachdem der erste heiße Trennungsschmerz überwunden, recht klar werden. Jedem der Zurückgebliebenen fehlte der Eine oder die Andere, diesem am Morgen, jenem am Abend am meisten, und die fröhliche Heiterkeit, die Edda über Alle auszubreiten verstanden hatte, kehrte nur selten noch in das stille Haus ein, wenn einmal ein Brief über die Alpen kam und das Glück und die Genüsse verkündete, welche das junge Paar in dem schönen Lande der Kunst und in der südlichen Natur fand. Indessen mußte man sich in das Unvermeidliche fügen, und wenigstens die Männer gingen bald daran, sich neue Unterhaltung und ein ergiebiges Feld männlicher Thätigkeit zu verschaffen.

Schon während Franzens Anwesenheit hatte man an dem Plane des neuen Hauses gearbeitet, welches sich der Baron in der Nähe und in einem Theile des Gartens seines Freundes erbauen wollte, und da die Mittel dazu reichlich vorhanden waren, so unterlag das Werk keiner weiteren Schwierigkeit. Der Besitzer der benachbarten

Pension hatte sich bereitfinden lassen, einen Theil seines wenig benutzten Obstgartens an den Baron abzutreten, und so wurde die grüne Hecke, die bisher dicht vor dem Atelier gestanden, mit der kleinen Pforte weit hinausgerückt, und Edda's schöner Apfelbaum mit in den Bereich des Besitzthums ihres Vaters gezogen. An dem Gartenhäuschen mit dem Atelier änderte man nichts. »Das dürfen wir nicht anrühren,« sagte Doctor Marssen zu Rolf, »denn, das hat der Junge einmal liebgewonnen, und ich verdenke es ihm nicht, da sich zu süße Erinnerungen für ihn daran knüpfen. Will er einmal ein größeres und kostbareres haben, so mag er es sich selbst nach seinem Geschmack bauen. Künstler sind eigensinnig und ihnen thut kein Mensch etwas zu Dank!«

Dafür aber ging man um so ämsiger, nachdem ein tüchtiger Baumeister seine Hülfe geliehen, an den Aufbau des neuen Gebäudes, das am Ende des Weingangs in gleicher Richtung mit dem Hause Doctor Marssen's seinen Platz fand und die schöne Aussicht nach den Bergen mit ihm theilte. Aber es wurde größer, geräumiger und geschmackvoller gebaut und bestand aus zwei massiven Stockwerken, die nur äußerlich mit zierlicher Holzschnitzerei geschmückt waren und von denen das obere die jungen Leute bewohnen sollten, wenn sie von ihrer Reise zurückgekehrt sein würden. Um bis dahin fertig zu werden, wandte man alle Mittel auf, und Abends, wenn Caroline und Miß Rosy mit bei den Männern saßen, wurde besprochen und überlegt, wie man die Zimmer tapeziren

und sie ausschmücken, was für Möbel man aus Bern holen wolle und welche Ueberraschungen man darin dem jungen Paare bereiten könne. Diese Beschäftigung war eben so angenehm, wie sie über die Zeit forthalf, und da der Herbst gut und trocken und der Anfang des Winters milde war, so gelang es, das Gebäude nebst seinem Nebenschuppen im Rohbau vor Eintritt größerer Kälte unter Dach zu bringen. Sobald der Winterschnee aber geschmolzen und der Frost der ersten Monate des neuen Jahres gewichen war, setzte man den inneren Ausbau rüstig weiter fort, und im Laufe des Sommers gedieh es vollständig, ward im Herbst schon mit kostbaren und bequemen Möbeln versehen und stand endlich mit allem Erforderlichen bereit, die aus der Fremde Heimkehrenden freundlich zu empfangen und ihnen eine trauliche Heimat zu bieten. Da sowohl Rolf Juell Wind die Ausstattung seiner Tochter aus seinen Mitteln durch Miß Rosy besorgen ließ, Caroline aber für Franz nicht damit im Rückstand bleiben wollte, so füllte sich die neue Wohnung mit gar vielen hübschen Dingen an, und Doctor Marssen hatte oft Gelegenheit, mit dem Kopf zu schütteln und sich über die seltsamen Bedürfnisse zu verwundern, die sowohl sein Freund wie seine Schwester den jungen Leuten unterschoben, einzig und allein, um ihre Liebe an den Tag zu legen und ihnen ein so angenehmes Familienhaus wie nur möglich zu gründen.

Mit dem Hause zugleich war auch der große Garten hergestellt, angepflanzt und mit großen frischen Rasenflecken und Blumenbeeten verziert worden; die schönen

schattigen Weingänge hatte man nur an den äußeren Rändern und in einigen Lauben gelassen, sonst aber war Alles nach Rolf's Angaben und unter Beihilfe eines tüchtigen Gärtners angeordnet, und hier nickte Doctor Marssen fröhlich Beifall, denn diese Neuerung sagte ihm zu und im Sommer sah man ihn oft, die Hände auf den Rücken gelegt und eine Cigarre rauchend, in den breiten, mit feinem Kies bestreuten Wegen auf und ab wandeln und freundlich mit Rolf reden, dessen Geschmack und Verschönerungssinn er anerkennen und loben mußte. –

Eine ganz andere Zerstreuung aber, die mit größerer Gemüthsaufregung verbunden war, sollte den beiden Männern und Carolinen während der Abwesenheit der jungen Leute auch von Außen her zu Theil werden, und fast das ganze Jahr 1864 brachten sie in dieser Beziehung in einer Spannung zu, die sich sehr leicht erklären läßt, wenn man ihr früheres Leben und die Schicksale in Betracht zieht, die sie im Laufe desselben verfolgt hatten. Ganz wie die Wetterpropheten der politischen Zukunft es verkündet und wie sowohl Doctor Marssen wie Baron Juell Wind es geglaubt hatten, geschah es: König Friedrich VII. erließ am 13. November 1863 die lange vorher entworfene und vielfach berathene, aber immer wieder zurückgelegte Verfassung, die das Herzogthum Schleswig in Dänemark für ewige Zeit incorporiren und die Deutschen darin zu dänischen Unterthanen machen solle.

»So,« sagte eines Morgens Baron Juell Wind zu Doctor Marssen, als sie eben die Zeitung empfangen und gelesen

hatten, welche die erste Kunde von diesem wichtigen Ereigniß brachte, »da haben wir es! Nun also hat das Drama begonnen, um dessentwillen ich so viel Verfolgung und Kummer erlitten und zuletzt einen ruhmlosen Abschied aus dänischen Diensten erhalten habe. Alle meine Vorstellungen und die meiner Gesinnungsgenossen sind also vergeblich gewesen und König Friedrich beginnt zum zweiten Mal den Kampf mit dem besten und intelligentesten Theil seines Volkes. Gut, wir werden ja sehen, wie es endet und wer der Stärkste, der Glücklichste in diesem Kampfe ist!«

»Glaubst Du denn, daß es zu einem Kampfe kommen wird?« fragte Doctor Marssen mit trauriger Miene.

»Zu einem Kampfe mit Meinungen, in Wort und Schrift gewiß, ob mit dem Schwerte, das bezweifle ich, denn die Deutschen sind zu friedliebend, um sich des kleinen Schleswigs wegen in einen Krieg zu stürzen, und dieses selbst ist zu schwach, um es mit dem bis an die Zähne bewaffneten Inselvolk aufzunehmen.«

Doctor Marssen schüttelte bedenklich den Kopf. »Nimm es mir nicht übel, Rolf,« sagte er, »aber obgleich Du eine vernünftige Meinung über Schleswig und Dänemark angenommen hast – so bist und bleibst Du doch immer ein Däne und kannst Dich von dem ungeheuren und verhängnißvollen Irrthum nicht losmachen, daß die Deutschen allesammt zu friedliebend sind, um sich Schleswigs wegen in einen Krieg zu stürzen. Ja, friedliebend sind die Deutschen, aber gieb Acht, sie lassen sich diesmal nicht gutwillig die Butter vom Brode nehmen, wenn Friedrich

VII. es zu arg treibt und allein seinen fanatischen Räthen folgt.«

»Meinst Du? Nun, dann irrt man sich in Kopenhagen erst recht, denn gerade auf diese friedliebende oder vielmehr den Krieg nicht liebende Gesinnung rechnet man bestimmt in den dermaligen dänischen Regierungskreisen.« –

Da traf bald nach dieser ersten wichtigen Nachricht die zweite viel wichtigere von dem plötzlichen Tode König Friedrichs VII. ein.

Rolf machte große Augen, als er die erste telegraphische Depesche darüber las und sagte: »Das ist Numero zwei, Leo, und nun wollen wir sehen, ob Christian IX. weiser und standhafter gegen seine Räthe als Friedrich VII. ist. Er besinnt sich wenigstens schon, ob er die ihm vorgelegte Verfassung unterschreiben soll, und wenn er meinem Rathe folgen wollte, so zerrisse er sie, schleuderte sie seinem Ministerium in's Gesicht, stützte sich auf die Herzogthümer und riefe gegen seine fanatischen Herren Minister und sein rebellisches Schreiervolk in Kopenhagen die großen Mächte zu Hülfe, denen er seine Krone verdankt. Wenn er das thut, wenn England und Rußland ihm ihre Flotten zur Hülfe oder nur zur Drohung nach Kopenhagen schicken, dann ist er geborgen und die Herzogthümer sind und bleiben seine treuesten Lande. Gieb Acht!«

Am nächsten Tage aber las man schon, daß die Verfassung unterschrieben und erlassen sei. Da wurde der diplomatische Rolf bedenklich und sagte zu seinem Freunde:

»Leo, das ist der dritte wichtige Schritt zum großen dänischen Drama und nun geht der Schwindeltanz mit Deinen Landsleuten los. Christian hat einen schwierigen Weg beschritten, wir werden bald erfahren, zu welchem Ziele er führt – ich prophezeihe ihm keinen Lorbeerkranz.«

Wenige Wochen später hatten sich die Verhältnisse Dänemark's mit den deutschen Großmächten verwickelt: das Executionsheer war in Holstein eingerückt und die Oesterreicher und Preußen machten sich fertig, Schleswig zu besetzen.

»Da haben wir's!« rief Rolf, als er es las. »Das ist der Anfang vom Ende, diesmal aber vom wirklichen Ende, denn ziehen die Preußen diesmal das Schwert, so machen sie es schärfer als vor fünfzehn Jahren und stecken es so leicht nicht wieder in die Scheide.«

Die beiden Männer wurden jetzt eifrigere Politiker denn je. Mit einer Aufmerksamkeit und Spannung ohne Gleichen verfolgten sie jeden Schritt der Alliirten, sie hielten sich alle möglichen Zeitungen und der ganze Morgen und oft noch der Abend wurde mit politischen Gesprächen hingebracht, so daß den beiden Frauen oft angst und bange ward und sie sich vor den kriegführenden Männern flüchteten, als wäre der Feind selbst in ihre friedlichen Mauern gedrungen. Dabei stand Rolf seltsam

genug auf Leo's Seite; wie dieser wünschte er, daß die Sache endlich zum Abschluß kommen und daß das deutsche Recht über das dänische Unrecht siegen möge, denn die Thatsachen sprechen zu klar, so daß kein vernünftiger Mensch darüber im Unklaren sein konnte, und trotz der englischen Schreierei, aus der ebensoviel Blindheit wie Unwissenheit und Parteilichkeit sprach, sah er ein, daß England nicht gesonnen sei, seinem stillen Freunde und Schützling am Belt beizuspringen, da die englische Regierung wohl wußte, daß das britische Volk im Großen und Ganzen *gegen* einen so ungerechten und beispiellos thörichten Krieg sei.

Als nun aber der heißblütige, siegesgewisse und im kriegerischen Geiste groß gezogene Prinz Friedrich Carl von Preußen über die Schlei setzte und dadurch die Dannewirke verloren gingen, da sagte Rolf ganz bestimmt das Ende des Drama's voraus und er ward still und las um so eifriger die rasch aufeinander folgenden Siegesberichte der Deutschen.

Auch die starken Befestigungen von Düppel gingen verloren – auch Alsen wurde auf eine unbegreiflich rasche Weise genommen, und als nun Doctor Marssen eines Tages Rolf fragte: »Nun, Rolf, was sagst Du jetzt von den friedliebenden Deutschen?« da reichte der Däne ihm die Hand und sagte:

»Ich habe mich geirrt und Viele mit mir. Jetzt sage ich Dir, wenn Preußen standhaft bleibt und die Feder nicht verdirbt, was das Schwert errungen, dann hat der Danebrog in den Herzogthümern zu wehen für ewige Zeiten

aufgehört und Dänemark's Tag der Reue ist gekommen, an dem es beklagen wird, daß es taub, blind und ungerecht gewesen ist, wie selten ein Land. O, wie werden den überklugen Herren da drüben endlich die blöden Augen aufgehen, und was wird der hochheilige fromme Bischof sagen, der mich wie einen Hund aus seinem Reiche gejagt, weil ich ihm bei Zeiten die Augen öffnen wollte!«

Endlich am 30. October war der Friede zu Wien unterzeichnet und am 13. November in Kopenhagen vom Staatsrath angenommen, und Dänemark mußte mit Zähneknirschen besiegeln, daß es die schönen Herzogthümer für immer verloren habe.

»O mein Gott!« rief Rolf mit thränenden Augen, »wie gerecht, aber auch wie wunderbar streng ist Gott! Sieh, wie bitter die Ironie des Schicksals spielt: an demselben Tage müssen die Dänen sich von den Herzogthümern lossagen, wo sie vor einem Jahre in wilder Verbissenheit beschlossen haben, das edle Schleswig auf ewige Zeiten ihrem Reiche einzuverleiben. Ja, das ist ein seltsamer Zufall – wenn man es so nennen will – aber nein, es ist mehr, es ist Verhängniß – die Vorsehung ist dabei mit im Spiel – wer kann es läugnen? – ich nicht. Ich bedaure Dänemark, aber ich wasche meine Hände in Unschuld, und nun, Leo, giebt es keinen Streitpunct mehr zwischen uns – Gott hat gerichtet und ich preise seine Weisheit und seinen allmächtigen Willen. Jetzt sind wir quitt, Freund, und wenn noch ein Funken alten Grolls in Dir glimmte, daß ich einst Dein Feind und Gegner war, jetzt ist er erloschen, ich fühle es an meinem eigenen Herzen, denn

es giebt keinen Danebrog mehr, auf den Dein Auge mit Wehmuth blicken kann. O, daß Dänemark von Deutschland einst besiegt werden und die Herzogthümer verlieren würde, habe ich mir wohl oft gedacht, aber daß es so bald geschehen könnte, habe ich nicht geglaubt. O ja, es muß Vieles im Staate Dänemark faul gewesen sein, denn so rasch verscheidet nur ein durch und durch morscher Lebender oder ein Selbstmörder, der die Hand gegen sein eigenes Herz richtet, und das, ja auch das hat Dänemark gethan, indem es die Bewohner der Herzogthümer wie verächtliche Stiefkinder behandelte. Da, da hast Du immer wieder meine Hand, denn nun kommt die Zeit, wo ein braver Deutscher und ein braver Däne sich die Hand bieten und Freunde sein können, um an dem Wohle ihrer Völker zu arbeiten und das Beste auf ihre Häupter herabzuflehen. Ehre und Preis dem höchsten Wesen in den Wolken, es hat den traurigen Keim jahrhundertlanger Feindschaft ausgerottet und der Friede lächelt über Deutschland und Dänemark. Mag er allen Ländern und Völkern eben so lächeln – ich habe ihn, Gott sei Dank! kennen gelernt und weiß ihn zu schätzen. Amen!«

Also ein volles Jahr war jetzt verstrichen, seitdem Edda und Franz in Italien weilten, und häufig genug waren Briefe von verschiedenen Orten eingetroffen, wo sie sich gerade längere Zeit aufgehalten hatten. Die ersten kamen vom Comer-See, dann folgten die von Venedig,

von Florenz und Neapel, wohin sie sich bald begaben, um zuletzt um so ruhiger die längste Zeit in Rom zuzubringen, wo Franz mit allem Ernst und eisernem Fleiß seinen Studien oblag. Alle diese Briefe strömten von unsäglichem Glück über, einem Glück, welches ihnen nicht allein der Aufenthalt an so schönen, von der Natur und Kunst gleich hochgesegneten Orten verursachte, sondern auch ihr persönliches Zusammenleben bereitete, und wie Franz von seiner Edda mit feuriger Begeisterung sprach, so konnte Edda nicht genug die Güte und Liebe ihres Franz hervorheben, was denn natürlich ihren Angehörigen die größte Genugthuung verschaffte und sie über das Glück ihrer Kinder selber glücklich werden ließ. Allein je länger die jungen Leute im Auslande blieben, um so mehr stellte sich auch bei ihnen wieder die Sehnsucht nach der Heimat und ihren Lieben ein, und sie sprachen in ihren Briefen aus Rom oft mit leidenschaftlicher Wärme von den schönen Schneebergen der Schweiz, dem friedlichen Hause Doctor Marssen's, dem stillen Garten mit der gemüthlichen Veranda und namentlich von ihrem kleinen Atelier, welches ihnen vor Allem an's Herz gewachsen zu sein schien.

Diese Sehnsucht nach der Vereinigung der ganzen Familie war aber nicht nur bei den Reisenden zu finden, auch bei den Zurückgebliebenen kehrte sie nach und nach mit stärkerer Gewalt ein. Die Männer ließen freilich im Hause nur wenig ihre Wünsche laut werden, um Carolinen nicht noch mehr zu wehmüthigen Herzensergießungen zu stacheln, um so lebhafter aber sprachen sie

von ihren Kindern, wenn sie allein waren oder sich in den Bergen aufhielten, und dem Doctor wie dem Baron wurde die Zeit entsetzlich lang, bis sie die lieben Gesichter wiedersahen.

Was Caroline nun selbst betrifft, so trug diese ihre Sehnsucht bis zum Herbst des folgenden Jahres ziemlich still in sich herum und nur Miß Rosy bekam wiederholt ihre Klagen zu hören: daß es schrecklich sei, sich von seinen Lieben so lange trennen zu müssen, wenn für diese Trennung doch eigentlich keine Nothwendigkeit vorliege. Als der Sommer aber geschwunden war, die Berge sich mit tiefen Schneelagen bedeckten und die Abende lang und immer länger wurden, da riß der armen Tante fast die Geduld und sie gab sich oft ihren lauten Klagen selbst in Gegenwart der Männer hin. Stundenlang stand oder saß sie jetzt vor dem Bilde Edda's, welches diese als Reiterin im Hochlande darstellte und nun wirklich bis zur Heimkehr derselben in ihrem Zimmer hing, und sinnend weilten ihre treuen Augen auf der lieben Gestalt, die sie noch immer nicht wieder an ihr sehnsuchtsvolles Herz drücken konnte. Auch den Baron, der seit dem October vorigen Jahres mit Rosy bei Doctor Marssen wohnte und auf des Letzteren Vorschlag das neue Haus erst beziehen wollte, wenn die Kinder gekommen wären, auch ihn sah man oft und lange das liebliche Gesicht seiner Tochter betrachten, denn Franz hatte das fertige Portrait Edda's dem Vater einstweilen überliefert, damit er doch wenigstens die Züge seines einzigen Kindes während seiner Abwesenheit vor sich habe.

Als nun aber im November des Jahres 1864 die Briefe aus Rom plötzlich ausblieben und keine Kunde kam, warum die jungen, schreibseligen Leute schwiegen, da stieg in der Heimat die Sehnsucht nach ihnen zu einer noch nie dagewesenen Höhe und zuletzt war die Hoffnung auf die Rückkehr derselben das allgemeine Tagesgespräch geworden, nachdem die politischen Unterhaltungen allmälig verstummt waren.

Eines Abends, als die Männer einen tüchtigen Ritt gemacht und nun mit Behagen in dem warmen Versammlungszimmer bei Carolinen saßen, sagte der Baron mit etwas mürrischer Miene:

»Nun aber wird mir die Zeit doch wirklich beinahe zu lang, bis ich meine Edda und Franz wiedersehe. Jetzt könnten sie wahrhaftig bald kommen, denn Franz kann doch nicht ewig studiren und muß doch endlich einmal mit seinen Vorbereitungen zu künftigen Unternehmungen abschließen.«

Doctor Marssen lächelte in sich hinein, denn Rolf hatte so eben seine eigenen Gedanken ausgesprochen; um aber das Verlangen desselben nicht noch mehr zu schüren, sagte er mit erkünstelter Ruhe: »Nein, ewig wird er nicht studiren, und das braucht er auch nicht, aber wir dürfen ihm durchaus keine Schranken in der Benutzung seiner Zeit setzen, er könnte uns später darüber Verwürfe machen, daß wir seinen nothwendigen Entwicklungsgang durch voreilige Hast unterbrochen haben.«

»Nun ja, da hast Du wohl Recht,« erwiderte Rolf, »aber Rom liegt ja nicht am Ende der Welt, er kann ja immer

wieder hin, wenn es sein muß, aber vor der Hand könnte er doch wenigstens einmal zum Besuch herkommen. Jetzt, wo mein Herz rein gewaschen ist von allen politischen Plagen und Aengsten und mein Auge klar in die Zukunft schaut, möchte ich meine Kinder um mich haben, denn ich weiß nun, was die Sehnsucht nach ihnen ist.« –

Aber eine Woche verging nach der andern und weder die Kinder kamen, noch trafen Briefe ein, und schon wollte in Carolinen ein kleiner Sturm von Sorge ausbrechen, als eines Tages, da die Männer gerade nicht zu Hause waren, in der Mitte des December ein Brief an Miß Rosy anlangte, dessen Poststempel allerdings ›Rom‹ lautete, dessen Adresse aber von fremder Hand geschrieben war.

»Machen Sie ihn auf, machen Sie ihn schnell auf,« rief Caroline, vor Aufregung zitternd, »damit wir sehen, was er enthält. Mein Gott, es wird doch kein Unglück passirt sein!«

»Beruhigen Sie sich, meine liebe Caroline,« entgegnete die gefaßtere Engländerin, »ich muß ihn doch erst lesen und – und – so viel ich sehe,« fügte sie schon während des Lesens lächelnd hinzu, »ist kein Unglück geschehen.«

»Was steht darin? O bitte, sagen Sie es mir.«

Aber Miß Rosy schwieg hartnäckig. Der Brief war von Edda und verkündete wie alle früheren das reinste Glück; die Adresse jedoch hatte sie von einer fremden Hand schreiben lassen, damit Niemand zu Hause sähe, daß er von ihr komme. Sie meldete der alten Freundin am Schluß, daß ihre Rückkehr nach der Heimat festgesetzt

sei, und daß sie beabsichtigten, bestimmt im Laufe des Tages vor Weihnachten einzutreffen. Niemand im Hause aber solle etwas davon erfahren, Franz wolle die Seinigen mit ihr überraschen, um die Festfreude zu einer nie dagewesenen zu erhöhen.

Während Miß Rosy diese Zeilen las und Caroline mit angstvoller Spannung an ihrer Miene hing, erheiterte sich diese plötzlich, ihr Herz schlug hoch auf vor Freude, und als sie da das sorgenvolle Antlitz der guten Tante gewahrte, konnte sie nicht umhin, ihr den Inhalt des Briefes mitzutheilen, um sie von aller Sorge zu befreien.

»Liebe Caroline,« sagte sie, »ich will Edda's Bitten diesmal nicht erfüllen. Ich soll nämlich auch gegen Sie schweigen, allein ich weiß aus Erfahrung, daß die Vorfreude die süßeste ist, und so sage ich Ihnen: Edda und Franz kommen zu Weihnachten, aber Niemand soll es wissen und da – da lesen Sie selbst den reizenden Brief.«

Caroline war außer sich vor Glück; es war fast zu groß, um es in ihrem Herzen allein bewahren zu können, allein da sie eine Vertraute an Rosy besaß, so ertrug sie es. »Miß Rosy, liebe Rosy,« rief sie, »das ist ein köstlicher Gedanke von den Kindern. Aber nun wollen wir still sein und unser Wissen Niemanden verrathen. Die Männer sollen und dürfen keine Ahnung davon haben, sie müssen durchaus überrascht werden; wir aber wollen insgeheim alle Vorkehrungen zu ihrem Empfange treffen und überlegen, wie wir es anfangen, daß wir allein im Hause sind, wenn die lieben Kinder kommen.«

Wenn die Männer nun etwas aufmerksamer auf Tante Carolinens Thun und Treiben gewesen wären und ihre innere freudige Hast schärfer in's Auge gefaßt hätten, so hätten sie leicht hinter das ihnen verborgene Geheimniß kommen können. Allein sie glaubten, diese Unruhe entspringe nur aus ihren vielfachen Besorgungen für das bevorstehende Fest, und ihre Einkäufe, die Anschaffung der Geschenke für alle zum Hause Gehörigen versetzten sie in eine so rastlose Thätigkeit. Mit Miß Rosy war sie jetzt vom Morgen bis Abend in und außer dem Hause beschäftigt; einen großen Theil des Tages brachte sie mit ihr in dem neuen Hause zu, wo sie alles auf's Beste ordnete und nachsah, daß auch nicht ein Nagel fehlte, der den jungen Leuten irgend nothwendig sein könnte. Schon eine Woche lang vor dem Fest ließ sie alle Räume darin heizen, überzog die Betten selbst und legte jede Kleinigkeit dergestalt zurecht, daß die Reisenden, wären sie plötzlich gekommen, alles zur Hand gefunden hätten, wie sie es von jeher gewohnt waren. Auch für die beiden Mägde hatten sie schon im Stillen gesorgt, und diese waren beauftragt, sich am Morgen des heiligen Abends schon um sieben Uhr einzufinden, um auf Erfordern sogleich der neuen Herrschaft ihre Dienste widmen zu können. Auch die Vorrathskammern waren gefüllt, der Weinkeller versorgt und Alles und Jedes in der neuen Wirthschaft in einem Zustande, wie eine junge Hausfrau ihn sich nur wünschen kann.

So kam endlich der Morgen des heiligen Abends heran und Caroline begrüßte ihn mit einem fast feierlichen Antlitz. Schon im Bette hatte sie im Voraus dem lieben Gott für die glückliche Rückkehr der Geliebten gedankt und ihn um Erfüllung aller ihrer geheimen Wünsche gebeten. Sobald sie aber unter ihre Hausgenossen trat, beherrschte sie sich und sagte, als man gemeinsam Kaffee trank:

»Nun, Rolf und Leo, muß ich an Euch eine Bitte richten. Wie Ihr wißt, habe ich mir es nie nehmen lassen, meinen Lieben einen Weihnachtsbaum auszuputzen und ganz im Stillen meine Anordnungen dazu zu treffen. Das will ich auch heute thun und Ihr dürft mich darin nicht stören. Wollt Ihr mir nun einen Gefallen thun, so geht Ihr heute den ganzen Tag aus dem Hause und kehrt erst Abends Punct sechs Uhr dahin zurück. Nun sprecht, wollt Ihr das?«

»Aber mein Gott,« rief Doctor Marssen mit erkünsteltem Zorn, »begreifst Du diese Tyrannei, Rolf? Sie jetzt uns förmlich auf die Straße und verschließt uns das Haus. Wo sollen wir uns denn so lange umhertreiben? Sollen wir etwa in's Wirthshaus gehen, was ich seit meinen Studentenjahren nicht gethan habe?«

Rolf lächelte und gab ihm mit der Hand einen beschwichtigenden Wink. Caroline aber ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr mit energischer Miene und wachsendem Eifer fort: »Wo Ihr Euch umhertreiben wollt, ist mir ganz einerlei: fort müßt Ihr und zwar bald,

ich dulde Euch diesmal nicht länger hier. Eure bärbeißigen Gesichter und Aufpasseraugen sind mir überall im Wege.«

»Komm,« sagte nun Rolf, »thu ihr den Willen, wir sind ja doch ihre gehorsamen Sclaven.«

»Nein, das sind wir nicht, Rolf, und ich begreife Deine heutige Lammmüthigkeit nicht.«

Miß Rosy trat an den Doctor heran, strich ihm sanft über das üppige Haar und sagte: »Nehmen Sie doch nicht mit Gewalt die Miene eines Wolfes an, Herr Doctor. Seitdem ich Sie kenne, weiß ich, daß Sie das sanftmüthigste Lamm von der Welt sind, ob Sie nun poltern oder nicht.«

»Rolf!« rief Leo und sprang von seinem Stuhl auf, »laß uns ausziehen, jetzt ist es wirklich Zeit dazu. Die Schottin ist mit ihr im Bunde und zwei Frauen gegen zwei Männer, das ist eine zu starke Macht. Was meinst Du – das Wetter ist günstig – wollen wir einen Ritt nach Lauterbrunnen machen und den guten Pfarrer besuchen? Das ist eine hübsche Partie im Winter, und wir werden mehr Freude unterwegs als in diesem Hause haben, wo es jetzt nur nach Honigkuchen und Wachs riecht. Und wenn uns der Pfarrer zum Abend einladet, bleiben wir bei ihm und kommen erst morgen wieder.«

»Das ist einmal ein vernünftiges Wort!« rief Caroline triumphirend. »Ja, geht nur, und daß Ihr heute Abend Punct sechs Uhr wieder da seid, darauf gehe ich die größte Wette ein.«

Die beiden Männer sahen sich an und lachten laut. Dann aber schüttelten sie den Frauen die Hände und kleideten sich warm an, während Jürgen den Rappen und Schimmel sattelte, auf denen sie gegen zehn Uhr fortritten und wirklich den Weg nach Lauterbrunnen einschlugen.

Es war ein köstlicher Wintertag, und das Thermometer zeigte nur einen Grad Kälte an. Der Boden war leicht gefroren, aber der Schnee hatte sich bisher blos auf die Höhen herab gelassen, die fast bis auf den Fuß hinunter häuserhoch damit bedeckt waren und rings um das Bödeli ungeheure blitzende Felder zeigten. Noch lag ein leichter Nebel über der Erde, darüber in der Höhe aber funkelte dann und wann schon ein Sonnenstrahl durch und es war zu erwarten, daß der Mittag vollkommen klar und rein sein und einen ätherblauen Himmel zeigen werde. Alle Bäume und Sträucher aber waren in einen flimmernden Reifmantel gehüllt, eben so das Gras der Wiesen und Gärten und in der ganzen Natur herrschte eine feierliche Stille, die zum Herzen sprach und es festlich stimmte, wie es so schön zum Vorabend eines so herrlichen Festes sich eignet.

»So,« sagte Caroline zu Miß Rosy, als die Männer abgeritten waren, »Gott sei Dank, nun sind sie fort und wir können wirthschaften wie wir wollen. Jetzt, Rosy, müssen wir uns beeilen, denn die Kinder können jeden Augenblick anlangen und darum muß Alles rasch gethan sein. Also zuerst in den großen Saal und alle Geschenke an Ort und Stelle gelegt, dann, wenn wir damit fertig sind,

gehen wir noch einmal in das neue Haus und sehen, ob Alles in Ordnung ist.«

Wie Caroline es sagte, so geschah es. Alle Augenblicke nach dem Fenster springend, und auf jeden in der Ferne rollenden Wagen horchend, war sie doch ämsig wie eine Biene, und in zwei Stunden stand alles im Festsaale bereit und es brauchten nur die Lichter am Baum und die übrigen Kerzen angezündet zu werden, um alles vollendet erscheinen zu lassen.

»Und doch fehlt noch etwas!« sagte Miß Rosy, als sie den letzten Blick über das Zimmer schweifen ließ.

»Na, da bin ich neugierig: wie kann ich denn etwas vergessen haben?«

»Der Tisch fehlt, auf welchen die Männer ihre Geschenke legen können, denn Sie werden doch auch welche besorgt haben.«

»O mein Gott, ja, da haben Sie Recht. Und sie haben tüchtig eingekauft, ich weiß es; da drüben in Rolf's Stube, in die er Niemand seit drei Tagen kommen läßt, liegt alles geordnet und eingewickelt bereit.«

»Woher wissen Sie denn das?«

»Still, still, wer spricht davon? Ich habe durch das Schlüsselloch gesehen, das wird Einem doch erlaubt sein? Aber jetzt kommen Sie nach dem neuen Hause. Das soll das Letzte sein und dann können wir die Augen aufmachen und nach dem Wagen ausschauen, der uns das Hauptgeschenk bringt.«

Die beiden Frauen hüllten sich in warme Mäntel und traten den kurzen Weg durch den Garten nach dem schönen neuen Hause an. Die Thür war verschlossen, so hatte es Tante Caroline angeordnet, aber sie öffnete sich von innen, sobald die Frauen sichtbar wurden. Die beiden neuen Mägde waren schon am frühen Morgen unter ihrer Leitung eingezogen und harrten aufmerksam der Dinge, die da kommen sollten.

»So,« sagte Caroline zu ihnen, als sie mit Miß Rosy durch die Thür schlüpfte und wieder hinter sich zuschließen ließ, »da sind wir. Ist Alles in Ordnung, Kinder?«

»Ja, Fräulein, ja, und die Zimmer sind schon alle warm.«

»Das ist gut, das ist gut. Kommen Sie, liebe Rosy.«

Beide schritten nun durch das ganze Haus, dessen Flur und Treppen sogar mit weichen Teppichen belegt waren, und besuchten alle seine wohnlichen und geschmackvoll ausgestatteten Räume. Alle waren angenehm durchwärmt und Caroline brachte feines Räucherwerk mit, das sie selbst anzündete und davon den Mägden noch gab, damit diese es später wiederholen könnten. Im Schlafzimmer der jungen Leute hielt sie sich am längsten auf und untersuchte jedes Einzelne. »Ihr Mädchen,« sagte sie hier zu den beiden Dienerinnen, »auf dieses Zimmer verwendet die meiste Aufmerksamkeit, denn hier hinein tritt die junge Herrschaft heute Abend zuerst; so lange, bis sie zu Bett gehen, bleiben sie drüben bei uns. Gegen Abend wärmt Ihr die Betten – wo die Wärmflaschen stehen, wißt

Ihr, und die Lampen müssen brennen, sobald es dunkel wird, versteht Ihr mich?«

Die Mädchen knixten und sagten wiederholt: »Ja, wir verstehen Sie und es soll Alles zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführt werden.«

»Gut, und um ein Uhr kommt zum Essen in das alte Haus, und am Abend, wenn der Baum brennt, werde ich Euch rufen lassen. So, liebe Rosy, nun können wir wieder gehen. Hier ist nichts mehr zu ordnen und nun wollen wir uns auf die Lauer legen. Kommen Sie, Rosy, o mein Gott, da schlägt es schon halb Eins, wo ist heute nur die Zeit geblieben!« –

Die beiden Frauen kehrten in das alte Haus zurück und legten sich nun wirklich auf die Lauer, aber sie sollten lange vergeblich warten. Der Mittag ging vorüber und sie mußten ihr Mahl, das für vier Personen eingerichtet war, allein verzehren. Bis zwei Uhr hielt Caroline ihre Unruhe im Zaum, als die Reisenden aber auch da nicht kamen, wurde sie ungeduldig, lief hin und her und war fast gar nicht mehr vom Fenster fortzubringen.

»Wenn sie nun gar nicht kämen, oder erst nach sechs Uhr und die Männer schon wieder zurück wären, Rosy, dann wäre unsere ganze Freude umsonst gewesen, wie?«

»Das hoffe ich nicht, liebe Carolinen; vielmehr glaube ich, daß Frau Edda und Herr Marssen sich schon so einrichten werden, daß sie Nachmittag zur rechten Zeit hier eintreffen.«

»Gebe es Gott! Zeigen Sie noch einmal Ihren Brief her!«

Diesen Brief trug Rosy immer in der Tasche bei sich, denn er wurde täglich wohl zehnmal in Anspruch genommen. Caroline las ihn auch jetzt wieder und sagte: »Ja, hier steht es ganz deutlich: wir treffen bestimmt Nachmittags am vierundzwanzigsten December bei Euch ein, es müßte uns denn der liebe Gott einen Stein in den Weg legen. – Ach, wenn er das nur nicht thut,« fügte sie seufzend hinzu, »es wäre zu schrecklich!«

»Ich fürchte es nicht, liebe Caroline, die jungen Herrschaften sind beide pünctlich, und der liebe Gott wird gewiß ein Einsehen haben!« –

Es wurde Drei, dann Vier, und die so sehnlich Erwarteten kamen nicht. Caroline wurde bald blaß, bald roth, und kaum konnte sie ihre Unruhe bemeistern. Endlich um ein Viertel vor fünf Uhr hörten sie Schellengeläut in der Ferne von rasch herantrabenden Pferden.

»Da sind sie!« rief Caroline, wie electrisirt aufspringend und vor das Haus laufend. Und in der That, sie waren es. Ein vorn und hinten hoch bepackter Reisewagen, von vier schnellen Pferden gezogen, kam von der Brüningstraße daher, und wenige Minuten später hielt Tante Caroline Edda und Franz in den Armen, die, in Pelzen wohl verwahrt, so frisch, gesund und glücklich aussahen, wie damals, als sie abgereist waren.

O, welche Freude, welches Jauchzen gab es da von allen Seiten! Wieviel Küsse wurden ausgetauscht, wieviel Fragen gestellt! Aber nun ging Tante Carolinens Sorge

los, um die gewiß halb Erstarrten zu erwärmen, zu erquicken und es ihnen in ihrem behaglichen Zimmer bequem zu machen. Vergebens versicherten die beiden jungen Leute, daß sie gar nicht von der Kälte gelitten hätten, daß sie erst vor einigen Stunden zu Mittag gespeist, sie mußten trotzdem essen und trinken, und heißgehaltene Kissen wurden Edda unter die Füße gebreitet, die sich endlich Alles mit lachenden Augen gefallen ließ und nur immer wieder Carolinen die Hände drückte und sie küßte.

Da kam Jürgen, der auch schon draußen begrüßt war, mit frohem Gesicht in's Zimmer und fragte, wohin er die vielen Koffer und Kisten bringen solle?

»Alle in's neue Haus, Jürgen!« rief Caroline. »Die Mädchen werden sie in Empfang nehmen und an Ort und Stelle bringen; ich habe für Alles gesorgt!«

»Ist das neue Haus fertig?« fragte Franz mit glänzenden Augen.

»Alles, Alles fertig, mein Junge! – O mein Gott, wie groß ist das Glück, Euch wieder hier zu haben! – Aber Ihr werdet es erst heute Abend sehen, wenn Ihr zu Bette gehet, so lange bleibt Ihr bei uns.«

»Aber wir müssen Euch doch unsere Geschenke aufbauen, liebe Tante,« rief Edda, »denn wir haben Euch viel, recht viel mitgebracht!«

»Das kann ich mir denken, aber heute ist keine Rede davon, heute bauen *wir* Euch auf, und morgen Ihr uns, morgen sind wir den ganzen Tag bei Euch!«

Und nun erfuhren die jungen Leute den von Tante Caroline und Miß Rosy ausgesonnenen Plan und wie die Väter überrascht werden sollten, da sie noch nicht wüßten, daß die Kinder heute kämen. »Sobald Jürgen,« sagte Caroline halb athemlos, denn sie konnte noch gar nicht zu sich kommen, »uns die Meldung bringt, daß sie in der Nähe sind – ich schicke ihn bei Zeiten auf die Lauer – so beginnt mein Fest. Die Männer dürfen nicht ahnen, daß Ihr hier seid und werden in ihre Zimmer gesperrt. Ihr versteckt Euch dort hinter die Portiere, und ich zünde die Lichter an. Wenn sie brennen, holt Rosy die Herren, und dann haltet Euch still hinter dem Vorhang, bis ich das Zeichen gebe.«

»O mein Gott,« rief die von Freude und Glück strahlende Edda, »das ist köstlich, Franz. Dann kann ich Dich so recht heimlich hinter der Decke küssen, und kein Mensch sieht es.«

»Oho!« rief Caroline, »ich will nicht hoffen, daß wir das niemals zu sehen bekommen!«

»Aber die Männer lieben es nicht zu sehen, liebe Tante.«

»Was gehen Euch die Männer an – denkt nur an mich und Rosy, wir sehen es immer gern.« –

Der Abend brach mit seiner Dämmerung herein, die Lampen wurden angezündet und die Jalousieen vor die Fenster gezogen, damit nicht irgend etwa ein heimlicher Lauscher die von der Reise Gekommenen erspähe. Endlich ging es gegen sechs Uhr.

»Jetzt werden sie bald kommen; ich wette, sie sind pünctlich!« sagte Caroline, vor Unruhe hin und her trippelnd.

Sie hatte Recht. Punct sechs Uhr kam Jürgen in's Zimmer gestürzt und meldete, daß er die beiden Herren in der Ferne wahrgenommen habe und daß sie gleich am Hause sein würden.

»Führe sie in ihre Zimmer!« rief Caroline dem herbeigerufenen Diener des Barons zu, »aber kein Mensch verräth mit einem Wort, daß die jungen Herrschaften angekommen sind!«

Da hielten die Reiter schon vor der Thür, und als sie abgestiegen und in den Flur getreten waren, hörten die in dem verschlossenen Saal Sitzenden die kräftige Stimme des Doctor Marssen zuerst, der laut sagte: »Guten Abend, Kinder, sind Briefe angekommen?«

»Nein, Herr Doctor,« erwiderte die mit einem Licht auf dem Flur stehende Resi. »Briefe sind nicht angekommen. Aber Fräulein Caroline läßt Sie und den Herrn Baron bitten, auf Ihren Zimmern zu bleiben, bis Sie gerufen werden.«

»Nun, das versteht sich von selber – wir müssen es uns erst bequem machen!« –

»Sie sind herein!« sagte Tante Caroline leise zu Edda und Franz, die vor Freude einen ganz kurzen Athem hatten. »Nun geht es bald los. Geduld! Sie haben keine Ahnung von dem, was ihnen bevorsteht. O mein Gott, mein Gott, wie mir das Herz vor Freude schlägt!«

Mit zitternden Händen und von Edda, Franz und Rosy unterstützt, zündete sie jetzt alle Kerzen und Lichter auf dem buntgeschmückten Tannenbaum an, und dann mußten sich die jungen Leute hinter ihre Portiere flüchten; denn schon hörte man die Männer auf dem Flur herankommen, die die Zeit nicht erwarten konnten, den Baum brennen zu sehen.

Da öffneten ihnen Caroline, die mit Allem fertig war, die Thür. »Herein, herein, Ihr Männer, und ich grüße Euch! – Seid Ihr tüchtig durchgefroren?«

»Gewiß, und daran bist Du schuld, Caroline,« antwortete der Doctor. »Guten Abend. Aber zum Teufel, es sind also noch keine Briefe aus Rom angekommen? Das ist arg!«

»Leo, Leo!« zürnte Caroline, »wer spricht vom Teufel, wo Gott eine Freude bescheert! So, da habt Ihr meine Festbescheerung, da brennt der Baum für Euch beide, und da hat Rolf, da hast Du Deine Geschenke. So.«

Die beiden Männer, die mit Packeten beladen waren, während hinter ihnen Rolf's Diener auch noch einen schweren Ballen trug, traten zögernd in's Zimmer und schauten sich wie geblendet darin um. Dann aber breiteten sie rasch ihre Geschenke auf den leeren Tisch aus, und endlich traten sie vor den Baum und nahmen rings herum, wie neugierige Kinder, die reichen Gaben in Augenschein, die ihnen die schwesterliche Liebe bescheert hatte.

»Das ist immer hübsch, Rolf,« sagte Doctor Marssen mit ernst feierlicher Stimme, »und man bleibt doch das

ganze Leben hindurch ein Kind. Nun, das ist freilich das Beste, was man sein kann. Caroline, wir danken Dir für Deine Liebe, und an jenem Tisch dort suchen wir sie zu vergelten. Aber am liebsten wäre es uns gewesen, wenn Du uns einen Brief aus Rom mit aufgebaut hättest.«

»Wie? Das wäre Euch das Liebste gewesen? Noch lieber also als die Kinder selber?«

»Das ist eine seltsame Frage, Caroline – wie verstehst Du das, Rolf? Klingt es nicht, als ob sie uns die Kinder selbst mit aufgebaut hätte?«

Rolf Juell Wind war stumm, sein Herz sprach lauter als sein Mund es vermochte. Er sah sich nur still im Kreise um und seufzte vor sich hin. »Ach ja,« sagte er endlich, »die Kinder wären mir noch lieber gewesen als ihre Briefe, aber es sollte einmal nicht sein.« –

Da konnte sich Caroline nicht länger halten. Sprechen konnte sie nicht mehr, aber handeln. Und so sprang sie nach dem Vorhang hin, riß ihn aus einander, und mit lautem Jubelgeschrei sprangen nun Edda und Franz hervor und stürzten sich in die Arme der vollständig überraschten und kaum ihren Augen trauenden Väter.

Es dauerte lange, bis diese sich von ihrem Schreck erholt hatten, und selbst der starke Doctor Marssen athmete vor Aufregung laut. »Ja,« sagte er feierlich, »das ist eine wirkliche Weihnachtsfreude, und ich danke Euch allen, die Ihr dazu beigetragen habt, sie uns zu bereiten. Die Kinder sind unsern Herzen das Liebste, Nächste, Theuerste auf der Welt, und Gott war so gnädig, sie

uns gesund und glücklich wiederzugeben. Ich danke Dir, mein Gott, daß Du mich das erleben ließest!«

Da näherte sich Franz leise dem Vater und, ihn mit seinen Armen umfassend, flüsterte er ihm einige Worte in das Ohr.

»Ich bringe Euch noch mehr mit als Ihr denkt!« lauteten diese Worte.

»Wie?« rief Doctor Marssen laut und warf einen freudigen Blick nach Edda hinüber. »Junge, ist es wahr, was Du mich errathen lässest?«

Franz nickte mit dem Kopf und rieb sich die Hände vor innerem Glück.

»Edda!« rief Doctor Marssen. »Komm einmal her, mein Kind!« Und als sie nun vor ihm stand und ihn mit überströmenden Augen und glühenden Wangen ansah, da schloß er sie sanft in die Arme, legte seine Hand auf ihr schönes Haupt und sagte ernst und gerührt: »Gott segne Dich und uns mit Dir!«

Da trat Rolf Juell Wind heran und vernahm, was Doctor Marssen verheißen war, und auch er schloß seine Tochter in die Arme und küßte sie voll Rührung und Zärtlichkeit.

Als nun aber auch Caroline endlich hörte, was die Männer so maßlos glücklich machte und feierlich stimmte, begann sie vor Freude zu schluchzen, und lange Zeit dauerte es, bis man sie wieder beruhigen konnte und Alles wieder in das alte stille Gleise wirklicher Weihnachtsfreude kam.

Ein Festmahl aber, wie das, welches nun folgte, war noch nie in Doctor Marssen's Hause genossen worden. Das reinste Glück und die köstlichste Freude strahlte auf allen Gesichtern, sprach von allen Lippen, klopfte in allen Herzen, und die *Tochter des Diplomaten* war heute der hellleuchtende Punct des häuslichen Festes, und aller Augen hingen an ihren schönen, lebensvollen Zügen, und oft wurde das Wort von allen Lippen laut:

»Gott segne sie und uns mit ihr!«